



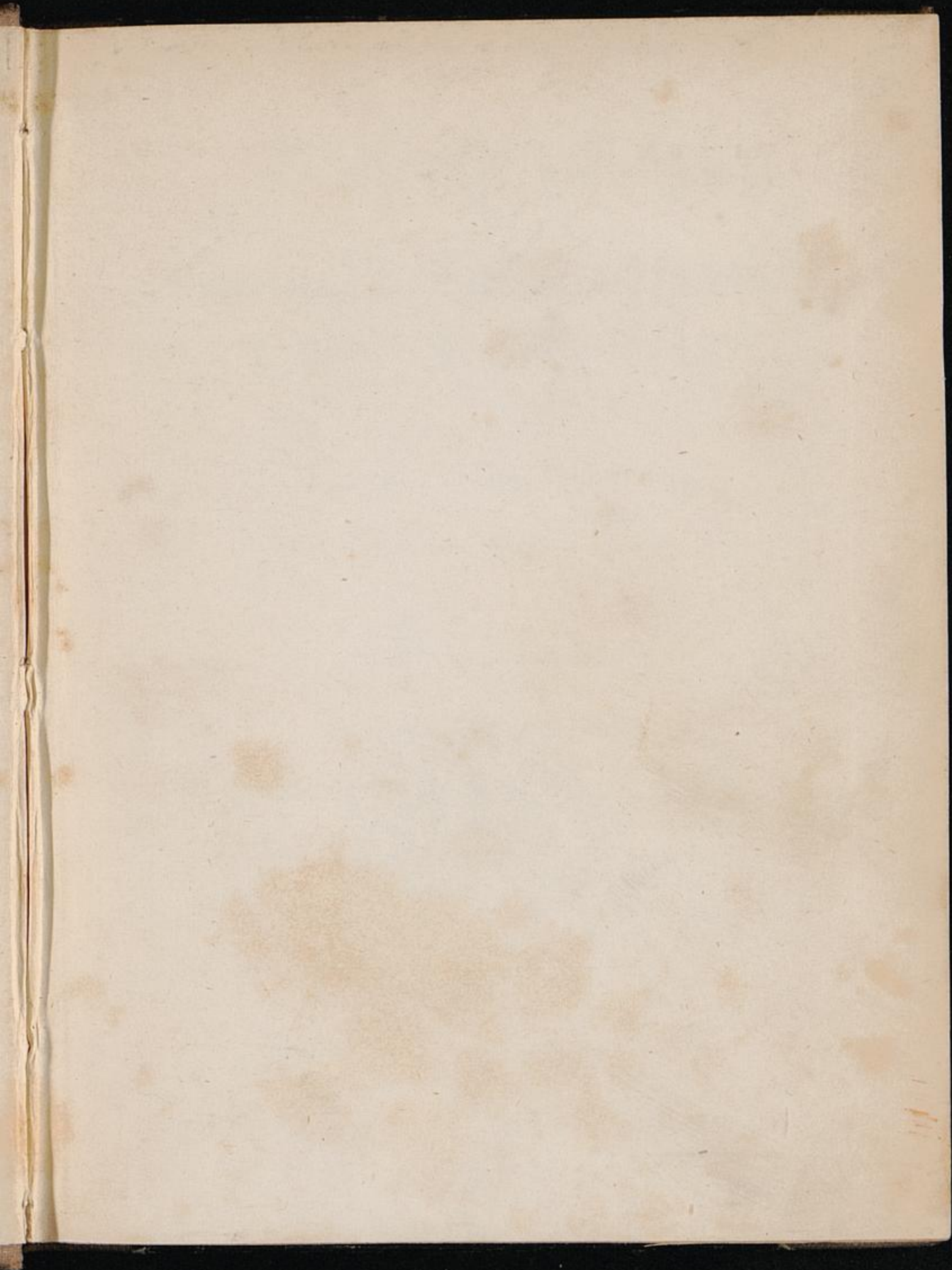
ULB Düsseldorf



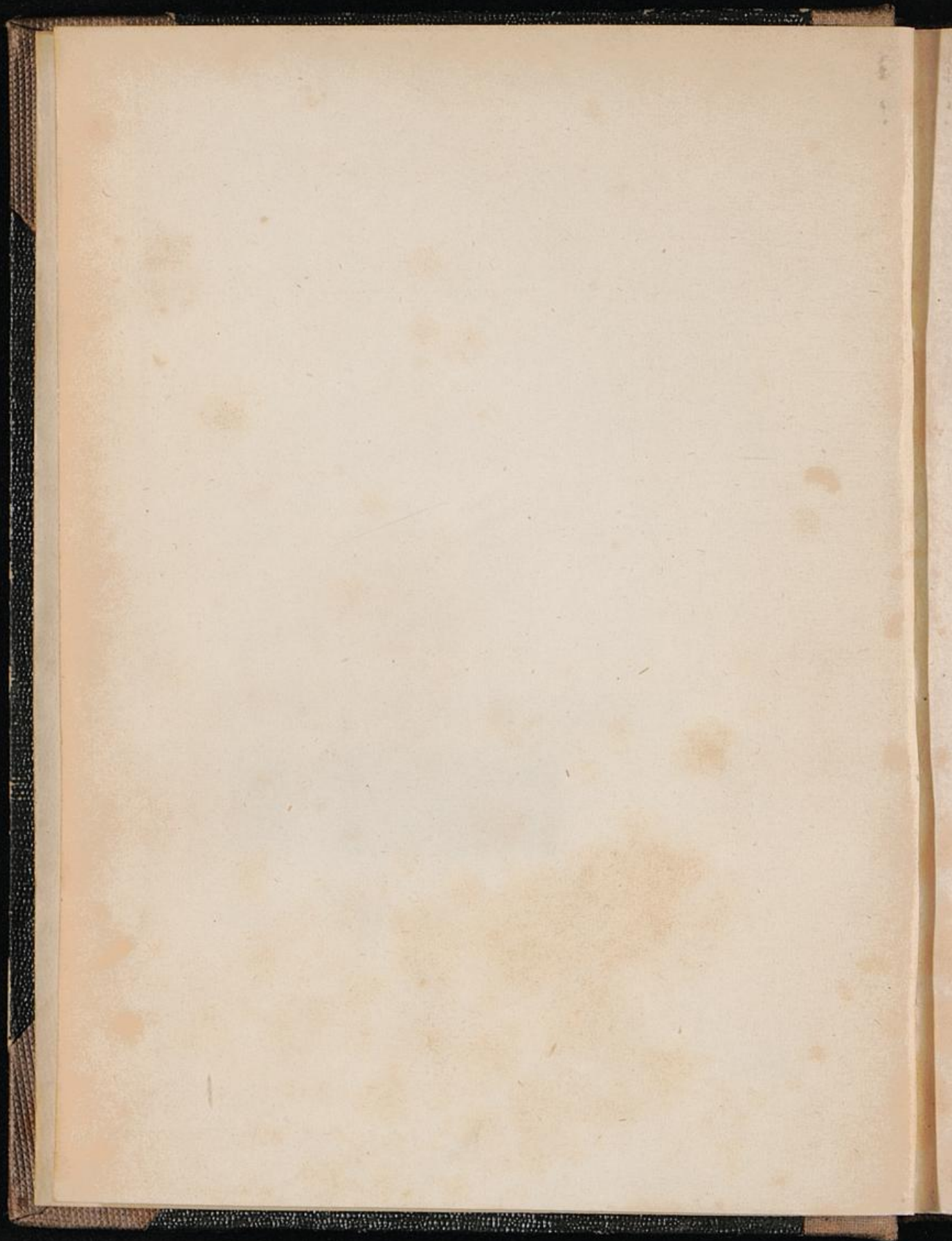
+0495 237 02

*Rec 448.*















J. F. Cooper's  
Amerikanische Romane,

neu

aus dem Englischen übertragen.

---

Siebzehnter Band.

Ned Myers.

Die französische Erzieherin.

---

Stuttgart.

Verlag von C. G. Liesching.

1845.



# Wed Algers.

Aus dem

Leben eines Vorkastellmatrosen.

Herausgegeben

von

James Fenimore Cooper.

---

Aus dem Englischen

von

Eduard M a n c h.

---

Vergangenheit — Du unerbittlicher Tyrann!  
Stark sind die Schranken, die Dein Reich umgeben,  
Und schwere Ketten fesseln Alles, was entrann  
In Deinen festen Zwinger — kalt und ohne Leben!

Bryant.

---

Stuttgart.

Verlag von G. G. Liesching.

1845.



HT 0045 M697



495 237 02



## V o r r e d e .

---

Es ist schon oft ausgesprochen worden, daß eines jeden Menschen Leben, würden seine Begebnisse treu geschildert werden können, anziehend und lehrreich für die Mehrzahl der Leser sein müßte. Ueberzeugt von der unumstößlichen Wahrheit dieses Satzes, hat der Schreiber dieser Zeilen unternommen, die Kreuz- und Querzüge, Lebensrettungen und Ansichten eines seiner ehemaligen Schiffsgenossen dem Papiere anzuvertrauen, als ein sicheres Vehikel, der Lesewelt ein treues Bild von der Laufbahn eines gemeinen Seemannes vorzuführen. Manchem Leser wird es Unterhaltung gewähren, einem Vorkastellmatrosen in seinen gefährvollen Wanderungen zur See zu folgen, und nebenbei üben vielleicht auch Myers' Erfahrungen und innere Umwandlung einen heilsamen Einfluß auf die Gemüther von Solchen, deren Schicksale oder Ansichten sie in eine Reihe mit unserer alten Theerjacke stellen.

Der Leser wird ein erklärbares Verlangen empfinden, zu erfahren, in wie weit der Herausgeber für die Wahrheit des hier Niedergeschriebenen einstehen kann: welche Verkettung von Umständen ihn mit der Person zusammengebracht haben, deren Lebensgang den Stoff dieses kleinen Buches bildet: so möge über diese beiden Punkte soviel hier stehen, als für ein gehöriges Verständniß erforderlich ist.

Zuerst davon, was der Herausgeber selber von der Laufbahn des Helden seines Büchleins weiß. Es war im Jahr 1806, als Ersterer, damals ein junger Mensch, eben von Dale kommend und für den Seedienst bestimmt, auf



einem Kauffahrer seinen ersten Ausflug machte — um seinen Beruf einigermaßen praktisch kennen zu lernen. So wollte es die damalige Sitte, deren Zweckmäßigkeit — die Sache im Ganzen angesehen — man übrigens sehr bezweifeln kann. Die Reise war eine ungewöhnlich lange, sofern sie wohl sechs bis acht Fahrten in sich schloß und nahezu bis an das Ende des Jahres 1807 dauerte. Am Bord desselben Schiffes befand sich unser Myers, welcher dem Kapitän als Zögling beigegeben war. Ned — so nannte man ihn allgemein — war in demselben Alter mit dem Herausgeber; so bildete sich zwischen Beiden schnell jene Vertraulichkeit, welche das Schiffsleben mit sich zu bringen pflegt. Ned war übrigens der Jüngere: ihm blieben damals alle die Mühseligkeiten und schweren Dienstleistungen erspart, denen sich der Herausgeber zu unterziehen hatte.

Nur einmal, nachdem sich die Mannschaft des fraglichen Schiffes zerstreut hatte, trafen Ned und der Herausgeber wieder zusammen, und zwar bloß auf ganz kurze Zeit. Dies war im Jahr 1809. Vierundzwanzig Jahre später, 1833, waren Beide eine halbe Stunde lang am Bord ein und desselben Schiffes, ohne von einander zu wissen. Wenige Monate darauf schrieb Ned, von der richtigen Vermuthung geleitet, der Verfasser des Vootsen müße sein alter Schiffsgenosse sein — einen Brief an den Herausgeber, um sich der Wahrheit zu versichern. Der hierauf folgende Briefwechsel führte zu einer Zusammenkunft, diese zu einem Besuch Neds bei dem Herausgeber, und die Mittheilungen, die Letzterer bei diesem Besuche erhielt, riefen den Entschluß hervor, das vorliegende Buch zu veröffentlichen.

Was die Absicht des wirklichen Verfassers betrifft, so hegt der Herausgeber alles Vertrauen zu Neds Erzählung. Sollte er sich in der That nirgends geirrt haben, so müßte er als eine Ausnahme von der überall giltigen Regel angesehen werden, die auf alle Ansichten und Erinnerungen der übrigen großen Menschenfamilie ihre Anwendung findet. Dessenungeachtet hat der Herausgeber Sorge getragen, nichts wiederzugeben, was ihm irgend Mißtrauen einflößte. An wenigen Stellen hat er seine eigene größere Welt Erfahrung und Menschenkenntnis an der Stelle von Neds beschränkter Anschauungsweise reden lassen; übrigens nur mit großer Vorsicht und einzig in Fällen, wo es am Tage lag, daß der Erzähler durch den trügerischen Schein getäuscht worden war oder aus Unwissenheit gefehlt hatte — woraus der Leser übrigens nicht entnehmen möge, daß Neds Bildungsgrad nur der eines gewöhnlichen Vorkastellmatrosen gewesen sei — ein Schluß, der sehr irrig wäre. Schon



als der Herausgeber ihn zuerst kennen lernte, gingen seine Kenntnisse wesentlich über die des gewöhnlichen Schlags seiner Berufsgenossen hinaus: man erkannte deutlich die Spuren eines Umgangs mit Männern, die in ihrer gesellschaftlichen Stellung, wenn sie auch nicht wirkliche Gentlemen waren, doch nahezu eben so hoch geachtet werden durften. Mit einem Wort, der Umfang von Ned's Wissen im Allgemeinen war ein solcher, daß man am Bord eines Schiffs sogleich auf ihn aufmerksam werden konnte. Vergeudete er auch offenkundig einen großen Theil seines spätern Lebens, so gab es doch Abschnitte darin, die für seine Bildung nicht verloren gingen, so daß Ned seiner Zeit als ein Mann von glücklicher Auffassungsgabe, ziemlich umfangreichen Kenntnissen und vor allem von höchst eigenthümlichem Urtheile gelten durfte. Nehmen wir dazu die gesunden, scharf ausgeprägten sittlichen Grundsätze, die jetzt in seinen Reden wie in seinem Thun gleicherweise sichtbar sind, so wird ihm Niemand das Recht, seine Sache selbst zu führen, abzusprechen wollen: einzig die Ungewohntheit, seine Gedanken schriftlich auszudrücken, wird einige Nachsicht verdienen.

So hat sich denn der Herausgeber bestrebt, der Ausdrucksweise seines Schütlings überall so nahe als immer möglich zu bleiben, und gar oft mußte er sich überzeugen, wie wenig der Sache mit einer kunstvollen Nachhilfe gedient gewesen seyn würde.

Die Frage über den eigentlichen Stand des Mannes, von dem Ned als einem seiner Pathen spricht, wird ohne Zweifel mancherlei Bedenken erwecken: der Herausgeber hat hierüber nur die Bemerkung, daß Myers' Bericht in dem vorliegenden Büchlein im Wesentlichen ganz derselbe ist, den ihm Ned vor nahezu vierzig Jahren gab, in einem Alter und unter Verhältnissen, die jeden Gedanken an eine absichtliche Täuschung verbieten. Zudem wird die Erzählung von seiner Schwester, dem ältesten der beiden Kinder, bekräftigt; ihr blieb, gleich Ned selber, eine bestimmte Erinnerung von dem Fürsten. Der Herausgeber vermuthet, daß die beiden Waisen nicht in einer gesetzmäßigen Ehe gebohren wurden, ohne gleichwohl unmittelbare Beweise dafür in Händen zu haben, und im Uebrigen liegt durchaus nichts Ungewöhnliches darin, wenn ein Großer vom höchsten Range, den des Regenten natürlich ausgenommen — zu Gunsten des Kindes eines Untergebenen am Taufstein erscheint. In der That wird z. B. selbst ein Glied der königlichen Familie eine solche Gunst eher Dem erweisen, von welchem es nach Geburt wie Rang



durch eine große Kluft getrennt ist, als dem höchstehenden Adeligen, welchem es einfallen könnte, Ansprüche auf die ihm erwiesene Huld zu gründen.

Es bleibt uns noch übrig, die Erklärung zu wiederholen, daß nach unserm persönlichen Eindrucke die ganze Geschichte, wie sie hier vorliegt, auf Wahrheit ruht. Neds Gedächtnis mag ihn zuweilen trügen, seine Ansichten irrig sein; aber nach des Schreibers vollster Ueberzeugung wollte die alte Theerjacke weder irgend etwas berichten, was er nicht für wirkliche und wahre Begebenheit hielt, noch irgendwie eine tadelnswerthe Empfindung äußern. Seine Sinnesänderung — so weit man den Baum an seinen Früchten erkennt — ist durchaus lauter und aufrichtig; Sprache, Benehmen, Gewohnheiten, Gleichmäßigkeit des Auftretens, alles zeigt bei dem ehrlichen alten Seemanne den heitern, glaubensfreudigen Christen, der gleich fern von leerem Wortgepränge wie von frankhafter Uebertreibung ist. Gerade darin ist Ned ein lebendiges Beispiel von der Kraft wahren Glaubens, wie von der Allgewalt des Heiligen Geistes, auch den verfinstertsten Sinn zu erleuchten und das verhärtetste Gewissen zu wecken.

October 1843.



## Erstes Kapitel.

Indem ich mich dazu verstehe, die Erfahrungen eines gemeinen Seemanns und argen Sünders — leider muß ich dieß beifügen, denn unser Beruf ist nur allzu geeignet, den Menschen hiezu zu stempeln — vor Augen zu legen, lebt in mir das zuversichtliche Bewußtseyn, daß kein Gefühl von Eitelkeit einen ungebührlichen Einfluß dabei ausübt. Ich liebe die See und es macht mir Vergnügen, mich von dieser meiner alten Bekannten, von den Austritten, die ich in verschiedenen Theilen der Welt erlebt, von den Gefahren, die ich auf ihrem Wellenspiegel bestanden, mit Anderen zu unterhalten. Einer meiner ehemaligen Schiffsgenossen hat sich gegen mich erboten, die Thatsachen, welche ich ihm mittheilen würde, in die geeignete Form einzuleiten, und da ich der Ansicht bin, daß meine Erzählung für manche unter meinen Kameraden, welche demselben Berufe folgen, dem ich so viele Jahre obgelegen — von Nutzen seyn dürfte, so vermag ich in dem Entschlusse, den ich hier ausführe, nichts Schlimmes zu entdecken, möchte mich vielmehr in aller Demuth dem Glauben überlassen, daß er den Samen zu manchen guten Früchten enthalten könnte. Gott gebe, daß die Schilderung, welche ich von meiner früheren Entartung und meinen vielfältigen Fehltritten zu entwerfen mich veranlaßt fühlen werde, gerade durch ihren Kontrast mit meinem jetzigen Glück und meinen Hoffnungen wenigstens einige meiner Leser bestimmen möge, die ausschweifende Lebens-

Ned Myers.

F. J. W.  
Mull  
(Juni  
1904)



weise, wie sie unter Seeleuten so gewöhnlich ist, aufzugeben und ihre Blicke auf jene großen Wahrheiten zu richten, welche so mächtig auf Ueberzeugung und Besserung hinwirken, sobald man sie in Demuth und mit dem richtigen Bewußtseyn unserer eigenen Schwäche in's Auge faßt.

Von meiner Familie besitze ich, außer meinen eigenen Jugenderinnerungen und den Erzählungen meiner Schwester, keine weitere Kenntniß. Meines Vaters kann ich mich noch oberflächlich erinnern; von meiner Mutter, welche in meiner frühesten Jugend gestorben seyn muß, ist mir dagegen kein deutliches Bild in der Seele zurückgeblieben. Ersteren durfte ich bis zu meinem fünften oder sechsten Jahre sehr oft sehen; er diente in des Königs von Großbritannien dreiundzwanzigstem Infanterie-Regiment; \* der vierte Sohn dieses Monarchen, Prinz Edward, wie er damals genannt wurde (später führte er den Titel eines Herzogs von Kent), kommandirte das Korps und begleitete es in die britisch-amerikanischen Kolonien, wo es lange Zeit stationirt war.

Ich wurde zu Quebec zwischen den Jahren 1792 und 1794 — wahrscheinlich anno 1793 — geboren. Welchen Rang mein Vater in seinem Regimente bekleidete, vermag ich nicht anzugeben, glaube aber mit ziemlicher Gewißheit, daß er wirklicher Offizier war. Er besand sich viel um den Prinzen und ich erinnere mich, daß er auf der Parade, wo ich ihn oft gesehen habe, häufig von dem Prinzen zu der Mannschaft zu gehen pflegte — ein Umstand, der meinen alten Schiffskameraden zu der Meinung veranlaßt, er sey der Adjutant des Prinzen gewesen.

Mein Vater war, wie ich immer sagen hörte, ein geborener Hannoveraner und Sohn eines Geistlichen aus jenem Lande; auch

\* Der Verfasser ließ früher die Nummer dieses Regiments in seinem Tagebuche unausgefüllt und ergänzte sie erst jetzt aus dem Gedächtniß: es ist daher leicht möglich, daß er sich irren könnte.



meine Mutter soll eine Deutsche gewesen seyn; doch weiß Keines von der Familie viel davon zu erzählen. Nach der Schilderung, die man mir von ihr entworfen hat, lebte sie sehr einsam, war viel mit Dingen beschäftigt, welche dem Amte meines Vaters gänzlich fremd blieben und konnte überhaupt das Soldatenleben nicht leiden.

Ich wurde in der anglikanischen Konfession getauft und von meiner frühesten Knabenzeit an gab man mir zu verstehen, Seine königliche Hoheit, Prinz Edward, der Vater der Königin Victoria, habe mich aus der Taufe gehoben, Major Walter desselben Regiments sey der zweite Pathe, und Mrs. Walter, seine Gemahlin, meine Taufpáthin gewesen. Meine wahren Namen sind: Edward Robert Myers — die beiden ersteren wurden mir von meinen Taufpáthen nach ihren eigenen gegeben. Diese Taufe, wie meine Geburt fand zu Quebec Statt. Seit ich aber zur See ging, nannte ich mich immer blos Edward oder Ned Myers.

Noch ehe ich alt genug war, um dauernde Eindrücke in meine Erinnerung aufzunehmen, wurde das Regiment nach Halifax versetzt. Mein Vater begleitete dasselbe, und seine beiden Kinder, meine Schwester Harriet\* und ich, wurden natürlich gleichfalls nach Neuschottland mitgenommen.

Mein Leben in Halifax, besonders die späteren Jahre meines dortigen Aufenthalts, habe ich noch ziemlich deutlich im Gedächtniß: der Prinz und mein Vater blieben beide eine geraume Zeit bei ihrem Regiment, verließen aber Halifax um mehrere Jahre früher, als ich selbst von der Stadt Abschied nahm.

Des Prinzen Edward kann ich mich noch ganz genau erinnern. Er wohnte zuweilen etwas außerhalb der Stadt, in einem Hause, welches „Lodge“\*\* genannt wurde; ich wurde oft dahin geführt, um ihn zu besuchen, auch hatte er eine Wohnung in der Stadt selbst. Ich war sehr gut bei ihm angeschrieben, denn er nahm

\* Henriette.

\*\* Kleines Landgut.



mich häufig auf den Arm, um mich zu küssen. So oft er an unserm Hause vorüberging, lief ich ihm entgegen, und er pflegte mich dann selbst durch die Straßen zu führen. Mehr als einmal nahm er mich mit und ließ den Regimentschneider rufen, der mir dann einen Anzug nach des Prinzen eigenem Geschmacke anfertigen mußte. Er war ein stattlicher Mann von gebietendem Aussehen und trug häufig einen Stern auf der Brust. Er hieß damals noch nicht Herzog von Kent, sondern bloß Prinz Edward oder der Prinz. Eine Dame wohnte bei ihm auf der Lodge; wer sie aber war, weiß ich nicht.

Meine Mutter muß um diese Zeit schon todt gewesen seyn, denn ihrer kann ich mich gar nicht mehr entsinnen. Ich glaube, mein Vater verließ Halifax ziemlich lange vor dem Prinzen; auch Major-Walter ging nach England und ließ Mrs. Walter für einige Zeit in Neuschottland zurück. Ob mein Vater mit einem Theile seines Regiments abging oder nicht, vermag ich nicht anzugeben; ich habe nur noch eine Unterredung zwischen dem Prinzen, dem Major und Mrs. Walter, im Gedächtniß, worin von dem Verluste eines Transportes die Rede war, wobei Myers einige Leute gerettet haben sollte.

Dies muß um dieselbe Zeit gewesen seyn, da mein Vater Neuschottland verließ, wohin er, glaube ich, nie mehr zurückkehrte, denn weder meine Schwester noch ich haben ihn später je wieder gesehen. Man gab uns zu verstehen, er sey in der Schlacht gefallen, ohne daß man uns Ort oder Zeit dieses Unglücks genannt hätte. Mein alter Schiffsgenosse, der Herausgeber, meint, dieß müsse in Canada geschehen seyn, denn nachdem ich Neuschottland verlassen hatte, trafen Briefe von einem Freunde aus Quebec ein, worin sich dieser nach uns Kindern erkundigte und dabei auseinander setzte, daß meines Vaters Effekten sich in jener Stadt befänden und als unser Eigenthum betrachtet werden sollten.

Dieser Brief gab meiner Schwester die erste Nachricht von



unfers Vaters Tod, war aber nicht an sie, sondern an Diejenigen adressirt, in deren Obhut sie zurückgelassen worden war. Jenes Besizthum bekamen wir niemals ausgeliefert; mein Schiffskamerad, der diesen Bericht verfaßt, ist der Ansicht, daß gesetzliche Hindernisse in den Weg getreten seyn mögen.

Ehe mein Vater Neuschottland verließ, hatte er Harriet und mich bei einem Mr. Marchinton, einem Geistlichen, in Kost gegeben, der keine wirkliche Pfarrei besaß, sondern in einer eigenen Kapelle predigte. Dieser schickte uns beide in die Schule und trug auch sonst Sorge für uns. Wann der Prinz Halifax verließ, weiß ich nicht mehr genau anzugeben: es muß in meinem fünften oder sechsten Jahre — wahrscheinlich um's Jahr 1798 oder 1799 geschehen seyn.\*

Von jener Zeit an bis zum Jahr 1805 blieb ich bei Mr. Marchinton, besuchte die Schule und vertrieb mir die Zeit, wie dieß bei Knaben jenes Alters gewöhnlich ist. Ich fürchte, ich war von Natur zur Trägheit und zum Müßiggang geneigt, denn unter den Zwangsmaßregeln des Schullehrers und meines Erziehers wurde ich immer starkköpfiger und ungeduldiger. Daß ich gerechte Ursache hatte, mich über Mr. Marchinton zu beklagen, wüßte ich eben nicht, nur wollte mir seine strenge Zucht nicht behagen, vornehmlich deßhalb — wie ich jetzt zu glauben geneigt bin — weil es mir nicht angenehm dünkte, unter drückendem, geistigem Zwange gehalten zu werden. Ich glaube nicht, daß ich sonderlich verdorben war, und weiß gewiß, daß ich nichts weniger als ein cholertisches Temperament

\* Edward, Herzog von Kent, wurde am 2. November 1769 geboren und ward den 23. April 1799, also etwas über 31 Jahre alt, zum Peer erhoben. Diese Ernennung fand wahrscheinlich bei seiner Rückkehr nach England statt, nachdem er sechs bis acht Jahre in Amerika und Westindien zugebracht hatte. Während seines Aufenthalts in jener Hemisphäre diente er mit großer Auszeichnung in Westindien.



besaß; aber ich wollte mein eigener Herr seyn und haßte vornehmlich Alles, was einer priesterlichen Beaufsichtigung ähnlich sah. Mr. Marchinton ließ mich überdies fast niemals auf die Straße, während mich doch mein vorherrschender Hang zum Müßiggange und zu den Spielen anderer Knaben hinzog. Es mag wohl seyn, daß er für einen Jungen von meinem Temperament etwas zu streng war, doch fürchte ich auch meiner Seits, daß die Natur mir einen unstätten, veränderungsfüchtigen Geist gegeben hatte.

Die englischen Kreuzer schickten um jene Zeit viele amerikanische Prisen in den Hasen und da unser Haus nahe am Wasser stand und Mr. Marchinton in jenem Theile der Stadt beträchtliche Grundstücke besaß, so bestanden meine Liebhabereien darin, auf den Bersten herumzuschlendern, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbot.

Auf dem „Cambrian,“ einer Fregatte, befand sich ein Midshipman, der nur wenig älter als ich selbst und ein Schulgenosse von mir war. Der Bursche hieß Bowen und war als angeblicher Prisenmeister einer mit Kaffee befrachteten Brigg in den Hasen beordert worden. Kaum hatte ich Wind von der Sache bekommen, als ich ihn auch alsbald heimsuchte. Der junge Bowen bot Allem auf, um mich in dem nunmehr erwachenden Wunsche, Seemann zu werden, zu bestärken; mit gespannter Neugierde horchte ich auf die Erzählung seiner Abenteuer und auch ich verspürte den gewöhnlichen, knabenhaften Drang der Neacheiferung.

Mr. Marchinton schien meinem Plane, mich diesem Stande zu widmen, abgeneigt zu seyn; ich durste daher meine häufigen Besuche nur verstohlen abstaten, und in demselben Verhältniß, als die Erfüllung meiner Wünsche schwierig zu werden schien, steigerten sie sich auch an Kraft und Hestigkeit.

Ich lernte bald an der Tackelage der Brigg bis zu den Mastenspitzen emporklettern. Eines Tags gewahrte mich Mr. Marchinton ganz oben am Flaggenknopf des Hauptmastes; er rief



mich herab und endete damit, daß er mich für meine Geschicklichkeit und meinen Unternehmungsgeist tüchtig durchpeitschte.

Es geschieht häufig, daß eine Züchtigung gerade die entgegengesetzte Wirkung von dem hervorbringt, was sie eigentlich beabsichtigte — so ging's auch in dem vorliegenden Falle. Mein Wunsch, Seemann zu werden, wurde durch jene Strafe nur noch verstärkt und ich begann jetzt ernstlich an Flucht zu denken, um endlich auf ein Schiff zu kommen und jener Einschränkung am Lande, die mir gänzlich unvernünftig vorkam, zu entinnen.

Eine zweite Prise, das Amsterdamer Packetboot, nach Philadelphia gehörend, war, glaube ich, von der Kleopatra, Kapitain Sir Robert Laurie, aufgebracht worden. Am Bord dieses Schiffes dienten zwei amerikanische Schiffsjungen, mit denen ich bald auf sehr vertrautem Fuße stand; ihre Schilderungen von der See, ihre Berichte über die vereinigten Staaten, verbunden mit dem Zwange, den ich zu erdulden glaubte, stachelten meinen Wunsch, Matrose zu werden und ihr Vaterland zu sehen, immer heftiger auf. Sie hatten wenig zu thun, genoßen großer Freiheit, kamen und gingen fast ganz wie's ihnen beliebte — und dieses müßige Leben erschien mir als der Gipfel der Glückseligkeit; durfte ich doch nicht oft wagen, die Schule zu schwänzen, die mir mit jedem Tage verhafter wurde.

Dieser Wunsch nach einer Veränderung muß mich, soweit ich mich entsinnen kann, beinahe ein volles Jahr beschäftigt haben. Mit jedem neuen Schiffe, das ich vor meinen Augen kommen oder abgehen sah, erhielt meine Sehnsucht wieder neue Nahrung, bis ich ernstlich darauf dachte, den Plan zur Flucht zur Reife zu bringen.

Im Sommer 1805 — in einem Alter von höchstens eilf Jahren — brachte ich endlich mein Vorhaben zur Ausführung.

Ich befand mich eines Tages auf dem Marktplatze und hörte einige gefangene amerikanische Matrosen von einem Schooner erzählen, der im Begriffe stand, Halifax zu verlassen, um nach New-York auszulaufen. Das Schiff gehörte nach Nordkarolina und war



vor einiger Zeit von dem „Driver“ gefangen, aber durch einen Spruch des Admiraltätsgerichtes wieder freigegeben worden. Die Männer, die ich darüber sprechen hörte, beabsichtigten die Ueberfahrt in ihr Vaterland auf diesem Fahrzeug zu bewerkstelligen.

Dies schien mir eine günstige Gelegenheit zur Ausführung meiner Absicht, und unverzüglich begab ich mich von dem Marktplatz nach dem Schooner. Der Steuermann allein war am Bord; ich faßte mir ein Herz und fragte ihn, ob er nicht einen Schiffsjungen brauche.

Mein Anzug wie mein ganzes Aeußere sprachen beide gegen mich, da man sogleich daraus entnehmen konnte, daß ich her bessern Klasse der Stadtkinder angehörte und nicht an Handarbeit gewöhnt war. Der Steuermann fing an mich auszulachen und meinen Wunsch, zur See zu gehen, zu verspotten, indem er mich nach meinen Kenntnissen befragte. Ich zeigte mich zu Allem willig und bereit; da ich aber merkte, daß dies nur wenig Eindruck auf ihn machte, so nahm ich endlich meine Zuflucht zur Bestechung.

Prinz Edward hatte mir vor seinem Abgange von Halifax eine schöne kleine Vogelflinte zum Geschenk gemacht, die nun in meinem Besitze war; ich ließ gegen den Steuermann ein Wörtchen davon fallen, daß ich Eigenthümer eines so kostbaren Artikels sey und ihm die Flinte überlassen werde, wenn er sich dazu verstehen wollte, mich auf dem Schooner zu verstecken und nach New-York überzuführen.

Dieser Röver wirkte: der Steuermann hieß mich die Vogelflinte an Bord bringen, um sie vorerst beaugenscheinigen zu können. Noch in derselben Nacht trug ich die Flinte hinüber, der Mann war vollkommen damit zufrieden und der Handel wurde auf der Stelle abgeschlossen; dann kehrte ich nach Haus zurück, um mir einige Kleidungsstücke zusammen zu packen.

Ich wußte, daß meine Schwester Harriet eben damals Hemden für mich anfertigte; ich stahl mich in ihr Zimmer und nahm zwei



davon mit — das war nämlich Alles, was ich erwischen konnte. Meine Garderobe war nicht sehr reichhaltig, als ich das Haus verließ; gleichwohl brauchte ich die Vorsicht, dieselbe Stück für Stück wegzutragen und einstweilen in einer leeren Tonne im Hofe zu verstecken.

Sobald ich genug Kleidungsstücke zu haben glaubte, knüpfte ich sie in einen Bündel zusammen und trug sie nach dem Schooner hinab. Der Steuermann räumte in der Kajüte einen Schrank aus, worin Kartoffeln aufbewahrt wurden und sagte mir, ich müsse mich entschließen, einige Stunden in diesem engen Behältnisse zuzubringen. Zu gedankenlos, um Einwendungen zu machen, gab ich mit Freuden meine Einwilligung und verabschiedete mich mit dem Versprechen, daß ich früh am nächsten Morgen an Bord kommen wollte.

Vor Bettgehen befahl ich noch einem schwarzen Diener in Mr. Marchinton's Hause, mich gegen Tagesanbruch zu wecken, da ich ausgehen und Erdbeeren pflücken wolle. Dieß geschah; ich stand auf und war bereits angezogen, noch ehe sich irgend Jemand im Hause rührte, worauf ich, ohne Zeit zu verlieren, meine seitherige Wohnung verließ und mich vorsichtig nach dem Schooner hinabschlich.

Dort war noch Niemand auf und ich sah mich demnach genöthigt, den Steuermann selbst zu wecken; der aber schien nunmehr geneigt, den Handel rückgängig zu machen und ich mußte große Beredsamkeit aufbieten, bis ich ihn bewog, endlich doch noch Wort zu halten. Die Vogelflinte mochte er nicht wieder herausgeben; dagegen schien er zu glauben, sie ehrlich verdient zu haben, wenn er mich von meinem Entweichungsversuche abbrächte. Endlich gab er nach — ich schlüpfte in den Schrank und ließ mich mit Kartoffeln zudecken.

Ich befand mich eine gute Weile in dieser unbehaglichen Lage, bis nur das geringste Zeichen von einem Auslaufen des Schiffes bemerkbar wurde; der Drang nach Veränderung erwachte bei mir



in einer neuen Gestalt und ich fing an, meiner Gefangenschaft herzlich müde zu werden, denn die Kartoffeln lasteten schwer auf mir und die eingepreßte Luft machte meinen Käfig fast unerträglich. Schon stand ich auf dem Punkt, den Schrank zu verlassen, als das Geräusch auf dem Verdeck mir die tröstliche Versicherung gab, daß die Mannschaft am Bord eingetroffen und der Schooner zu Abfahrt bereit war. Ich konnte die Unterhaltung der Leute mitanhören und nach einer Pause, welche mir ein ganzes Jahrhundert dünkte, durste ich nicht länger zweifeln, daß sich der Schooner wirklich unter Wegs befand.

Während wir aus dem Hasen hinausfuhren, vernahm ich das Anrufen aus einem der Forts; nicht lange nachher begegnete uns der „Driver“, dieselbe Kriegsschaluppe, welche unser Schiff aufgebracht hatte und die nun ihre Prise natürlich wieder anrufen mußte. Dies Alles konnte ich in meinem Gefängnisse unterscheiden, so daß ich mich nach und nach mit meiner Einsperrung wieder ausöhnte. Nachdem unsere Papiere richtig besunden waren, wurden wir von der Schaluppe nicht länger aufgehalten, sondern erhielten die Erlaubniß weiterzufahren.

Schon war es Mittag, als ich endlich erlöst wurde. Sobald ich auf's Verdeck herauf kam, gewahrte ich, daß der Schooner bereits die offene See erreicht hatte: außer ein paar wohlbekanntem Thürmen war von Halifax nichts Weiteres mehr zu entdecken. Ich muß gestehen, daß ich den Schritt, den ich gethan hatte, nunmehr zu bereuen anfing: hätte ich das Land wieder erreichen können, so würde mein Gang zu einem unstätten Leben wahrscheinlich eine sehr heilsame Erschütterung erfahren haben — jetzt aber war es zu spät und ich sah mich genöthigt, auf dem schwierigen dornenvollen Pfade auszuharren, den ich so unbedachtsamer Weise betreten hatte.

Ich blicke oft auf diesen Augenblick zurück und suche mir vorzustellen, wie sich wohl mein Schicksal ohne diesen unglückseligen Schritt gestaltet haben würde. Was der Prinz für mich gethan



hätte, läßt sich unmöglich bestimmen; wahrscheinlich wäre ich nach dem Tode meines Vaters in Vergessenheit gerathen, wie dieß auch bei meiner Schwester der Fall gewesen zu seyn scheint, welche in dem Hause, in dem sie lebte, anfänglich als ein Glied der Familie betrachtet und behandelt, später aber zu einer Art bevorzugter Dienerin degradirt wurde.

Ich habe später erfahren, daß Mr. Marchinton meinethalben genaue Nachforschung anstellen ließ; er glaubte, ich wäre ertrunken, weshalb an verschiedenen Stellen des Hafens nach meinem Leichnam gefahndet wurde. Diese Ansicht erhielt sich so lange, bis die Nachricht von meiner Anwesenheit in New-York seine Familie erreichte.

Mein Erscheinen auf dem Verdeck gab Veranlassung zu vielen Scherzen zwischen dem Kapitän des Schooners und seinem Steuermann: ich wurde tüchtig ausgelacht, im Ganzen aber nicht übel behandelt. Ich hatte das Amt des Kochs zu übernehmen — auf diesem Fahrzeug keineswegs eine schwierige Aufgabe, da die Combüse\* nur aus einem Heerd mit zwei Töpfen bestand und die Gerichte überhaupt sehr einfach waren. In der Kajüte vertrat der Saffras die Stelle des Thees, während gekochtes Rind- und Schweinefleisch das Mittagessen bildete.

Am ersten Tage wurde ich meiner Dienstverrichtungen enthoben, weil ich seefrank wurde; am andern Morgen aber machte ich mich alles Ernstes an die Arbeit. Wir hatten eine lange Fahrt und meine Lage war nicht sehr erfreulich, da der Schooner sehr feucht war, und die Wellen, die zuweilen über ihn hereinschlugen, mir häufig das Feuer auslöschten. Auf dem Deck befand sich eine Ladung Schindeln und ich hatte bald entdeckt, daß diese zum Anzünden vortrefflich geeignet seyn müßten; aber es war gegen die Schiffsregeln, von der Ladung etwas zu verbrennen, und mein Freund, der Steuermann, mußte mich erst durch allerhand Büsse über diesen

\* Schiffsküche.



Unterschied belehren. Sonst hatte ich's ziemlich gut, bis wir nach Verfluß von ungefähr zehn Tagen Sandy Hook\* erreichten.

So war meine erste Seefahrt, deren ich mich noch genau erinnern kann, beschaffen; meine allererste mochte sie wohl nicht seyn, da man mir gesagt hatte, daß wir auch von Quebec aus zu Wasser nach Halifax gebracht worden seyen. So sehr man auch in meinem damaligen Alter geneigt ist, die Eindrücke ebenso leicht, als man sie empfängt, auch wieder zu verlieren, so war ich doch durch diesen Versuch noch keineswegs von meiner Wanderlust geheilt. Wie sorglos und unwissend ich in solchen Dingen war, davon kann sich der Leser einen Begriff machen, wenn er erfährt, daß ich, so viel ich mich entsinne, nicht einmal den Namen des Schiffes kannte, auf welchem ich Neuschottland verlassen hatte. Abwechslung, Abenteuer — das war's, was ich suchte, und es fiel mir niemals ein, mich nach einer Sache zu erkundigen, welche einem Jungen von meiner Sinnesart so unwesentlich erscheinen mußte — so daß mir jener Name bis auf die heutige Stunde noch unbekannt ist.

Der Schooner lief die Bay hinauf und begann Fly-Market\*\* gegenüber einzuhalten; er legte übrigens nicht dicht an der Werfte an, sondern ging an deren Endpunkte hinter zwei bis drei anderen Schiffen auf kurze Zeit vor Anker.

Dies geschah nicht lange nach dem Frühstück, während ich mit den Vorbereitungen zum Mittagessen, das wie gewöhnlich um zwölf Uhr fertig seyn mußte, beschäftigt war. So lange die Mannschaft am Essen saß, hatte ich nichts zu thun; als ich daher eine Knabenschaft auf der Werfte gewahrte, trat ich an's Ufer und landete zum ersten Male in meinem neuen Vaterlande.

Ich war ohne Hut, ohne Rock und Schuhe: meine Füße waren von den Schindeln, auf denen ich immer herumlaufen mußte,

\* Zu deutsch „Sandhaken“, wie die eine Landzunge des New-Yorker Hafens genannt wird.

\*\* Fliegen-Markt.



völlig wund geworden. Ich fand die Knaben damit beschäftigt, aus einigen umherstehenden Fässern Syrup zu lecken und machte mich gleichfalls mit großem Eifer an diese Arbeit.

So mochte ich mich eine Stunde und drüber umhergetummelt und mit den Knaben unterhalten haben, als mir plötzlich mein Dienst auf dem Schooner einfiel: wie ich mich aber nach ihm umschaute, da war er verschwunden! Die Mannschaft hatte mich ohne Zweifel im Kielraume geglaubt, und so war das Schiff, ohne daß man mich vermifste, nach einem andern Ankerplaz gesteuert — aber wohin? das wußte ich nicht; ich fand es nirgends und habe es auch nie wieder zu Gesicht bekommen.

So war ich denn plötzlich auf einen neuen Schauplaz versetzt. Wäre ich nur so gescheit gewesen, weiter aufwärts längs der Werfte hinzuwandern, so hätte ich ohne Zweifel das Schiff wieder finden müssen; so aber zog ich es vor, nach kurzer Nachforschung zu den Knaben und dem Syrup zurückzukehren.

Daß ich darüber bestürzt war, mich ohne einen Heller in der Tasche, ohne Hut, Rock oder Schuhe an einem fremden Orte zu befinden, wird wohl Niemand bezweifeln; aber wunderbar war es doch, wie wenig ich mir daraus machte — denn ich kannte noch nichts und wußte darum auch nichts von Besorgnissen wegen der Zukunft. Während ich den Syrup schlürfte, schilderte ich den Knaben meine Lage und erregte dadurch viel Mitgefühl unter ihnen; von Munde zu Munde lief die Nachricht, „wie ein armer englischer Knabe sein Schiff verloren habe und nicht wisse, wo er die Nacht zubringen solle.“ Einer der Jungen versprach mir ein Abendessen und was das Nachtlager betraf, so schien die allgemeine Meinung dahin zu gehen, daß ich unter einer der Fleischerbuden des naheliegenden Marktes ein passendes Obdach finden würde.

Ich aber hatte ganz andere Pläne für mich im Kopfe. Es wohnte damals zu New-York eine Familie, Namens Clark, die ich von Halifax her kannte; ich erinnerte mich, wie meine Schwester



Harriet, kurz bevor ich die Heimath verließ, von ihnen gesprochen und mir gesagt hatte, daß sie auf dem Fly Market oder in dessen Nähe wohnten; daß wir uns aber auf Fly-Market befanden, wußte ich und dieser Name hatte mich eben an jene Familie erinnert. Ich erkundigte mich, ob einer der Knaben von einer Familie dieses Namens wüßte — bekam aber keine befriedigende Antwort: die Clarks waren Fremde, welche Niemand kannte. Es war nicht mehr lange bis Sonnenuntergang und ich beschloß deshalb, die Leute in eigener Person aufzusuchen.

Unverzüglich machte ich mich an die Ausführung meines Vorhabens und ging den Markt hinaus, bis ich Maiden-Lane\* erreichte. Während ich so die Straße hinschlenderte, hörte ich plötzlich eine weibliche Stimme hinter mir rufen:

„Herr Gott! da unten geht Edward Myers im ärmlichsten Aufzug!“

Gleich darauf kam Susanna Clark, eine von den Töchtern, auf die Straße herab und einen Augenblick später stand ich in ihrem Hause, umringt von der ganzen Familie.

Natürlich wurde ich nun auf's Genaueste ausgefragt und erzählte auch alsbald die volle Wahrheit. Die Clarks bezeugten sich äußerst freundlich gegen mich, boten mir Kleider an und wollten mich bei sich behalten; ich konnte aber die Familie nicht leiden, denn mit den Knaben war ich früher in fortwährendem Hader gelegen und der Vater, der mir immer sehr streng vorkam, hatte mich, trotz meiner Unschuld — in Halifax des Obstdiebstahls beschuldigt, weshalb ich Mr. Clark seither immer als eine Art von Feind zu betrachten pflegte. Ich hatte hauptsächlich deshalb nach dieser Familie gefragt, um von ihr zu erfahren, wo ein gewisser Dr. Heizer\*\* wohnte.

\* Jungfernstieg.

D. II.

\*\* So lautet Ned's Aussprache, welche aber wahrscheinlich unrichtig ist. Ned geht ziemlich willkürlich mit Namen um, und mag ohne Zweifel manche falsch buchstabiren.

D. Herausg.



Es war dies ein Deutscher, der früher in der Armee gedient hatte und sich, wie ich wußte, in New-York aufhielt; zu ihm hatte ich mehr Vertrauen, als zu den Clark's, und ich war fest entschlossen, mich ganz seiner Güte in die Arme zu werfen.

Ich lehnte also alle Anerbietungen ab, ließ mir Dr. Heizers Adresse geben und machte mich ganz so, wie ich war, auf den Weg, um seine Wohnung aufzusuchen. Draußen war Mondschein und mit kindischer Zuversicht wanderte ich durch die Straßen. Mein Weg führte Broadway\* hinauf, gegen die Ecke dieser und der Hester Street, nahe bei der Canalstraße, welche anno 1805 beinahe noch außer der Stadt lag. Man hatte mich angewiesen, mich auf Broadway nach einer Brücke umzusehen, die mir bei meiner neuen Schifffahrt als Landmarke dienen sollte; sie war auch leicht zu finden und als ich mich an einem Hause nach meiner Adresse erkundigte, erfuhr ich, daß die Familie, welche ich suchte, neben an wohnte.

Die Heizers waren durch mein Erscheinen höchlich überrascht; ich wurde natürlich ausgefragt und erzählte ihnen die reine Wahrheit, denn ich wußte, daß ein Geheimhalten unnütz seyn würde, war trotz des Schrittes, den ich vor Kurzem gethan hatte, von Natur gleichwohl höchst offenherzig, und fing jetzt an, den Mangel an Freunden schmerzlich zu empfinden. Man gab mir zu essen und noch denselben Abend führten mich Dr. Heizer und seine Frau in einen Laden unterhalb Broadway und kauften mir einen neuen hübschen Anzug. Eine Woche später ging ich wieder regelmäßig in die Schule.

Welche Schritte Dr. Heizer wegen meiner Ankunft unternahm, habe ich nie erfahren; es läßt sich wohl vermuthen, daß er Mr. Marchinton, den er ganz gut kannte, die näheren Umstände mittheilte, obwohl Harriet mir sagt, daß sie die erste Nachricht um vieles später und aus ganz anderer Quelle erhalten habe. Dem mag nun seyn wie ihm wolle — ich für meine Person wurde freundlich behandelt und lebte in jeder Hinsicht, wie wenn ich ein Glied der

\* Der breite Weg.



Familie wäre. Die Heizers hatten keinen Sohn und schienen mich alle als einen solchen zu betrachten.

So verweilte ich in diesem Hause vom Herbst 1805 bis zum Frühjahr 1806. Bald aber hatte ich das Lernen satt und begann wieder die Schule zu schwänzen, wogegen ich auf den Werften herumschleuderte und mir die Schiffe betrachtete. Dr. Heizer kam bald dahinter und je mehr er mich beobachtete, desto deutlicher wurde ihm meine Vorliebe für die See.

Er und seine Frau nahmen mich jetzt bei Seite und suchten mich zur Rückkehr nach Halifax zu überreden: ich war aber diesem Rückschritte mehr und mehr abgeneigt geworden. Ehrlich gestanden hegte ich schlimme Besorgnisse vor Mr. Marchinton's Peitsche und fürchtete eine lange Reihe harter Bußtage.

Bei manchen Menschen mögen strenge Maßregeln allerdings am Platze seyn: dagegen gibt es aber auch andere, für welche sie mir weniger passend erscheinen. Ich gehörte zu letzterer Klasse, und bin, glaub' ich, weit leichter zu leiten als anzutreiben; jedenfalls konnte ich nur mit Abscheu an jene Heimkehr denken und weigerte mich geradezu, den Vorschlag anzunehmen.

Nach langem Hin- und Herreden und vielen Ueberredungsversuchen willigte endlich Dr. Heizer ein, mich von New-York aus auf die See gehen zu lassen — vielleicht daß er sich auch bloß so stellte: ich habe dies nie genau erfahren.

Der „Leander,“ Miranda's Admiralschiff bei seinem mißlungenen Versuche, das spanische Amerika zu revolutioniren, lag eben damals im Hafen vor Anker; Dr. Heizer war mit einem Herrn bekannt, der mit dem Schiffe in Verbindung stand und wußte mich daselbst unter der Bedingung unterzubringen, daß ich mit demselben nach Holland übersegeln sollte. Den Tag über befand ich mich am Bord des Schiffes; zum Essen und Schlafen aber kehrte ich in das Haus meines neuen Dienstherrn zurück.

Diese Lebensweise mochte etwa vierzehn Tage gedauert haben,



als sie mir bereits herzlich entleidet war. Neben meinem Herrn und Gebieter hatte ich nun auch noch eine Gebieterin, welche mich zu einer Art von Küchenjungen verwendete und mich zum Reinigen von Messern, Stiefeln, Leuchtern und ähnlichen Verrichtungen anhielt, gegen welche mein Stolz sich höchlichst empörte. Ich habe seither manchmal gedacht, es könnte auch geschehen seyn, um mir den Seedienst zu entleiden und mich zur Rückkehr nach Mr. Marchinton's Hause zu veranlassen — jedenfalls aber hatte es eine ganz andere Wirkung, denn mein Wunsch, Seemann zu werden, blieb fortwährend unverändert.

Eines Sonntags war ich auch wieder auf dem Schiffe gewesen und hatte dem Steuermann im Aufziehen der Flaggen am Fock- und Besanmast geholfen, worauf ich zu gehöriger Zeit nach Haus zurückkehrte. Hier empfing mich meine Herrin mit dem Befehl, augenblicklich eine doppelte Portion Messer zu puhen. Ich protestirte gegen alle derartige Arbeit und gerieth in heftigen Streit mit ihr; endlich zwang sie mich aber doch, die Messer zu reinigen — doch nicht zu ihrem Besten, denn über die Hälfte flog über den Zaun in den anstößenden Hof; was übrig blieb, wurde gesäubert, worauf ich meinen Hut ergriff und wieder zu Dr. Heizer zurückkehrte, um den Leander und meine Gebieterin mit keinem Auge mehr zu erblicken.

### Zweites Kapitel.

Dies führte natürlich eine Erklärung herbei: Dr. Heizer und seine Frau machten mir Vorwürfe wegen meines Benehmens und versuchten nochmals, mich zur Rückkehr in Mr. Marchinton's Haus zu überreden. Die freundlichen Gesinnungen jenes Herrn, sowie die Aussichten, welche mir der Schutz und die Gönnerschaft meines Pathen, des Herzogs von Kent, darböten, wurden des Langen und Breiten besprochen.

Neb Myers.



Ich kann jetzt nicht umhin zu glauben, daß ich die Gunst, deren ich in jener frühen Periode meines Lebens genoß, zum größten Theil dem Umstande verdanke, daß der Prinz mich aus der Taufe gehoben hatte. Er war ein strenger Befehlshaber — ja ich erinnere mich sogar gehört zu haben, daß seine Strenge mehr als einmal zur Meuterei Veranlassung gab; mein Vater stammte aus Deutschland — einem Lande, wo die militärische Subordination bis zum Uebermaße gehandhabt wird, und so ist es höchst wahrscheinlich, daß jene Ehre aus einer Aehnlichkeit des Geschmacks, welche zwischen Beiden herrschen mochte, hervorging.

Ich kümmerte mich jedoch im Jahre 1805 noch sehr wenig um alle diese Rücksichten und dachte weit seltener an den Schutz, der mir von einem Prinzen königlichen Geblütes in Aussicht gestellt war, als an meinen Plan, zur See zu gehen, vornehmlich aber daran, Mr. Marchinton's Zuchtruthe zu entinnen. Dr. Heizer erkannte endlich die Fruchtlosigkeit seiner Vorstellungen und schickte mich wieder in die Schule, wo ich abermals ein Paar Monate ausdauerete.

Diese ganze Zeit über war meine Vorliebe für die Schiffe eher im Zu- als im Abnehmen begriffen, denn ich benützte jede Gelegenheit, um auf die Werfte zu kommen, wo ich mir die verschiedenen Fahrzeuge betrachtete und die Einrichtung der Tackelage kennen zu lernen suchte.

Eines Tages sah ich eine brittische Flagge und während ich sie mit tiefem Widerwillen betrachtete, hörte ich mich bei'm Namen rufen. Mein erster Blick sagte mir, daß ich von einem Manne aus Halifax erkannt seyn mußte und in der Angst, er möchte Mittel finden, mich zu ergreifen und dorthin zurückzubringen — lief ich spornstreichs davon.

Meine Besorgniß in diesem Punkte war nun einmal angeregt und um sie zu vollenden, vernahm ich auch noch am selben Tage von einer der jungen Damen des Hauses die Worte „Edward“ und „Halifax“, welche sie in traurigem Tone aussprach. Die Mädchen



waren auf Martinique geboren und sprachen nur wenig englisch, dagegen plauderten sie viel französisch und sahen dabei gelegentlich auf mich, wie wenn ich der Gegenstand ihres Gespräches wäre. Meine Furcht mochte wohl durch meine Gewissensbisse angeregt seyn; jedenfalls hatte sie sich in Kurzem dermaßen gesteigert, daß sie mich abermals zu dem Entschlusse veranlaßte, mich nach einem Schiffe umzusehen, und auf diese Art die Flucht zu ergreifen.

In dieser Absicht verließ ich den Neger, der mit mir auf den Markt geschickt worden war, unter dem Vorwand, ich wolle in die Schule gehen und wandte mich dafür nach der Werste, wo ich hin und her wanderte, bis ich ein Schiff entdeckte, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es hieß der „Sterling“, und auf seinem Verdeck gewahrte ich einen äußerst gutmüthig aussehenden Steuer- mann mit Namen Trish, der aus Nantucket gebürtig war. Befehls- haber des Schiffes war Kapitän John Johnston aus Wiscasset im Staate Maine, welcher gemeinschaftlich mit seinem Vater das Fahr- zeug als Eigenthum besaß.

Ich ging an Bord des Sterling und nachdem ich mich eine Weile daselbst umgesehen hatte, faßte ich mir ein Herz und bot Mr. Trish meine Dienste als Schiffsjunge an. Er begann natürlich alsbald mich auszufragen; ich suchte aber jeder genauen Antwort auszuweichen. Nach einer Weile kam Kapitän Johnston an Bord und Mr. Trish theilte ihm alsbald mein Gesuch mit, worauf es abermals zu einem noch viel schärferen Verhöre kam, so daß ich mich genöthigt sah, um meine Absicht zu erreichen, auf Erdichtungen abzugieren\*.

Während meines Verkehrs mit verschiedenen Schiffsjungen zu Halifax hatte ich die näheren Umstände der Gefangennahme der „Kleopatra“ von zweiunddreißig Kanonen durch die französische Fregatte „Ville de Milan“ von achtunddreißig und die Wieder- Eroberung dieser beiden Schiffe durch den „Leander“, eine Fregatte

\* D. h. Erdichtungen zu ersinnen. D. U.



von fünfzig Geschützen in Erfahrung gebracht. Ich erzählte nun, mein Vater sey Sergeant in der Marine gewesen und bei jener Affaire getödtet worden; nachdem die Schiffe in den Hasen eingelaufen, sey ich selbst auf und davon gegangen und wünsche jetzt bei einem amerikanischen Schiffsherrn in Dienste zu treten, um mich zu einem tüchtigen Seemanne heranzubilden.

Kapitän Johnston ließ sich durch meine Mährchen wenigstens in so weit täuschen, daß er sich entschloß, meine Vorschläge anzuhören und sie sogar theilweise anzunehmen; ich wurde mit dem Bescheide entlassen, daß ich meine Kleider holen und dann nach dem Schiffe zurückkommen sollte.

Es war Mittags zwölf Uhr, als ich zu Dr. Heizer's zurückkehrte. Meine erste Sorge war, meine Kleider eines nach dem andern in den Hof hinunterzuschaffen: dann setzte ich mich mit der Familie zu Tisch. Sobald das Essen beendigt war, schlich ich mich mit meinem Bündel davon und ließ die guten Leute in dem Glauben, ich sey wieder in die Schule gegangen. — Ich habe sie nie wieder gesehen; denn als ich einige Jahre später nach New-York zurückkehrte, erfuhr ich, daß sie insgesammt nach Martinique übergesiedelt waren. Ich hätte auch gewiß diese vortreffliche Familie nicht wie der Dieb in der Nacht verlassen, wenn ich nicht durch den Gedanken beunruhigt gewesen wäre, daß man mich nach Halifax — einen Ort, den ich jetzt aus tiefster Seele haßte — zurückschicken wolle.

Kapitän Johnston empfing mich freundlich und ließ mir in seiner eigenen Wohnung zu Old Slip im alten Kaffeehause Nachtessen und Lagerstätte anweisen; er schien Gefallen an mir zu finden und auch ich war ganz von ihm entzückt. Am andern Tag führte er mich in eine Matrosenbude, ließ mich wie einen Seemann auf-tackeln und schickte mich dann in die Kajüte, wo ich nun meinen Dienst in aller Ordnung antreten sollte.

Auf dem Schiffe besand sich ein Knabe, Namens Daniel Mac Coy, der die letzte Seereise nach Rußland als Kajütenjunge mitgemacht



hatte; er sollte nun auf das Vorderkastell veretzt werden und mich in dem Dienste, in welchem ich ihn ablöste, instruiren.

Ich fühlte mich nun vergleichungsweise glücklich; mein sehnlichster Wunsch war, unwiderrusslich in Kapitän Johnston's Dienste zu treten und endlich einmal in die See auszulaufen, was ich eigentlich noch höher ansah. Der Sterling hatte eine gute altmodische Kajüte, wie sie anno 1806 in der Regel beschaffen waren; ich rannte im Staatszimmer umher, rumorte in Kasten und Schubladen, lief die Kajütentreppe auf und ab und war so seelenvergnügt, wie wenn dies Alles zu einem Ballaste gehört hätte. Daniel Mac Coy war jeden Tag am Bord und die Bequemlichkeiten des Schiffs blieben so ziemlich uns ganz allein überlassen.

Zwei bis drei Tage später wurde von Kapitän Johnston im Beiseyn von Gerichtspersonen ein regelmäßiger Kontrakt mit mir abgeschlossen, welcher mich bis zum einundzwanzigsten Jahr zu seinem Dienste verpflichtete. Jetzt erst hatte ich mehr Vertrauen zu meiner Lage, da ich wußte, daß Dr. Heizer kein gesetzliches Recht über mich besaß. Das Amt, das ich zu besorgen hatte, konnte meine Würde keineswegs beeinträchtigen, denn ich hatte bloß am Bord zu arbeiten, wie dies dem Dienste des Kajütenjungen ziemte.

Der Sterling begann bald darauf seine Ladung einzunehmen, welche in einer Fracht Mehl bestand, die auf den Markt nach Cowes bestimmt war. Nicht allein der Kielraum, auch Staatszimmer und Kajüte wurden vollgepfropft, so daß man nur mit knapper Noth über die Tonnen klettern konnte, wenn man seine Hängematte erreichen wollte; hinter der Kajütenthüre wurde noch ein Plätzchen zur Mittagstafel frei gelassen. Passagiere waren damals äußerst selten, wogegen der Handel auf's Schwunghafteste betrieben wurde.

Wir waren eben im Begriff, die Segel zu beschlagen, als der Spediteur mit einem andern Kaufmann auf das Schiff kam; Beide wurden von einem Jüngling begleitet, der, wie man erfuhr, gleichfalls Schiffsdienste zu nehmen wünschte; er führte den Namen



Cooper und wurde auf dem Schiffe nie anders genannt. Kapitän Johnston nahm ihn mit, ließ ihn die Schiffs-Artikel unterzeichnen, worauf er am folgenden Tage in der Matrosenjackete zu uns stieß. Er kam nie in die Kajüte, sondern wurde sogleich auf dem Vorkastell zu solchen Diensten verwendet, wie sie seinen Kräften angemessen waren; später erfuhren wir, daß er für die Marine bestimmt sey.

Der Tag, an welchem Cooper auf's Schiff gelangte, war für mich selbst ein Tag der Schande. Man schaffte nämlich die kleinen Borräthe für die Kajüte an Bord, und Dan Mac Coy überredete mich, von einer Flasche herrlich duftenden Kirschenswassers zu kosten: ich trank nicht viel, doch selbst das Wenige, was ich verschluckte, machte mich völlig betrunken. Es war das erste, wollte Gott, ich dürste auch sagen, das letzte Mal, daß ich mich in diesem jämmerlichen, schmachvollen Zustande befand, und nur der Gedanke gereicht mir zu einigem Troste, daß es wenigstens auf mehrere Jahre für das Letzte galt. Ich danke meinem Schöpfer, daß ich endlich die Stunde erlebt habe, wo berauschende Getränke keine Herrschaft mehr über mich ausüben und überhaupt nie wieder über meine Lippen kommen werden!

Kapitän Johnston wollte mich für meine Thorheit nicht durchpeitschen, sondern zupfte mich nur etwas Weniges bei den Ohren und gab mir einen scharfen Verweis; er sowohl wie Mr. Trish schienen zu begreifen, daß die Schwäche meines Kopfes einzig und allein an meinem Zustande Schuld war: Dan dagegen hatte die Hauptstrafe zu leiden, und bekam für seine Mühe das Tauende zu kosten, wie er's denn wirklich nicht besser verdiente.

Am andern Tag brachten die Stauer\* das Schiff in den Strom und die Mannschaft kam jetzt an Bord.

Der Zustand, in welchem damals die Bemannung eines Kaufahrers zusammenkam, gewährte immer einen traurigen Anblick: die Leute trugen Alle die Zeichen der Ausschweifungen an sich,

\* Güterpacker.



deren sie sich am Lande schuldig gemacht hatten — die Einen regungslos, in thierischer Stumpfheit, Andere gegen die Wirkung des übermäßig genossenen Getränkes ankämpfend, und wieder Andere in jenem schrecklichen Zustand, welchen die Matrosen selbst die „Schauer“ nennen.

Unsere Mannschaft war weder schlimmer noch besser als die der andern Schiffe — eine wahre Musterkarte der verschiedensten Nationen, wie sie alle amerikanischen Fahrzeuge in der Regel darbieten, so lange sich der neutrale Handelsverkehr auf seinem damaligen Höhepunkt erhielt. Der Kapitän, der Obersteuermann, der Koch nebst vieren von den Vorkastell-Matrosen waren geborene Amerikaner; der Untersteuermann ein Portugiese, von den Schiffsjungen der eine ein Schotte, der andere ein Kanadier; außerdem befand sich noch ein Spanier, ein Preuße, ein Däne und ein Engländer auf dem Vorkastell. Ein zweiter Engländer, ein Küfer, der auf einem Wallfischfänger Schiffbruch gelitten, hatte unter der Bedingung freier Ueberfahrt Dienste bei uns genommen. Mit Dan Mac Coy zählte das Vorkastell ohne den Koch zehn, die Back dagegen fünf Mann, worunter auch den Ruder eines zweiten gestrandeten Engländers, den wir als Passagier mitnahmen.

Koch am selben Nachmittag lichteten wir die Anker und fuhren den Strom hinab, bis wir dem Stadthaltereiland gegenüber kamen, wo wir aufs Neue anlegten. Den Morgen darauf wurden sämtliche Matrosen aufgerufen, um endlich unsere Abfahrt zu bewerkstelligen; sobald der Anker aufgewunden war, gab der Steuermann Cooper'n und mir den Befehl, am Fockmast hinaufzuklettern und das Vormarssegel los zu lassen.

Kaum hatte ich mich auf dem einen, Cooper auf dem andern Maaarm niedergelassen, als der Untersteuermann heraufkam und uns lachend sein „Stopp“\* in die Ohren schrie. Cooper war eben im

\* Dieser Ruf bedeutet, daß ein Tau vor dem Abvieren gestoppt werden soll.  
D. U.



besten Arbeiten an seinen „Maabanden“ und hätte wohl bald die eine Hälfte des Segels im Mars unten gehabt, wenn er nicht auf diese Art gestört worden wäre; ich selbst nahm die Beschlagseisringe von der Maa ab, um sie pünktlich auf's Berdeck herabzunehmen, wo ich sie am besten geborgen glaubte. Zum Glück für uns waren die Uebrigen zu eifrig an der Ankerwinde oder mit den Nachwehen ihrer Trunkenheit beschäftigt, um ein scharfes Auge auf uns zu richten. So entgingen wir dem Gelächter der Andern;\* eine Woche später verstanden wir's schon besser und brauchten den Spott der Matrosen nicht mehr zu fürchten.

Das Schiff gelangte an jenem Tage nicht weiter, als bis zu dem Quarantainegebiet; erst am nächsten Morgen liefen wir in die offene See. Unsere Ueberfahrt war stürmisch und langwierig: das Schiff lief die meiste Zeit an den Voleinen\*\* und wir waren fast vierzig Tage unterwegs; doch fiel nichts Außergewöhnliches vor und wir bekamen endlich die Spitze von Portland zu Gesicht. Das Wetter wurde immer ungünstiger, doch trafen wir noch einen Lootsen, der uns auf die Rhede von St. Helena\*\*\* führte, wo wir vor Anker gingen. Der Kapitän stieg mit vieren seiner Matrosen in's Boot und ruderte an's Land, um sich zu Cowes nach den nöthigen Befehlen umzusehen.

Gegen Nachmittag hellte sich der Himmel wieder auf und bald hatten wir in der Nähe der Rhede einen Lootsen ausfindig gemacht. Mit Sonnenuntergang legte ein Kriegskutter bei uns an und Mr.

\* Hätte nämlich Coover sein Tau nicht „gestoppt“, so wäre dasselbe durchgelaufen und das Segel in den Mars herabgefallen. Die Beschlagseisringe mitzunehmen, war vollends ganz unnöthig, da diese immer um den Maa-armgeschlungen werden.

\*\* Die Laue, welche die Mitte der Maa-segel festhalten, um diese steif beim Wind zu halten, wenn derselbe in schiefer ungünstiger Richtung die Segel trifft.

\*\*\* Hier ist nicht der berühmte Felsen gleiches Namens, sondern die Ostspitze der Insel Wight gemeint.



Trish erhielt Befehl, seine Mannschaft antreten zu lassen. Der englische Lieutenant, der ziemlich erträglich aufgetackelt war, setzte sich hinter den Tisch der Kajüte, während die Leute die Treppe herabkamen und sich zur Besichtigung auf dem Gange zur Back aufstellten.

Die meisten Ausländer hatte der Kapitän in seinem Boote mitgenommen; von den Amerikanern waren aber zwei zurückgeblieben, Beide ausnehmend hübsche Bursche und vortreffliche Matrosen. Der Eine, mit Namen Thomas Cook, maß seine volle sechs Fuß und hatte ganz das Aussehen eines vollendeten Seehunds; er fiel dem Lieutenant stark in's Auge, der ihm endlich ganz kaltblütig befahl, sein Bündel zu packen, da er seiner bedürfe.

Cook wies seinen Paß vor, der Lieutenant aber gab zur Antwort: „Paß, das Zeug da will nichts heißen — für zwei Dollar kann ich's Jedem in New-York verschaffen. Ihr seyd ein Engländer und der König verlangt Eure Dienste.“

Jetzt zog Cook ein von Sir John Beresford unterzeichnetes Attestat aus der Tasche, worin ihm bezeugt wurde, daß er nach langem Seebienste von Sr. Majestät Schiffe „dem Cambrian“ entlassen worden sey, weil er zur Genüge dargethan hatte, daß er ein geborener Amerikaner war.

Dieses Document konnte der Lieutenant nicht wohl umstoßen und mußte also Cook, wenn auch noch so ungerne, loslassen, wobei er aber seinen Schutzbrief in Händen behielt. Jetzt kam die Reihe an Isaaq Gaines, aus New-York gebürtig — ein Mann, dessen Vater und Freunde dem Kapitän persönlich bekannt waren, der aber keinen Freibrief wie Cook aufzuweisen hatte, so daß der arme Bursche genöthigt war, seine Habseligkeiten zusammenzuraffen und auf den Kutter überzutreten. Er that es mit Thränen in den Augen und zum größten Bedauern aller seiner Kameraden, denen er als einer der besten Matrosen des Schiffes bekannt war.

Wir fragten die Mannschaft des Kutters, zu welchem Schiffe



ſie gehörten und ſie nannten uns einen Vierundſechziger, der in der See draußen kreuzte; als ſie uns aber verließen, bemerkten wir, daß ſie ihre Richtung nach einem andern Schiffe einſchlugen. Von Iſaac Gaines habe ich ſeit der Zeit nichts mehr gehört, noch geſehen.

Coof blieb bei uns; als er ſich aber eines Tags, während wir uns zu London befanden, in Coopers Begleitung in Somerſethouſe meldete, um dort ſein Priſengeld, wozu er laut ſeines Abſchieds durch ſeinen Dienſt auf dem Cambrian berechtigt war, angewieſen zu erhalten, beſahl ihm der Sekretär, ſein Atteſtat ſo lange bei ihm zu deponiren, biß er den Betrag der Summe auſſändig gemacht hätte; in ein paar Tagen ſollte er wieder vorſprechen. Kaum war dieß geſchehen, als Coof auf dem Heimweg nach ſeinem Schiffe ohne Barmherzigkeit gepreßt wurde, da er jetzt weder Atteſtat noch Schutzbrief aufzuweiſen hatte. — Auch von ihm haben wir nichts mehr gehört.

Solche Vorfälle waren damals keineswegs ſelten, und häufig konnte es geſchehen, daß man heute mit einem Matroſen zuſammen diente, um morgen für immer von ihm getrennt zu werden.

Kapitän Johnſton kehrte erſt nach vierundzwanzig Stunden nach dem Schiffe zurück; er hatte in der Hauptſtadt die Ordre vorgefunden, mit dem Sterling nach London hinaufzuſegeln, und da eben eine friſche Briſe wehte, ſo machten wir uns auf den Weg und ſtachen ſo bald als möglich in die See. Am nächſten Morgen befanden wir uns in der Meerenge von Dover; der Wind war nur noch ſchwach, aber gleichwohl günſtig. In jenem Augenblicke hatte ſich ganz England gegen den beabſichtigten Einfall der Franzoſen in Waffen erhoben. Als der Morgen anbrach, konnten wir von unſerem Schiffe aus etliche vierzig Kriegſchiffe zählen, welche zur Verhütung eines Ueberfalls die Nacht über in dem ſchmalen Kanale gekreuzt hatten.

Wir arbeiteten uns mit Hülfe der Fluth nach London hinauf und fuhren in die London-Docks ein, wo wir auſluden.



Es war zwar das erste Mal, daß ich dem modernen Babylon meinen Besuch abstattete; gleichwohl hatte ich wenig Gelegenheit, mich daselbst umzusehen. Unser Cooper, der sich bald in jenen Gewässern zum „patentisirten Lootsen“ qualificirt hatte, nahm mich an einigen Sonntagsausflügen in's Schlepptau und wir besahen uns die Parks und das Westende der Riesenstadt; doch war ich selbst noch zu jung, um aus diesen Beobachtungen viel Nutzen zu ziehen. Die Meisten von uns wanderten nach dem Monument,\* der St. Paulskirche und zu den Löwen; Cooper allein vertraute sich einem der Beefsteakfresser an und besichtigte die Arsenale, die Alterthumsammlungen und die Kabinette mit Kostbarkeiten. Er hatte dabei in seiner Seemannstafelage Tag und Nacht herumzulaufen, brachte dafür aber auch, seinem eigenen Berichte zu Folge, den ganzen Kopf voll Geschnatters zurück.

Kapitän Johnston bekam bald eine neue Fracht für sein Schiff und wir steuerten jetzt den Dockpforten gegenüber in den Strom, um unsern Singelnballast\*\* einzunehmen. Der Preuße, der Däne, unser Untersteuermann und der englische Käufer verließen uns zu London: dafür trat ein Philadelphier, ein Bursche aus Maine, der aber erst von einem englischen Linienschiffe entlassen worden war, nebst einem Irländer in unsere Dienste.

Im Januar segelten wir ab und suchten so rasch wie möglich, die Meerenge von Gibraltar zu gewinnen. Die Ueberfahrt war stürmisch — die Bai von Biscaya besonders gab uns einen Vorschmack ihrer bekannten schlimmen Eigenschaften — doch weiß ich mich dabei nur zweier außergewöhnlichen Vorfälle zu erinnern.

Während wir längs der portugiesischen Küste, im Angesichte des Landes, hinabsagelten, bekamen wir eines Tags windwärts hinter unserem Spiegel eine bewaffnete Felucke zu Gesicht, die auf uns

\* Die Denksäule zur Erinnerung an den großen Brand von 1666.

\*\* Singeln sind kleinere Steine, welche oben auf den schweren Ballast zu liegen kommen. D. U.



Jagd machte. Dem Kapitän wollte das Aeußere des Fremdlings nicht recht gefallen und um ihm auszuweichen, ließ er alle Segel einsezen. Der Himmel war trüb, der Wind wehte frisch und zuweilen in heftigen Stößen: so oft er nachließ, näherte sich uns die Felucke, wogegen wir bei den gelegentlichen Windstößen wenigstens einigen Vorthail über sie gewannen.

Endlich begann die Felucke auf uns zu feuern und da Kapitän Johnston bemerkte, daß die Kugeln uns sehr nahe kamen und sein eigenes Schiff zu schwer war, so hielt er's für's Beste beizudrehen; zehn Minuten später war unser großes Marssegel back gelegt, die Felucke kam dicht unter unser Lee, rief uns an und befahl uns ein Boot mit unseren Schiffspapieren an Bord zu schicken.

Nie hat wohl ein spißbübischer aussehendes Fahrzeug einem unbewaffneten Kauffahrer einen ähnlichen Befehl gegeben. Während unser Sterling von einer Woge emporgetragen wurde, sank die Felucke in eine Wellenschlucht hinab; so konnten wir gerade auf ihr Verdeck sehen und uns einen ungefähren Begriff von dem machen, was unser wartete, falls der Unbekannte unser Schiff in Besitz nahm. Seine Mannschaft trug rothe Hemden und eben solche Mützen, schien überhaupt aus dem Auswurfe der berühmtesten Orte Gibraltar, Cadix und Lissabon zusammengesetzt zu seyn. Die Felucke führte zehn lange Kanonen und ihr Verdeck starrte von Picken, Flinten und Pistolen. Auf jeder ihrer lateinischen Raan sah man Ausgucker ausgestellt, welche ihre Blicke manchmal zu uns herüber wandten, als ob sie die Nachlese, die ihnen an unserem Bord in Aussicht stand, zum Voraus berechnen wollten.

Daß wir ausgeplündert werden würden — stand zu erwarten; auch war es ziemlich wahrscheinlich, daß wir uns sogar persönlicher Mißhandlung unterwerfen mußten. Sobald wir beigedreht hatten, übergab mir Kapitän Johnston sein bestes Teleskop, mit dem Befehl, es Cooper einzuhändigen, der es unter dem Singlenballast verstecken sollte. Dieß geschah, und wir wußten noch überdieß ein



Säckchen mit Guineen so geschickt in der Kajüte zu verstecken, daß wir's hernach, als alles vorüber war, selber nicht mehr finden konnten.

Wegen der rauhen Witterung, die wir schon bei unserer Abfahrt erwartet hatten, war die Jolle in das Langboot gestaut worden und es mußten zuvor Talsen an die Kreuzraa angelassen werden, ehe man das Boot aushissen konnte — was immerhin einige Zeit in Anspruch nahm. Die Felucke, welche uns mit dieser Arbeit beschäftigt sah, blieb ruhig in der eben eingetretenen Windstille liegen und wartete geduldig, bis wir das Boot über Bord geschafft und ins Wasser gelassen hatten. Cooper, Dan Mac Coy, der große Dan und der spanische Jove stiegen ein; der Kapitän hatte bereits sein Schreibpult in das Boot hinabgelassen und stand eben auf der Regeling\*, um selbst hinunter zu klettern, als das Schiff von einem plötzlichen Windstoße getroffen wurde, so daß man die Leute augenblicklich zum Einreißen der Marssegel aus dem Boot rufen mußte; so verstrich eine Viertelstunde mit Vorkehrungen gegen abermalige Windstöße.

Bald hatte die Bö nachgelassen, auch der Himmel begann sich etwas aufzuhellen und wir sahen die Felucke immer noch ruhig daliegen und unser Boot erwarten. Unsere Mannschaft stieg abermals widerstrebend in die Jolle — da plötzlich winkte uns der Kommandant der Felucke mit der Hand, sein Schiff füllte die Segel, fiel luwwärts ab und schwamm mit ausgebreiteten Doppelschwingen, der Ente gleich, gegen die Küste.

Voll Verwunderung starrten wir das Räthsel an und wußten nicht was wir aus dem Manöver machen sollten, als — bum! — auf unserer Wetterseite ein schweres Geschütz sich vernehmen ließ. Die Kugel durchkreuzte unser Kielwasser — wir hatten nämlich unser Marssegel gleichfalls gefüllt — und tanzte von Woge zu Woge gegen die Felucke heran.

\* Gallerie oder Geländer, welches das Schiff rings umgibt. D. U.



Als wir uns in der Richtung des Schusses umsahen, sahen wir eine Fregatte mit eingesehten Leesegelein unsere Felucke mit solcher Hast verfolgen, daß der Schaum bis an ihre Klüsgaten hinaufspritzte. Als sie hinter unserem Spiegel vorüberkam, zeigte sie eine englische Flagge, nahm aber sonst keine Notiz von uns, sondern folgte unablässig der Felucke, indem sie ihren Abstand von Zeit zu Zeit durch Schüsse abmaß. Beide Schiffe verschwanden bald in dem Nebel, wiewohl das Kanoniren noch eine Zeit lang fortbauerte.

Wir selbst steuerten in unserem Kurse weiter und wünschten dem Engländer viel Glück zu seiner Jagd auf die Felucke, welche den ganzen Tag keine Flagge hatte sehen lassen. Einige Wochen später fanden wir auch unsere Guineen wieder in einem Brodkorb, nachdem wir uns bis zu ihnen durchgegessen hatten.

Bald nachdem wir dem Seeräuber — denn dieß war die Felucke schon dem Ansehen und höchst wahrscheinlich auch ihrem Gewerbe nach, ob sie nun ein wirkliches Patent aufweisen mochte oder nicht — mit knapper Noth entronnen waren, begegnete uns ein zweites Abenteuer.

Die neblische Bitterung mit ihren Stürmen aus Westen hielt an, bis wir die Meerenge von Gibraltar passirt hatten. In der Nacht, da wir uns dem Kap Trafalgar gegenüber befanden, kam der Kapitän um die Zeit der Mittelwache auf's Verdeck und ertheilte der Mannschaft auf dem Vorkastell den lauten Befehl, ein scharfes Auge auf ihre Umgebung zu richten, da wir nächstens durch Lord Collingwoods Flotte kommen müßten.

„Segel, ho!“ rief der spanische Jove, kaum nachdem der Kapitän den Mund geschlossen hatte.

Wer war's? — Die englische Flotte in einer langen Linie und in solcher Richtung gegen uns heranziehend, daß sie zwischen dem Fock- und großen Mast an unser Schiff anzurennen drohte.

Der Kapitän befahl das Steuer hart aufzurichten und schrie nach Cooper, dem er die Kajütenlaterne heraufzubringen befahl.



Dieser war mit einem Sprung die Leiter hinab, kletterte dann behend wie ein Eichhörnchen an der Takelage empor und stand in einer halben Minute auf dem Besanmars, die Laterne in der Hand.

Dies rettete uns. Der Engländer war uns schon so nahe, daß wir den Offizier auf dem Deck ganz deutlich seinem eigenen Quartiermeister zurufen hörten:

„Backbord — hart Backbord — hart Backbord gehalten! oder der Teufel soll Euch holen!“

Hart Backbord standen wir in der That, denn im nächsten Augenblick kam ein Zweidecker so nahe an unserer Wetterseite vorbeigeschossen, daß die Mündung seiner Kanonen unsere Regeling beinahe einstößen zu wollen schien, als er von einer hohen Woge emporgehoben wurde.

Der Sterling hielt sich diesmal gar nicht gut, denn während er windwärts abgierte, schien er geneigt, geraden Wegs auf den Engländer einzurennen, ehe dieser sein Steuer anders zu stellen vermochte. Der Zweidecker rief uns an, wir gaben unsere Antwort und der Offizier bemerkte dann spitzig, wir ständen „Bord an Bord neben einander.“ Der Wind wehte zu stark, um Boote auszusetzen und so durften wir ohne weitere Untersuchung weiter passiren.

Unser Schiff fuhr hierauf nach Carthagena und sobald wir daselbst eingelaufen waren, wurden wir auf mehrere Tage unter Quarantaine gestellt. Der Hafen wimmelte von großen Kriegsschiffen, darunter mehrere Dreidecker: ein frisch aus London ankommendes Schiff wie das unsrige, mußte also große Sensation erregen. Wir erhielten auch verschiedene Besuche von Offizieren, ohne daß ich übrigens wüßte, was ihr Zweck gewesen seyn mochte.

Von Carthagena wurden wir die Küste abwärts nach einem Städtchen Aquilas geschickt, wo wir eine Ladung spanischer Soda einzunehmen angingen. Nachts warfen wir — gegen das dortige Hafengesetz — unsern Singelnballast über Bord und den Tag über waren wir mit Einladen unserer Fracht beschäftigt. Das Wasser



war übrigens so klar, daß unser nächtliches Werk am nächsten Morgen recht leicht gerade unter unserem Kiel gesehen werden konnte: da wir aber auf der äußeren Rhede lagen und nur wenige Schiffe den Hafen berührten, so hatte es wenig zu bedeuten. Während unseres dortigen Aufenthalts gab's einmal einen Allarm: man fürchtete nämlich den Angriff eines englischen Linienschiffs, das in der See draußen bemerkt wurde, und alsbald zogen ganze Schaaren von Priestern aus, um die schutzlose Stadt zu verteidigen.

Wir nahmen über die Hälfte unserer Fracht in diesem kleinen Hafen ein und fuhren dann nach Almeria, einer alten maurischen Stadt, dicht unter dem Kap de Gatta gelegen, um dort vollends den Rest unserer Fracht an Bord zu schaffen, wozu wir aber mehrere Wochen Zeit bedurften. Ich ging fast jeden Tag auf den Markt und fand so Gelegenheit, das Leben und Treiben der Spanier in der Nähe zu betrachten. Unser Schiff lag eine ziemliche Strecke vom Ufer entfernt und wir landeten an einer Quarantainestation, welche wenigstens eine halbe Meile von dem Wasserthor entfernt war, zu welchem wir jedesmal am Strande hinabwandern mußten.

Einer meiner Ausflüge in die Stadt verwickelte mich in ein kleines Abenteuer. Der Kapitän hatte Cooper'n befohlen, in der Kombüse eine Portion Pech zu kochen; der Kessel wurde durch einen Zufall umgeworfen und das Schiff kam in Gefahr einer Feuerbrunst. Man verschaffte sich jetzt einen neuen Kessel, und Cooper wurde mit Daniel Mac Coy nach der Quarantainestation geschickt, um das Pech am Bord zu kochen. Der Strand war ohne Werste, weshalb man mitten durch die Brandung an's Ufer waten mußte; überdies bildet die Bai bloß einen Ellenbogen, so daß die Hälfte des Winds, der in der See draußen weht, auch hier hereindringt — lauter Umstände, welche das Landen zuweilen sehr kitzlich machen und viele Gewandtheit in Anspruch nehmen.

Ich ging mit den beiden andern an's Land und wanderte in die Stadt, um meine Geschäfte zu besorgen, während die beiden



Jungen ein Feuer anzündeten und ihr Pech abkochten. Kaum waren sie damit fertig, als wir die Bemerkung machten, daß die Brandung sehr hoch ging und äußerst stürmisch ausah. Für solche Fälle lautete unser Befehl immer: „rasch und ohne zu warten abgestoßen“, denn ein Aufschub macht die Sachen in der Regel nur noch schlimmer. Wir stiegen also ins Boot und stießen vom Land.

Ein paar Minuten lang ging Alles gut; plötzlich aber wurden die Buge unserer Jolle von einer der Deiningen erfaßt und umgedreht, so daß das Boot mit einem Mal den Kiel gen Himmel streckte. Wie man bei solchen Gelegenheiten aus der Patsche kömmt, das weiß wohl Keiner anzugeben — genug, wir erreichten das Land, das Unterste zu oberst, Kessel, Ruder, Boot und Mannschaft, Alles unter einander. Der Kessel und ein paar nagelneue Schuhe, die mir gehörten, blieben verloren, worauf wir unsern Versuch von Neuem — und genau mit demselben Erfolge begannen. Erst beim dritten Male brachten wir das Boot durch die Brandung und gelangten endlich glücklich zu unserem Schiffe.

Solche Scenen gerade sind es, welche junge Bursche abhärten und ihnen den rechten Geschmack an Gefahren beibringen. Ich konnte keine Armslänge weit schwimmen und wäre ohne Gnade ertrunken, wenn nicht das Meer ein Leben, das jedem Andern außer mir so werthlos war, verschmäht und mich an's Land geworfen hätte.

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte zu Almeria machte sich unser Schiff wieder auf den Rückweg nach England. Wir hatten längere Zeit frischen Westwind und wurden zwischen Europa und Afrika hin und hergeworfen, bis sich endlich aus Osten eine starke Brise erhob, welche uns mit furchtbarer Schnelligkeit in den atlantischen Ocean hinaustrieb. In der Meerenge von Gibraltar kamen wir an einem Geschwader portugiesischer Fregatten vorüber, das gegen die algierischen Korsaren kreuzen wollte. Diese Flotte hatte sich's zur Regel gemacht, unter den Felsen von Gibraltar so lange liegen zu bleiben, bis der Ostwind heftig genug war, um



die Schiffe durch die Meerenge zu jagen; dann lichteten sie die Anker, steuerten in die See hinaus, bis der Wind wieder umsprang, so daß sie auf diese Art das atlantische Meer gegen ihre Feinde, das mittelländische aber gegen ihre eigenen Schiffe blokirten.

Wir hatten eine lange Fahrt und litten bereits Mangel an Pöckelfleisch, als wir zum Glück in der Bai von Biscaya einem Nordamerikaner begegneten, von welchem wir eine Tonne mit Ochsenfleisch einhandelten. Wir befanden uns schon in der Nähe des Canals, da wurde bei leichtem Südwind in unserem Kielwasser ein Segel entdeckt, das sich Hand über Hand \* unserem Schiffe näherte. Es machte immer zwei Schritte, bis wir einen zurücklegten, denn der Sterling wurde von seiner Sodaladung in's Wasser niedergezogen und war besonders bei leichtem Winde äußerst schwerfällig.

Als der Fremde uns nahe genug kam, konnten wir bemerken, daß er mit Pumpen beschäftigt war, während das Wasser unaufhörlich in Strömen durch seine Speigaten herausschoß: dies dauerte fort, so lange er uns im Gesichte blieb, was mehrere Stunden währte. Das Schiff — ein englischer Zweidecker — zog auf Kabelaänge an uns vorüber, ohne aber irgend Notiz von uns zu nehmen, gerade als ob wir ein Meilenzeiger gewesen wären; dabei konnten wir die Gesichter der Matrosen ganz gut unterscheiden, während diese auf der Kuhl versammelt standen, um nach der Anstrengung des Pumpens wieder Athem zu schöpfen. Der Engländer ließ einen Klüßeimer in's Wasser fallen, den wir einhielten, nachdem uns das Schiff eine halbe Meile vorangeeilt war: er war mit dem großen Pfeil bezeichnet — ein Zollbeamter, der ihn später zu Gesicht bekam, zeigte große Lust, ihn als gute Prise einzustecken.

Den Namen des Schiffs konnten wir niemals erfahren, doch

\* Bedeutet in der Seemannssprache: „nach und nach, allmählig“ und ist von der Arbeit beim Aufhissen der Tawe entlehnt, wo zur Verstärkung der Ziehkraft die Hand des einen Matrosen immer dicht über die des andern zu liegen kommt. D. U.



lag in der ganzen Art, wie es seiner üblen Lage zum Troß an uns vorüberzog, ohne uns auch nur eines Anrufs zu würdigen, ein Anstrich ungemeinen Stolzes und großer Standhaftigkeit. Wir hätten ihm freilich auch nicht viel helfen können und seine Absicht war ohne Zweifel, halb möglichst ein Dock zu erreichen, wo es seine Schäden, die vielleicht, wie einige von uns vermütheten, von einem hitzigen Kampfe herrührten, ausbessern konnte, was auf der See selbst nicht möglich gewesen war.

Bald nachdem wir dieses Schiff aus den Augen verloren hatten, erhielten wir einen deutlichen Beweis davon, wie schwer sich die Größe eines Fahrzeugs auf der See beurtheilen läßt. Gerade vor uns in ziemlicher Entfernung wurde abermals ein Schiff sichtbar. Mr. Trish erklärte es für eine Kriegschaluppe: eine halbe Stunde später wurde sie zur Fregatte und als sie dwarsab an uns vorüberzog, zeigte sie drei Reihen Stückpforten. Es war ein Neunziger; auch er fuhr an uns vorbei, ohne uns seiner Beachtung werth zu halten.

### Drittes Kapitel.

Bei schönem Wetter und günstigem Winde segelten wir um das Cap Lands-End; statt aber den Canal hinaufzusteuern, wurde unser Schiff nach dem Lande eingehalt. Cooper stand am Steuer und der Kapitän fragte ihn, ob er unter den Matrosen nicht einen kenne, der schon in Falmouth gewesen sey. Er erhielt zur Antwort, der Philadelphier Bill habe vom Vorkastell aus die verschiedenen Vorgebirge alle mit Namen bezeichnet und seinem eigenen Bericht zufolge lange Zeit an der englischen Küste Dienste gethan.

Dieser Bill war ein Mann in den Fünfzigern, von festem, ruhigem, zuverlässigem Charakter und stand auf dem ganzen Schiffe in der größten Achtung. Er zeigte für Cooper eine besondere Vorliebe, hatte ihn im Stechen und Splissen von Tauen, sowie



in den übrigen Details seines Berufes unterrichtet, wofür dieser ihn häufig mit sich an's Land nahm und mit historischen Anekdoten über die Punkte, die wir besuchten, unterhielt. Kurz, die Freundschaft zwischen Beiden war so innig, als sie bei ihrer Verschiedenheit in Alter und Erziehung nur immer seyn konnte; doch selbst bei Cooper hatte sich Bill immer für einen Philadelphier ausgegeben, wie er denn auch im Aeußern vorzugsweise jenem Menschenschlage glich, den wir in Amerika unter dem Namen Dankees begreifen.

Bill wurde alsbald herbeigerufen und ausgefragt. Trotz seiner auffallenden Unruhe mußte er zugeben, daß er das Schiff nach Falmouth zu steuern verstehe; außer einem Felsen, der sich Pendennis-Castle gegenüber erhob, stand uns nichts weiter im Wege, und auch ihm konnte man ohne Schwierigkeit ausweichen. Wir erfuhren jetzt, daß der Kapitän im Sinne habe, in Falmouth einzulaufen und die für alle aus dem Mittelmeere einlaufenden Schiffe vorgeschriebene Quarantäne daselbst zu bestehen.

Bill führte uns sicher in den Hafen, worauf wir einige Meilen oberhalb der Stadt in eine Bai beordert wurden, wo sich die Schiffe in Quarantäne zu legen pflegten. Den Tag darauf kam ein Boot mit einem Hafnarzte an, und wir erhielten Befehl, auf dem Verdeck zu erscheinen und unsere Glieder zu rühren, um die Aufsichtsbehörde zu überzeugen, daß wir noch am Leben und bei guter Gesundheit waren.

In dem Boote befanden sich vier Männer und unser Bill wurde augenblicklich von ihnen erkannt, denn sein eigentlicher Geburtsort lag nur wenige Meilen von unserem Ankerplatze entfernt und er besaß sogar ein Weib, das in weit größerer Nähe von ihm wohnte, als er in der That wünschen mochte. Eben dieses Weib — ein wahrer Drache — hatte den armen Teufel vor zwanzig Jahren nach Amerika getrieben und verdarb ihm alle Lust zu einem Aufenthalte in seinem Vaterland. Bill wußte sich durch geheime Mittel mit den Leuten im Boot zu verständigen und ihr Versprechen zu



erlangen, daß sie ihn nicht verrathen wollten, was Alles durch bloße Zeichen bewerkstelligt wurde, da das Sprechen uns durchaus verboten war.

Wir mußten fast vierzehn Tage in Quarantäne bleiben; dann endlich durfte unser Schiff der Stadt gegenüber vor Anker gehen. Dies geschah an einem Samstag; am andern Morgen erhielt ein Theil der Mannschaft, darunter auch Bill, die Erlaubniß an's Land zu gehen: bei der Rückkehr gestand Letzterer, er sey durch den Anblick seiner Vaterstadt so aufgereggt worden, daß er sich Unvorsichtigkeiten habe zu Schulden kommen lassen. Dieß versetzte ihn die Nacht über in eine höchst unbehagliche Stimmung, ob sich gleich nichts Außergewöhnliches ereignete, was einen von uns belästigt hätte und am Montag früh Alles in bester Ordnung schien; Bill begann sich von seiner Unruhe zu erholen und wünschte nur zu wiederholten Malen, daß das Schiff den Anker lichten und den Hafen verlassen möchte.

Wir machten uns bald an die Arbeit und fingen an, unter einer leichten Brise gegen die Mündung des Hafens hinabzusteuern; so bald wir an den Landzungen oder Vorgebirgen vorbeilavirt hatten, segelten wir bei gutem Wind den Kanal aufwärts. Der Sterling ludte mit niedergehaltenem Steuer unterhalb Pendennis und der Kapitän hatte Befehl gegeben, die Vorräen zu schwajen\*; Bill und Cooper waren mit Anziehen der Vormarssegelbrassen beschäftigt, als sich ganz dicht neben uns ein Flintenschuß vernehmen ließ.

„Ich bin verloren!“ rief Bill, weiß wie ein Segeltuch, indem er die Brasse losließ.

Die Leute glaubten anfänglich, er sey von der Kugel getroffen; er aber deutete nach dem Boote, welches gefeuert hatte und dieser Wink erklärte Alles, denn wir erhielten alsbald Befehl, die Vorrassen zu belegen\*\* und erwarteten schweigend den Ausgang.

\* Umzudrehen.

D. U.

\*\* Fest zu stellen.

D. U.



Der Pressgang\* stand bald am Bord des Sterling. Der Offizier verlangte unsere Mannschaft zu mustern. Wir mußten diesem demüthigenden Befehle Folge leisten und alle Matrosen auf's Hinterdeck berufen.

Der Offizier schien die Sache ganz leicht zu nehmen, bis die Reihe an den armen Bill kam.

„Was für ein Landsmann seyd Ihr?“ fragte er.

„Ein Amerikaner — aus Philadelphia,“ gab Bill zur Antwort.

„Ihr seyd ein Engländer.“

„Nein, Sir; ich stamme aus — —“

„Dem Dorfe dort drüben über der Bai,“ fiel der Offizier mit kaltem Lächeln ein, „wo Euer geliebtes Weib noch in diesem Augenblicke wohnt. Ihr heißt — — und seyd in Falmouth wohlgekannt. Packt Eure Kleider zusammen und macht Euch fertig, unser Boot zu besteigen.“

Damit war die Sache abgemacht. Kapitän Johnston zahlte Bill seine Löhnung aus, seine Kiste wurde in's Boot hinabgelassen und der arme Teufel nahm gerührten Abschied von seinen Schiffskameraden. Gegen seine Umgebung äußerte er, sein Loos sey nun bestiegelt; er sey zu alt, um den jetzigen, anscheinend endlosen Krieg zu überleben und an's Land würde man ihn ohnedies nicht mehr lassen.

„Mein Fuß wird nie wieder den Erdboden berühren,“ sagte er zu Cooper, während er seinem jungen Freunde die Hand schüttelte; „das Schiff wird mein Gefängniß, in welchem ich abzusterben habe.“

Bill's Verlust ging uns allen sehr nahe, aber was war zu machen? Wir liefen in die offene See und vierten dann wieder zum Einlaufen in die Themse. Vor London angekommen wurde bei Limehouse ausgeladen, wo wir eine Zeit lang unter lauter amerikanischen Schiffen vor Anker lagen; dann nahmen wir etwas Ballast ein und legten uns noch einmal den Dockpforten gegenüber,

\* Dieß ist der Name für die zum Pressen bestimmten Abtheilungen.



um auf der Deptford-Seite auf die Werfte zu laufen und unser Schiff zu säubern, welches sofort in das Dockbecken eintrat und dort seine Mehlsfracht auszuladen begann.

Hier lag das Schiff einen Theil des Mai's, den ganzen Juni und den größten Theil des Juli, um eine Rückladung nach Philadelphia, wie sie sich eben darbot, einzunehmen; dabei hatten aber unsere Leute viel freie Zeit und wir durften ans Land gehen, so oft man unserer nicht bedurfte.

Cooper nahm mich nunmehr in's Schlepptau und ich machte mit ihm und Dan Mac Coy manchen Ausflug nach der St. Pauls-Kirche, nach den Parks, den Palästen und der Westminster-Abtei. Ein kleines Abenteuer, das ich eben damals erlebte, fesselte mich ungemein an Cooper's Person, so daß ich von da an am liebsten in seiner Gesellschaft kreuzen mochte.

Ich war eines Sonntags allein auf dem Verdeck, als ich an Bord eines andern Schiffes, das neben uns, aber auswärts im Docke lag, ein Hündchen umherspringen sah, das an einem Band um den Hals ein Sechspencestück trug, worein Jemand ein Loch gemacht und das Band durchgeschlungen hatte. Ich war der Meinung, der Sechspence ließe sich zweckmäßiger zum Ankauf von Kirichen — meiner Lieblingsnäscherei — verwenden und alsbald wurde auf das Thierchen Jagd gemacht. Als ich eben mit dem Hund unter'm Arm auf den Sterling zurückkehren wollte, fiel ich zwischen den beiden Schiffen in's Wasser: ich konnte keinen Arm breit schwimmen und fing also an, mörderisch um Hülfe zu schreien. Zum guten Glück kam Cooper im nämlichen Augenblick an Bord, sprang auf meinen Schrei sogleich in's Wasser und es gelang ihm auch, mich vom Ertrinken zu erretten: ich hatte mich schon verloren gegeben, weshalb auch meine Lage einen Eindruck auf mich machte, den ich nie mehr vergessen werde. Ohne Cooper's zeitgemäße Dazwischenkunft wäre Ned Myer's Garn schon mit diesem Paragraphen abgelaufen, wobei ich noch bemerken muß, daß der Hund mit dem



Sixpence davonschwamm und so der Preis meiner Jagd mir überdies verloren ging.

Noch ein ander Mal während unseres Aufenthaltes in den Dock's war ich nur mit knapper Noth dem Tode des Ertrinkens entronnen. Ich hatte einen Versuch gemacht, das Fallboot von der Stelle zu wicken\* und war dabei über Bord gefallen; ich weiß nicht mehr wie ich gerettet wurde, obwohl ich damals wenigstens Boot und Ruder hatte, an denen ich mich festhalten konnte. Erst später wird man sehen, welcher schrecklichen Lektion es bedurfte, um mir endlich das Schwimmen beizubringen.

Als wir uns eines Sonntags um den St. Jamespalast herumtrieben, erzählte ich Cooper, daß der Herzog von Kent mein Pathe sey. Er suchte mich zu einem Besuche bei meinem früheren Gönner zu überreden und sagte, ich könne nicht wohl weniger thun, als dem Prinzen auf diese Art meinen Respekt zu bezeugen. Halb und halb hatte ich wohl Lust, mein Glück bei einem solchen Besuch zu erproben, war aber dennoch zu scheu und furchtsam, um diesen Plan auszuführen. Hätte ich Cooper's dringenden Ermahnungen gefolgt, wer weiß, welche Folgen dieß gehabt — wie vielleicht mein ganzes Schicksal sich anders gestaltet hätte.\*\*

Eines Tags begegnete uns Mr. Irish voll triumphirender Freude; er hatte nämlich von Kapitän Johnston die Botschaft erhalten, daß Letzterer — der Kapitän — gepreßt worden sey! Er pflegte bei seinen Ausflügen auf's Land einen langen blauen Oberrock, dunkelbraune Beinkleider und Stulpenstiefeln zu tragen.

„Er glaubte, er werde für einen Edelmanu gelten,“ rief

\* Mit einem einzigen Ruder bewegen.

D. U.

\*\* Ich kann mich wohl noch erinnern, wie ich Neb diesen Plan ausmalte, obwohl ich keineswegs, wie der Junge zu glauben schien, erwartete, daß er Zutritt erhalten würde. Es war mehr Schelmerei von meiner Seite, genährt von dem geheimen Wunsche, das Innere des Palastes auf diese Art zu Gesicht zu bekommen.

D. Herausg.



Mr. Trish lachend, „aber die Presser, diese Teufelskerls müssen die Theerjacke sogar aus seinen Stiefeln herausgerochen haben!“

Cooper wurde mit des Kapitäns Portefeuille und Papieren nach dem bestimmten Orte der Zusammenkunft geschickt und letzterer bald darauf freigelassen. Wir hatten den Kapitän Alle sehr lieb, da er sämtliche Matrosen sehr freundlich und schonend behandelte; aber der Spasß war doch gar zu köstlich, daß man „den alten Burschen“ — so wurde nämlich der Kapitän trotz seiner achtundzwanzig Jahre unter uns genannt — in eigener Person hatte pressen wollen.

Gegen Ende Juli's verließen wir London und machten uns auf den Heimweg, nachdem mit unserer Schiffsmannschaft verschiedene Veränderungen vorgegangen waren. Für Jim Rüssel, der uns verließ, hatten wir einen neuen Untersteuermann, aus Neu-England gebürtig, erhalten; Bill hatten wir durch das Presskommando verloren; ein Namensbruder von ihm, ein mürrischer Irländer, hatte uns gleichfalls verlassen und war nach Spanien gegangen. Unsere Bemannung bestand jetzt bloß noch aus dem spanischen Joe, dem großen und kleinen Dan, einem Matrosen, Namens Stephen von Kennebunk, aus Cooper, einem Schweden, den wir in London engagirt hatten, einem weiteren Manne, dessen Namen ich vergessen habe, und einem Jüngling, der Davis genannt wurde, eigentlich aber — — hieß und ein Sohn des Lootsen war, der uns jedesmal, so oft wir die Themse hinab und hinauf fuhren, den Weg gewiesen hatte.

Dieser Davis hatte auf einem Küstenfahrer gedient, der seinem Vater gehörte, war aber gepreßt und zu Sir Home Pophams südamerikanischem Geschwader geschickt worden: dort hatte man ihn als Midshipman angestellt, er aber wollte nichts vom Seedienste wissen und beschloß nach Amerika zu gehen. Wir mußten ihn dem Pressgange aus den Zähnen schaffen und aus dem Lande schmuggeln,



weßhalb er auch erst, nachdem wir den Strom eine Strecke hinabgefahren waren, ganz unvermuthet des Nachts am Bord anlangte.

Die Bemannung des Sterling war, wie wir eben gesehen haben, sehr unvollzählig, so daß wir für jede Wache blos vier Matrosen verwenden konnten; nichts destoweniger hatten wir oft mehr als einmal aus und ein zu reffen, wobei Cooper und der kleine Dan, welche beide fast noch Knaben waren, dieselben Dienste wie erwachsene Matrosen versehen mußten. Unsere beiden Steuermänner pflegten das Geschäft auf den Marsen zu leiten; beide waren sehr thätig und von großer Körperkraft: auch der Koch bewährte sich bei der Arbeit als ein prächtiger Bursche.

In unseren Zeiten der Verzärtelung, wo zwei bis drei ununterbrochene Wachen einen ganzen Haufen junger Leute völlig erschöpfen würden, darf man mit Stolz auf eine Fahrt wie unsere damalige zurückblicken, auf welcher vierzehn Mann — worunter vier Knaben — ein wohlbeleibtes Schiff über den Ocean führten, fast in jeder Wache zu reffen und manchen Sturm zu bestehen hatten, ohne sich sonderlich viel daraus zu machen. Ich glaube sogar, im Nothfalle würde die Hälfte genügt haben, um den Sterling in die Heimath zu bringen. Einer der vier Jungen, deren ich erwähnte, hieß John Bugh — ein kleiner Bursche, welchen der Kapitän in London als Lehrling angenommen hatte und der nun zum ersten Male in seinem Leben eine Seereise mitmachte.

Unsere Ueberfahrt dauerte lange; jeden Zoll breit unseres Weges bis zu den Dünen mußten wir den Fluthen abkämpfen. Vor den Dünen blieben wir mehrere Tage liegen, um günstigen Wind abzuwarten, der damals den halben Sommer über steif aus Südwest wehte, weßhalb der Kapitän unter solchen Aussichten nicht auslaufen wollte.

Wir waren rings mit Kriegsschiffen — meist zur Canalflotte gehörend — umgeben, welche gleich uns vor Anker lagen, was die Rhede äußerst belebt machte, so daß Musik und Begrüßungssalven



fortwährend mit einander abwechselten. Eines Tags wurden alle Matrosen auf die Maaen gerufen, die Schiffe feuerten mit allen Steuerbord- und Backbordbatterien, bis man bloß noch einige Mastenspitzen unterscheiden konnte: was dies Alles zu bedeuten hatte, konnte ich niemals erfahren, aber es gab jedenfalls einen merkwürdigen Rauch und machte einen furchtbaren Lärm.

Später lief eine Fregatte ein und ging gerade vor unserem Gallion vor Anker. Sie setzte ein Boot aus und ließ uns durch einen Messer benachrichtigen, daß Seiner Majestät Fregatte — vor uns stehe, welche bis auf den Wurfanker alle ihre Anker verloren und voraussichtlich eine starke Abtrift zu besorgen habe, weshalb sie uns rathe, ihr aus dem Weg zu gehen.

Der Kapitän blieb jedoch an jenem Tag auf der Stelle liegen: am andern Morgen kam aber die Fregatte in der That auf uns zugetrieben, und es gelang den beiden Schiffen nur mit größter Mühe klar zu werden, weshalb wir für's Beste hielten, unsern Ankerplatz zu wechseln. Nachdem wir einmal gelichtet hatten, wollte der Kapitän die Dünen lieber ganz verlassen: dies thaten wir denn auch und steuerten die Meerenge hinab, bis wir mit Eintritt der Fluth unterhalb Dungenes vor Anker gingen, wo wir bis zu Sonnenuntergang blieben, um sogleich nach Beginn der Ebbe abermals unter Segel zu gehen. Unser Springinsfeld von Kapitän schien entschlossen, lieber bis zum Cap Lands-End hinab zu laviren, als noch länger müßig liegen zu bleiben.

Ein paar Meilen seitwärts gegen die Küste hin lag eine Kriegsschaluppe, welche in dem Augenblicke, da wir von dem Lande abzukommen suchten, mit einer Signalstation an der Küste telegraphische Zeichen zu wechseln anfing, worauf sie ebenfalls lichtete und gleich uns auslief. Um die Mittelwache kamen wir in entgegengesetzter Richtung an der Schaluppe vorüber und erfuhren, daß ein Embargo auf alle Schiffe gelegt worden war und daß wir unserer eigenen Beschlagnahme nur um zehn bis fünfzehn Minuten zuvorgekommen seyen.



Durch diese Maßregel wollte man nämlich verhindern, daß die Dänen von der Expedition nach Copenhagen Wind erhielten.

Am selben Tage kamen wir an einem Convoi von Transportschiffen vorüber, welche eine Brigade vom Schlosse Bennis nach Dartmouth zur Hauptflotte führten. Eine Kanonenbrigg brachte uns auf und hätte beinahe unsern Schweden unter dem Vorwande gepreßt, daß England als seines Königs Verbündeter ein Recht auf seine Dienste besitze. Wäre der Bursche nicht halbstarrig wie ein Bulloche gewesen — wir hätten ihn sicherlich wieder verloren; so aber weigerte er sich auf's Bestimmteste, uns zu verlassen und so oft sie ihm auch befahlen, zu England überzutreten, so schwor er immer wieder, nicht von der Stelle gehen zu wollen. Cooper zankte sich gleichfalls ein Bißchen mit dem fremden Offizier und mußte durch unsern Kapitän zum Schweigen gebracht werden.

Nach den von der Kriegsschaluppe eingezogenen Nachrichten kann man sich leicht denken, daß wir an der englischen Küste nicht mehr vor Anker zu gehen wagten: so mußten wir uns im Kanale, meistens in der Nachbarschaft der Insel Wight umhertreiben, da wir durch die Fluth jedesmal wieder so viel von unserer Wegestrecke einbüßten, als wir durch die Ebbe gewonnen hatten, bis es uns endlich gelang, mit dem Gallion scharf nach Süden gestellt, in den atlantischen Ocean hinauszusteuern.

Selbst nachdem wir einmal klar geworden waren, hatten wir immer noch eine langwierige Fahrt und wurden von den Winden bis zur Insel Corvo verschlagen, welche wir umsegeln und uns dann abermals nordwärts wenden mußten. Ein einziges Mal hatten wir einen schweren Sturm zu bestehen, der uns zum Lenßen\* nöthigte, da der Sterling bei einer Stürzsee gar zu leicht Wasser saßte.

\* Lenßen nennt man die Bewegung eines Schiffs, wenn es gerade vor dem Sturme herläuft, und muß von solchen Fahrzeugen geschehen, welche sich dem Kampfe gegen die vor- und seitwärts anprallenden Wogen nicht gewachsen glauben. D. U.



In der Nähe der amerikanischen Küste sprachen wir eine englische Brigg an, welche uns den Kampf zwischen dem Leopard und dem Chesapeake erzählte, obwohl die Engländer ihre Landsleute nicht als überwunden angaben. Mr. Trish brach in die bittersten Schmähungen aus, als er hinterdrein von dem Lootsen den wahren Hergang der Sache erfuhr.

Der Sterling blieb auch diesmal seinem guten Sterne getreu und fuhr ungefährdet die Bai und den Fluß hinauf, bis er glücklich an der Werste von Philadelphia vor Anker ging. Hier lief natürlich unsere Schiffsmannschaft aus einander und mit Ausnahme von Cooper und meinem Nebenlehrling, Jack Bugh, habe ich später nie wieder eine Seele von ihnen allen zu Gesicht bekommen. Die Meisten gingen nach New-York, wo sie sich unter dem großen Strudel der dortigen Seeleute verloren; Mr. Trish starb, wie ich hörte, auf seiner nächsten Reise als Obersteuermann eines Indienfahrers — er war ein ausgezeichnete Seemann, der sich sogar zum Kommando eines Schiffes geeignet hätte.

Dies war meine erste eigentliche Seereise, denn die Ueberfahrt von Halifax nach New-York kann ich füglich nicht als solche rechnen. Mein Amt hatte sich allerdings auf die Kajüte beschränkt, doch waren wir sammt und sonders tüchtig in Anspruch genommen worden; wir hatten den Sterling wohl gegen hundert Mal vor Anker zu legen und wieder flott zu machen, und was das Bierer, Halsen, Gulefangen\* und Umlegen betrifft, so hatten wir durch die Canalpiloten so genug davon bekommen, daß unser altes Gehäufte kaum mehr wußte, mit welchem Ende es voransteuerte.

Damals konnte ein Schiff nicht ohne manche Schwierigkeiten von den Vorlanden nach London gelangen und wir beneideten die

\* Mit diesem sonderbaren Ausdruck bezeichnet der Seemann diejenige Lage des Schiffes, wo dieses gegen eine von vorn kommende Bö so scharf wenden muß, daß es auf der andern Seite wieder bei'm Wind liegt.



Kohlenschiffe ungemein um ihre schweren Blöcke und ihre leichte Tackelage, welche der Mannschaft so sehr in die Hände arbeiteten. Als wir den Fluß zum zweiten Male hinauffuhren, vereinfachten wir unser Tauwerk so viel wie möglich — zur großen Bequemlichkeit unserer Matrosen. Eine Art von Grasschooten, die wir in Spanien kauften, wurden mit der Zeit an unserem Borde sehr beliebt, kosteten uns aber endlich einen der brauchbarsten Matrosen, der sein Leben darüber einbüßte.

Kapitän Johnston beschloß nunmehr, mich nach Wiscasset in die Schule zu schicken. Die „Clarissa“, ein Schooner von da, war aus Westindien mit einer Ladung in Philadelphia eingelaufen und stand im Begriff, mit bloßem Ballast nach Haus zu segeln; ich wurde als Passagier daselbst untergebracht und etwa eine Woche, nachdem wir von London zurück waren, segelten wir nach unserem Bestimmungsorte ab, so daß nur Jack Pugh auf unserem alten Schiffe blieb, welches alsbald wieder eine Ladung nach Irland einnehmen sollte.

Am Bord der Clarissa machte ich die Bekanntschaft eines gebornen Philadelphiers, Namens Jack Mallet, der bei dem Herrn des Schooners als Schiffsjunge in Diensten stand und etwas älter als ich war: wir wurden bald die vertrautesten Freunde und sollten später manche sonderbare Abenteuer mit einander erleben.

Die Clarissa segelte durch den Vineyard Sound\* und die Shoals\*\* und lief in den Hafen von Boston ein, wo sie einige Waaren landete und dann nach Wiscasset weiterfuhr, das wir erst nach ziemlich langer Fahrt erreichten. Ich wurde von Kapitän Johnston's Familie sehr freundlich aufgenommen und unverzüglich in die Schule geschickt. Bald darauf verbreitete sich die Nachricht von dem eingetretenen Embargo; die Klarissa ward abgetackelt und Jack Mallet wurde einer meiner Schulgenossen. Kurze Zeit später

\* Weinberg-Geb.

\*\* Die Untiefen.



erfahren wir, daß auch der Sterling nicht hatte auslaufen können, und es dauerte nicht lange, bis Jack Pugh uns gleichfalls Gesellschaft leistete. Etwas später langte auch Kapitän Johnston an, um mit den Uebrigen in die Handels-Quarantäne zu treten.

Dies war das lange Embargo, wie die Seeleute es nennen, welches anno 1809 nach dem Abschlusse von Lord Erskine's Vertrag zu Ende ging. Diese ganze Zeit über blieb ich zu Wiscasset in der Schule, wo ich sehr gut und fast mit zu großer Nachsicht behandelt wurde; ich zählte jetzt sechzehn Jahre und war beinahe ganz herangewachsen; neben mir waren noch Jack Pugh, Jack Mallet und Bill Swett, — dieser etwas älter als ich und des Kapitäns Nefte. Letzterer selbst blieb während der Quarantaineperiode zu Hause und da er nichts anderes zu thun hatte, so benützte er die Zeit, um sich nach einer Frau umzusehen.

Sobald das Embargo aufgehoben war, brach Kapitän Johnston mit Swett nach Philadelphia auf, um sein Schiff nach New-York herüberzuführen; von dort wollte er nach Liverpool segeln, wohin wir, nämlich Jack Pugh und ich, auf dem Schiffe Columbia gleichfalls abgehen sollten. Der Plan änderte sich übrigens dahin ab, daß wir Beide zur See nach New-York übersuhren und den Sterling in demselben Hafen erreichten, wo ich ihn das erste Mal getroffen hatte.

Es waren jetzt beinahe drei Jahre verflossen, seit ich die Heizer'sche Familie auf so unhöfliche Weise verlassen hatte, und ich fühlte mich jetzt gedrungen, mich zu New-York nach ihnen umzusehen, wo ich denn von ihren ehemaligen Nachbarn erfuhr, daß sie etwa vor einem Jahr nach Martinique abgegangen seyen. Dies ist die letzte Nachricht, die mir seither von ihnen zu Ohren kam.

Bill Swett bekam nun den Dienst in der Kajüte, Jack Pugh und ich selbst wurde zum regelmäßigen Vormast-Dienst verwendet; wir erhielten Kajütenkost, schliefen aber mit den übrigen auf dem Zwischendeck und wurden überhaupt als wirkliche Vormarsgasten



behandelt. Unsere Fracht bestand im unteren Kielraum aus Weizen, auf dem Zwischendeck aus Mehl und auf dem oberen Deck aus Baumwolle, so daß das Schiff sehr tief im Wasser ging: die Besatzung schien gut, aber unsere beiden Steuermänner waren Ausländer.

Unsere Fahrt ging trefflich von Statten, bis wir uns der englischen Küste näherten, wo wir von einem heftigen Sturme aus Südwest und Westen überfallen wurden: mit dicht gerefftem Mars- und Focksegel schoß unser Schiff, verfolgt von den nachstürzenden Wogen, vor dem Winde daher.

Die Nacht war eben eingebrochen, als ein gewisser Preuße, Namens Heinrich, nach dem Abendessen auf's Deck heraufkam, um seinen Kameraden an der Ruderspinnne abzulösen; während er sich nach dem Hinterdeck wandte, gerieth er in ein Schlingern\*, bis er zuerst gegen das Langboot und von da gegen unsere Vorschote von spanischem Gras vor Anker zu liegen kam. Dieses Tau, das seit unserer Londoner Fahrt bei uns sehr beliebt geworden, war als Laufstag über die Ladung des Oberdecks gespannt und riß nun bei seinem zersaulten Zustande entzwei, als der Preuße darauf trat, so daß dieser in die See hinabstürzte. Wir konnten nicht weiter thun, als ihm den ziemlich breiten Bagdeckel\*\* zuzuwerfen: da aber das Schiff von den schäumenden Wogen fortgerissen wurde, so blieb der arme Teufel mitten in dem zischenden Elemente seinem Schicksale überlassen. Einige von unsern Leuten meinten den unglücklichen Heinrich auf dem Bagdeckel zu sehen; dies konnte ihm aber in diesem Wellengelose nur wenig helfen, da man ebensowenig das Schiff beizudrehen, als ein Boot auszufegen wagen durfte.

Dies war der erste Mensch, den ich auf der See ertrinken sah, und trotz der Heftigkeit des Sturmes und der Gefahr, in welcher sich das Schiff selbst befand, ging uns allen der Verlust des trefflichen

\* D. h. er stolperte.

D. U.

\*\* Das Dach über dem Compaßhäuschen.

D. U.



Burschen sehr zu Herzen. Auch dem Kapitän fiel er sehr schwer, wie man ihm wohl ansehen konnte — aber die Sache war nun einmal nicht mehr zu ändern.

Wir hatten schon am Nachmittag die Segel zu verkürzen angefangen — Harry's Verschwinden fiel in die erste Hundswache — als, einen Augenblick später die Vorschote am Backbord entzwei riß und das Segel in Fetzen ging: alle Matrosen wurden aufgeboten, um die Lappen aufzurollen und die Beschlageseislingen durchzuziehen. Das Schiff begann jetzt sehr schwerfällig zu arbeiten und bekam bald darauf einen Leck; auch ging die See so hoch, daß wir nicht wagen konnten, in den Wind zu kommen; dazu kam noch, daß die Wogen vornemlich bei den großen Puttingen eindrangen, über dem Bord zusammenprallten und mit einer Heftigkeit über die Büge hinausstürzten, daß sie Alles, was irgend beweglich war, in hohem Grade gefährdeten.

Wir Knaben wurden an die Pumpen festgebunden und mußten aus allen Kräften arbeiten. Doch nicht genug, es sollte noch schlimmer kommen — der Waizen im unteren Kielraum fing an in den Pumpensood einzudringen,\* und oben an den Masten zerriß bald darauf das große Marssegel, so daß auf dem ganzen Schiffe kein Fetzen von Leinwand ausgelegt blieb.

Der Sterling hatte selbst bei gemäßigter Witterung einen tiefen Gang; oft schon hatte ich ihn das Wasser in die Speigaten des Quarterdecks spülen sehen und beim Gintauchen war Niemand rascher als er; jetzt, da er so gar tief einsank und die Ladung von den Wogen weggeschwemmt wurde, war es Zeit, an ein Erleichtern des Schiffes zu denken. Wir warfen also die Baumwolle, so schnell wir konnten, über Bord — was wir nicht weg schafften, das nahm die See mit. Nach einiger Zeit sahen wir das Schiff merklich erleichtert und das war gut, denn der Waizen

\* Die tiefste Stelle dieses Raums, wo die Pumpen untergebracht sind.



verstopfte so oft unsere Pumpen, daß wir nur wenig von dem eingedrungenen Wasser hinauszuschaffen vermochten.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, um welche Stunde es war, als uns Kapitän Johnston in jener furchtbaren Nacht „auszugucken“ und „anzuhalen“ befahl. Der Sterling wurde beige- dreht und zu allem Glück in einem sehr günstigen Augenblick, so daß wir nunmehr weit leichtere Arbeit auf dem Berdecke hatten, da das Schiff auch in seinem lecken Zustande noch immer gut beizulegen vermochte. Das Kreuzstagssegel wurde nun aufgesetzt, damit das Schiff nicht so leicht in die Wellenschluchten hinabsinken möchte.

Der Wind heulte immer noch so heftig wie zuvor; ein Segel nach dem andern wurde los, so daß wir nur mit größter Mühe die Leinwand an den Raaien festhalten konnten. Ein heftiges Schlingern — und die Vorstenge war entzwei; ihr folgte bald die große, sammt der Kreuzbramstenge — meiner Ansicht nach eine Folge des Embargo's, da die Takelage durch das lange Trockenliegen des Schiffs Schaden gelitten haben mußte.

Die ganze Nacht waren wir damit beschäftigt, das Wrack klar zu machen; der Sturm äußerte sich in seiner Wirkung beinahe wie ein harter Körper, denn nach der Aussage derer, welche das Beil handhabten, fühlten sie ihr Instrument öfter so heftig in der Hand umgedreht, daß sie statt mit der Schneide jedesmal mit dem Rücken dreinschlagen mußten.

Wir verlebten eine furchtbare Nacht an den Pumpen, indem wir mit Leibeskräften für das Schiff zu sorgen bemüht waren. Am nächsten Morgen ließ der Sturm ein wenig nach; der Sterling wurde vor den Wind gebracht, da dieser in der günstigsten Richtung wehte. Segel konnten wir nur wenig führen; doch wurden statt der Stengen wenigstens Bramstengen aufgesetzt, sobald der Zustand der See uns dies erlaubte.

Um vier Uhr etwa kam mir das Land zu Gesicht und ich machte alsbald den Steuermann darauf aufmerksam. Es war Kap



Clear, auf das wir in möglichst gerader Linie abhielten; das Schiff mußte aufhalten, um das Kap zu klariren und in den irischen Kanal einzulaufen.

An der Kanalmündung und in deren Nähe war eine große Masse von Schiffen versammelt, welche sämmtlich an einem bestimmten, zur Eröffnung des Handels gesetzlich bestellten Tage in Liverpool einzulaufen wollten — die Zerstörung, welche der Sturm unter ihnen angerichtet hatte, war großartig. Ich kann mich nicht mehr genau der Zahl der Schiffe entsinnen, die ich damals beisammen sah, es müssen aber mehr als hundert gewesen seyn; später erfuhr man, daß beinahe fünfzig derselben an der irischen Küste Schiffbruch gelitten hätten. Fast jedes Fahrzeug, dem wir begegneten, war mehr oder weniger entmastet; ein Schiff, das den Namen „Freiheit“ führte, sollte gar mit Mann und Maus untergegangen seyn.

Das Wetter gestaltete sich indeß wieder günstiger und mit Aufbietung aller Kräfte gelang es uns, Liverpool zu erreichen. Wir mußten eine Zeit lang im Flusse liegen bleiben, ehe wir in das Dock gelangen konnten, welches der Sterling, von seinem Glücksterne begünstigt, endlich erreichte. Beim Ausladen der Fracht fanden wir, daß diese, besonders der Waizen, bedeutenden Schaden gelitten hatte; letzterer war so sehr erhitzt, daß man nicht mit dem Fuß darauf treten konnte. In wenig Tagen war Alles ausgeladen; dann legten wir unser Schiff auf die Werfte und ließen es ausbessern.

Der Aufenthalt zu Liverpool trieb unsere Mannschaft, gleich dem Wellenschaum bei Windstößen, nach allen Richtungen auseinander. Die meisten wurden gepreßt: was verschont blieb, lief davon — außer uns Knaben war nur ein einziger Matrose dem Schiffe treu geblieben.

Der Obersteuermann — ein Ausländer, doch woher? das konnte ich nie entdecken — wohnte in einem Hause, welches einer schönen Wirthin gehörte. Aus Gefälligkeit für die Dame befahl er William Swett und mir, zwei Schöpfseimer mit Salz in deren Wohnung



zu tragen. Das Salz kam aus unserer Proviantkammer und wir trugen es ganz offen an's Land, als plötzlich ein Zollbeamter uns anhielt und unser Schiff in Beschlag zu nehmen drohte. Solcher Strafe setzte man sich aus, wenn man zu Liverpool zwei Eimer Liverpool-Salz an's Land schaffen wollte!

Kapitän Johnston brachte die Sache in Ordnung und entließ den Steuermann, worauf dieser am andern Tag nebst dem Untersteuermann gepreßt wurde. Letzteren, einen geborenen Schweden, wußten wir wieder frei zu machen und auch dem Obersteuermann gelang es endlich, zu entweichen und nach New-York zurückzukehren.

Unter den Gepreßten befand sich auch Jack Bugh; der Kapitän gab sich alle erdenkliche Mühe, um ihn zu befreien; da aber der arme Junge schon früher in London einen Contract eingegangen hatte, so wagte Johnston nicht, dessen Papiere vorzuzeigen und so blieb alles Bitten vergeblich. Ich habe den armen Jack nie wieder gesehen, erfuhr aber später, daß er aus dem Marktboot des Wachtschiffes entkam, und nach Wiscasset zurückgelangte, wo er sich nach längerem Aufenthalte wieder einschiffte und später auf der See verscholl.

---

#### Viertes Kapitel.

Endlich brachten wir eine neue Bemannung für den Sterling zusammen und segelten in die Heimath zurück. Wir führten mehrere amerikanische Schiffsrheder als Passagiere an Bord, welche zwar für ihre Person zurückkehren, ihre Schiffe aber nicht mitnehmen durften, weil sie sich verschiedene Gesetzübertretungen hatten zu Schulden kommen lassen, weshalb sie nur die „Embargo-Kapitäne“ genannt wurden. Einer von ihnen, ein Kapitän B — —, übernahm Kapitän Johnston's Dienst und wußte sich dessen Gunst und Vertrauen in so hohem Grade zu erwerben, daß Letzterer ihm endlich das Schiff förmlich übergab.



Die Heimfahrt war stürmisch und langwierig, ohne irgend ein bemerkenswerthes Ereigniß. Während unserer Abwesenheit war ein Nichteinfuhrgesetz erlassen worden, dem zufolge unser Schiff wegen seiner Ladung von englischem Salz zu New-York mit Beschlag belegt wurde; da wir aber die Vorsicht gebraucht und unser Salz zu Liverpool klarirt, auch vor dem im Gesetz festgesetzten Tage eingeschifft hatten, so wurde der Sterling nach zweimonatlicher Beschloagnahme wieder freigegeben. In der Zwischenzeit waren die Salzpreise dermaßen gestiegen, daß dieser unfreiwillige Aufschub für die Eigenthümer der Ladung höchst vortheilhaft ausfiel.

Schon außerhalb der Batterie und noch ehe unser Schiff nach seiner Rückkehr von dieser Reise in den Hafen eingelaufen war, stieß ein Boot mit einem jungen Manne in Seeoffiziersuniform zu uns — es war Cooper. Er hatte unsere Masten erkannt, während er über die Bai nach seinem eigenen Schiffe hinruderte und wollte uns einen Besuch abstatten. Dieß war bis zum Jahre 1843, d. h. vierunddreißig volle Jahre lang das letzte Mal, daß wir mit einander zusammentrafen.

Wir nahmen nun eine Ladung mit Schiffsgeräthschaften ein und gingen abermals nach Liverpool in See. Bill Swett machte diese Reise nicht mit und der Koch mußte diesmal auch das Amt des Proviantmeisters versehen. Unsere Hin- und Rückfahrt ging glücklich und ohne Unfall und Aufenthalt von Statten.

Im Frühjahr 1810 übergab Kapitän Johnston unser Schiff an Kapitän B — —, der uns zum dritten Male nach Liverpool führte. Auch von dieser Reise ist nichts Bemerkenswerthes zu erzählen und nachdem der Sterling nach kurzem Aufenthalte zurückgekehrt, wurde alsbald wieder eine Holzladung nach Limerick eingeschifft.

Noch im Angesichte des Hooks wurden wir von dem „Indian“, einer Kriegsschaluppe aus dem zahlreichen Geschwader der Halifaxischen Kreuzer, angehalten. Zu gleicher Zeit mit uns waren noch einige andere Schiffe, darunter mehrere für den französischen Handel



Beschäftigte Ripper ausgelaufen. Der „Amiable“\*, die „Matilda“, und der „Golt“\*\* feuerten luvwärts an dem Engländer vorüber, als ob dieser vor Anker gelegen wäre. Der Lameahmeah aber verwickelte seine Raaen in die Stags des Engländers, während er ganz dicht an dessen Borde vorüber fuhr und wurde gefangen. Wir mußten dieß alles mit ansehen und konnten uns natürlich des Unmuths nicht erwehren, wie solche Gewaltthätigkeiten sogar vor der Mündung unseres Hafens ihn wohl billig in uns hervorrufen mußten.

Die Fahrt hin und zurück war ganz angenehm; das einzige außergewöhnliche Ereigniß, das mir begegnete, wurde durch ein Preßkommando veranlaßt, welchem ich zu Limerik in die Hände fiel und das mich auch weggekapt hätte, wenn nicht ein Haufen Irländer die Bursche mit einem Angriff bedroht und sie dadurch dermaßen erschreckt hätte, daß sie mich wieder laufen ließen. Schon zu Liverpool war ich einmal in den Klauen dieses Gezüchtles gesteckt, Kapitän Johnston hatte mich aber durch Vorzeigen meines Lehrbriefes ihren Händen wieder entrisen.

Nach unserer Reise — ich hatte dieselbe als Untersteuermann gemacht — wurde unser Schiff nach Charlestown beordert, um laut Kontrakts eine Ladung Rothtannen daselbst einzunehmen. Kapitän B — führte noch immer das Kommando, während Kapitän Johnston, mein früherer Herr, zu Hause mit Erbauung eines neuen Schiffes beschäftigt war. Ich sah diesen freundlichen, gutherzigen und nachsichtigen Seemann erst im Jahre 1842 wieder, wo ich ausdrücklich zu diesem Zweck nach Wiscasset reiste. Kapitän B — und ich waren nicht sonderlich gut Freund zusammen; gar häufig fühlte ich mich geneigt, mich gegen sein herrisches Wesen aufzulehnen, wiewohl ich dem Sterling noch immer getreu blieb.

Wir segelten ohne Unfall nach Charlestown und trafen die

\* Der „Liebenswürdige.“

\*\* Das „Füllen.“



nöthigen Vorkehrungen zur Aufnahme unserer Fracht. Zwei französische Kaper kreuzten zu jener Zeit an der Südküste, und unser Handel hatte viel durch sie zu leiden; der eine drang in Savannah \* ein und wurde für seine Mühe verbrannt; der andere zeigte sich zu Charlestown und entging mit knapper Noth demselben Schicksale.

Es hatte sich nämlich zu diesem Zweck ein Haufen Volks gesammelt, der ein Feuerfloß baute und auch zu unserem Schiffe kam, um sich etwas Theer dazu auszubitten. Ich selbst war trotz meiner damaligen Stellung als Dicky \*\* zu jedem Scherze aufgelegt, und setzte ihrem Ansinnen durchaus keinen Widerstand entgegen. Bill Swett war auf einem Schiffe, das den Namen der „vereinigten Staaten“ führte, gleichfalls in den Hafen gekommen und befand sich gerade bei mir auf Besuch; wir öffneten also unverzüglich die Luken und schafften eine Theertonne auf das Verdeck, die wir den Floßleuten mit unsern besten Wünschen für das Gelingen ihres Unternehmens verabreichten. Geseßlich genommen war dies Alles zwar sehr unrecht; wenn man aber die Sache aus dem moralischen Gesichtspunkte betrachtete, so glaube ich noch immer, daß wir wenigstens den Kapern gegenüber Recht hatten. Der Versuch schlug übrigens fehl und die Bethheiligten wurden weit schärfer getadelt, als dies der Fall gewesen wäre, wenn sie dem Franzmann die Augbolzen niedergebrannt hätten. Es ist schon schlimm genug, wenn ein geseßmäßiges Unternehmen mißglückt; bei einem ungeseseßlichen Vorhaben aber ist das Gelingen unumgänglich nöthig, wenn man Verzeihung erlangen will.

Mit Kapitän B— und dem Steuermann gab's noch am selben Abend einen tüchtigen Sturm, sobald die Weiden erfuhren, daß ich Theer zu dem Unternehmen abgegeben hatte; sie schlossen ihre Predigt mit der Drohung, mich waidlich dafür durchzuwalken: Bill

\* Hauptstadt des Staates Georgien.

\*\* Untersteuermann.



Swett stand daneben und bekam gleichfalls seinen Antheil an der Dofis.

Als wir Beide allein waren, hielten wir einen Kriegsrath über unser ferneres Verfahren. Die Schiffsmannschaft war wie gewöhnlich, bis auf den Koch, sammt und sonders nach Charlestown gelaufen und so wurde Letzterer als Rathgeber zu der Versammlung beigezogen. Seiner Erzählung nach wollte er gehört haben, wie sich der Kapitän mit dem Obersteuermann darüber besprach, daß sie mich, so bald ich mich in meine Hängematte versügt haben würde, nach Herzenslust kielholen wollten und Bill schlug deshalb vor, ich sollte von dem Schiffe desertiren, was er selbst früher auch gethan hatte.

Bald war der Plan dazu entworfen: Bill zog an's Land, brachte ein Boot bis dicht unter die Büge des Schiffs, ich ging über's Vorkastell, schaffte mein Gepäck hinunter und verließ den Sterling für immer, ohne ihn jemals wieder zu betreten. Später sah ich ihn ein- oder zweimal aus der Ferne und er schaute immer wie meine zweite Heimath zu mir herüber; er blieb Kapitän Johnston's Eigenthum und scheiterte nachmals an der östlichen Küste, während sich eben sein Schiffsherr — doch nur als Passagier — am Bord befand. Mehrere Ausflüge von einem Hasen zum andern nicht gerechnet, hatte ich zwölf große Reisen auf diesem Schiffe gemacht; jeder Nagel in seinem Baue war mir bekannt und ich fühlte mich daselbst so heimisch, daß man sich nicht wundern darf, wenn ich ihn mit größerem Herzeleide verließ, als ich es früher bei meiner Flucht aus Halifax empfunden hatte.

Diese Desertion war der dritte große Fehltritt meines Lebens — den ersten hatte ich begangen, als ich den von meinem Vater bestellten Pflegeeltern entließ — den zweiten, da ich meine guten Freunde, die Heizer'sche Familie, verließ — den dritten, indem ich dem Sterling Lebewohl sagte. Wäre Kapitän Johnston noch Schiffskommandant gewesen — ich würde nicht im Traume an's Davonlaufen gedacht haben: er war stets so freundlich gegen mich,



und wenn er je einen Fehler an mir beging, so war es der, daß er mir zu viele Nachsicht bewies. In seinen Diensten hätte sich meine Laufbahn ohne Zweifel ganz anders gestaltet, als dieß seitdem der Fall war, wie ich denn eine von den schlimmen Gewohnheiten, welche später meinem Glücke in den Weg traten, höchst wahrscheinlich jener Handlung zuzuschreiben habe. Doch läßt sich auch zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich erst neunzehn Jahre zählte, auf Abenteuer sehr erpicht war und Kapitän B— aus tiefster Seele verabscheute.

Nach vollbrachter Heldenthat hielt ich mich mit meinem Kameraden eine Weile in der Stadt verborgen; Swett schiffte sich sodann auf dem Präsident, ich selbst aber auf der „Tontine“ ein, worauf wir Beide nach New-York unter Segel gingen, und kurz nach einander daselbst anlangten. Von hieraus verdingten wir uns auf die „Johanna,“ die nach Limerik bestimmt war und sich gegen Ende des Jahres dahin auf den Weg machte.

Unsere Hinreise war von den fürchterlichsten Stürmen begleitet und unsere Mannschaft wurde mehreremal von schwerem Unglück betroffen.

Unweit der Mündung des irischen Canals mußte unser Schiff heidrehen; Bill Swett stand eben am Steuer, als die Johanna mit eingesehtem Fock- und großem Marssegel vor dem Winde zu lenzen begann. Die Wache rannte auf's Verdeck, holte ohne allen Befehl das Focksegel an, um das Schiff bei seinen rechtwinklich gestellten Raan nicht mit dem Spiegel nach vorn laufen zu lassen. Während dasselbe herumschwenkte, brach eine Stürzsee über den Steuerbord herein und warf den armen Bill leewärts unter einen Haufen von Wassertonnen und Dielen, welche ihm zwei Rippen einstießen; auch die beiden Steuermänner wurden beschädigt, so daß sie mehrere Wochen lang dienstuntüchtig blieben. Der Schanddeckel wurde von hinten bis gegen die Mitte des Schiffs so scharf abgerissen, als ob die Zimmerleute ihn weggehauen hätten; wir



konnten bis auf die Inhölzer hinabsehen, nicht anders, als hätte das Schiff eben erst auf der Werste gelegen.

Die Leute brahten die Hinterraaen auf, worauf das Schiff mit dicht gerefftem Marssegel beilegte und sich von da an ziemlich gut hielt. Wir schafften nun die Trümmer in den Kielraum, spannten getheertes Segeltuch über die Inhölzer und so gelang es uns endlich das Wasser auf diese Art abzuhalten.

Am anderen Tag brachen wir nach unserem Hasen auf. Bei dem heftigen Winde war es nicht möglich einen Vootsen zu erhalten, so daß wir in eine an der Mündung des Shannon gelegene Rhede einlaufen und unsere beiden Wurfanker auswerfen mußten, bis der Sturm vorüber war und wir nach Limmerik gelangen konnten.

Die Verwundeten genasen hier wieder und wurden nach kurzer Zeit dienstfähig; so segelte unser Schiff zu gehöriger Zeit wieder mit Ballast in die Heimath ab. Am Hook angekommen, wurden wir von einem Kanonenboot angerufen, welches uns die Nachricht mittheilte, daß der „kleine Embargo“ seinen Anfang genommen habe.

Bill und ich begannen nun ernstlich die Frage zu berathen, was wir wohl am besten thun könnten: ich stimmte dafür, nach dem Beispiele des verlorenen Sohnes nach Wiscasset zurückzukehren, unsere Fehler zu bekennen und Besserung zu versuchen; Bill aber war anderer Ansicht. Er hielt es für männlicher, wenn wir selbst unsere Kraft aufböten und für uns Sorge trügen, da wir nun doch einmal ohne Beschäftigung ans Land geworfen wären.

Bill hatte einen Oheim, der als Kapitän in der Artillerie diente und auf Governor's Island stationirt war: ihn suchten wir nun vor Allem in unsern Rath zu ziehen. Er behandelte uns sehr freundlich und behielt uns zwei Tage lang auf der Insel bei sich; da er seinen Neffen entschlossen sah, selbst für sich zu handeln, so gab er uns ein Empfehlungsschreiben an den Marinelieutenant Trenchard, der uns auch beide für den Seedienst anwarb. Swett wurde sogleich als Untersteuermann angestellt; auch mir bot man



denselben Posten an, doch war ich zu ängstlich und bescheiden, um das Anerbieten anzunehmen, und so trat ich zum ersten Mal als gemeiner Matrose in die Marine.

Kurze Zeit darauf wurde der Krieg erklärt und es mußte für die New-Yorker Station ein starkes Geschwader von Kanonenbooten ausgerüstet werden. Bill kam auf Nr. 112., ich selbst auf Nr. 107. Segelmeister Costigan. Bald nachher wurden wir zur Instandsetzung des „Essex“ verwendet und während wir damit beschäftigt waren, traf die Kriegserklärung ein.

Bei dieser Veranlassung geschah es denn, daß ich zum zweiten Mal in meinem Leben betrunken wurde. Man hatte nämlich eine Masse Whiskey in eine Tonne geschüttet, und alle Matrosen tranken nun auf den glücklichen Ausgang des neuen Kampfes — ich konnte noch gar wenig vertragen und würde überhaupt gar nicht getrunken haben, wenn nicht einige meiner Bekannten aus Wiscasset, von denen sich mehrere auf dem Schiffe befanden, mir unaufhörlich zugesprochen hätten.

Ich rathe allen jungen Leuten, welche nicht das Bedürfnis zu trinken fühlen, doch ja ihrer eigenen Neigung zu folgen und nicht Seele und Leib dem gedankenlosen Zureden Anderer hinzugeben. Der Umstand, daß man Rum und Whiskey bis zum Uebermaasse mit einander hinabstürzt, ist noch keineswegs zur Begründung guter Kameradschaft geeignet — hat man aber einmal Geschmack an diesem Laster bekommen, so ist es sehr schwer, dasselbe wieder abzulegen. Ich habe mich nie dem unmäßigen Trunke ergeben, aber eine geringe Portion schon erfüllte mich mit dem Gelüste, Unheil anzustiften und diente dazu, mich während der werthvolleren Jahre meines Lebens niederzudrücken — werthvoll nenne ich sie nämlich bloß in sofern, als sie mir zur Förderung meiner weltlichen Interessen dienen konnten, denn das wahre Leben eines Christen, zur Ehre Gottes und zur Erfüllung Seiner Absichten, so



wie es der Kreatur geziemt, hat bei mir erst im Jahre 1839 seinen Anfang genommen.

Nachdem der „Essex“ ausgerüstet war, erhielt die Flottille Befehl im Sund zu kreuzen und die Gewässer um New-York im Auge zu behalten. Es war gegen das Ende des Sommers, während unser Boot mit mehreren andern dem „Yard“ gerade gegenüber lag, als der Befehl anlangte, uns bei Kapitän Chauncey, dem Kommandanten des Yard, auf der Werfte zu versammeln, wo dieser Offizier uns mittheilte, daß er zu einer Expedition auf dem Ontariosee beordert sey und als Kommandant derselben Jeden, der freiwillig beizutreten wünsche, zur Theilnahme auffordere.

Diese Nachricht kam uns allen höchst erwünscht, denn die Kanonenboote waren uns verhaßt und wir wären überall hingegangen, nur um ihrer los zu werden — so kam es, daß Alle zusammen, Matrosen und Schiffsjungen, sich als Freiwillige meldeten.

Wir erhielten vier und zwanzig Stunden Urlaub, nebst einigen Thalern an Geld; sobald wir damit fertig waren, kehrten wir wieder zurück und wurden auf einer Schaluppe nach Albany eingeschifft.

Unser Fahrzeug faßte nahe an hundert und vierzig Mann und wurde von Mr. Mix befehligt, der damals noch Segelmeister war, vor einigen Jahren aber als Schiffskommandant starb. Außerdem zählten wir noch die H. Dsgood und Mallaby, die beiden Midshipmen Sands und Livingston, und zwei Untersteuermänner, Namens Bogardus und Emory: Mr. Dsgood ist jetzt Kommodore, was aber aus Mr. Livingston geworden, habe ich niemals erfahren.

Nach unserer Ankunft zu Albany machten wir dem Statthalter unsern Besuch und brachten ihm drei Cheers, wofür er uns vor seinem Hause gut bewirthen und sodann jede Bact\* auf einen

\* Bact — dasselbe was in den Landarmeen die Korporalschaften — nennt man eine Anzahl Matrosen, die gemeinschaftlichen Tisch mit einander haben. D. U.



Wagen stauen ließ, worauf die Landfahrt angetreten wurde, welche sehr fröhlich für uns ausfiel.

Am ersten Tage gelangten wir nach einem Orte, Namens Senechtady, wo die Offiziere ein leeres Haus vorfanden, in welchem sie uns insgesammt unterbrachten, und dann die Thüren verschlossen. Dieß wollte mit unseren Ansichten von einer Kreuzfahrt am Lande gar nicht übereinstimmen und wir begannen alsbald heftig zu murren.

Wir hatten unter uns einen Hochbootsmann, Namens Mac Nally — einen vertheufelt trotzigem Kerl, der schon lange in Diensten stand und ein ächter Kriegsschiffmatrose war. Er hatte unserer vierundzwanzig Mann um sich gesammelt, die er seine Schüler nannte und worunter auch ich mich befand, wie ich zu meiner Schande gestehen muß. Mac Nally rief alle Matrosen auf dem Oberdeck, wie er's nannte, d. h. auf dem Dachboden zusammen, wo er eine Rede an uns hielt und uns bemerkte, daß dies keineswegs die Art sey, wie man Freiwillige behandeln dürfe, und mit dem Vorschlage endigte, wir sollten „das Sonnendeck\* abnehmen.“

Als bald wurden Hebel aufgetackelt, und unter dem Rufe „Aufgepaßt da unten“ polterte die eine Hälfte des Daches auf die Straße, die andere in den Garten hinab. Drei laute Cheers verkündeten unsern Triumph — die Offiziere kamen herbei, und zankten uns tüchtig aus; wir wußten uns aber so gut zu vertheidigen, daß man uns wieder bis zum nächsten Morgen frei ließ, wo wir dann alle zurückkehrten und auf unsere Wagen vertheilt wurden.

So zogen wir unter Scherzen und Lachen durch's Land, indem wir uns alle Sonderbarkeiten bemerkten, die uns auf unserem Kurse aufstießen. Wir waren, glaub' ich, zehn bis zwölf Tage unterwegs, bis wir den Dswego erreichten. Auf dem Dnondago-See wurden

\* Mac Nally vergleicht hier das Dach mit einem Sonnendeck, d. h. einem Stücke Segeltuche, das bei großer Hitze über Hütte und Schanze gezogen wird, um den Matrosen Schatten zu gewähren. D. U.



wir auf Boote gesetzt, die uns jedenfalls weit besser als die seitherige Fahrt in den Wagen behagten.

In einem am Seeufer gelegenen Dorfe fanden wir die Leute sehr bitter gegen uns gestimmt, so daß es mehrere Unannehmlichkeiten absetzte: es hieß damals unter uns, es seyen Schotten aus den Kanada's, doch weiß ich dieß nicht genau. Als wir aber am Morgen vernahmen, daß die Mehrzahl unserer Offiziere sich in der Hölle \* befinde, da zogen wir aus, den Hügel hinauf und drohten mit Mord und Brand, wenn sie nicht unverzüglich frei gegeben würden. — Dieß wirkte: Mr. Mix stand mit den übrigen Herren alsbald wieder in unserer Mitte, wodurch weiterem Unglück vorgebeugt wurde und unser Abmarsch angetreten werden konnte, ohne daß es zum Kampfe gekommen wäre.

Bald wurden wir von heftigem Regen überfallen und trafen endlich in den Wäldern ein einsam stehendes Haus, wo wir ein Unterkommen suchten, aber nicht fanden, indem man uns anwies, uns selbst nach einem Obdach umzusehen. Dies thaten wir denn auch, bis wir uns ganz bequem in einer großen Scheune zusammengestaut hatten. Nachts kam der Eigenthümer mit einer Laterne und wollte die Scheune in Brand stecken; wir ergriffen ihn aber, banden ihn bis zum andern Morgen in einem Boote fest, damit der Regen allen Brennstoff an ihm abwaschen möchte.

An demselben Tage erreichten wir noch die Oswegofälle, wo ein Theil von uns bleiben mußte, um die Boote hinaufzuschaffen und die Vorräthe über den Tragplatz zu bringen. Nachdem sämtliches Material nach Oswego transportirt war, wurden alle Matrosen zur Ausrüstung einiger Seefahrzeuge — kleiner Schooner von sechzig bis achtzig Tonnen Last — aufgeboden, welche ausdrücklich für diesen Dienst angekauft worden waren; zu Oswego selbst hatten wir sonst nichts zu thun, als diese Fahrzeuge — im Ganzen

\* D. h. Gefängniß.



etwa sechs bis acht — zu befrachten und auf dem See von Stapel zu lassen.

Ich selbst lief mit einem der ersten Schiffe, der „schönen Amerikanerin“ — aus. Da wir ohne Waffen waren, so segelten wir bei Nacht, um John Bull's Kreuzern auszuweichen, von denen sich damals mehrere auf dem See befanden. Nicht weit von Sackett's Harbour in der Nähe einiger Inseln trafen wir das Oneida-Langboot, das zu gleicher Zeit Ruder- und Segelschiff war und jedesmal bei Nacht auf dem See kreuzte. Bill Swett befand sich darauf und dies war das erste Mal, daß wir uns auf süßem Wasser begegneten. Ich erfuhr von ihm, daß auch Jack Mallet, den ich seit unserer ersten Abfahrt von Wiscasset vor mehr als drei Jahren nicht mehr gesehen hatte, zu der Station gehöre — und traf ihn auch wirklich vierzehn Tage später als Hochbootsmann der „Julia,“ Segelmeister Trant — ein Fahrzeug, das ich mein ganzes Leben hindurch nicht mehr aus dem Gedächtniß verlieren werde.

Den Tag, nachdem ich den Hafen erreichte, wurde ich an Bord des „Scourge“\* beordert. Dieses Schiff war englischen Ursprungs, hatte früher Lord Nelson geheißt und war schon vor dem Ausbruche des Krieges von dem Oneida — einem Sechzehner, dem einzigen Kreuzer, den wir damals unter Lieutenant Woolsey's Kommando auf dem See hatten — wegen einer Verletzung der Mauthgesetze gekapert worden. Das Fahrzeug galt zwar als dienstuntauglich: da aber die Zeit drängte und wir nichts Besseres fanden, so waren bereits Schanzen darauf errichtet und auf beiden Breitseiten regelmäßige Batterien von je vier Sechspfündern aufgezplant worden. Die Schooten, sowie die ganze innere Einrichtung zeigte sich als ausnehmend schlecht, dabei bewies sich der Bursche so empfindlich, daß wir in einem Sturm fast gar nichts mit ihm anzufangen wußten. Man hatte uns mehr als einmal prophezeit, daß das Schiff noch unser Sarg werden würde. Neben Mr.

\* „Geißel.“



Dsgood, dem Kommandanten, hatten wir noch Mr. Bogardus und Mr. Livingston als Schiffsoffiziere. Die Mannschaft mochte, Alles in Allem, ungefähr fünfundvierzig Köpfe zählen.

Zum guten Glück durfte der Schooner in diesem Jahr noch nicht auslaufen und als daher der Kommodore anlangte und eine Expedition gegen Kingston vorbereitet wurde, ließ sich ein Theil von uns, darunter auch ich, als Freiwillige vom „Scourge“ auf den „Dneida“ versetzen. Dies geschah im November — einer Jahreszeit, welche auf diesen Wassern zum Seedienst fast allzu vorgerückt erscheinen möchte.

Unsere Brigg verließ den Hafen in Gesellschaft der Schooner „Conquest,“ \* „Hamilton,“ „Governor Tompkins,“ „Pert,“ \*\* „Julia“ und „Growler“ \*\*\* — lauter ehemaliger Rauffahrer, die, meistens ohne Windviering †, zu dem Dienste, für welchen sie verwendet wurden, kaum tauglich waren. Der „Dneida,“ eine gut eingerichtete kleine Brigg mit sechzehn Vierundzwanzigpfünder Caronaden, war eigentlich zum Kreuzen vor den amerikanischen Häfen erbaut, aber so schwer, wie ein Transportschiff, und windwärts ganz unlenksam.

Seewärts von den Falsche Ducks †† bekamen wir den „Royal George,“ ein englisches Schiff zu Gesicht, das vor zwei bis drei Jahren ausdrücklich zur Bekämpfung des Dneida erbaut worden war und uns auch so groß vorkam, als ob es uns sammt und sonders hätte verschlingen können. Seine Offiziere gehörten übrigens nicht zur königlichen Marine, und als wir mit unserer Schoonerflotte

\* „Eroberung.“

\*\* „Verlust.“

\*\*\* „Brummbar.“

† So heißt der Theil der Außenseite der Schiffe, das sich in der Höhe der großen Puttingen von diesen an bis zum Spiegel erstreckt. D. U.

†† Auf deutsch: „Falsche Schätzchen“ wahrscheinlich ein Felsenriß im See. D. U.



daher kamen, hielt der George für gerathen, trotz dem, daß auch er ein paar Schiffe mit sich führte, uns lieber auszuweichen, als uns stehenden Fußes zu erwarten. Wir jagten ihn in die Quintébai, wo wir ihn bei der Dunkelheit aus den Augen verloren.

Kaum sahen wir ihn am andern Morgen in dem nach Kingston führenden Kanale vor Anker liegen, als eine allgemeine Jagd auf ihn begann; wir steuerten insgesammt in die Bai und suchten auf Schiff und Batterien ein heftiges Feuer zu richten, das ebenso scharf erwiedert wurde und ziemlich lange anhielt. Ich war als Unterkonstabler bei einer Kanone postirt und viel zu eifrig mit meinem Amte beschäftigt, als daß ich von dem, was vorging, Vieles hätte wahrnehmen können; ich weiß nur so viel, daß wir unser Geschütz so rasch und anhaltend, als wir nur immer im Stande waren, darauf losdonnern ließen.

Wir trieben den Royal George von seinem zweiten Ankerplazze bis dicht in die Nähe der Stadt, ja es hieß sogar, die Mannschaft habe das Schiff mit einem Male gänzlich verlassen. Aus unserem Geschütz wurde er nur mit Vollkugeln begrüßt, doch die gaben wir ihm auch von ganzem Herzen; so oft wir aber das Ufer berücksichtigen konnten, wurde noch eine Ladung Kartätschen beigefügt.

Ueber den Verlust des Feindes ist mir nichts Näheres bekannt geworden: so viel ich sehen konnte, hatten wir den Sieg davon getragen und wären wir nicht durch das Wetter zum Aufholen gezwungen gewesen, so hätte unsere Expedition zu ernsthaften Resultaten führen können — so aber mußten wir mit flatternden Wimpeln ausziehen und einige Meilen vor dem Leuchtthurme vor Anker gehen.

Dies war der erste Schuß gewesen, den ich im Ernste hatte abfeuern sehen. Unsere Brigg zählte einen Todten und drei Verwundete; auch war die obere Tackelage etwas beschädigt: — eine Kugel hatte sogar neben meiner Kanone eingeschlagen, die Hängmattentücher zerrissen und sonst noch allerlei Unheil angerichtet.



Außer dieser einen Gefahr war mir an jenem Tage keine weitere aufgestoßen und im Ganzen konnte man sagen, daß wir noch recht gut davon kamen.

Nachdem wir in den Hasen zurückgekehrt waren, mußten die zehn Mann, welche von der Besatzung des Scourge der Expedition als Freiwillige angewohnt hatten, wieder auf oben genannten Schooner eintreten. Verwundet war keiner, wohl aber Alle halb erstarrt vor Kälte, da der See mit dem Eintritte des Fallens sich sogleich mit Eis überzogen hatte.

Bald darauf wurden von beiden kriegsführenden Partheien die Winterquartiere bezogen und unverzüglich mit der Ausrüstung weiterer Schiffe begonnen. Ein neues Fahrzeug, der „Madison“ wurde damals vom Stapel gelassen und zu einem andern, Namens „Pike,“ sah ich den Kiel legen. Was John Bull mittlerweile that, ist mehr als ich zu sagen vermag — doch zeigte sich's bald im nächsten Jahr, daß auch er nicht gefeiert hatte.

Erst mit dem Monat Dezember wurde die Schifffahrt völlig eingestellt: unsere Schiffe lagen im Hasen vor Anker und waren natürlich ganz eingefroren, doch hatte man, um ein Entern von Seiten des Feindes zu verhüten, rings um jedes der Fahrzeuge eine Art von Graben in das Eis eingehauen. Zur Vertheidigung des Madison wurden regelmäßige Detachements beordert; den Tag über arbeiteten wir dann truppweise an seiner und des Pikes Takelage; unsere Backbordkanonen hatten wir an's Land geschafft und in einem Blockhause aufgestellt, während die Steuerbordbatterie und dabei auch ich, als Oberkanonier der einen von den Kanonen, am Bord des Scourge zurückblieb.

Der Winter dauerte über vier Monate und war für uns eine fröhliche Zeit; wir mußten oft Holz im Walde holen und dabei gelang es uns denn auch manchmal, ein Wild zu erlegen. Auf dem See hatten wir eine Schießstätte errichtet, auf der wir uns einübten und zu tüchtigen Kanonieren heranbildeten. Sie und da



gab's wohl auch falschen Allarm, doch kann ich mich keines ernstlichen Versuches erinnern, den der Feind zu unserer Belästigung gewagt hätte.

Gegen die Mitte Aprils war der See wieder für die Schifffahrt offen. Um den zwanzigsten \* aber wurde eine Masse von Soldaten, gegen 1700 Mann, eingeschifft; der Scourge mußte eine Compagnie an Bord nehmen, welche alle Räume bis zu den obersten Lücken voll propfte. Bald fing es an zu stürmen und wir sahen uns genöthigt, die armen Burschen bei unserem großen Mangel an Raum fast die ganze Zeit über auf dem Verdeck zu lassen, wo sie Sturm und Regen ausgesetzt waren.

Am fünfundzwanzigsten liefen wir aus, ein Schiff, eine Brigg und zwölf Schooner, im Ganzen also vierzehn Segel — eine glänzende Streitmacht, die aber gleichwohl bei der geringen Größe der Fahrzeuge nicht von sonderlicher Bedeutung war. Die Nacht über segelten wir mit frischem Wind und befanden uns am nächsten Morgen schon jenseits Little York, wo wir Alle auf eine Meile vom Strande vor Anker gingen.

Ich meldete mich freiwillig auf ein Boot, welches Soldaten an's Land zu führen hatte; jeder von uns nahm noch zwei solcher Boote in's Schlepptau, wobei übrigens bei der schwankenden Brise, welche eben herrschte, eines derselben verloren ging, worauf ich in dasjenige einstieg, welches übrig geblieben war und mit der Hälfte unserer Soldaten dem Strande entgegen ruderte. Beim Landen selbst herrschte wenig oder gar keine Ordnung; jedes Boot ruderte so rasch es konnte; die Engländer beschossen uns aus einem Walbe, in welchem sie versteckt lagen, was unsere Leute von den Booten aus durch ein hitziges Feuer erwiederten.

Nie habe ich mich bei Beurtheilung von Männern mehr getäuscht, als bei diesen Soldaten. Es waren meistens hochgewachsene, bleich aussehende Dankees, halb todt von der Seekrankheit und dem schlechten Wetter, so daß über die Hälfte nicht einmal

\* Am 22sten.



ihren Grog trinken möchte, was ich unterdessen als ein schlimmes Zeichen anzusehen gelernt hatte. Kaum waren sie aber dem Feinde nahe gekommen, als sie plötzlich munter wurden; sie zeigten sich gegenseitig die Punkte, auf welche sie zielen wollten, ja viele von ihnen sprangen sogar in's Wasser, um früher das Ufer zu erreichen.

Man konnte sich nicht tapferer benehmen, als diese jungen Krieger, denn ich muß offen gestehen, ich selbst fand keinen sonderlichen Gefallen an der Sache. Es ist kein Spaß, unter heftigem Gewehrfeuer gegen das Land zu rudern, während man den Feind schon im Rücken hat und nichts als ein Ruder zur eigenen Belustigung besitzt. Die Kugeln flogen hageldicht und zersplitterten zwei unserer Ruder, wiewohl wir nur Infanteriefeuer gegen uns hatten, da bis jetzt kein schweres Geschütz in Anwendung gekommen war.

So landete ich zweimal unter Mr. Livingston's Befehl, doch hatten wir eigentlich blos beim ersten Mal besondere Gefahr auszustehen; auch am Strande kam es zum Gefecht, in welches wir aber nicht verwickelt wurden.

Als wir nach dem Schooner zurückkehrten, fanden wir ihn im Begriff die Anker zu lichten; von den kleineren Fahrzeugen wurden mehrere die Bai hinauf beordert, um gegen die näher bei der Stadt gelegenen Batterien ihr Feuer zu eröffnen. Unsere Brigg war in der Vorhut das dritte Schiff; die ganze Flottille ging auf Kartätschenschußweite vom Lande vor Anker; eben als wir beilegten, hörten wir ein Pulvermagazin in die Luft fliegen und drei freudige Cheers ertönten auf unserer Flottille.

Jetzt begann ein heftiger Kampf gegen die Batterien, welche ein anhaltendes Feuer gegen uns unterhielten. Der Schooner vor uns mußte die Masten kappen und seine Stellung auf unserem Flügel nehmen; der vordere Schooner hielt aber aus und behauptete unerschütterlich seinen Ehrenplatz. Mitten in diesem Kanonendonner hörten wir plötzlich lebhafte Cheers an der ganzen Linie herunter schallen; im nächsten Augenblick sahen wir den Kommo-



dore, der in seinem Gig unter den Schiffen herumruderte und endlich zu uns an Bord kam, wo wir ihn mit dreimaligem Hurrah begrüßten.

Während er auf dem Quarterdeck stand, traf eine glühende Kugel den Obertheil des Spiegels, riß alle Entershaken vom Gitzbaume los, und verwundete einen Mann, Namens Lemuel Bryant, der von seinem Posten herabsprang und zu meinen Füßen niederstürzte. Seine Kleider standen in vollen Flammen, während er herab fiel, und nachdem wir den Brand gelöscht hatten, befahl mir der Kommodore in eigener Person, den Verwundeten hinunter zu schaffen.

Der alte Mann richtete ermutigende Worte an uns, und bald wurde seine Aufmerksamkeit durch ein kleines Ereigniß gerade auf meine Mannschaft gerichtet. An der Kanone, welche wir bedienten, waren zwei Räder abgeschossen und ich beschloß, ohne Verzug die gegenüber stehende an deren Stelle zu pflanzen; meine Mannschaft bestand aus fünf Negern — kräftigen Burschen und stark wie Maulesel. Die demontirte Kanone, welche den Namen „Black Joke“\* führte, wurde sogleich bei Seite geschafft, meine Bursche liefen dann rasch über's Deck, hacten das Anhalttau und die Geschütztafeln aus, hoben das Stück vom Berdeck und stellten es in die leeren Stückpforten.

„Ah, bravo, das nenne ich rasche Arbeit, meine Jungen!“ so rief der Kommodore in lobendem Tone.

In weniger als drei Minuten — darauf kann ich schwören — ließ ich meine frische Kanone bereits gegen den Feind spielen.\*\*

Der alte Mann ruderte mit einer Kaltblütigkeit unter dem Geschützfeuer umher, als ob es nicht Kugeln, sondern Schneeballen wären, was ihm um die Ohren sauste, obwohl an jenem Tage

\* Der schwarze Spaßvogel.

D. U.

\*\* Das glaube, wer nichts davon versteht: Mr. Myers kann, scheint es, auch mit Ausschneiden umgehen.

D. U.



mancher Bursche seine Tischnummer auf den Booten für immer verlor. Als der Kommodore uns verließ, sandten wir ihm noch drei jubelnde Cheers nach.

Gleich darauf ließ sich am Ufer eine furchtbare Explosion vernehmen. Steine, so dick wie meine beiden Fäuste, fielen auf unser Schiff, ohne daß übrigens Jemand dadurch verwundet worden wäre. Wir glaubten, den Feind habe irgend ein schweres Unglück getroffen und jubelten auf's Neue. Bald nach der Explosion hatte das Feuern ein Ende — eine einzige englische Kanone setzte den Kampf am Ufer noch eine Weile länger fort.

### Fünftes Kapitel.

Erst nach dem Aufhören des Feuers erfuhren wir die Ursache der letzten Explosion. Ich hatte eine furchtbare, schwarze Wolke und dunkle Gegenstände, die ich für Menschen hielt, in der Luft wahrgenommen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß die Explosion uns so theuer zu stehen kommen könnte. Unser Schooner lag auf dem Hauptlandungsplatze und Mr. Dsgood rief, so bald wir uns von dem glücklichen Ausgange des Kampfes überzeugt hatten, seine Bootsmannschaft zusammen, um sich an's Land zu begeben — da ich gleichfalls darunter gehörte, so hatte ich frühzeitig Gelegenheit, die Stadt zu betreten.

Wir fanden sie verlassen, und trafen außer unsern Leuten nur ein einziges lebendiges Wesen, nämlich ein altes Weib, das ich in dem Regierungsgebäude in einem Kartoffelbehältniß versteckt fand: die Eier standen auf gedeckten Tischen in den Tassen, aber nirgends war ein Einwohner zu sehen.

Wir hatten den strengsten Befehl nicht zu plündern und wagten nicht einmal einen Bissen Speise zu berühren — das Getränk aber war für unsere schwachen Naturen zu verführerisch: ein Theil



unserer Mannschaft hatte bereits in einer besseren Art von Speze-  
reigewölbe zu löschen\* angefangen, als einige Offiziere dazu kamen,  
und die Fässer vor ihren Augen einschlugen.

Ich ging unter Segel und verließ jenen Haufen: die Armee  
war mit Ausnahme weniger Büchschützen zur Verfolgung des  
Feindes aufgebrochen; Letztere sahen sich nunmehr gänzlich frei und  
konnten ohne Mühe in den Platz eindringen.

Ich habe nunmehr einen Vorfall zu berichten, dessen ich mich  
billiger Weise schämen sollte und den ich aus tiefster Seele bereue;  
ich darf ihn übrigens nicht verschweigen, denn wenn ich die Wahr-  
heit verhehlen wollte, so bekäme ich ja eben dadurch wieder neue  
gerechte Ursache, beschämt zu werden.

Wir hatten jenen ganzen Tag über die Hauptbrassen frei ge-  
nug gesplißt\*\* und der Schluß, welchen ich in der Spezereihand-  
lung zu mir genommen, hatte mich zu jedem Unheile reif gemacht.  
Als wir uns wieder am Bord des Schooners befanden, trafen wir  
ein Canoe, das von den Klüsen dwarsab getrieben hatte und auf  
unser Schiff gebracht worden war. Meine Bedienungsmannschaft,  
die „Black Jokers“ genannt, hätte in der Stadt gern für sich noch  
einen Spaß getrieben und schlug mir vor, eine abermalige Kreuzfahrt  
an's Land zu machen. Offiziere hatten wir wenige am Bord und  
der Hochbootsmann, der eigentlich bloß Hochbootsmannsmate war,  
bewilligte uns abermaligen Urlaub.

Wir bestiegen Alle das aufgefundenene Canoe und hatten bald  
die nächste Werste erreicht, wo wir neben einem großen Magazine  
an's Land stiegen. Als wir dort zu einem Fenster hinein sahen,  
erblickten wir einen Mann, der im Schlummer da saß und in der  
Höhlung des Armes eine Flinte hielt, während sein Kopf auf dem  
Zahlische ruhte, auf welchem eine Lampe brannte.

Einer der Schwarzen kletterte sogleich durch's Fenster und

\* D. h. die Ladung angebrochen.

D. U.

\*\* d. h. dem Orog schon ziemlich stark zugesprochen.

D. U.



stand im nächsten Augenblicke neben dem Schlummernden; wir andern folgten nach, und der Fremde war nun unser Gefangener. Der arme Teufel behauptete, er sey gekommen, um nach seinem Eigenthume zu sehen; wir versicherten ihn, daß ihm von Niemand ein Leid geschehen werde.

Meine Schwarzen fingen mittlerweile an, sich umzusehen und Alles einzusacken, was sie nöthig zu haben glaubten; ich selbst nahm mir, wie ich nicht leugnen kann, etwas Thee und Zucker und befand mich überhaupt — zu meiner Schande sey's gestanden — in einem Zustande, der mich das Ganze nur als einen köstlichen Spasß betrachten ließ. Wir führten in unserem Canoe eine volle Ladung auf's Schiff und kehrten sogar noch einmal zurück, um eine zweite abzuholen.

Natürlich ließ sich ein solcher Streich nicht wohl ausführen, ohne die ganze Schiffsmannschaft in unser Geheimniß einzuweißen; auch war's an einer Bootsladung noch lange nicht genug. Die Neger fingen an sich zu betrinken und so nüchtern war ich denn doch, um die Folgen einzusehen, welche ein längeres Verweilen dieser Bursche am Land nach sich ziehen mußte. Als vollends einige Büchschützen zu unserem Haufen stießen, bot ich Allem auf, um meine „schwarzen Spasßvögel“ auf's Schiff zurückzubringen, was mir auch endlich, wiewohl nicht ohne Mühe, gelang.

Das sorglose Wesen der Matrosen ist recht deutlich an unserem Benehmen zu erkennen. Der ganze Ertrag unserer Plünderung betrug bei unserer Rückkehr in den Hasen höchstens acht bis zehn Gallonen Whiskey\* und dafür hatten wir uns der Gefahr ausgesetzt, durch die ganze Flotte gepeitscht zu werden! Wir betrachteten das Ganze als ein festes Stückchen und das gab uns genügende Entschuldigung, um gegen die gegebenen Befehle zu handeln, ja sogar ein Verbrechen zu begehen. Ich selbst ließ mich mehr durch meine Lust, Unheil anzustiften, sowie durch den eiteln Wunsch, bei

\* Nach unserem Maasse etwa 80 Flaschen.



einer solchen Heldenthat als der Erste genannt zu werden, als durch die Hoffnung auf Gewinn zu jenem Vergehen verleiten.

Trotz der bestehenden strengen Ordnung und mehrerer schweren Strafen, welche der Kommodore zum warnenden Beispiele verhängt hatte, waren die Black Jokers gleichwohl nicht die einzigen Plünderer, die in jener Nacht am Lande ihr Wesen getrieben hatten. Einem Steuermannsmate wurden die Knöpfe vom Rock geschnitten, weil er ein Federbett gestohlen hatte, das er überdies wieder zurückgeben mußte — mit seiner Untersteuermannsstelle hatte es natürlich auch ein Ende.

So lange dieses Geschwader im Hafen blieb, kam ich jeden Tag an's Land; unser Schooner blieb von Anfang an auf derselben Stelle liegen, welche er während des Gefechts eingenommen hatte, so daß wir uns ziemlich weit oben in der Bai befanden. Ich unterließ nicht, der Kanone, welche uns so viel zu schaffen gemacht hatte und erst ganz zuletzt verstummt war, da sie in der Nähe des Landungsplatzes unter einem Ufervorsprung gestanden — meinen Besuch abzustatten: es war ein langer französischer Achtzehnpfünder, der sich an jenem Tage durch seine Bravour vor allen Geschützen John Bulls ausgezeichnet und uns, glaub' ich, mehrere Kugeln in den Rumpf gejagt hatte.

Ich kam auch über die Stelle, wo die Explosion Statt gefunden hatte; sie bot einen schauerhaften Anblick dar: die Todten waren alle so verstümmelt, daß man kaum noch ihre Farben zu unterscheiden vermochte, und Flintenläufe fanden wir, die beinahe zweimal umgebogen waren.

Nur wenige Minuten vor der Explosion sahen wir, glaub' ich, Sir Roger Sheafe, den brittischen General, ganz allein über's Feld hin galoppiren: jedenfalls war's ein berittener Offizier, auf den wir Feuer gaben. Er sprengte nach dem Regierungsgebäude, stieg ab, trat ein, kehrte nach kurzer Zeit zurück und jagte sodann aus der Stadt. Dies Alles habe ich mit eigenen Augen gesehen:



die alte Frau in dem Kartoffelbehälter erzählte auch, der General sey kurze Zeit vor unserer Landung noch im Hause gewesen. Ihr Bericht stimmte mit dem Aeußern jenes Offiziers vollkommen überein, obgleich ich nicht mit unumstößlicher Gewißheit behaupten will, daß es General Sheafe gewesen.

Noch muß ich der Freundlichkeit erwähnen, welche der Kommodore gegen die Armen von York an den Tag legte. Da die meisten Einwohner am folgenden Tage in die Stadt zurückkehrten, so ergab sich's bald, daß die Armen an Nahrung Mangel litten und unsere Leute wurden deshalb angewiesen, ihnen aus den Regierungsmagazinen, welche uns in die Hände gefallen waren, ganze Fässer mit Brod und gesalzenem Fleisch vor die Häuser zu transportiren.

Die eroberten Vorräthe beliefen sich in's Ungeheure, und wir konnten bloß einen Theil davon mitnehmen: von den Kanonen wurden viele im See versenkt und das Pulver hatte bereits für sich selbst Sorge getragen. Unter unserer Beute befand sich auch der Leichnam eines englischen Offiziers, eines General Brock, wie man sagte, der in Rum aufbewahrt worden war. Ich sah, wie er in Sachett's Harbour aus dem „Herzog von Gloucester“ — so hieß nämlich die Kriegsbrigg, die wir eroberten — ausgehört und in einen neuen Sarg gelegt wurde, wobei einige unserer Matrosen nicht übel Lust bezeugten, den alten Rum auszutrinken, wie ich zu meiner Beschämung gestehen muß.

Eine große Corvette, welche beinahe bis zum Stapellaufen fertig war, steckten wir in Brand und thaten dem Feind noch sonst beträchtlichen Schaden. Die Einwohner, welche zurückgekehrt waren, zeigten sich für das, was sie empfangen hatten, sehr dankbar und unterwürfig: den Mann jedoch, dessen Waarenlager von uns ausgeleert worden war, bekam ich nach jener Nacht, in welcher die Plünderung vor sich gegangen war, nicht mehr zu Gesicht und der ganze Streich blieb überhaupt zu unserem Glücke völlig unbeachtet.



Unsere Truppen hatten mit Einschluß der Verwundeten nahe an dreihundert Mann verloren, und da eine große Zahl der Rekruten in Folge der üblen Witterung und der Strapazen krank geworden war, so sah das Korps seine Streitmacht bedeutend geschwächt; die Truppen wurden am 1. Mai an Bord genommen — wegen eines ausgebrochenen Sturmes konnten wir aber erst am achten absegeln, wodurch die Sache nur noch schlimmer wurde. Wir steuerten quer über den See und unsere Soldaten wurden wenige Meilen östlich vom Fort Niagara an's Land gesetzt.

Unser Schooner kehrte nunmehr mit dem Kommodore in den Hafen zurück; einige unserer Fahrzeuge mußten jedoch nahe bei dem obern Ende des Sees zurückbleiben. Nachdem wir hier einen zweiten Transport Soldaten eingeschifft hatten, segelten wir, mit zwei großen offenen Booten im Schlepptau, zur Armee zurück: die Hin- und Herfahrt war sehr vom Wetter begünstigt und hatte nur wenige Tage Zeit erfordert.

Während wir noch im Hafen lagen, ließ mich Bill Swett durch einen Boten zu sich entbieten: ich war aber damals außer Stande ihn zu besuchen, und der arme Bursche starb, wie ich hörte, an einer in York empfangenen Wunde, wiewohl ich in dieser Sache nie recht hinter die Wahrheit kommen konnte.

Den 27. Mai bestieg die Armee, in zwei Divisionen getheilt, von Neuem unsere Boote und wir fingen an, gegen die Mündung des Niagara vorzurudern.

Es war ein neblichter Morgen; ein leichter Wind hatte sich eingestellt: unsere Schiffe gingen gleichfalls unter Segel und begleiteten die Bootenlinie etwas außerhalb der Flanke. Die Schooner standen dem Ufer zunächst; einige eröffneten ihr Feuer gegen das Fort George, während andere an der Küste hinzogen und den Strand mit einem wahren Hagel von Kartätschen überschütteten.

Der Scourge ging eine kleine Strecke oberhalb der zur Landung auserlesenen Stellen vor Anker und richtete seine vollen



Ladungen gegen das Ufer; wir unterhielten ein lebhaftes Kartätschensfeuer gegen die Engländer, bis unsere Truppen gelandet hatten und mit dem Feinde handgemein geworden waren, worauf wir den Feind über die Köpfe unserer eigenen Leute hinweg mit Vollkugeln beschossen. Sobald Obrist Scott am Lande war, wendeten wir unsere Breitseite gegen eine Batterie von zwei Geschützen, welche unsern Truppen viel zu schaffen machte, von unserem Schooner aber bald zum Schweigen gebracht wurde.

Was unsere Betheiligung bei dieser Affaire betrifft, so konnte dieselbe mit jener bei York durchaus nicht verglichen werden, dagegen sollen die näher am Flusse postirten Schiffe einen wärmeren Posten gefunden haben. Wir zählten keinen einzigen Verwundeten und hatten nur eine oder zwei Kugeln in's Holz und unter die Tafelage bekommen, im Ganzen nur eine Kleinigkeit, verglichen mit dem, was der alte Blac Joke einen Monat früher am gleichen Tage erlebt hatte. Am Ufer setzte es noch ein hitziges Scharmüchel, das aber nicht lange dauerte, da unser Korps, sobald es nur erst festen Fuß gefaßt hatte, dem Feinde allzu überlegen war.

Gleich nachdem wir vor Anker gegangen, wurde Mr. Bogardus auf den Mars beordert, um sich zu überzeugen, ob sich nirgends etwas vom Feinde blicken lasse. Anfangs konnte er nichts entdecken; nach einer kleinen Weile aber befahl er mir meine Kanone gegen ein kleines Gehölz abzufeuern, das an einem Abhange nahe am Wasser gelegen war. Mr. Osgood kam selbst herbei und richtete die Kanone, die ich sodann abfeuerte. Wir hatten uns — als nach dem deutlichsten Zeichen von dem Vorhandenseyn von Soldaten — nach dem Blinken von Gewehren umgesehen, und in dem Augenblick, da wir unsern Kartätschenhagel in jene Büsche schleuderten, wurde uns von dort aus mit einer Salve erwiedert, als ob tausend Musketen darin gesteckt hätten. Wir gaben den Burschen den Rest unserer Breitseite und pfefferten das Gehölz dermaßen ein,



daß die daselbst aufgestellten Truppen nicht ohne schweren Schaden davon kamen.

Der Wind blies vom Lande her und wurde immer stärker; der Kommodore befahl den Booten durch ein Signal, an's Land zu gehen und auf die Rähne Acht zu haben, die von der Brandung hin und her geschleudert wurden; die Bootsmannschaft sollte den Uebrigen im Transporte der Verwundeten Hülfe leisten.

Ich ging natürlich mit meinem Boote, das von Mr. Bogardus befehligt wurde, ganz in demselben Aufzuge, wie wir eben von den Kanonen kamen, Gesicht und Arme von Pulver geschwärzt, bloß mit unsern Hemden und Matrosenhosen bekleidet, über die wir übrigens der Vorsicht halber unsere Entergürtel schnürten, worin jeder ein großes Messer und ein Paar Pistolen stecken hatte. Sobald wir gelandet hatten, war es unser erstes Geschäft, die Boote einzuholen und sodann einige Todte und Verwundete, welche darin lagen, zu entfernen und am Strande niederzulegen.

Wir erhielten nunmehr Befehl, uns zu drei und drei in Trüppchen zu theilen, und überall auf dem ganzen Schlachtfelde die Verwundeten zusammen zu lesen, welche sofort in ein großes Haus geschafft werden sollten, das man zum Hospital auserlesen hatte. Meine Rotte bestand aus Bill Southard, Simeon Grant und mir selbst — sämmtlich zu derselben Bataillon gehörend.

Der erste Verwundete, den wir trafen, war ein junger englischer Krieger, der ganz nahe am See an den Damm gelehnt saß; er war schwer getroffen und hatte den Kopf auf die Hände gestützt. Er bat uns um Wasser; ich nahm ihm seinen Hut vom Kopf, füllte ihn mit Seewasser und gab ihm zu trinken, worauf ich ihm auch das Gesicht abwusch. Dies belebte ihn wieder auf's Neue und er bot uns dafür seine zinnerne Feldflasche, welche trefflichen Jamaikarum enthielt. Armen Teufeln, wie uns, welche nichts Besseres als Whiskey gewohnt waren, mußte dieß einen seltenen Genuß gewähren und der Ueberrest war leer, ohne daß einer zwei-



mal anzusehen brauchte. Nachdem die Rumflasche geleert war, führten wir den Verwundeten in's Lazareth, wo wir die Zimmer bereits mit Hilfsbedürftigen gefüllt und die englischen und amerikanischen Aerzte, denen auch wir nun unsern Patienten überantworteten, in voller Arbeit fanden.

Als wir das Hospital verließen, machten wir mit einander aus, daß sich jeder eine Feldflasche nehmen und aus den Vorräthen der Todten mit Jamaikarum füllen sollte. Wir waren noch nicht zum dritten Theile mit diesem Geschäfte fertig, als wir unter einem Apfelbaume einen jungen amerikanischen Büchschützen trafen, der eine schwere Kopfwunde hatte und in den letzten Zügen da lag.

Wir waren alle drei über die äußere Erscheinung des jungen Mannes betroffen, denn ich kann mich nicht leicht erinnern, jemals einen hübscheren jungen Mann gesehen zu haben als jener blessirte Schütze war. Seine Wunde blutete nicht, doch glaubte ich, sein Gehirn hervorquellen zu sehen, und fühlte so viel Mitleid mit seinem Zustand, daß ich ihm seine Wunde mit Rum auswusch, was Alles mit dem besten Willen von der Welt geschah, dem armen Burschen aber, wie ich fürchte, sehr weh gethan haben muß.

Bill Southard verließ uns, um einen Wundarzt aufzusuchen, von welchen mehrere auf dem Felde beschäftigt waren: der junge Mann flüsterte ein „Umsonst“ und sprach noch die Worte „Vater und Mutter,“ — „Vermont,“ wie auch die Namen seiner Eltern, welche mir jedoch später nicht mehr befielen, da ich von dem vielen Rum zu sehr „im Wind“ war.

Wir mochten etwa eine halbe Stunde um den jungen Mann beschäftigt gewesen seyn, als er noch einige Worte murmelte, mich mit dem süßesten Lächeln, das ich jemals auf einem Männerantlitz gesehen hatte, anschaute und dann kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Ich fuhr gleichwohl mit meinen Bemühungen fort, bis Bill mit dem Doktor anlangte, der den Verwundeten auf den ersten Blick für todt erklärte und kaltblütig von dannen ging.



Auf dem Schlachtfeld befand sich eine Brücke, welche über eine Art von Sumpf führte; wir hatten während des Gefechts längere Zeit unser Feuer gegen diesen Punkt gerichtet und begaben uns nun nach jener Stelle, um die Wirkung unseres Geschützes zu untersuchen: wir fanden viele Todte, worunter auch einige im Sumpf versunkene Pferde — nirgends aber einen Verwundeten. Während wir so auf dem Kampfplatze weiter gingen, leerten wir überall den Todten ihre Feldflaschen aus, bis unsere eigenen nichts mehr zu fassen vermochten.

Auf dem Rückweg von der Brücke nahmen wir unsere Richtung gegen einen Bach, wo wir unseren Jamaica etwas verdünnen wollten, und überdies einen freien Blick nach dem Wasser gewannen, aber o Schrecken! — nicht ein einziges Segel war rings mehr zu entdecken: alle hatten die Anker gelichtet und waren verschwunden.

Diese Entdeckung schmetterte uns völlig darnieder; wir wußten nicht, was wir anfangen sollten, kamen aber endlich dahin überein, durch das benachbarte Gehölz zu gehen und uns in die Stadt zu begeben, wo wir — so viel war uns bewußt — die Armee antreffen und Nachrichten von der Flotte einziehen konnten.

Es war schon ziemlich spät am Tag, das Schlachtfeld schien fast gänzlich verödet und wir Drei hatten, ehrlich gestanden, sammt und sonders „zwei Schooten im Wind.“\* Gleichwohl ist mir Alles noch vollkommen gegenwärtig, denn meine Constitution ließ mich niemals zur völlig thierischen Trunkenheit herabsinken, und mein Magen hatte sich noch jedesmal gegen ein Uebermaß von Trinken gesträubt.

Während wir durch die lichte Fichtenwaldung hinschlenderten, sahen wir quer über den Weg einen todten Offizier am Boden liegen, dessen einer Fuß auf dem gleichfalls getödteten Pferde ruhte. Ich näherte mich der Leiche, drehte sie um und wollte nach

\* D. h. waren sehr stark betrunken. D. U.



seiner Feldflasche sehen; da ich aber nichts fand, so begnügten wir uns mit einigen müßigen Bemerkungen und setzten unsern Weg weiter fort.

Raum hatten wir ein kleines Dickicht erreicht, als ich, der den Uebrigen voranging, in der Nähe eine weibliche Stimme vernahm: dies machte mich stutzig und beim Umsehen gewahrte ich ein weißes Frauengewand, welches einer Person angehörte, die sich offenbar vor uns zu verbergen suchte.

Ich war für den Augenblick allein und ging auf das Dickicht zu, wo ich zwei Frauen antraf: die eine in Tracht und Haltung eine Dame von Stand, die andere ihre Dienerin, wie ich seither immer vermuthete; erstere trug ein weißes, die andere ein schwarzes Gattunkleid, Beide schienen, ihrem Aeußeren nach zu urtheilen, noch unter Dreißig und die Vornehmere war dabei ausnehmend hübsch. Sie befanden sich in großer Angst, und als ich mich ihnen näherte, fragte mich die Dame, ob ich ihnen etwas zu Leid thun wollte. Ich erwiderte — nein, und fügte noch bei, so lange sie bei uns verweile, habe sie von Niemand eine Kränkung zu befürchten.

Dies beruhigte sie sehr, so daß sie bald im Stande war, mir den Grund mitzutheilen, welcher sie auf das Schlachtfeld herausgeführt hatte. Halb betrunken und die Gesichter noch vom Pulverdampfe geschwärzt — so war's wohl kein Wunder, wenn wir den Frauen Angst einflößten; doch glaube ich kaum, daß einer von uns Dreien gezaubert hätte, ein weibliches Wesen, welches wir auf diese Art auf offenem Felde weinend angetroffen, gegen jede Unbill zu vertheidigen. Simeon Grant und Southard wollten sich zwar anfänglich unanständige Reden gegen das Mädchen erlauben, so daß diese laut aufzuschreien anfing; ich brachte aber Beide zur Ruhe, worauf sie ihr Bedauern ausdrückten und mir versprachen, mich zum Schutze der Frauen überall hin begleiten zu wollen. Meine beiden Kameraden glaubten nämlich im Anfang, gewöhnliche Soldatendirnen vor sich zu sehen: ich selbst aber war in meinen Knabensjahren zu viel



mit Offiziersfrauen umgegangen, um nicht zu wissen, daß unsere Dame zu dieser Klasse gehörte.

Nachdem sie sich einigermaßen erholt hatte, zögerte sie nicht länger, uns ihre Geschichte zu erzählen. Sie war so eben — nur wenige Stunden nach Beendigung des Gefechts, von Kingston angelangt, um ihren Gatten zu besuchen; dort hatte sie vernommen, daß er verwundet auf dem Schlachtfeld zurückgeblieben sey und war in der Hoffnung, ihn aufzufinden, auf den Kampfplatz herausgeeilt: sie beschrieb ihren Gatten als einen berittenen Offizier mit eigenthümlicher Uniform und fragte uns dann, ob wir nicht eine ähnliche Person auf dem Schlachtfelde getroffen hätten. Wir erzählten ihr von dem Reitersmanne, den wir so eben verlassen hatten und führten sie nach jener Stelle zurück.

Raum hatte die Dame den Leichnam dort gesehen, als sie sich über ihn herwarf und so heftig zu weinen und zu klagen anfing, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen; auch das Mädchen gebärdete sich fast eben so verzweifelt, wie ihre Herrin, so daß wir trotz des genossenen Rums unsere Rührung nicht unterdrücken konnten und, ich glaube gar, sammt und sonders in Thränen ausbrachen. Wir suchten die Trauernde so gut wir konnten zu trösten und schwuren, ihr unsere Hilfe nicht zu entziehen, bis sie sich wieder im Kreise ihrer Freunde in Sicherheit befände.

Es kostete große Mühe, die Wittwe zu überreden, mit uns die Leiche ihres Gatten zu verlassen. Sie löste ein Miniaturporträt von seinem Nacken; ich zog ihm Uhr und Börse aus der Tasche, um sie der Dame einzuhändigen; sie wollte durchaus, ich solle die Börse behalten, was wir aber alle drei standhaft verweigerten: wir hatten unsere „männlichen Halsen an Bord gehalten“ und waren fest entschlossen, nicht zu plündern, trotz dem, daß sogar das Mädchen in uns drang, das Geld zu behalten, womit wir aber nichts zu schaffen haben wollten. Ich werde meine Fehler stets offen gestehen und hoffe deshalb auch Glauben zu



finden, wenn ich Thatsachen erzähle, welche beweisen, daß ich nicht alles richtigen Gefühls ermangle.

Der Offizier war in der Gegend der Hüfte verwundet und sein Pferd schien durch eine Kartätschenkugel aus derselben Kanone getödtet worden zu seyn. Wir brachten den Körper des Todten in eine solche Lage, daß man ihn genau besichtigen konnte, ohne übrigens seinen andern Fuß unter dem Pferde hervorzuziehen.\*

\* Als Myers dieses Umstands erwähnte, fiel mir bei, daß ein Obristlieutenant Myers in dem Gefechte bei Fort George so ziemlich auf die oben beschriebene Weise umgekommen war. Beim Nachschlagen des offiziellen amerikanischen Berichts ergab sich, daß mein Gedächtniß mich nicht betrogen hatte, da wirklich ein Obristlieutenant Myers als verwundet und gefangen aufgezehlt war. Nun erinnerte ich mich weiter, wie ich bei einer Unterredung zwischen Generalmajor Lewis und Major Baker, seinem ersten Adjutanten, welcher ich kurz nach jenem Treffen beizwohnte, die Frage aufwerfen hörte, ob wohl — wie der Major behauptete, der General aber in Abrede zog — Obrist Myers von derselben Kugel gefallen sey, welche auch sein Pferd getödtet habe. Als ich mich auf jenen offiziellen Bericht bezog, wonach jener Offizier bloß als verwundet aufgeführt war, sagte man mir, dies sey ein Irrthum, denn der erwähnte Offizier sey wirklich getödtet worden.

Und nun einen Blick auf die Wahrscheinlichkeiten, die sich hieraus ergeben. Ned sowohl als seine Schwester wissen bloß so viel, daß ihr Vater um diese Zeit auf dem Schlachtfelde gefallen sey. Ned meinte, dies sey zu Waterloo geschehen, seine Schwester war anderer Ansicht und sprach von Briesen, welche mit Bezug auf ihres Vaters Verlassenschaft aus Quebec eingetroffen seyn sollen. Beiden Geschwistern ist der Grund meiner Nachforschung unbekannt — ein sonderbares Zusammentreffen wäre es aber doch, wenn Ned auf so außergewöhnliche Weise die Leiche seines eigenen Vaters auf dem Schlachtfelde gefunden hätte. Ich will nicht geradezu behaupten, daß die Sache sich so verhalte, aber man wird wenigstens zugeben, daß sie große Wahrscheinlichkeit für sich hat. Sene Dame mochte Mr. Myers' Gattin seyn, die er zwischen den Jahren 1796 und 1813 geheirathet hatte, als er zu höherem Range emporgestiegen war. Ned erzählte diesen Umstand ohne die geringste Ahnung von den Folgerungen, welche ich hier daraus ableite.

D. Herausg.



Nachdem es uns gelungen war, die Dame zu überreden, die Leiche ihres Gatten zu verlassen, änderten wir unsern Kurs und schlugen die Richtung nach dem Leuchtturme ein. Als wir uns den Ufern des Niagara näherten, gewahrten wir die Mastentops unserer Flotte — für uns Theerjacken ein freudiger Anblick!

Das Leuchtturmhäuschen war leer, doch hörten wir aus dem Keller herauf eine weibliche Stimme erschallen, welche auf mein Rufen Antwort gab: es war eine alte Frau, welche im Kielraum Schutz gefunden hatte, nachdem ihre übrige Familie davon gelaufen war. Wir verschafften hier unserer Dame ein wenig Milch zur Erquickung; sie aber weinte fortwährend und es schien kaum möglich, ihrem Jammer Gehalt zu thun, der nur zuweilen verstummte, wenn sich Mißtrauen gegen uns in ihrer Brust zu regen schien, wiewohl wir im Ganzen recht gut mit einander auskamen.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde bei dem Leuchtturme verweilt hatten, brachen wir nach der Stadt auf, wo ich die Dame, wie ich ihr gleich anfangs vorgeschlagen, unter den Schutz einiger unserer Offiziere stellen wollte. Ich gab ihr die Versicherung, sobald der Commodore von dem Vorfalle Kenntniß erhalte, werde ihr Gemahl mit allen Kriegsehren beerdigt werden, und suchte sie überhaupt so gut zu trösten, als dies für einen Mann, der so nahe „beim Wind gefegelt“ hatte, nur immer möglich war.

Einen Theil des Abenteuers habe ich übrigens zu erzählen vergessen. Noch ehe wir den Wald hinter uns hatten, stießen wir auf vier von Forsyth's Jägern, welche in der ganzen Armee als das rohste, wildeste Korps bekannt waren. Sie begannen alsbald sich auf Kosten der beiden Frauen in ihren gewohnten Scherzen auszulassen, so daß wir uns beinahe in die Haare gerathen wären. Als wir von unsern Pistolen sprachen und unsern Entschluß kundgaben, lieber davon Gebrauch zu machen, als unseren Begleiterinnen ein Leid zufügen zu lassen — da lachten die Schlingel über unsere Schlüsselbüchsen und meinten, auch sie könnten mit ächten



Büchsen aufwarten. Dies war nun freilich richtig und wäre es wirklich zu einigen Salven gekommen, so bin ich fest überzeugt: wir wären wie lauter Schnepfen niedergeschossen worden. Ich fing also an, den Burschen vorzustellen, wie unziemlich es wäre, wenn sie ehrbare Frauen beleidigen wollten, bis endlich einer von ihnen, der so etwas wie einen Korporal oder dergleichen vorstellte, mir vollkommen Recht gab und uns mit biederem Händedruck seine und seiner Kameraden Freundschaft anbot. So spülten wir die großen Brassien und gingen von dannen — zur großen Freude der Dame, welche sich sehr erleichtert fühlte, als sie der Bursche so leichten Kaufes los wurde. Bei solchen Austritten pflegte sie wohl ihre Thränen zurückzuhalten, welche aber immer wieder auf's Neue zu fließen begannen, sobald die Umstände sich wieder beruhigender gestaltet hatten.

Nachdem wir den Leuchtturm verlassen, suchten wir die Stadt so rasch wie möglich zu erreichen. Eben als wir daselbst anlangten, begegneten wir einigen Offizieren der Landarmee, deren Obhut wir die Damen nebst ihrer Dienerin übergaben. Die Herren lobten uns wegen unseres Benehmens und wir verabschiedeten uns von unseren seitherigen Begleiterinnen, ohne daß ich später je wieder etwas von ihnen gehört und gesehen hätte.

Mittlerweile war es beinahe völlig Nacht geworden und Bill Southard und ich fingen nun an, uns endlich nach dem „Scourge“ umzusehen: er war mit dem Reste der Flotte im Flusse vor Anker gegangen und wir begaben uns auf die Werste, um ein Boot durch ein Zeichen herbeizurufen. Unterwegs stießen wir vor einem Uhrmacherladen auf einen Haufen der Forsyth'schen Schützen, unter denen wir eine arme Frau bemerkten, welche heftig schrie und weinte, weil die Bursche, wie wir später erfuhren, ihr mit Ausplünderung ihres Ladens gedroht hatten. Wir hatten uns nun schon einmal zu Vertheidigern des andern Geschlechts aufgeworfen und wollten auch diese Frau in ihrer Noth nicht verlassen, sondern gelobten, ihr alsbald Beistand



zu leisten. Es hätte, glaub' ich, ein tüchtiges Scharmüzel abgefekt, wenn die Jäger nicht von weitem einige ihrer Offiziere bemerkt hätten und alsbald unter Segel gegangen wären. „Aha, schon wieder einige unserer Taugenichtse!“ riefen die Offiziere, als wir die Frau zu ihnen führten; einer darunter meinte, es möchte wohl am Besten seyn, die zerstreuten Haufen zusammenzurufen, und noch ehe wir das Wasser erreichten, vernahmen wir das Horn, welches den Appell verkündigte.

Am Bord des Schooners hatte man uns schon völlig aufgegeben: das Gerücht behauptete, es hätten sich einige Indianer blicken lassen, und so wurden wir von Allen als skalpirt angesehen. Dem war aber nicht so und ich habe mir Gott sey Dank noch alle Haare auf dem Kopfe bewahrt; so arg auch mein ganzer Rumpf zusammengeschüttelt und meine Inhölzer beschädigt wurden, mein Haupthaar hat sich bis auf diesen Augenblick noch völlig so schwarz wie ein Rabenfittig erhalten. Mein ehemaliger Schiffsgenosse, der „dieses Garn hier loggt,“ will darin einen Beweis erkennen, daß meine Mutter aus dem französischen Kanada abstammen müsse, obwohl dies, nach Allem, was ich hierüber erfahren habe, durchaus nicht der Fall war.

Die obenerwähnten Scharfschützen schienen in der That leibhaftige Teufel zu seyn. Auf unserem Weg nach der Werfte sahen wir eine Schildwache vor einem kasernenartigen Gebäude auf- und abgehen; als wir näher kamen und sie befragten, was da drinnen vorgehe, erhielten wir zur Antwort, wir hätten nichts am Lande zu schaffen und brauchten uns nicht in ihre Scherze zu mischen, wir könnten übrigens zu einem Fenster hineinschauen, eintreten aber dürften wir nicht. Wir nahmen den Burschen beim Wort und erblickten bald eine höchst komische Scene: sie hatten die Bagage der englischen Offiziere erbrochen und ein Theil des Korps stolzierte in Uniformröcken und Federhüten umher. Wir hielten für's Beste, diese Wagehälse nach ihrem Belieben gewähren zu lassen und uns



nach der Werfte zurückzuziehen, denn auf dem Schlachtfelde war weder Freund noch Feind vor ihren Gewaltthätigkeiten gesichert.

Auf der Werfte begegneten wir einer starken Abtheilung Marinetruppen, die unter Major Smith's Kommando nach der Stadt marschirten, um die Bewohner vor weiterem Unheil zu schützen. Mr. Dsgood war hoch erfreut, uns wieder zu sehen und unser Benehmen gegen die Frauen erntete reichliches Lob. Unsere Feldflaschen waren bald geleert, da wir die Bootsmannschaft, welche uns abgeholt hatte, davon regaliren mußten — die Stadt habe ich nach jener Nacht nicht mehr betreten.

Wir blieben eine Zeit lang in dem Niagarastrome liegen; der Commodore hatte sich zur Ausrüstung des „Pike“ in den Hafen begeben, Kapitän Crane führte den Rest der Flotte nach Kingston, wo der Commodore wieder zu uns stieß und abermals mit uns nach dem Niagara absegelte. Hier schiffte sich Obrist Scott mit einem Truppendedaschement ein, worauf wir in die Burlington Bai steuerten, um die dortigen Höhen wegzunehmen, welche aber zu stark erkundet wurden, so daß unsere Leute nach der Landung alsbald wieder auf die Schiffe zurückkehren mußten.

Von dort aus wandten wir uns wieder gegen York, nahmen den Ort zum zweiten Mal in Besitz, zerstörten verschiedene Boote und Magazine, steckten die Kaserne in Brand, und thaten dem Feind noch sonst bedeutenden Schaden. Nachdem dies geschehen war, verließen wir den Platz, fuhren zwei oder drei Tage später von Neuem über den See und setzten unsere Soldaten zum dritten Mal beim Fort Niagara an's Land.

Zu Anfang Augusts lief Sir James Yeo mit zwei großen Schiffen, zwei Briggs und eben so viel Schoonern in den Fluß, den wir noch immer mit dreizehn Segeln besetzt hielten, nach des Feindes Ankunft aber augenblicklich verließen und luwärts manövrirten. Die feindlichen Schiffe waren sämmtlich mit Schanzen versehen und schienen überhaupt tüchtige Fahrzeuge zu seyn.



Unser Geschwader segelte sehr ungleich; einige von den Schoonern zeigten sich recht flink, andere dagegen so langsam wie Transportschiffe, und überdies waren wir bis jetzt erst bis zur Hälfte ausgerüstet.

Die einzige Bresche\*, welche wir am Bord des Scourge besaßen, war aus einem englischen Sonnendache gefertigt, das wir bei unserem ersten Besuche zu York weggenommen hatten. Auch muß ich noch erwähnen, daß wir zu York zwei kleine messingene Kanonen, Vierpfünder glaub' ich, auftrieben, welche Mr. Dsgood an den übrigen Stücksorten des Gallions aufpflanzen ließ, so daß wir nunmehr im Ganzen zehn Geschütze, aus Sechsz- und Vierpfündern bestehend, zählten. Ich kann mich noch recht gut erinnern, wie uns Jack Mallet über den Lärm, den wir im Kampf gegen die englischen Batterien mit unseren Schlüsselbüchsen, wie er's nannte, anstellten, herzlich auslachte und behauptete, wir hätten ebenso gut unser Pulver ganz sparen können, da wir mit unserem Kanoniren ja doch nichts ausgerichtet hätten. Er diente auf der „Julia,“ welche vorne einen langen Zweiunddreißigpfünder, die „alte Sau“ genannt, führte, hinten aber mit einem tüchtigen Achtzehnpfünder und in der Kahl mit zwei Sechspfündern bewaffnet war, welche letztere sie immer zu gebrauchen verschmähten.

Während unseres letzten Aufenthaltes in dem erwähnten Hafen ging ein Theil unserer Leute mit Mr. Mix, Mr. Dsgoods Schwager, in einem Boote auf die Jagd nach dem schwarzen Flusse. Die beiden Herren stiegen an's Land, und wie wir den Fluß hinabfuhren, sahen wir etwas im Wasser schwimmen, das wir bei näherer Besichtigung als einen Bären erkannten. Wir hatten keine Waffen bei uns, ruderten aber dennoch auf die Bestie los, mit der wir einen förmlichen Squawkampf zu bestehen hatten.

Wir brauchten eine volle Stunde zur endlichen Ueberwälti-

\* Ein viereckiges Segel, das auf kleineren Fahrzeugen vorkommt und an der Bagienraa des großen Mastes befestigt ist.



gung des Thiers, und es hätte wenig gefehlt, so wären wir gar im Kampfe unterlegen. Ich schlug dem Bären fünfzig Mal mit einer eisernen Ruderpinne auf die Nase, er aber wußte die Streiche wie ein Boxer zu pariren, zerbrach uns den Bootshacken und war ein paar Mal nahe daran, uns selber zu entern. Endlich bekamen wir von einem Holzboote eine Art, mit der wir die Bestie tödteten; Mr. Dsgood ließ dem Burschen das Fell abziehen und sagte, er wolle es seiner Familie schicken — wenn er's gethan hat, so war es jedenfalls eines der letzten Erinnerungszeichen, welches diese von ihm erhielt.

### Sechstes Kapitel.

Ich habe im vorhergehenden Kapitel die beiden Flotten in dem Augenblicke verlassen, da sie einander eben den Wind abzumandevriren suchten. Gegen neun Uhr legte sich der „Pike“ dwars ab vom „Wolf“, Sir James Deo's eigenem Schiffe, hißte seine Flagge auf und feuerte einige Schüsse ab, um die Entfernung darnach zu bemessen — es fand sich aber, daß sie noch zu groß war, um den Kampf beginnen zu können.

Unsere hintersten Schiffe waren noch zwei Meilen entfernt, weshalb der Commodore rund herum vierte und auf der andern Seite aufholte. Der Feind folgte seinem Beispiel; da er aber bemerkte, daß unsere vorderen Schiffe ihm wahrscheinlich die Luvseite abgewinnen würden, so vierte er abermals und hielt nun gegen Norden ab. Im nächsten Augenblick wurde auch bei uns gewendet und Jagd auf ihn gemacht; doch der Wind fing bald an nachzulassen und gegen Sonnenuntergang herrschte völlige Windstille.

Der „Scourge“ hatte den ganzen Tag über alle Kräfte aufgeboden, um seine Stellung zu behaupten. Der alte „Dneida“ dagegen war nie an seiner Stelle und vermochte bloß in weiter Ent-



fernung nachzukommen. Wir mußten zu verschiedenen Malen ganze Stunden lang die Ruder gebrauchen, was gegen Abend auch alle leichten Fahrzeuge thun mußten, um gegen den Commodore aufzuschließen und dicht beisammen zu bleiben, damit es dem Feinde nicht gelänge, während der Nacht eines oder das andere unserer kleineren Schiffe abzuschneiden. Noch vor Eintritt der Dunkelheit hatte sich die ganze Linie wieder formirt; nur der Dneida fehlte, dessen Stelle eigentlich dicht neben dem Commodore gewesen wäre, der aber bis jetzt nicht so weit gelangen konnte und immer noch im Schlepptau hinten nachfolgte.

Kurz vor Sonnenuntergang gab Mr. Dsgood den Befehl, die Riemen einzuziehen und eine Zeit lang zu rasten: es war ein lieblicher Abend, nirgends ein Wölkchen zu sehen und der See so glatt, wie ein Spiegel. Die englische Flotte stand nur eine kleine Strecke nördlich und war uns in der That so nahe, daß wir fast die Stückpforten ihrer Fahrzeuge zu zählen vermochten. Sie litten wie wir selbst an der eingetretenen Windstille und lagen ziemlich zerstreut vor unserer Linie.

Dem erhaltenen Befehle gemäß, strichen wir unsere Ruder ein und legten sie quer über's Deck, um sie jeden Augenblick wieder in Bereitschaft zu haben; die Schiffe vor und hinter uns standen fast durchgängig auf Anrufweite von einander.

Eben als die Sonne in den See hinabsank, kam unser Konstabler, ein Schwede, Namens Georg Turnblatt, auf dem Verdeck zu mir her und sagte, er halte für gut, unsere Stückpforten zu schließen: wir hatten nämlich den ganzen Tag über klarirt und die Mannschaft war kampfbereit auf ihren Posten gestanden. Diese Kampfbereitschaft dauerte zwar dem Namen nach noch fort; doch hatte der Unterstab\* Erlaubniß erhalten, den Posten zu verlassen,

\* Darunter ist das gesammte niedere Dienstpersonal mit Ausnahme der gemeinen Matrosen begriffen.



und auch der Mannschaft war so viel Freiheit, als sie bedurfte, eingeräumt worden.

Ich gab zur Antwort, ich wolle gerne meine Kanone bergen, wenn er einen Befehl dazu auswirken könne, da wir aber noch immer auf unsere Posten beordert seyen und John Bull mir vor der Nase liege, so wäre es wohl auch möglich, daß wir ihm heute Nacht eine Schlappe beibrächten.

Der Konstabler bemerkte darauf, er wolle auf's Hinterdeck gehen und sich mit Mr. Dsgood über die Sache besprechen. — Dies that er denn auch, traf aber den Kapitän (so wurde nämlich Mr. Dsgood immer von uns genannt) schon am Anbruch\* des Quarterdecks.

Als Georg seinen Wunsch vortrug, blickte der Kapitän gen Himmel und bemerkte, die Nacht sey so ruhig, daß es ziemlich nutzlos wäre, die Kanonen zu bergen, zumal da die Engländer uns so nahe ständen, daß für den Fall einer eintretenden Brise einem Gefechte mit Gewißheit entgegengesehen werden dürfe; die Leute müßten natürlich auf ihren Posten schlafen, seyen also jeden Augenblick bereit für die Geschütze zu sorgen, und es genüge vollkommen, wenn die Seitentackelläufer einmal um den Stoß\*\* der Kanonen geschlungen würden. Dann befahl er noch dem Hochbootsmann, alle Matrosen an die Treppe des Quarterdecks zusammen zu berufen.

„Ihr müßt sehr ermüdet seyn, ihr Leute,“ begann Mr. Dsgood, sobald die Mannschaft sich versammelt hatte; „wir werden aber noch eine harte Nachtarbeit bekommen; ich wünsche daher, daß ihr jetzt euer Abendessen einnehmt und euch dann neben euren Kanonen, so lange als dies angehen wird, dem Schläse überlasset.“

Nach diesen Worten befahl er noch dem Unterproviantmeister, die großen Brassens zu spliffen — dies waren die letzten Worte, die ich jemals aus Mr. Dsgood's Munde vernahm. Sobald er

\* Anfang, Austritt.

D. U.

\*\* Hintertheil, sonst auch Kopf oder Tranbe genannt.

D. U.



den Befehl ertheilt hatte, verfügte er sich in seine Kajüte, indem er Mr. Bogardus die Aufsicht auf dem Verdeck überließ.

Mr. Livingston und Simeon Grant ausgenommen, befand sich unsere gesammte alte Mannschaft am Bord des Scourge; Jener war anders wohin kommandirt worden und Grant, welcher nebst Bill Southard mit mir an jener Kreuzfahrt über das Schlachtfeld von Fort George Antheil nahm, hatte während unseres letzten Aufenthalts im Hasen in einer Sägmühle die eine Hand verloren, weshalb er im Spital zurückgeblieben war. Ein Lootse, der sich am Bord befand, besorgte gelegentlich das Ausgucken, während der Hochbootmann von Zeit zu Zeit die Wache übernahm.

Der Schooner hatte unterdessen das große Segel, den Klüver und das Vormarssegel eingesezt; das Focksegel war oben gezogen, unten gestoppt, der oberste Klüver aber gestaut; keine der Fallen war gekreuzt und alle Schooten noch ungestoppert. — Dies war eine Vorsicht, welche wir bei der Gebrechlichkeit unseres Fahrzeugs jedesmal beobachten mußten.

Suerst wurde nun die große Brasse gespült und dann das Nachtessen eingenommen, was, wie jede Mahlzeit, in der Regel neben den Kanonen vor sich ging. Während wir so an unserem Abendessen saßen, sagte ich zu Tom Goldsmith, einem meiner Tischkameraden, der das mir zunächst stehende Geschütz kommandirte: — \*

„Tom, schaffe einmal die Wollendecke herauf, die du in Klein-Dorf aufgegabelt hast; ich denke, wenn wir uns darunter stauen, könnte sie uns treffliche Dienste leisten.“

Tom ging und holte die Decke, ein prächtiges Lagergeräthe, das er sich irgendwie zu verschaffen gewußt hatte und das uns sehr gut zu statten kam. Da wir alle zusammen sehr ermüdet waren, legten

\* Die Engländer nennen einen solchen Geschützkommandanten „Kapitän seiner Kanone,“ wie überhaupt dieser Titel Jedem, dem die Leitung eines besonderen Dienstzweiges übertragen ist, ertheilt wird, wie z. B. „Kapitän des Fock, des großen Mars, der Schanze oder des Vorkastells etc.“



wir uns alsbald zur Ruhe nieder, stützten das Haupt auf einige Kugelfisten und waren bald in tiefen Schlaf versunken.

Bei Aufzählung der Segel hätte ich auch über den Zustand unserer Decks ein Wörtchen sagen sollen. Die Kanonen hatten, wie schon erwähnt, die Seitentaljen umgeschlungen; neben jeder stand eine Kiste mit Traubenkugeln, eine zweite mit Kartätschenpatronen und außerdem war noch von beiden Seiten ein Reservenvorrath unter den Schießgestellen angehäuft: diese selbst waren mit Vollkugeln angefüllt, welche man überdieß noch neben jeder Kanone in besonderen Körben aufgestellt hatte. Die Bedienungsmannschaft lag theils neben dem Geschütz diesem gegenüber, so daß die Leute auf beiden Seiten des Decks ziemlich gleich vertheilt waren; jeder blieb auf seinem Posten, die Mannschaft des Unterdecks auf ihren betreffenden Backs. Da die Nacht ziemlich kühl war, wie dieß auf fließenden Gewässern immer der Fall ist, so halte ich für wahrscheinlich, daß sich mehrere Matrosen vom Oberdeck in dem untern Raum schlichen, um dort eine wärmere Lagerstätte zu suchen — eine Pflichtverletzung, welche sich auf einem Fahrzeuge, wie das unsere, das nur zwei eigentliche Offiziere an Bord führte, da der Hochbootemann und der Konstabler kaum einen höheren Rang als wir selbst bekleideten — nur allzuleicht ausführen ließ.

Ich selbst schlief bald so fest und gesund, als ob ich in eines Königs Bette gelegen hätte. Wie lange mein Schlummer dauerte und was während dieses Zeitraums vorfiel, weiß ich nicht anzugeben; ich erinnere mich nur so viel, daß ich durch große Regentropfen, die mir in's Gesicht schlugen, geweckt wurde, und daß auch Tom Goldsmith im selben Augenblicke erwachte.

Als ich die Augen öffnete, war alles so finster, daß ich nicht einmal das Deck der Länge nach übersehen konnte. Ich stand auf und sagte Tom, es fange an zu regnen, ich wolle deshalb hinunter gehen, um aus einem Reservefläschchen, das in der Kiste bei unserem



Tischgeräth steckte, einen Schluck zu thun; wenn er Lust habe, wolle ich die Flasche herausbringen.

„Si bewahre, das ist für nichts,“ gab Tom zur Antwort; „wir sind ja weder Pfeffer noch Salz.“

Einer unserer Schwarzen hat mich jedoch, die Flasche mit herauszunehmen und ihn auch ein Bischen davon kosten zu lassen.

Dies Alles mochte etwa eine halbe Minute Zeit wegnehmen. Ich erinnere mich jetzt, während ich mich nach der vorderen Lucke wendete, von der Luvseite herüber ein sonderbares Geräusch gehört zu haben, was aber in jenem Augenblicke keinen Eindruck auf mich machte.

Wir hatten unser Lager zwischen den Steuerbordkanonen aufgeschlagen, welche auf der Luvseite des Schiffes standen, wenn überhaupt in einem Augenblicke, wo kein Lüftchen sich regte und das Wasser spiegelglatt vor uns lag, von einer Luvseite die Rede seyn konnte; ich tappte am Backbord weiter, um die Leiter aufzufinden, welche von dort auf das zweite Deck hinabführte. Die Lucke war so eng, daß man dieselbe nicht zu zweien passiren konnte, und ich erreichte sie endlich ohne mich sonderlich zu übereilen.

Schon hatte ich eine Hand auf den Bättingshölzern, mein Fuß stand bereits auf der Leiter — als ein blendender Blitzstrahl auf mich herabzuckte; im nächsten Augenblicke folgte der Donner, mit ihm erhob sich eine Windsbraut, welche den furchtbaren Schlag beinahe übertönte.

Sobald ich bemerkte, daß die Bö sich aufgemacht hatte, sprang ich nach der Klüverschote, welche ich als Kapitän des Vorkastells sogleich zu finden und auf einen Ruck von der Maa zu lösen wußte. Ich stieß dabei auf Leonard Lewis, einen Matrosen, den ich um seinen Beistand anrief, worauf ich alsbald die Backbord- oder Leemarssegelschoote aufstach, das Geitau derselben anhielt und mit Lewis Hilfe sein Horn\* halb aufbrachte, indem ich dem Mann an

\* So heißt der untere Theil der niederen Segel.



der Ruderpinne fortwährend mit lauter Stimme zurief, sein Steuer „hart nieder“ zu stellen.

Das Wasser ging mir schon bis an die Brust und ich sah wohl, daß der Schooner überstürzen mußte. Lewis hatte bis jetzt kein Wort gesprochen, ich rief ihm aber zu, er möchte loszukommen suchen, während ich selbst das Geitau splistete und mich vorwärts gegen den Fockmast hinholte, wobei ich von der Klüverschote einen Schlag erhielt, der mir den linken Arm beinahe zerschmettert hätte. Ich fühlte zwar in jenem Augenblicke nichts davon, mußte mir aber später den Arm operiren lassen, um eine Geschwulst wegzubringen, welche durch jene Verletzung herbeigeführt worden war.

Dies Alles hatte keine volle Minute weggenommen, während Blitz auf Blitz am Himmel emporleuchtete und unsere Decks ganz unter Feuer stellte, was mich dermaßen blendete, daß ich keinen Stich vor mich hinzusehen vermochte. Weder Anruf noch Kommando ließ sich auf dem Schooner vernehmen; dagegen wiederhallte er von dem Schreien und Jammern der auf der Leeseite gelagerten Mannschaft, welche zwischen Kanonen, Munitionskisten, Kugeln und anderen schweren Gegenständen eingeklemmt lag, welche beim Umlegen des Schiffes sammt und sonders auf sie hereingefallen waren. Die zweite Steuerbordkanone hatte sich förmlich überstürzt und kam geraden Wegs gegen die Vorderlücke herabgerollt: in demselben Augenblick fiel mir ein Mann in's Auge, der aus allen Kräften daran vorbeizukommen bemüht war. Die Furcht vor dieser Kanone hatte mich eben veranlaßt, mich nach vorn überzuhalten, wo ich jenen heftigen Stoß am Arm davon trug.

Endlich gelang mir's, mich windwärts zu schaukeln und die Fockkrusten des Schooners zu erreichen. Hier traf ich William Deer, den Hochbootmann, mit einem schwarzen Knaben, Namens Philips, der bei unserem Geschütze als Pulverjunge\* diente.

\* Dieser hat die Munition aus den Kugelfisten herbeizuschleppen.



„Er ist verloren, Deer!“ rief ich dem Hochbootsmann zu, der mir aber keine Antwort gab, sondern auf der Focktackelage gegen den Top hinaufkletterte: ihm mochte wohl eine unbestimmte Ahnung fagen, die Masten des Schooners würden noch über'm Wasser bleiben, auch wenn dieser selbst untergegangen wäre, weshalb er diesen Kurs als den sichersten betrachten mochte — der Knabe befand sich in den Puttingen, als ich ihn zum letzten Male wahr nahm.

Mitten unter dem furchtbaren, höllischen Brüllen des Donners, unter dem Nechzen und Kreischen der Menschen und dem Zucken der Blitze, während die ganze Zeit über eine wahre Windsbraut über mir hinstürmte, kroch ich an der oberen Stelle der Bollwerke nach dem Hintertheil, bis ich die Stückpforte meines eigenen Geschüzes erreichte, das aber mit allen übrigen leewärts überkollert war. Kaum hatte ich, in der Meinung auf die Mündung der Kanone zu treten, einen Fuß aufgesetzt, als ich die Stückpforte hinabstürzte und mich nur noch mit den Armen aufrecht erhalten konnte.

Ich arbeitete mich wieder empor und suchte mich immer von neuem nach hinten durchzudrängen. Als ich dem Hauptmast gegenüber stand, sah ich, daß Jemand die Fallen losgelassen hatte: ich erreichte bald die Riemenstruppen und fand vier Ruder darin: plötzlich kam mir der Gedanke, eines der Ruder zu mir zu nehmen und mich damit flott zu erhalten, da ich keinen Strich schwimmen konnte. \* Ich zerrte also an den Struppen, um die Riemen loszukriegen, die Struppe aber riß ab, die Schaufeln der vier Ruder rollten in's Wasser, die Handhaben glitten aus und im nächsten Augenblick waren sie mir aus den Augen verschwunden.

Jetzt brach ich auf, und krabbelte noch weiter rückwärts bis zu den Randsomhölzern, \*\* wo ich Mr. Dsgood mit Kopf und Schul-

\* An einem Matrosen, der sich schon seit 5-6 Jahren auf der See befindet, ist dieß doch kaum erklärlich. D. U.

\*\* Diese bilden mit den beiden Ausläufern (Auslangern) des Heckbalkens den hintersten Theil (den Spiegel) des Schiffs. D. U.



tern zwischen einem der Kajütenfenster stecken und ängstlich zappeln sah, während er hinauszuschlüpfen suchte. Er kann höchstens sechs Fuß von mir entfernt gewesen seyn; ich sah ihn einen Augenblick lang, eben als ein Blitzstrahl an mir vorüberfuhr, und glaube, daß auch er mich bemerkte.

Zu derselben Zeit wurde an dem Ende des Gieckbaumes ein anderer Mann sichtbar, der sich am Horn des großen Segels festhielt; wer er war, weiß ich nicht, doch muß er mich wohl gesehen haben, wie ich mich eben zum Hinauspringen anschickte, denn er rief mir zu:

„Springt nicht über Bord — springt nicht über Bord! Der Schooner kommt schon wieder herauf.“

Ich befand mich keineswegs in einer Gemüthsstimmung, um lange über irgend etwas nachzudenken; noch waren kaum drei bis vier Minuten seit dem ersten Losbrechen des Sturmes verflossen und ich stand schon an des Schiffes Windvierung mehr von der Vorsehung, als durch eigene Gedanken geleitet. Da fiel mir bei, daß der Schooner, der nun ganz mit Wasser gefüllt war, sobald er sich wieder aufrichtete, nothwendig untersinken müsse und vielleicht auch mich in den Wirbel hinabziehen könne. So that ich denn einen Sprung und stürzte mehrere Fuß von der Stelle, wo ich gestanden hatte, in's Wasser.

Ich glaube, in demselben Augenblicke ging auch der Schooner unter; ich versank selbst eine Strecke tief, und als ich wieder über's Wasser kam, fing ich an, zum ersten Mal in meinem Leben aus Leibeskräften zu schwimmen. Ich war, glaub' ich, einige Armslängen weit geschwommen (doch kann ich dies natürlich in einem solchen Augenblicke nicht mit Gewißheit behaupten) — als ich fühlte, wie meine Hand an etwas Hartes anstieß. Ich holte noch einmal aus und jetzt glitten meine Finger über einen Gegenstand, den ich augenblicklich für ein klinkerartig\* gebautes Boot erkannte. Ich

\* So nennt man die Bauart, wo die Seitenplanken, wie die Ziegeln eines Daches, mit den Kanten über einander gelegt werden. D. U.



selbst gehörte zu diesem Boot und erinnerte mich nun, daß es am Spiegel im Schlepptau gehangen hatte; bis zu diesem Augenblicke hatte ich nicht daran gedacht, bis ich endlich im Dunkeln daraußfloßen und dadurch das beste Mittel zur Rettung meines Lebens in die Hand bekommen mußte. Ich griff nach dem Schanddeck und erfaßte es an der Spiegelschote: wäre ich einen Schritt weiter geschwommen, so hätte ich's verfehlt und wäre darüber hinausgekommen! Hineinzugelangen machte mir nicht die geringste Schwierigkeit, denn ich befand mich in großer Aufregung und hatte alle meine Kräfte zusammengerafft.

Mein erster Blick suchte den Schooner — er war verschwunden und mochte wohl eben auf dem Grunde der Tiefe angekommen seyn: es regnete, als hätten alle Wasserpforten des Himmels sich geöffnet, und dazwischen kamen wieder fürchterliche Blitzschläge; dabei war auch nicht der leiseste Lufthauch zu verspüren — die Wasserfläche schien regungslos und nur von den Regentropfen gekräuselt.

Dies Alles überschaute ich gleichsam mit Einem Blick: meine hauptsächlichste Sorge blieb aber auf die Rettung meines Lebens gerichtet.

Ich war Oberbootsmann desselben Fahrzeugs, auf dem ich jetzt eben schwamm, hatte es noch an demselben Nachmittag mit einem ganzen Umschlag und zwei Halbstichen an die Fangleine des Hackbords befestigt und erwartete jetzt natürlich, der Schooner würde das Boot mit sich hinabziehen, da ich kein Messer hatte, um die Fangleine damit zu kappen. Vorn und hinten im Boot befanden sich Laufplanken und sie, dachte ich, könnten mich vielleicht flott erhalten, bis ein Fahrzeug der Flotte mich auffischen würde; mein erstes Geschäft ging also dahin, die Laufplanke loszumachen, und in's Wasser zu schaffen. Ich ging deshalb nach vorn, um die lockere Fangleine, die an einem Ende aufgeschossen war, abzuwerfen, als ich zufällig das Schlepptau in die Hand bekam — ein Ruck, und

Neb Myers. 7



ich hatte mich überzeugt, daß es ganz klar war. Ich konnte mir nicht anders denken, als daß Einer am Bord das Tau aufgebunden habe, und dann durch irgend einen Unfall die Möglichkeit verlor, das Boot zu erreichen — auf alle Fälle war ich selbst gerettet, und erst jetzt konnte ich's wagen, mich mit Muße umzuschauen.

Die Blicke, welche fortwährend die Nacht erhellten, mich aber beinahe geblendet hätten, machten mir's allein möglich, in der Dunkelheit etwas zu erkennen: ich hatte die Laufplanke in's Wasser geworfen und rief nun meinen Kameraden zu, sie sollten Muth fassen, da ich mich bereits in dem Boote befände. Rings um mich her hörte ich Stimmen laut werden und gewahrte auch zuweilen die Köpfe der Schwimmenden; da ich aber nirgends eine geeignete Stelle zum Einwickeln \* fand, so steckte ich eines der Riemenblätter in die hintere Nojeflampe, und es gelang mir auch wirklich, auf diese Art eine Strecke weit hinaus zu rudern.

Bald sah ich einen Menschen dem Boot ganz nahe kommen; augenblicklich holte ich mein Ruder ein, sprang in die Mitte des Fahrzeugs und faßte den armen Teufel gerade noch am Kragen. Er war dem Tode nahe und ich hatte große Mühe, ihn über das Schanddeck hereinzubringen, wobei unser beiderseitiges Gewicht das Boot vermaßen auf die Seite zog, daß eine ganze Wasserfluth über Bord drang.

Der Gerettete war Leonard Lewis, der junge Mann, der mir beim Aufbinden des Vormarssegels geholfen hatte: er konnte nicht mehr aufrecht stehen und vermochte nur mit Mühe eine Sylbe von sich zu geben, weshalb ich ihm anbefahl, aus dem Wasser zu kriechen und sich in's Hintertheil zu verfügen, wo er sich endlich auf der Sternschote niederlegte.

Von Neuem mich umsehend hörte ich bald einen Zweiten, und als ich mich über das Schanddeck vorbeugte, erkannte ich einen Mann, der ganz nahe am Boot um sein Leben kämpfte: auch ihn

\* Ein Boot mit einem Ruder bewegen.



bekam ich an der Schulter und mußte ihn fast ebenso mühsam wie Lewis zu mir hereinziehen. Es war Lemuel Bryant, derselbe, der, wie ich schon oben erzählte, während des Kommodore's Anwesenheit auf dem Scourge zu York von einer glühenden Kugel gestreift worden war; er schien zwar weniger erschöpft als Lewis, allein seine Wunde war noch nicht geheilt und dieß machte ihn unfähig mir Beistand zu leisten, weshalb er sich, sobald er dies vermochte, auf den Boden des Fahrzeuges niederlegen mußte.

Einige Minuten war nun nichts mehr im Wasser zu hören: ich begann daher abermals weiter zu rudern und mußte meiner Berechnung zufolge nach einigen Riemenstreichen die Stelle erreicht haben, wo der Schooner untergesunken war, als ich plötzlich beim Leuchten der Blitze viele Köpfe von Schwimmenden wahrte, welche sich in großer Verwirrung und auf's Gerathewohl durch einander bewegten. Kein Laut ließ sich vernehmen: die furchtbare Stille wurde einzig und allein durch das angstvolle Ringen der armen Schwimmer unterbrochen: es regnete noch immer, die Blitze wurden aber allmählig weniger grell und kamen auch seltener. Auf dem Geschwader wurde mir später erzählt, es habe fürchterlich gedonnert; ich kann aber nicht behaupten, nach meinem Sprung in's Wasser noch einen weiteren Schlag gehört zu haben.

Der nächste Schiffbrüchige, der sich rettete, vermochte das Boot allein zu erreichen; es war ein Mulatte aus Martinique, früher Mr. Dsgoods Proviantmeister, dem ich alsbald hereinhalf. Er war ein trefflicher Schwimmer, schien aber gleichwohl sehr abgemattet, da die Angst ihn beinahe seiner ganzen Stärke beraubt hatte.

„O, Wasser Ned! — o Wasser Ned!“ war Alles, was er herausbrachte, worauf er sich gleich den beiden Andern auf den Boden warf, wo ich ihn der Vorsicht halber nach der Backbordseite hinschob, um unser kleines Fahrzeug im Gleichgewicht zu erhalten.

Ich fuhr indessen fort, die Schwimmenden mit lauter Stimme



zu ermutigen, und hörte auch alsbald eine Stimme, welche mir zurief:

„Hier bin ich, Ned, dicht neben dir.“

Es war Tom Goldsmith, mein Tischgenosse, unter dessen Wolldecke ich vor kurzer Zeit auf dem Posten geschlafen hatte: er bedurfte nur geringer Hülfe und konnte fast ganz allein hereinklettern. Ich fragte ihn, ob er im Stande sey, mir Beistand zu leisten.

„Ja, Ned“, gab er mir zur Antwort; „bis zum letzten Athemzug will ich bei Dir aushalten: was habe ich zu thun?“

„Nimm deine Presenning\* und schöpfe das Boot aus, das bis auf ein Drittel mit Wasser gefüllt ist.“

Dies that er denn auch, während ich wieder eine Strecke weiter ruderte.

„Er ist mit flatternder Wimpel hinuntergegangen, Ned,“ bemerkte Tom. „Die Flagge wollte sich schon ganz um meinen Körper wickeln und mich hinunterziehen. Davy\*\* hat diesmal sein Maul weit aufgesperrt und hätte beinahe auch uns erwischt — aber beinahe ist nicht ganz.“

Dies war die Art, wie dieser gedankenlose Mensch sich, nachdem er kaum zuvor den Krallen des Todes entronnen war, über seine glückliche Rettung äußerte.

Als ich gleich darauf wieder etwas über'm Wasser erblickte, hat ich Tom, mein Ruder zu nehmen und sprang nach dem Schanddeck, wo ich Mr. Bogardus, den zweiten Lieutenant, erwischte, während er sich eben an eines der Riemenblätter anklammerte. Ich holte ihn ein und er sagte mir, er glaube, es habe noch ein Zweiter das andere Ende des Ruders gefaßt, was wir bei der tiefen Finsterniß freilich nicht sehen konnten. Der Riemen wurde eingeholt und siehe, es war wirklich der Schiffskoch, Ebenezer Duffy, gleichfalls ein

\* Getheertes Segeltuch, das die Matrosen häufig als Leibbinde tragen.

D. U.

\*\* Davy — Beinamen des Teufels.

D. U.



Mulatte, der keinen Strich schwimmen konnte und dem Untersinken sehr nahe war. Ich mußte ihn ganz allein hereinziehen, denn Tom hatte fortwährend auszuschöpfen, damit das Boot, das ohnedies so klein war, am Ende nicht auch noch versinken möchte.

Im Weiterfahren erreichten wir abermals einen Schwimmer, unsern Lootsen, der am See geboren war und den ganzen Sommer bei uns zugebracht hatte, dessen Namen ich aber niemals erfahren konnte. Das Boot war so klein und ging schon so tief, daß ich nicht wagen konnte, ihn in die Mitte hereinzuschaffen; nachdem ich ihn also beim Kopfe gefaßt hatte, zog ich ihn gegen das Vordertheil und holte ihn über den Bug herein, wo er sich ganz erschöpft und ohne ein Wort zu sprechen, niederlegte, wie die Uebrigen, mit Ausnahme Tom's, — bis jetzt alle gethan hatten.

Wir hatten nun gerade so viele Menschen an Bord, als das Boot zu fassen vermochte, und Tom wie ich hielten nicht für räthlich, noch ferner Jemand aufzunehmen; freilich sahen wir auch Niemand mehr und ringsum herrschte eine Todtenstille, welche nur von dem Riefeln des Regens unterbrochen wurde. Tom machte sich wieder an's Ausschöpfen und ich erneute meine Mahnungsrufe, während ich einige Minuten lang fortruderte; fände sich noch ein Lebender, dachte ich, so könnte ich ihm ja ein Tau zuwerfen, oder auch einen und den andern noch in's Boot einnehmen, wenn erst einmal das Wasser ausgeschöpft wäre — aber es fand sich Niemand. Da ich nirgends einen Laut vernahm, der mich leiten konnte, so mochte ich mich wohl, ohne es zu wissen, von der Stelle der Gefahr entfernt haben; doch mußte um diese Zeit die ganze übrige Mannschaft des Scourge wirklich untergegangen seyn, da ich später nie wieder von einem derselben gehört habe.

Tom Goldsmith und ich beriethen uns jetzt mit einander, welchen Kurs wir zunächst einschlagen wollten. Wir fürchteten Beide, dem Feind in die Hände zu fallen, denn dieser konnte recht leicht aufgebrochen und bis in unsere Höhe herabgesteuert seyn;



dagegen hielten wir die Entfernung zwischen beiden Geschwadern auch wiederum für zu groß, um einen solchen Streich für wahrscheinlich zu achten — jedenfalls aber mußte auf unserer Seite irgend ein Entschluß gefaßt werden.

Wir begannen demnach weiter zu rudern, ohne zu wissen, welche Richtung wir eingeschlagen hatten; es herrschte vollkommene Windstille, der Regen goß fortwährend in Strömen herab, das Blitzen aber wiederholte sich nur in beträchtlichen Zwischenräumen und der Sturm hatte sich offenbar gegen die breiteren Theile des Sees hingezogen.

Während wir so fortruderten und uns über die Möglichkeit besprachen, den Feinden in die Hände zu fallen, rief Tom plötzlich:

„Das Ruder gestoppt!“

Er hatte nämlich beim Leuchten des Blitzes ein Schiff bemerkt, welches er der Größe nach für ein englisches hielt; da er aber von einem Schooner sprach, so dachte ich, es müsse eines unserer Fahrzeuge seyn; ich ließ mir nun von ihm die Richtung bezeichnen, erkannte auch beim nächsten Wetterleuchten mit großer Freude, daß ich mich in der That nicht getäuscht hatte.

„Boot, ahoy!“ wurden wir alsbald angerufen, noch ehe wir weiter zu rudern angefangen hatten.

Ich gab sogleich Antwort.

„Wenn ihr noch einen Strich weiter rudert, werde ich Feuer auf euch geben lassen“ — lautete die Erwiederung — „was für ein Boot? Ruder beigelegt oder ich lasse auf euch feuern.“

Man hielt uns offenbar für ein feindliches Fahrzeug; ich fragte deshalb, was für einen Schooner wir vor uns hätten. — Keine Antwort; nur die Drohung, beim nächsten Niemensschlag Feuer zu geben, wurde wiederholt.

„Die Stimme ist mir bekannt — es ist der alte Trant,“ bemerkte ich gegen Tom.

„Ei bewahre, wir sind ganz auf die falsche Fährte gerathen,“ meinte dieser.



„Das ist des Scourge's Boot“ — rief ich jetzt nun zu den Andern hinüber — „unser Schooner ist zu Grund gegangen und wir möchten gern zu euch hinüber kommen.“

„Bist du's, Ned?“ hörte ich eine Stimme aus dem Schooner herüber rufen, an der ich augenblicklich meinen ehemaligen Schulkameraden und Schiffsgenossen Jack Mallet erkannte, der als Hochbootsmann auf der „Julia“ diente, einem Schooner, welchen Segelmeister James Trant, ein sonderbares Original der Flotte, befehligte, bei dem man ebenso gut auf Schläge wie auf Worte gefaßt seyn mußte. In der That, sobald ich seine Stimme erkannt und seine Drohung auf uns zu feuern, vernommen hatte — fühlte ich mich von größerer Angst beklommen, als bei Allem, was mir in dieser fürchterlichen Nacht zugestoßen war.

„Oho,“ hörte ich jetzt Mr. Trant ausrufen — „gebt Raum, ihr Jungen, und kommt nur herbei, ihr da drüben.“

Dies thaten wir denn auch; mit einigen Ruderstreichen befanden wir uns neben der Julia, auf der wir uns mit der äußersten Freundlichkeit aufgenommen sahen. Unsere regungslosen Leidensgefährten wurden aus dem Boote an Bord gebracht, während ich selbst Mr. Trant die Vorfälle dieser Nacht auf's genaueste berichten mußte.

Nach einigen Minuten war meine Erzählung beendigt und Mr. Trant befragte mich nun, in welcher Richtung der untergegangene Scourge liege; sobald ich ihm dies, so gut ich's selber vermochte, angegeben hatte, rief er Jack Mallet zu:

„Oho, Mallet — nehmt vier Matrosen in Euer Boot und seht zu, was Ihr noch zu thun im Stande seid — nehmt eine Laterne mit, ich will gleichfalls ein Licht am Wasserrande aussetzen, woran Ihr mich erkennen werdet.“

Mallet that, wie ihm befohlen worden und noch waren keine drei Minuten seit unserer Ankunft verstrichen, als er mit seinem Boote bereits in See stach.

Mr. Trant, ein Mann voller Launen, hatte eben damals keinen



Offizier am Bord der Julia, wenn man nicht Mallet als solchen bezeichnen wollte; er war von Geburt ein Irländer, hatte seit der Revolution in der amerikanischen Marine gedient und starb als Schiffslieutenant ein paar Jahre nach dem Krieg, den ich eben erzähle. Vielleicht gab es in der ganzen Marine keinen Mann, der allgemeiner bekannt war, wegen seiner Sonderbarkeiten mehr verlacht, dagegen aber auch um seines Muthes willen mehr geachtet wurde; er war mit dem Kommodore, der große Stücke auf ihn hielt, auf den See gekommen und hatte an allen Gefechten und Scharmüßeln, welche bis jetzt stattgefunden hatten, thätigen Antheil genommen — Haß gegen die Engländer war bei ihm zur Gewissenssache geworden.

Mr. Trant rief die „Scourge's“ nunmehr nach dem Hintertheil und erkundigte sich nach den näheren Umständen unseres Unfalls; dann ließ er jedem von uns ein Glas Grog reichen und seine Mannschaft mußte die Hauptbrasse spließen; \* auch trockene Kleider bot man uns an und mir wurde durch Jack Keilly, einen meiner früheren Tischkameraden, mit dem ich immer auf gutem Fuße gestanden hatte, aus der Noth geholfen. Der Regen ließ allmählig nach; wir zogen aber gleichwohl vor, die Kleider unten am Küchenfeuer zu wechseln.

Raum stand ich wieder auf dem Verdeck, als ich auch schon das Boot zurückkehren hörte, das bald darauf beilegte und noch vier weitere Männer überbrachte, die man auf Rudern und Gitterwerk schwimmend angetroffen hatte. Bei näherer Nachfrage ergab sich's, daß alle vier zu dem Schooner „Hamilton,“ Lieutenant Winter, gehörten, der in derselben Bø, wie unser Scourge, seinen Untergang gefunden hatte; sie waren gleichfalls sehr erschöpft und wurden auf das Unterdeck gebracht, wo man uns alle zur Ruhe gehen hieß.

Ich war durch die eben erlebten Scenen dermaßen aufgereggt und durch den Genuß des Grog's so sehr überreizt, daß ich bis

\* D. h. uns freundlich willkommen heißen.



dahin von der auf solche Ereignisse folgenden Abspannung der Kräfte noch wenig verspürt hatte; ich genoß sogar die Nacht über eines sehr gesunden Schlafes, aus dem ich erst Morgens um sechs Uhr erwachte.

Eine leichte Brise wehte, als ich auf's Deck herauf kam; es war ein wunderlieblicher Tag und die See lag spiegelglatt vor meinen Blicken. Unsere Flotte war in ziemlich gedrängter Ordnung in Linie aufgezo-gen, nur der „General Tompkins,“ Lieutenant Tom Brown, stand etwas zu weit leewärts, hatte aber einen ganzen Wald von Segeln aufgehißt, um gleichfalls auf den Kommodore aufschließen zu können. Beim Vorbeisegeln bemerkte Mr. Trant, daß der Tompkins uns zu sprechen wünschte und ließ deshalb sein Focksegel aufgeben, so daß ihr Luv dicht unter unserem Lee beilegen konnte.

„Zwei unserer Schooner, der Hamilton und der Scourge, sind heute Nacht zu Grund gegangen,“ rief Mr. Brown herüber; „ich habe vier von den Hamiltons aufgefißt.“

„Oho!“ gab Mr. Trant zur Antwort, „das ist gar nichts Neues! ich habe deren zwölf aufgegabelt, acht von den Scourge's, vier von den Hamilton's, da drüben hinter der Fockschöote!“

Das also war Alles, was von der Bemannung der beiden Schooner übrig geblieben war, welche im Ganzen nahe an hundert Köpfe an Bord geführt hatten! Beide Kommandanten, Mr. De-good und Mr. Winter hatten den Tod gefunden; mit letzteren waren noch einige Midshipmen ertrunken.

Unser Geschwader konnte von der Zeit jener Katastrophe an bis zu dem Augenblick, da ich auf's Verdeck trat, nicht weit von der Stelle gekommen seyn, oder wir mußten gewendet und zweimal denselben Weg gemacht haben, denn wir begegneten nun einer Masse von Trümmern, welche von den beiden versunkenen Schiffen herührten und jetzt auf dem Wasser herumschwammen. Kanonenwischer, Kästen, Hüte, Ruder — Alles kam bunt durch einander; einen der Hüte, der, wie Mr. Trant sagte, dem Lieutenant Winter



angehört haben mußte, befahl er im Vorübersegeln aufzufangen: es gelang aber eben so wenig als mit anderen Artikeln, welche man hatte an Bord schaffen wollen. Ein tüchtiger Ausgucker war aufgestellt, der sich nach der vermißten Schiffsmannschaft umsehen sollte, ohne daß von den zwei Fahrzeugen ein weiterer Matrose aufgefunden wurde: der See hatte Alle verschlungen und der Scourge war, wie man ihm oft prophezeit hatte, für einen großen Theil seiner Bemannung in Wahrheit zum Sarge geworden.

Von den beiden Flotten wurde an diesem Tage viel und lange hin und her manövirt: auch waren einige Versuche zu einem Kampfe zu bemerken, doch fühlte ich mich, ehrlich gestanden, durch den Verlust so vieler Schiffsgefährten so schwermüthig gestimmt, daß ich von dem, was um mich vorging, nicht sonderlich viel Notiz nahm: meine Black Jokers\* mit denen ich den ganzen vorigen Sommer verlebt hatte, alle ertrunken, Bill Southard nebst den übrigen Tischgenossen — Tom Goldsmith und Lemuel Bryant allein ausgenommen — auf immer für mich verloren, von Mannschaft und Fahrzeug nichts übrig als ich und meine Unglücksgefährten — es machte in der That einen tiefen, eigenthümlichen Eindruck auf mich, der aber, Dank sey es meinen neuen Schiffskameraden, welche zum Theil schon auf anderen Fahrzeugen mit mir gedient hatten und mich jetzt durch Grog aufzuheitern suchten — nicht allzu lange dauerte, so daß ich in Kurzem nicht mehr an das Vorgefallene dachte. So kam es, daß ich in den letzten fünf Jahren weit öfter der Gnade des Himmels gedacht haben mag, welcher mir bei jenem furchtbaren Austritte das Leben rettete, als dies in den fünf und zwanzig Jahren, welche jenen Ereignissen unmittelbar folgten, der Fall war.

Die Flotte segelte wieder gegen die Mündung des Niagara zurück und ging daselbst vor Anker; Mr. Trant musterte die übrig gebliebenen Scourges, wobei er uns mittheilte, daß er gerade so vieler Matrosen, als wir eben waren, für sein eigenes Schiff benöthigt

\* Etwa: „Schwarze Kumpane.“



sey und sich deshalb den Befehl zu unserer Versetzung auf die Julia auszuwirken gedenke; bis dahin wolle er uns vorderhand zum Dienst verwenden und für unsere Verpflegung Sorge tragen. Ich wurde an den Brassien angestellt und erhielt den Posten als zweiter Lader bei dem langen Zweiunddreißigpfünder. Die Julia führte außer Letzterem noch einen Achtzehnpfünder auf Holzlaffetten und zwei Sechspfünder in der Kuhl, welche aber, wie ich schon oben erwähnte, nur selten gebraucht wurden. Der Schooner war zwar klein, aber ein guter Schnellsegler, mit ungefähr vierzig Köpfen Bemannung und trotzdem, daß er weniger Kanonen führte und außer einer niedrigen, mit einem Sehbord versehenen Regeling keine höheren Quartierwände hatte, mußte ihm dennoch, im Vergleich mit dem Scourge, unbedingt der Vorzug zuerkannt werden.

### Siebentes Kapitel.

Was aus den vier Hamiltons geworden, welche das Boot der Julia aufgefangen hatte, habe ich niemals erkunden können: doch vermuthe ich, daß sie mit ihren anderen geretteten Kameraden auf irgend einem Fahrzeuge der Flotte untergebracht wurden; überhaupt habe ich über den Untergang jenes Schooners weiter nichts in Erfahrung gebracht, als daß seine Vormarssegelschooten gestoppt und seine Fallen gekreuzt waren. So viel die vier Geretteten, die an Bord der Julia gebracht worden waren, davon erzählten, hatte er sich in jeder Hinsicht in der vollkommensten Kampfbereitschaft befunden, was auf der Flotte abwechselungsweise bald getadelt und bald gebilligt wurde, nach meiner Ansicht aber in einem Windstoß, wie er uns beide überfiel, nur wenig Unterschied machen konnte. Das Merkwürdigste an der ganzen Sache war übrigens, daß die Julia, welche in jenem Augenblicke von dem Scourge nicht sehr entfernt seyn konnte, kaum ein Bißchen Wind verspürte und blos



aufzuloben brauchte, um mit einer leichten Erschütterung der Segel davonzukommen!

Unser Geschwader blieb nur eine Nacht vor der Mündung des Niagara liegen und lichtete am nächsten Morgen die Anker, um zur Verfolgung der Engländer auszulassen. Das Wetter war höchst veränderlich und wir konnten Sir. James den ganzen Tag nicht auf Schußweite erreichen. Wir zählten jetzt den 9. August; der Scourge war in der Nacht des siebenten oder am Morgen des achten — genau weiß ich's nicht — zu Grund gegangen.

Am zehnten in der Früh, als wir eben dem nördlichen Ufer gegenüber und ludwärts von John Bull standen, nahm der Kommodore die Asp, \* der „Madison“ dagegen die „schöne Amerikanerin“ in's Schlepptau und ließ, in der sichern Erwartung einer allgemeinen Seeschlacht, an das gesammte Geschwader den Befehl zum Abhalten ergehen. Plötzlich aber schlug der Wind um und brachte die Engländer windwärts; der Nachmittag blieb ruhig oder von wechselnden Luftströmungen unterbrochen und gegen Sonnenuntergang lag der Feind, von der Windstille zurückgehalten, am amerikanischen Ufer. Mit einemmal trat eine Brise aus Süden ein; wir schlossen alsbald auf und formirten gegen sechs Uhr Abends unsere Schlachtlinie: so verharren wir bis gegen sieben, als wiederum ein frischer Südwestwind einfiel und John abermals windwärts führte.

Was nunmehr folgte, weiß ich kaum mit Genauigkeit anzugeben, so viel wurde hin und her manövrirt und so oft die Stellung geändert. Beide Geschwader hatten sich quer über den See ausgebreitet, der Feind wind- und etwas rückwärts von unserer eigenen Linie. Wir fuhren sofort auf Anrufweite an dem Kommodore vorüber, der uns den Befehl ertheilte, eine neue Schlachtlinie zu bilden, was auf folgende Art ausgeführt wurde.

Eine Linie aus den kleinsten Schoonern bestehend, formirte sich ludwärts, während sich leewärts eine zweite, aus den Fregatten,

\* Espe.



der Brigg und den beiden größten Schoonern bestehend, in Schlachordnung aufstellte. Wir nahmen den äußersten Flügel der Luvlinie ein und hatten den „Growler,“ Lieutenant Deacon, zunächst hinter uns.

So viel konnte ich von der Sache wahrnehmen, ohne übrigens den Plan des Kommodore zu begreifen, der, wie ich jetzt erst erfahren habe, darauf hinausging, daß die Luvlinie den Feind angreifen sollte, um sodann abzuhalten und den Gegner gegen die Leelinie heranzulocken, welche unsere Hauptstärke ausmachte. Diesem Befehle gemäß hätten wir eigentlich, sobald die Engländer das Feuer begannen, luvwärts abhalten und diese gegen den Kommodore heranziehen sollen — doch unser Schooner zog es vor, wie man sogleich sehen wird, einen ganz anderen Kurs zu verfolgen.

Es mochte schon gegen Mitternacht gehen, als die Engländer die „schöne Amerikanerin,“ das hinterste Schiff unserer Luvlinie, zu beschießen angingen, während wir selbst eine ziemliche Strecke voraus waren und noch einige Zeit lang keinen Antheil an dem Gefechte nehmen konnten. Die Kanonade hinten wurde ziemlich hitzig; da aber der Feind noch nicht nahe genug vor uns stand, so verhielten wir uns ruhig, ohne zu feuern.

Nach einer Weile begannen die vier hintersten Schiffe unserer Linie dem Befehle gemäß abzuhalten; die Julia und der Growler aber blieben stehen, während die Engländer, wie der Kommodore es erwartet hatte, vermuthlich zu derselben Zeit abvierten. Wie dem auch sey, so gefiel es uns jedenfalls so gut dem Feinde gegenüber, daß Mr. Trant, anstatt die Julia unter den Wind zu stellen, vielmehr gerade durch die Brise wendete, welchem Beispiele der Growler folgte, welcher dicht in unserem Kielwasser verharrte.

Wir begannen jetzt unser Feuer gegen die vordersten Schiffe des Feindes zu richten, welche gegen uns herankamen und um die wir so geschickt herumsegelten, daß wir bald deren Luvseite erreicht hatten. Sobald wir John Bulls Luvlinie gegenüber standen, geiten wir unser Focksegel auf und gaben ihm in ganz hübscher Entfernung



mehrere Salven hinter einander; der Feind beantwortete dieselben und schien von jenem Augenblicke an alle Gedanken an die leewärts von ihm stehenden Schiffe aufgegeben zu haben und seine ganze Aufmerksamkeit auf die Julia und den Growler zu verwenden.

Die englische Flotte behielt ihre Windvierung bei, bis sie sich zwischen uns und unsere Linie hineingedrängt hatte, worauf sie augenblicklich Jagd auf uns zu machen anfing. Wir mußten nun allmählig kurz ab nach der Luvseite heidrehen; der Feind aber theilte sich alsbald und bildete einen weiten Bogen, um uns zu verhindern, an ihm vorbeizukommen, da wir auf diese Art seine Linie umgehen und ihm leewärts entkommen konnten. Unser Schiff windwärts zu halten, machte uns gar keine Schwierigkeit; wir geiten von Zeit zu Zeit unser Focksegel und gierten auch hie und da ab, um unser Feuer desto wirksamer zu machen.

Die Julia war bei gemäßigtem Winde der beste Schnellsegler im ganzen amerikanischen Geschwader, die „Dame vom See“ allein ausgenommen; auch der Growler gehörte keineswegs zu den schwerfälligen Fahrzeugen und hätte es uns nicht an Raum gemangelt, so zweifle ich keinen Augenblick, daß wir John Bull, mit Hülfe unserer langen schweren Geschütze, die ihn von Zeit zu Zeit in passenden Augenblicken begrüßten, mit größter Leichtigkeit von uns abgehalten hätten. Ich habe mir oft gedacht, Mr. Trant müsse ganz vergessen haben, daß wir auf der einen Seite vom Land und auf der andern vom Feinde eingeschlossen waren; er mochte wohl glauben, er befinde sich auf offener See, denn es war eben ein mond heller Morgen und wir konnten nichts vom Lande gewahren, obwohl sich's ergab, daß es uns weit näher lag, als wir eigentlich gewünscht hätten.

Alle Matrosen wurden nun auf der Luvseite versammelt, während die beiden Schooner fortwährend abgierten und gelegentlich ihr Feuer erneuerten; die feindlichen Kugeln flogen weit über uns hinaus, thaten uns übrigens doch einigen Schaden, der aber sogleich



wieder ausgebeffert ward; so wurde die Gaffelfall des Hauptmastes, ferner das Horn des großen Segels vom Bord der Julia abgeschossen — wahrscheinlich hatte der Feind später wegen der Nähe des Landes seine Luvrichtung nicht beibehalten.

Unsere beiden Schooner blieben fortwährend dicht beisammen, so daß bald der eine, bald der andere weiter windwärts stand; eben als der Growler eine kleine Strecke auf unserer Luvsseite voraus war, kam der Augenblick, wo wir zum Erstenmal die eigentliche Gefahr unserer Lage erkannten, denn Lieutenant Deacon ließ unverzüglich „Steuer auf“ nehmen und kam auf Anrufweite herbeigerannt, um Mr. Trant zu melden, daß er so eben auf zwei Faden sondirt und Lichter am Ufer entdeckt habe, welche, wie er glaube, von Indianern herrühren müßten, die in großer Anzahl in der Nähe versammelt seien, so daß wir auf alle Fälle das Land vermeiden mußten.

„Was haltet ihr in diesem Falle für's Beste?“ fragte Lieutenant Deacon.

„Gassenlaufen,“ rief Mr. Trant.

„Sehr wohl, Sir: wer geht voran?“

„Ich werde den Vortrab bilden,“ gab Mr. Trant zur Antwort und damit war die Sache abgemacht.

Als bald nahmen wir das Steuer auf und fuhren auf eine in der britischen Schlachtordnung sichtbare Lücke los; der Feind schien uns zu erwarten, denn er formirte sich jetzt in zwei Linien, welche uns gerade den nöthigen Raum zum Einlaufen gewährten. Doch selbst unter diesen kritischen Umständen war Mr. Trant nicht davon abzubringen, die Julia mit ausgehiftem Vormars-, Kluver-, Oberkluver-, Fock- und großem Segel abhalten zu lassen, Maa- und Leeseegel hatten wir ohnedies nicht an Bord, so unvollständig war die Ausrüstung dieser kleinen Fahrzeuge, wie ich denn, den Scourge allein ausgenommen, auf keinem der Schooner jemals ein Leeseegel gesehen habe.



So rannten wir denn mit vollen Segeln gegen den Feind, die Julia auf halbe Kabellänge vor dem Growler voraus. Als wir zwischen seine beiden Linien geriethen, fasten uns die Engländer auf kurze Kartätschenentfernung und pfefferten uns tüchtig auf beiden Seiten ein. Die beiden englischen Fregatten standen leewärts, jede an der Spitze einer Linie, so daß wir die Brigg und drei große regelmäßige Linienschoner zu passiren und dann immer noch die Gewißheit vor uns hatten, auch wenn wir an diesen vier Fahrzeugen glücklich vorüber gekommen wären, dem Wolfe und Royal George geradezu in die Hände zu fallen. Unsere beiden Schiffe unterhielten ein heftiges Feuer aus allen Geschützen, welche jedesmal gedreht wurden, so daß keines unthätig blieb; als wir uns aber den großen Schiffen näherten, erwiesen wir ihnen die Aufmerksamkeit, ihnen all unser schweres Geschöß ins Gesicht zu schleudern, wie dies ihrem Rang und ihrer Größe von Rechts wegen gebührte.

Ein Paar Minuten lang erging es uns ganz gut: kaum waren wir aber zwischen beide Linien gerathen, als wir's heiß und schwer zu verdauen bekamen; unsere Takelage fing bald an, uns auf die Köpfe zu fallen, eine Kugel flog nur wenige Fuß über uns weg, rieß unsere Marssegelschooten entzwei und splißte ein Stück Holz, so dick wie eine Zweiunddreißigpfünderkugel, aus dem Fockmast. Ich stieg selbst an der Seite hinauf, um eine der Schooten wieder festzubinden, als ich von oben den Schaden erblickte, den unsere Spiere erlitten hatte. Kurz darauf fing der Hals des großen Segels Feuer an dem Pfropf einer der englischen Kanonen, denn so nahe standen wir in der That vor den Batterien, und ich glaube wahrhaftig, daß wir's nur der Nähe des Feindes verdankten, wenn unsere Decks nicht rein abgefegt wurden. Große und kleine Kugeln flogen wie eine Hagelwolke über unsern Häuptern weg und das Focksegel hing wörtlich in Fetzen herunter; da die Fallen abgeschossen waren, kam das große Segel die Halse herab und der Klüver senkte sich,



so tief er konnte; die Marssegelraa ruhte auf dem Gelselhaupt und der Schooner steuerte jetzt gegen den Wind.

Diese ganze Zeit über hatten unsere Kanonen keinen Augenblick gerastet: unser alter Kommandant lief von einem Geschütz zum andern und richtete jedes eigenhändig, so wie es geladen war. Er stand eben am Ahtzehnpfünder, als unsere Lage ihrem schlimmsten Wendepunkt nahe war.

„Füllt ihn — füllt ihn bis an die Mündung!“ rief Mr. Trant, während er sich von dem Geschütz entfernte.

Gleich darauf näherte er sich unserem Zweiunddreißiger, der bereits mit einer Bollkugel, einem Traubengeschos und einer vollen Kartätschenladung gefüllt war — ich weiß dies ganz genau, da ich eines nach dem andern mit eigenen Händen eingeführt hatte.

Die feindliche Brigg, der „Melville“ genannt, stand eben dicht vor uns und feuerte vom Vormars auf unsere Decks herab; sie näherte sich unserer Backbordschanze, während ein großer Schooner in raschem Lauf unserem Steuerbord nahe kam. Mr. Trant richtete unsere Kanone gerade auf das Vorkastell der Brigg.

„Jetzt ist's Zeit, meine Jungen,“ rief er dann; „feuert auf die Schufte! nur frisch auf sie geseuert!“

Aber nirgends war eine Lunte zu finden: es mußte Jemand beide über Bord geworfen haben.

Die Brigg streckte mittlerweile ihren Klüverbaum bereits über unser Hinterdeck — die Engländer fingen an zu entern und auf unsern Bord zu springen: ringsum waren wir von Feinden eingeschlossen und auch der „Wolfe“ stand auf Anrufweite vor uns, ohne einen Augenblick sein Feuer zu unterbrechen.

Der Letzte, den ich von unseren Leuten zu Gesicht bekam, war Mallet, der nach dem Vorderdeck eilte: ich selbst setzte mich mürrisch, wie ein rechter Brummbar, auf die Trave\* des Zweiunddreißigpfunders. Zwei oder drei von den Engländern stürmten an mir vorüber,

\* Lafette.

Neb Myers.



ohne ein Wort zu sprechen: selbst jetzt noch sandte der Vormars der Brigg einen Hagel von Kugeln auf unser Deck, welche rings um mich her theils auf die Planken, theils auf die Kanone niederprasselten.

„Was hast du hier zu schaffen, du Yankee?“ schnaubte mich ein englischer Offizier an, der sich mir in diesem Augenblicke näherte.

„Ich sehe euren Narren zu, wie sie ihre eigenen Leute niederschließen,“ gab ich in meiner damaligen, ausnehmend wilden Stimmung zur Antwort.

„Nimm das für deinen Spott“ — mit diesen Worten versetzte er mir einen Stoß mit seinem Degen, dessen Spitze neben meinem Hüftbeine eindrang und mir einen schmerzlichen Fleischriß beibrachte.

Die Wunde war nicht gefährlich, blutete aber stark und bedurfte mehrerer Wochen zu ihrer gänzlichen Heilung. Ich stand sofort auf, um mich nach der Ambulance zu verfügen, als ich von einem der Schiffe her — dem Wolfe, wie es mir schien, einen Anruf vernahm.

„Habt Ihr geentert?“ hörte ich Jemand fragen.

„Feuert nicht auf uns, Sir,“ erwiderte der Offizier, der mich verwundet hatte, „ich bin am Bord und habe die Prise bereits in Besitz genommen.“

„Ist Jemand am feindlichen Bord am Leben geblieben?“ erkundigte sich der Offizier des Wolfe herüber.

„Weiß nicht, Sir,“ gab der Prisenoftizier zur Antwort; „bis jetzt habe ich bloß Einen wahrgenommen.“

Ich verfügte mich nun in den Kielraum, verband zuerst meine Wunde, um das Blut zu stillen und benützte dann die Gelegenheit, um mich nach meiner Umgebung umzuschauen. Da sah ich denn einen Haufen Engländer, im Verein mit einigen unserer eigenen Leute, beschäftigt, zwei Whiskeyfässern den Boden einzuschlagen; Fleisch- und Brodkörbe wurden herbeigeschafft und alle Matrosen ohne Unterschied des Landes setzten sich nieder, um sich mit diesen Schätzen gütlich zu thun. Einige fingen sogar an zu stugen und die gute



Kameradschaft unter den Trinkern hätte sich selbst bei einer ländlichen Festlichkeit nicht auffallender kundgeben können.

Wenige Minuten später kam der Offizier, der mich mit seinem Degen verwundet hatte, mitten unter uns herabgesprungen.

„Halloh! da haben wir ja die große Welt im unteren Stock,“\* schrie er beim ersten Blick, den er auf diese Scene warf, und forderte einen andern Offizier auf, ebenfalls herabzukommen und den Spaß mitanzusehen.

„Kerzen weg,“ rief einer von uns — alle Lichter wurden ausgelöscht, die beiden Offiziere nahmen den Whiskey in Beschlag, die meisten Engländer rannten die vordere Luke hinauf, wir von der Julia aber blieben unten sitzen.

Noch war keine Stunde verflossen, als wir uns schon auf den feindlichen Schiffen vertheilt sahen: ich wurde auf den Royal George, Mr. Trant aber an Bord des Wolfe's transportirt. Der Growler hatte sein Bugspriet eingebüßt, war auch sonst stark beschädigt und hatte deshalb gleichfalls die Flagge streichen müssen. Er zählte einen Todten und mehrere Verwundete;\*\* bei uns war außer mir nicht ein Einziger zu Schaden gekommen. Wie durch ein Wunder schienen wir gerettet, denn jedes der feindlichen Schiffe hatte uns einen Puff beigebracht: eine Zeit lang waren wir ihnen sogar auf Pistolenschußweite nahe gestanden und blieben überdies ihrem ganzen Geschüßhagel bloßgestellt, da wir keine Bollwerke besaßen, weshalb sich unsere Rettung bloß dadurch erklären läßt, daß der Feind zu hoch gefeuert hatte.

\* Anspielung auf ein bekanntes englisches Lustspiel, das denselben Titel führt.  
D. U.

\*\* Kapitän Deacon starb vor mehreren Jahren vermuthlich in Folge einer am Bord des Growler in jener Nacht erhaltenen Verletzung. Nicht neben ihm hatte nämlich eine Kugel in die große Spiere eingeschlagen und seit dieser Zeit klagte er fortwährend über Ohrenschmerzen; nach seinem Tode fand man auch jene Seite des Kopfes sehr krankhaft und aufgeschwollen.

D. Herausg.



Im Juli, als ich noch auf dem Scourge diente, war ich unter Mr. Bogardus' Kommando mit einem Boote an Bord einer englischen Waffenstillstandsflagge geschickt worden, welche in unserem Hafen eingelaufen war; während wir uns auf diesem Schiffe befanden, hatte unsere Mannschaft mit den Engländern Brüderschaft gemacht und wir waren gegenseitig übereingekommen, für einander sorgen zu wollen, wenn einer oder der Andere in feindliche Gefangenschaft gerieth. So besand ich mich noch gar nicht lange am Bord des Royal George, als zwei dieser Männer mit etwas Brod und Speise auf mich zukamen, worauf sie mich auch am nächsten Morgen mit Nahrungsmitteln versorgten; von dort an bis zu dem Augenblicke, wo wir das Schiff verließen, war nichts weiter von ihnen zu sehen: da aber kamen sie an die Fallreepstreppe und schüttelten uns zum Abschiede noch herzlich die Hand.

Am andern Morgen nach dem Frühstück wurden wir, einer nach dem andern, in die große Kajüte hinabgerufen: dort wollte man mich über die Stärke der Amerikaner, die Benennung ihrer Schiffe, über die Zahl ihrer Bemannung und die Namen der Schiffskommandanten auspumpen; ich gab aber ziemlich mürrische Antworten und wurde bald wieder aus der Kajüte gewiesen.

Eben als ich zur Thüre hinaus wollte, wurde ich von einem der Lieutenants zurückgerufen, dessen Aeußeres mir gleich zu Anfange nicht recht gefallen wollte und in welchem ich, trotz dem, daß ich schon seit acht Jahren von Halifax abwesend war und wir beide uns stark verändert hatten, Mr. Bowen, den Midshipman der Kleopatra, zu erkennen glaubte, der mein Schulkamerad gewesen war und dessen Bekanntschaft ich an Bord der früher erwähnten Prisenbrigg erneuert hatte.

Dieser Offizier fragte mich, wo ich geboren sey — ich nannte New-York. Er sagte, er wisse es besser und fragte mich nach meinem Namen: ich berief mich auf den, welchen er auf der Schiffsliste fand und den ich seither geführt hatte. Er meinte wieder, er



wisse es besser und ich werde später noch mehr davon zu hören bekommen. — War er wirklich mein ehemaliger Schulkamerad, so mußte er freilich wissen, daß ich immer Edward Robert Myers geheißten, wogegen ich vorgezogen hatte, den mittleren Namen ganz zu streichen und mich ganz einfach nur Myers zu nennen; doch ist es auch leicht möglich, daß er nicht der war, für den ich ihn hielt und daß er mich für Jemand anders ansah — jedenfalls fand ich später nicht mehr Gelegenheit, etwas Weiteres von ihm zu erfahren.

Wir liefen in Klein-Dorf ein und wurden noch am selben Abend an's Land geschickt. Von unserem Geschwader weiß ich nichts anzugeben, da man mich auf dem Royal George die ganze Zeit über nicht aus dem Kielraum herausgelassen hatte; ob wir dem Feinde in der Nacht, da wir gefangen wurden, Schaden zufügten oder nicht, konnte ich nie in Erfahrung bringen, erinnere mich aber neben der Fallreepstreppe des Royal George eine Achtundsechzigpfünder-Karronade gesehen zu haben, welche in der Nacht, da ich auf das Schiff kam, demontirt worden war und ganz so aussah, als ob die Rassettenräder abgeschossen wären. Daß das Schiff mehr als gewöhnlich verwahrt war, mußte mir gleich anfangs auffallen; warum dies aber geschehen, vermag ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben.

Zu Dorf wurden wir in's Gefängniß gesteckt, wo wir drei Wochen eingesperrt blieben; unsere Behandlung war in jeder Hinsicht schlecht; der einzige Trost, der uns blieb, war der, daß wir nicht gar zu dicht auf einander gepropft waren. Mit der Nahrung sah es vollends schlimm aus: während der ganzen Dauer meiner Gefangenschaft wurden wir immer „sechs auf vier“ gehalten\*;

\* Ned meint damit, sechs Mann hätten mit der gewöhnlichen Portion von viereu auskommen müssen, da man zwischen denen, die im Dienst und solchen, die nicht im Dienst waren, einen bedeutenden Unterschied machte. Uebrigens erhalten Gefangene in der Regel die Erlaubniß, sich auf jede beliebige Art einen Nebenverdienst zu verschaffen. D. Herausg.



das Brod war schlecht, und das Fleisch nicht viel besser. Auch geschah es einmal, daß ein Haufen betrunkenen Indianer im Vorübergehen eine Salve in unser Gefängniß abfeuerte, welche aber zum Glück Niemand verwundete.

Nach Verlauf von drei Wochen bekam jeder von uns einen Tornister und Lebensmittel auf zwei Tage: die Kleider wurden uns abgenommen mit der Weisung, wir würden sie nach unserer Rückkehr zurückerhalten, was aber, glaub' ich, nur sehr wenigen von uns begegnet ist. Ich hatte glücklicher Weise nichts zu verlieren, da meine Habseligkeiten mit dem Scourge versunken waren; mein ganzes Besizthum auf Erden bestand aus einem Hemd, zwei Taschentüchern und einem alten niedergekrempften Hut, den man mir statt einer schottischen Mütze, welche ich auf der Julia erhalten hatte, auf den Weg mitgab; ich war ohne Schuhe und mußte in diesem Zustande bis Halifax fortwandern.

Dies Alles machte mir gar wenig Sorgen, denn ich besaß einen sehr elastischen Geist und war von der frohesten Laune beseelt. Meine größte Besorgniß war die, der oben erwähnte Offizier möchte sich meiner noch näher erinnern und endlich ein Erkennen meiner Persönlichkeit herbeiführen.

Unter der Leitung einer Kompagnie Glengarianer\* und einer Abtheilung Indianer traten wir nun unsern Marsch nach Kingston an; wir waren im Ganzen gegen achtzig Gefangene und wurden zu zwei und zwei rangirt; die Indianer bildeten das Seitenkorps und hatten, wie man uns zu verstehen gab, die Erlaubniß, Jeden, der aus Reih' und Glied träte, niederzuschießen und zu skalpiren.

Die ersten paar Tage kam es uns sehr sauer an, denn unser Weg war nichts anderes als ein indianischer Jagdypfad, so daß sich meine Füße bald in einem sehr schlimmen Zustand befanden; dabei mußten wir unter freiem Himmel kampiren und unsere einzige Nahrung bestand aus rohem Fleisch, da nirgends ein Kochgeschirr zu

\* Ein schottisches Korps.



Haben war. Den Soldaten ging's nicht besser als uns selbst, nur hatten sie wenigstens volle Rationen. Unser Mundvorrath wurde wahrscheinlich zu Wasser transportirt und an bestimmten Punkten ausgeschifft, denn je von zwei zu zwei Tagen berührten wir auf unserem Marsche das Seeufer, wo wir die Lebensmittel ohne Wache und sonstige Bedeckung am Strande vorräthig fanden und mitnahmen, was während des ganzen Marsches auf diese Art fortgesetzt wurde.

Im Depot angekommen, fand Mr. Bogardus und der Lootse ein Boot, dessen sie sich auch wirklich bemächtigten, um damit ihre Flucht auf dem See zu versuchen. Nach einer Abwesenheit von vierundzwanzig Stunden wurden sie aber durch einen Sturm an's Land getrieben, wo sie einer Abtheilung Dragoner in die Hände fielen, welche Sir George Prevost am Seeufer hinab eskortirten. Wir fanden sie in einer Art von Schenke, wo der englische Gouverneur mit seiner Eskorte abgestiegen war und sie mußten nebst zwei Offizieren der amerikanischen Landarmee, welche die Indianer gefangen genommen hatten, abermals in unsere Reihen eintreten: der eine von diesen Offizieren hatte eine Wunde am Arme und Beide waren auf das Abscheulichste behandelt worden.

Am Abend des Tags, da wir mit Sir George Prevost zusammengetroffen waren, kamen wir durch einen Weiler, in dessen Nähe das Nachtquartier aufgeschlagen wurde. Beim Eintritte in's Dorf spielte die Wache den „Yankee-Dudel,\* welchem als Schluß der „Spitzbubenmarsch“ folgte. Während wir durch den Ort marschirten, erhielt ich Erlaubniß in ein Haus zu treten und dort um etwas Milch zu bitten. Die Frau des Hauses sagte mir, sie hätten uns schon seit zwei Tagen erwartet und ihre Milch ausdrücklich für uns aufgespart. Ich bekam so viel, als ich wollte, und noch obendrein einen kleinen Laib Brod; mehrere meiner Kameraden wurden auf gleiche Weise beschenkt. Die Einwohner schienen den Amerikanern

\* Ein Marsch, welchen der Spott der Engländer den Nordamerikanern als Nationalhymne andichtete,



sehr geneigt zu seyn, wie schon aus der freundlichen Behandlung hervorging, welche sie uns zu Theil werden ließen, wie wir denn auch die Nacht auf der Flur einer Scheune zubringen durften.

Der Schimpf, den man uns durch das Aufspielen des Spitzbubenmarsches angethan, hatte uns höchlich geärgert; Jack Keilly und ich entwarfen einen Plan, wie wir uns im Wiederholungsfalle dafür rächen wollten. Zwei oder drei Tage später, als wir wieder durch eine Ortschaft marschirten, ging der Tanz von neuem los; ich, nicht faul, ergreife ein paar große Steine, renne damit auf den kleinen Tambour los und schlage ihm beide Trommelfelle ein, noch ehe er merkte, was ich eigentlich mit ihm vorhatte. Jack reißt dem andern Knaben die Pfeife aus der Faust, welche rasch von Hand zu Hand weiter geht, bis einer von uns sie über ein Brückengeländer hinabwirft. — Von da an blieben wir mit aller und jeder Musik verschont und ich glaube in der That, daß die Offiziere sich über sich selber schämten, da mit keinem von uns ein Wort über die Sache gesprochen wurde.

Nach einem mehrtägigen Marsche erreichten wir einen Weiler nicht fern von Kingston, wo ich eine große Menge Gänse erblickte, welche das Gelüste in mir erweckten, eine derselben zum Nachtessen zu haben, und ich schlug Mallet vor, wenn er die Gans braten wolle, so sey ich bereit, eine aus dem Hausen herauszufischen. Die Sache war sogleich abgemacht; ich nehme einen Prügel vom Boden auf, werfe ihn unter die Heerde, packe die getroffene Gans und laufe davon. Da höre ich meine Mitgefangenen mir zurufen, ich solle mich niederbücken: ich, ohne zu wissen, woher mir Gefahr drohe, bücke mich rasch hinter einen Baumkloß und hatte in der That wohl daran gethan, denn zwei von den Indianern gaben Feuer auf mich — die eine Kugel schlug in den Baumkloß, die andere flog dicht über meinem Kopfe weg.

Ein Milizoffizier kam nun herbeigaloppirt und trieb die Indianer zurück, welche schon auf mich zuliefen, vermuthlich um nach



meinem Skalpe zu sehen. Der Offizier verwies mir meine Handlungsweise, sprach aber dennoch mild und sogar freundlich mit mir. Ich stellte ihm vor, ich sey hungrig und müsse auch einmal wieder warme Speise haben.

„Ihr begeht aber einen Raub,“ bemerkte er mir.

„Nun wenn auch, so beraube ich jedenfalls einen Feind.“

„Das könnt Ihr nicht wissen — ebensowohl kann's auch ein Freund seyn,“ war seine bedeutungsvolle Antwort.

„Desto besser,“ erwiderte ich, „dann wird er mir um einer Gans willen nicht gram werden.“

Als der Offizier das hörte, lachte er und fragte mich, wie ich die Gans zu braten gedächte. Ich sagte ihm, einer meiner Kameraden habe mir versprochen, dies Geschäft für mich zu besorgen. Er hieß mich nun mit der Gans wieder in Reih' und Glied treten und bei unserem nächsten Nachtmahl zu ihm kommen. Dies that ich und erhielt von ihm eine Pfanne, einige Kartoffeln, Zwiebeln u. s. w., woraus wir uns das erste — und ich darf wohl sagen auch das letzte — gute und wirklich schmackhafte Mahl bereiteten, das wir auf unserem ganzen Marsche bis Halifax in einem Zeitraum von mehreren Wochen zu genießen bekamen.

Während Jack Mallet mit dem Braten der Gans beschäftigt war, trat ich, von einem wachhabenden Soldaten begleitet, hinter einen Bretterhaufen, auf dessen oberem Rande ich ein elfenbeinernes Lineal mit fünfzehn Pence\* daneben liegen sah — in Feindes Land betrachtete ich dies als eine gesetzmäßige Prise und steckte daher beides zu mir. Für das Geld kauften wir uns etwas Brod; das Lineal wurde um eine halbe Gallone Rum verhandelt, so daß wir Alles zusammengerechnet eine recht lustige Nacht davon hatten.

Zu Kingston wurde nicht Halt gemacht; nur die Indianer verließen unsere Eskorte. Der Marsch ging jetzt durch ein wohlgebautes Land; Milizen versahen den Dienst der Wachen; unsere

\* Fünfundvierzig Kreuzer nach unserem Gelde.



Lage wurde nun weit besser als zuvor. Die Einwohner des Landes behandelten uns sehr freundlich. Als wir in die Nähe der tausend Inseln gelangten, machte Mr. Bogardus mit dem Lootsen einen zweiten Entweichungsversuch, welcher diesmal auch wirklich glückte: wie sie es bewerkstelligten, weiß ich nicht, nur so viel ist mir bekannt, daß sie entkamen und mir später nie mehr begegneten. Uebrigens waren sie die Einzigen von uns allen, denen die Flucht wirklich gelang.

Beim Long Sault\* wurden wir auf Booten eingeschifft, welche je mit zwei kanadischen Lootsen versehen waren: die Miliz blieb am Ufer zurück und wir flogen, wie die Lootsen behaupteten, mit einer Geschwindigkeit von neun Meilen in einer Viertelstunde, den Fluß hinunter. Am Fuß der Wasserfälle trafen wir eine neue Bedeckung, was ohne Zweifel zu unserer und zur Rettung der früheren geschehen war, damals aber als eine sehr grausame Maßregel von uns betrachtet wurde, da es uns vorkam, als ob sie uns einer Gefahr ausgesetzt hätten, welcher sie selbst ausweichen wollten. Seitdem habe ich erfahren, daß sogar reisende Damen diese furchtbaren Stromschnellen auf demselben Pfade zu passiren pflegen, was unter der Leitung geschickter Lootsen wenig oder gar keine Gefahr haben soll.

Bei unserer Ankunft zu Montreal wurden wir in ein Gefängniß eingesperrt, wo wir drei Wochen lang blieben. In demselben Gebäude befand sich auch eine gefangene Amerikanerin, die aber größerer Freiheit als wir genoß und uns mannigfache Unterstützung angedeihen ließ, wie sie uns denn Seife und dergleichen, mir selbst Verbandzeug für meine Wunde schenkte und uns manchmal auch etwas zu essen überschickte. Ich konnte ihren Namen niemals erfahren und hörte blos, daß sie zwei Söhne in der amerikanischen Armee hatte, mit denen sie in Korrespondenz stand, was zuletzt entdeckt worden war.

Zu Montreal blieben wir, wie gesagt, zwei bis drei Wochen, worauf wir nach Quebec geschickt und auf die für Gefangene bestimmten

\* Der obere Fall des Lorenzstromes.



Schiffe gebracht wurden, ich selbst mit dem größten Theil der Bemannung der Julia kam auf den „Lord Cathcart.“ Was man uns von Lebensmitteln verabreichte, war sehr schlecht, das Brod namentlich kaum zu genießen, so daß bald große Sterblichkeit unter uns einriß; Mr. Trant kam in's geheim auf Besuch zu uns und brachte uns etwas Salz, damit wir für unsre Speisen wenigstens einige Würze hätten. Jack Mallet fragte ihn, ob nicht einige von uns an Bord eines hinter uns liegenden Transportschiffes gehen und Arbeit daselbst suchen dürften, um sich etwas bessere Nahrung zu verschaffen. Mr. Trant bejahte dies und wir durften nun unserer achte jeden Tag am Bord jenes Fahrzeuges arbeiten, wofür wir Lebensmittel und Grog als Bezahlung erhielten. Mit Sonnenuntergang kehrten wir jedesmal auf den Cathcart zurück und auf diese Art gelang mir's, ein zweites Hemd und ein Paar Beinkleider zu erwerben.

So mochten abermals etwa vierzehn Tage verstrichen seyn, als die „Surprise,“ \* eine Fregatte von zweiunddreißig Kanonen, nebst einer Kriegschaluppe einlief und nicht weit unterhalb der Stadt vor Anker ging. Beide Fahrzeuge schickten ihre Boote nach den Gefangenschiffen, um sich daselbst nach frischer Bemannung umzusehen; nachdem sie dieselben untersucht hatten, kamen sie auch an Bord des Transportschiffes und da sie uns munter, wohlgenährt und ziemlich gut bekleidet sahen, erklärten sie uns alle für Engländer und transportirten uns an Bord der Fregatte, sogar ohne uns zu erlauben, von unseren Schiffskameraden Abschied zu nehmen. Die acht Matrosen, welche auf diese Art gepreßt wurden, bestanden aus fünf geborenen Amerikanern, einem Manne aus Mozambique, einem anderen, den ich allerdings für einen englischen Unterthan hielt, der aber schon lange in Amerika ansäßig war, und endlich aus mir selbst, dessen Ursprung dem Leser so gut wie mir selbst bekannt ist.

\* Die Ueberraschung.



Man fragte uns, ob wir an Bord der „Surprise“ Dienste nehmen wollten, was wir sammt und sonders ausschlugen, worauf man uns auf dem Backdeck in enge Haft setzte und eine Schildwache zu unserer Beobachtung aufstellte.

Nach ein paar Tagen ging das Schiff unter Segel und wurde jenseits des Caps Breton von einem schweren Sturm überfallen, der mit Schnee und Frost verbunden war und von dem die Mannschaft viel zu leiden hatte. Das Schiff wurde nur mit großer Mühe vom Lande abgehalten und wir Gefangenen trugen im Ganzen am meisten zur Rettung des Schiffes bei, obgleich ich glaube, daß der Schaden, welchen die Fregatte nahm, ursprünglich von einem unserer Leute herrührte. An zweien von den Kanonen waren nämlich die Anhalttaue abgerissen, so daß die Geschütze triftig wurden, als eben der Sturm seine höchste Höhe erreicht hatte: die ganze Mannschaft befand sich auf dem Verdeck; mit Erlaubniß unserer Schildwache gingen auch wir hinauf und banden die Geschütze mit Hängebrettdeckeln fest. Wir durften nun auf dem Verdeck umhergehen, dies dauerte aber nicht lange, denn kaum hatte der Sturm etwas nachgelassen, als wir auch sogleich wieder auf unsere Back geschickt wurden.

Nachdem die Fregatte Halifax erreicht hatte, brachte man uns insgesammt an Bord des „Regulus“, eines nach Bermuda bestimmten Transportschiffes, wo wir achte unter dem Vorwand, daß wir englische Unterthanen seyen, alsbald in Ketten gelegt wurden. Nach Verfluß von vier und zwanzig Stunden besuchte uns der Kapitän und erbot sich, uns die Ketten abnehmen und Schiffstraktament verabreichen zu lassen, wenn wir ihm behülflich seyn wollten, das Schiff nach Bermuda hinüberzubringen. Ich war seither immer der Meinung, daß wir bloß deshalb in Ketten gelegt wurden, damit man uns diesen Vorschlag machen konnte.

Wir berathschlagten zusammen und gaben endlich unsere Einwilligung in der Hoffnung, vielleicht eine Gelegenheit zu finden,



wo wir uns des Regulus, der nur einige Kanadier an Bord hatte und von dem Schooner „Pictou“ eskortirt wurde, zu bemächtigen wüßten. Alsbald wurden wir nun zum Dienste verwendet und seit dem Untergange des Scourge war dies das erstemal, daß ich wieder ein paar Schuhe an die Füße bekam.

Der Leser kann sich leicht denken, daß ich im Hafen von Halifax dem sehnlichen Wunsche, mich nach dem Schicksale derer zu erkundigen, welche ich in jener Stadt zurückgelassen — nicht widerstehen konnte. Ich scheute nichts mehr, als entdeckt zu werden und fühlte dennoch ein fieberisches Verlangen, an's Land zu gehen. Die Art und Weise, wie ich diesen Wunsch durchsetzte, so wie die Folgen, welche dies für mich hatte, werden im nächsten Kapitel klar werden.

#### Achtes Kapitel.

Jack Mallet wußte schon längst um die Geschichte meines Lebens, denn er war mein Vertrauter, da er auf alle meine Gefühle einging. In der Nacht, da wir auf dem Transportschiff zum Dienste verwendet wurden, gewahrten wir an der Seite des Regulus ein Boot, das uns bei dem dichten Nebel eine gute Gelegenheit zur Erfüllung meines sehnlichen Wunsches zu bieten schien. Jack und ich beriethen uns mit einander und wir schlichen uns endlich unentdeckt mit dem Boote davon. Ich ruderte geradenwegs gegen Mr. Marchinton's Werste und fand mich mit Einemmale wieder in die Heimath versetzt.

Die Gefühle, welche mich in jenem Augenblicke bewegten, will ich nicht zu schildern versuchen. Furcht, Unruhe, Hoffnung, natürliche Anhänglichkeit — Alles wogte in buntem Durcheinander. Vor Allem sehnte ich mich, meine Schwester zu sehen und fürchtete mich doch, mich so weit zu wagen.

Ich kannte eine Familie, mit Namen Fraser, welche nahe am Strande wohnte, und zu der ich als alter Bekannter großes Ver-



trauen hegte; sie lebten in einer sehr achtungswerthen Stellung — der Herr des Hauses führte nämlich den Titel eines Richters — und standen mit den Marchintons auf dem vertrautesten Fuße. An diese beschloß ich mich zu wenden und Jack sollte mir dabei Gesellschaft leisten.

Ueber die Art des Eintritts gerieth ich einigermaßen in Verlegenheit; klopfte ich an, so war vorzusehen, daß der Diener mich in meiner gemeinen Matrosenkleidung gar nicht einlassen würde — so öffnete ich also die Hausthüre ohne weitere Umstände, ging schnurstracks auf das Wohnzimmer zu und ehe noch irgend Jemand Zeit gefunden hatte, mich anzuhalten, war ich schon eingetreten, während Jack sich unter der Thüre vor Anker legte.

Mrs. Fraser saß mit ihrer Tochter auf einem Kanapee; der Hausherr war an einem Tische mit Lesen beschäftigt; mein plötzliches Erscheinen hatte sie überrascht und alle drei starrten mich schweigend an.

„Um's Himmels Willen, Edward, wo kommt Ihr her?“ rief endlich Mr. Fraser.

Ich erzählte ihm, ich sey in amerikanischen Diensten gestanden, gehöre aber nunmehr zu einem englischen Transportschiff, das am andern Morgen absegeln wolle und sey so eben an's Land gekommen, um mich nach allen meinen Bekannten, besonders aber nach meiner Schwester zu erkundigen.

Er theilte mir nun mit, meine Schwester habe geheirathet und wohne zu Halifax, Mr. Marchinton sey gestorben und habe sich ob meiner Flucht und meines vermeintlichen Todes, an den alle glaubten, sehr gekränkt. Er gab mir dann manch guten Rath für meine künftige Laufbahn und stellte mir ernstlich vor, wie viel ich durch meine früheren Mißgriffe eingebüßt hatte; besonders lag er mir an, mein adoptirtes Vaterland zu verlassen und in Halifax zu bleiben. Er erbot sich, mir einen Diener mitzugeben, der mir das Haus meiner Schwester zeigen sollte; ich wollte aber meine



Anwesenheit nicht allgemein bekannt werden lassen und bat, meinen Besuch geheim zu halten, da ich mich schämte, mich in so ärmlichen Verhältnissen sehen zu lassen.

Jack Mallet und ich wurden nun mit Wein, Kuchen und sonstigen feinen Sachen aufs Beste bewirthet; Mr. Fraser gab mir eine Guinee und seine Frau drückte mir beim Abschied eine Pfundnote in die Hand, indem sie mir zuflüsterte:

„Ich weiß, wovor Ihr Euch fürchtet; ich werde aber Harriet von Eurem Besuche erzählen — sie wird ihn sicherlich geheim halten.“

Ich weilte ungefähr eine Stunde im Kreise dieser trefflichen, achtungswerthen Familie, welche mich mit Beweisen von Güte überhäufte; beim Abschied ließ ich sie auf dem Glauben, daß wir am nächsten Morgen absegeln würden.

Bei unserer Rückkehr fanden wir, daß Niemand um unsere Abwesenheit wußte; wie denn auch später von der Benützung des Boots niemals ein Wort gesprochen worden ist. Der Regulus lief übrigens erst zwanzig Stunden später in See, ohne daß ich abermals mit dem Ufer in Verkehr getreten wäre; mit uns segelte noch ein zweites Transportschiff — beide unter der Bedeckung des „Victou.“

Während der ganzen Ueberfahrt ließen wir acht Gefangene keine Gelegenheit aus den Augen, uns im günstigen Falle des Schiffes zu bemächtigen; wir wurden aber scharf bewacht, denn neben den Kanadiern, dem Steuermann und seinem Mate führten wir noch einen Lieutenant mit seiner Bootsmannschaft an Bord: alle Waffen hatte man versteckt und nicht das Geringste übrig gelassen, was wir im Falle einer Meuterei hätten benützen können.

Wir mochten etwa die Hälfte unserer Fahrt überstanden haben, als sich ein frischer Wind erhob; das Schiff stand unter doppelt gerefften Marssegeln, ich selbst am Luvrad, einer der Kanadier an dem der Leeseite, Mallet war auf den Befahrnusten des Luv- d. h.



des Backbords beschäftigt und jeden Augenblick zu meinem Beistande bereit. In diesem Augenblick kam der Pictou gegen unser Lee gelaufen und befahl uns, die Nacht über ein Licht auf unserem Schiffe aufzustecken; seine eigenen Masten schwankten dermaßen, daß er selbst keines führen konnte, weshalb sein Kommandant wünschte, daß wir unser Marslicht brennend erhielten, welchem er sodann nahe bleiben wollte, statt daß wir bisher in seinem Kielwasser gesteuert hatten.

Der Schooner kam ganz dicht heran und der Wind blies heftig, als ich Mallet plötzlich rufen hörte:

„Jetzt ist Deine Zeit gekommen, Ned. Steuer auf und frisch hinein. Ein paar tüchtige Wogen und er ist in Grund gesegelt!“

Er sagte dies so laut, daß man jedes Wort vernehmen konnte; zum Glück aber hatten alle auf dem Verdeck ihre Aufmerksamkeit auf den Schooner gerichtet und der Kanadier neben mir verstand kein Englisch. So stellte ich also das Steuer hart auf und Mallet sprang innerbords.

Das Schiff fiel rasch ab; doch kaum hatte der Lieutenant, der an unserem Bord die Aufsicht führte und eben in jenem Augenblicke mit seiner Frau auf der Hüttentreppe stand, meine Wendung bemerkt, als er blickschnell herbeirannte, mir einen tüchtigen Hieb versetzte und das Steuerruder mit eigener Hand hart niederstellte.

Dies rettete den Pictou, doch nicht, ohne daß ein gewaltiges Geschrei an seinem Bord entstanden wäre; auch des Lieutenants Frau kreischte laut auf und eine Minute lang war nach allen Seiten nichts als der fürchterlichste Lärm zu vernehmen. Als der Regulus beiluffte, streifte sein Klüverbaumende dicht an der Tackelage des Pictou vorüber und man hätte ganz leicht vom Schiff auf den Schooner hinüberspringen können, so dicht legten sich beide Fahrzeuge neben einander — nur noch eine Minute und wir hätten Seiner Majestät Schooner in Grund gesegelt, nicht anders als ob ein Dampfswagen über einen Kürbis hingefaut wäre.



Wir wurden alsbald von dem Lieutenant verklagt und sammt und sonders wieder in Ketten gelegt. Ich beschränke mich hier rein auf Erzählung der Thatfachen; die Beurtheilung der Rechtmäßigkeit unseres Verfahrens will ich anderen überlassen, wobei man sich übrigens erinnern muß, daß Jack\* zu jener Zeit eine tödtliche Feindschaft gegen alle brittischen Kriegsschiffe hegte, welche ihrerseits nur gar zu geneigt waren, Alles, was sie auf hoher See antrafen, ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Strenge Moralisten mögen mir allerdings entgegenhalten, wir hätten uns gegen den Kapitän des Regulus durch einen Vertrag verbindlich gemacht, ihm während der Ueberfahrt nicht feindlich gegenüberzutreten zu wollen; dagegen aber kann ich erwidern, daß wir nicht ihn, sondern den Pictou angriffen. Wir hatten freilich — wie ich nicht läugnen will — die Absicht, uns in der Verwirrung des Regulus zu bemächtigen; hätten wir übrigens als Gefangene eine bessere Behandlung erfahren, so wären wir wahrscheinlich nicht so feindselig gesinnt gewesen. Das war's aber gerade — so bald wir nicht arbeiteten, wurden wir auf's Schlechteste behandelt und wenn einmal ein gemeiner Matrose auf diese Art in die Enge getrieben wird, so pflegt das Gefühl bei ihm die Stelle des Verstandes zu vertreten. Wir durften auch nicht mehr frei auf dem Regulus umhergehen und daran thaten die Engländer wahrlich sehr wohl, denn Jack Mallet besonders war ein Mann, der seine Schiffskameraden fast zu jeder Unternehmung zu überreden vermochte.

Kaum war unser Schiff vor Bermuda vor Anker gegangen, als dem „Goliath,“ einem rasirten Kriegsschiff, durch ein Signal bedeutet wurde, daß er ein Boot herbei schicken sollte, auf welchem wir nach jenem Schiffe — einem Kreuzer, der am nächsten Morgen auslaufen wollte — transportirt wurden. Man vertheilte uns auf dem Schiffe und befahl uns an die Arbeit zu gehen — Alles offenbar in der Absicht, uns in dem ungeheuren Magen der brittischen

\* Darunter versteht der Verfasser im Allgemeinen den amerikanischen Matrosen.  
Neb Myers.



Marine zu begraben. Wir verweigerten aber einstimmig unsere Dienste, denn als geborene Amerikaner waren die Meisten von uns verdammt feste Bursche.

In dieser Lage blieben wir etwa vierzehn Tage, die wir größtentheils mit allerlei Spielen und Possen zubrachten, wobei wir unsere zinnernen Flaschen um den Hals geschlungen hatten, und trieben es mit unserer Hartnäckigkeit so weit, daß die Schiffsmannschaft uns schon als ächte Johnny Raw's\* auszulachen anfing, was aber die alten Matrosen besser verstanden, die sich uns auf jede Weise freundlich erzeigten und uns mit Kleidern, Extragrog u. dgl. unterstützten. Auch die Offiziere behandelten uns im Ganzen ziemlich gut, wie denn keiner von uns je die Peitsche erhielt oder auch nur mit der Laufplanke bedroht wurde.

Endlich entschlossen sie sich zu einer Aenderung ihres Planes. Der Hochbootsmann wurde gefragt, ob wir uns bis jetzt zu irgend einem Dienste verstanden hätten und auf seinen verneinenden Bericht wurden wir auf das untere Kanonendeck hinabgeschickt, unter die Obhut einer Schildwache gestellt und von Neuem von „sechs auf vier“ gesetzt. Dies dauerte so lange, bis das Schiff nach einer sechswöchigen Kreuzfahrt wieder im Hafen von Bermuda einlief.

Der „Goliath,“ ein alter rasirter Vierundsebziger, war nicht wohl länger zum Dienste tauglich und wurde auch bald darauf nach England zurückgeschickt. Von unserer Schotenwand hinter der Offizierskajüte hörte ich die Herren öfter den Wunsch äußern, auf ein von Kommodore Rogers befehligtes Schiff, den „Präsident“ zu stoßen, den sie leicht zu überwältigen hofften. Ob sie dies wirklich vermocht hätten oder nicht, kann ich nicht wohl behaupten; eines Tages aber hörte ich einen ältlichen Herrn recht vernünftig über die Sache sprechen, und dieser, ohne sich über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines solchen Kampfes auszulassen, hielt es seinerseits jedenfalls für's Beste, wenn sie mit einer so elenden

\* Brummbären.



Mannschaft, wie der Goliath sie beherbergte, nun und nimmermehr mit einem feindlichen Fahrzeuge zusammenträfen.

Auf der Rhede von Bermuda trafen wir den „Families,“ Sir Thomas Hardy. Dieses Schiff sandte ein Boot ab, welches uns an Bord des „Ardent“, \* eines Vierundsechzigers brachte, der damals als Gefangenschiff gebraucht wurde. Eine Woche vor unserer Ankunft war es einem amerikanischen Midshipman gelungen, sich eines Bootes zu bemächtigen und ganz allein von Bermuda nach Kap Henry zu fliehen. \*\* In Folge dieses ungewöhnlichen Vorfalles wurde ein scharfes Augenmerk auf alle Boote gerichtet, was unsere Pläne, auf dieselbe Art unser Heil in der Flucht zu versuchen, zu nichte machte.

Auf dem Ardent trafen wir nur vier Amerikaner; eine Woche später stießen aber drei weitere Gefangene zu uns, welche sich am Bord englischer Kriegsschiffe als geborene Amerikaner gemeldet hatten. Einer derselben, mit Namen Bailey, hatte vierzehn Jahre in englischen Diensten gestanden; er war ursprünglich gepreßt und der Paß vor seinen Augen zerrissen worden. Er stammte aus Connecticut, hatte sich beim Beginn des Kriegs als Amerikaner angegeben und drei Duzend Peitschenhiebe davon getragen; dann kam er auf die Station Halifax, wo er sich abermals meldete und drei weitere Duzend Hiebe erhielt, worauf man ihm das Hemd über den Rücken zog und ihn ohne Weiteres nach Bermuda herüberschickte. Sein Hemd wie seinen Rücken habe ich mit eigenen Augen gesehen und Bailey sagte, er werde Letzteres aufbewahren und mit sich in's Grab nehmen. — Seinen beiden Kameraden, Brabbury und Patrick, war es beinahe eben so schlimm ergangen, auch ihre zerfleischten Rücken habe ich gesehen und gebe hier ihre Geschichte ganz wie

\* Des „Glühenden.“

D. II.

\*\* Dieser junge Offizier hieß King (König). Bei dem Untergange des von Lieutenant Madison befehligten Lynx fand auch er den Tod in den Wellen.

D. Herausg.



sie selbst mir solche erzählten. Baily und Brabbury wurden so zeitig entlassen, daß sie die „Konstitution“ noch frühe genug erreichen und die letzte Kreuzfahrt, welche diese im letzten Kriege bestand, daselbst mitmachen konnten; ich traf später wieder mit Brabbury zusammen, welcher dieses Umstandes gegen mich erwähnte.

Es ist immerhin gut, derlei Dinge bekannt werden zu lassen, denn ich glaube, daß die englische Nation eine solche Behandlung der Gefangenen keineswegs billigen würde, wenn ihr die Kunde davon zu Ohren käme. Es ist schlimm genug, wenn man gezwungen wird, eines fremden Landes Schlachten zu schlagen — einen Menschen aber vollends zu peitschen, weil er nicht gegen seine eigenen Landsleute fechten will, das ist tyrannisch. Ich selbst zum Beispiel war allerdings von deutschen Eltern auf englischem Gebiete geboren; Amerika war aber von jeher das Land meiner Wahl und fast noch ein Kind entschloß ich mich unter der amerikanischen Flagge zu segeln; hatte mein Vater nun auch ein Recht, dadurch, daß er bei der englischen Krone in Dienste trat, aus seinem Sohn einen Engländer zu machen, so stand mir, glaub' ich, eben so gut die Befugniß zu, Stand und Nation nach Belieben zu wählen, nachdem er mich ohne Rath noch Hülfe ganz allein mir selbst überlassen hatte.

Wir hatten drei Wochen auf dem Verdeck zuzubringen, bis wir acht Gefangenen an Bord des *Ramilies* versetzt wurden, um als Engländer, welche gegen ihren König gefochten hatten, verhört zu werden. Die Untersuchung wurde an Bord der „*Asia*“, eines Flaggeschiffs von vierundsiebenzig Kanonen geführt; für die Zeit ihrer Dauer hatte man uns aber auf dem *Ramilies* eine Unterkunft angewiesen.

Sir Thomas Hardy unterhielt sich mehrere Mal mit mir auf dem Quarterdeck, wie er denn überhaupt viel Güte an den Tag legte; er fragte mich, ob ich in Wirklichkeit ein Amerikaner sey, worauf ich ihm, jeder unmittelbaren Antwort ausweichend, erzählte, daß



ich in New-York bei Mr. Barker in der Lehre gestanden, was in gewissem Sinne auch richtig war, da Mr. Barker der Agent des Sterling gewesen war und um meinen Lehrlingskontrakt wissen mußte. Ich hatte seiner und nicht Kapitän Johnston's erwähnt, weil ich glaubte, daß er Sir Thomas Hardy eher bekannt seyn dürfte, was dieser auch wirklich bestätigte, da ich sogar von einer Verwandtschaft zwischen beiden sprechen hörte. — Dies hieß, wie sich später herausstellte, den Anker nach der Luvseite auswerfen.

Das Verhör auf der *Asia* hatte schon zwei Tage gedauert, bevor ich in die Kajüte gerufen wurde. Ich war sehr erschrocken und wußte kaum, was ich that und sagte; es ist auch grausam, arme Matrosen bei solchen Gelegenheiten ganz ohne Rath zu lassen, obgleich die Offiziere gegen mich, und ich glaube gegen alle meine Kameraden, sehr freundlich und schonend verfahren.

Beim Eintreten gewahrte ich mehrere Offiziere, welche alle in Uniform waren und um einen Tisch herumsaßen; der Herr, welcher den Vorsitz führte, war, wie es hieß, Sir Vorlase Warren, der Admiral der Station. \* Dem sey übrigens wie ihm wolle, jedenfalls mußte er meine Angst bemerkt haben, denn er drehte sich in seinem Stuhle nach mir um und sagte:

„Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, mein Mann; wir wissen wer er und was Ihr seid: doch kann Eure Lehrlingszeit von großem Nutzen für Euch werden.“

Dies geschah jedoch erst, nachdem Sir Thomas Hardy die Geschichte meiner Lehrzeit in Jakob Barker's Diensten vor Allen in der Kajüte wiederholt hatte; darauf wies man mich an, mittelst eines der weiß angestrichenen schwedischen Fahrzeuge, die zwischen New-York und

\* Wenn dies wahr ist, so kann es kein Kriegsgericht, sondern bloß ein einfaches Verhör gewesen seyn, da Sir John Vorlase Warren als oberster Befehlshaber nicht wohl an einem von ihm selbst niedergesetzten Gerichte Theil nehmen konnte.



Bermuda hin- und hergingen, eine Abschrift meines Lehrlingskontraktes herbeizuschaffen, was ich noch an demselben Tag besorgte.

Ich mochte im Ganzen eine halbe Stunde in der Kajüte der *Asia* zugebracht haben und fühlte mich nicht wenig erleichtert, als ich die Thüre endlich hinter mir sah. Die Richter hatten noch in meiner Gegenwart beschloffen, mich nebst den übrigen Gefangenen, die auf dem *Regulus* angekommen waren, wieder an Bord des „*Ardent*“ zu schicken.

Nach unserer Rückkunft auf den „*Ramilles*“ hatte ich eine abermalige Unterredung mit Sir Thomas Hardy, dem, wie ich seither immer gedacht habe, meine Geburt, so wie der Umstand, daß ich des Prinzen Edward Pathe war, nicht unbekannt seyn mochte. Allem Anschein nach wünschte er sehr, mich in brittische Dienste übertreten zu sehen, weshalb er mir sogar die Aussicht auf Beförderung eröffnete; ich aber widerstand muthig allen diesen Lockungen, wie ich aus Pflichtgefühl um meiner selbst willen gestehen muß. Ich glaube kaum, daß Amerika unter allen seinen Dienern ein treueres Herz besaß, als das meine; ja, selbst ein brittisches Offizierspatent würde mich schwerlich geblendet haben. — Ich bin jetzt ein alter krüppelhafte Veteran und habe von diesem Bekenntnisse nichts mehr zu hoffen; da ich aber entschlossen bin in Allem die Wahrheit zu sagen, so soll sie auch gesagt werden, ob sie nun für oder gegen mich sprechen möge.

Wir wurden nun auf den *Ardent* zurückgeschickt, wo wir abermals drei bis vier Wochen zubrachten. Während dieser Zeit langten unsere Papiere aus New-York an, worunter sich auch eine Abschrift meines Lehrbriefs nebst einer Summe von zehn Dollars befand, welche Sir Thomas Hardy für mich beigelegt hatte. Von jetzt an wurde von uns Achten keiner mehr als Engländer betrachtet, vielmehr behandelte man uns alle wie Kriegsgefangene.

Unsere Zahl mehrte sich auffallend rasch, bis sie auf vierhundert gestiegen war, so daß ein Theil von uns von dem *Ardent* auf einen alten Zweidecker von vier und vierzig Kanonen, welcher



den Namen „alter Ruby“ führte, versetzt werden mußte. Die Mehrzahl der Gefangenen bestand aus Kapern; neben dem zählte man einige wenige Soldaten und mehrere Bürgerleute, welche in der Chesapeake Bai aufgefangen worden waren. Ehe wir Bermuda verließen, langte noch die Besatzung einer französischen Fregatte, nahe an vierhundert Köpfe stark an — so daß die ganze Zahl der Gefangenen auf dem *Ardent* sich wohl auf achthundert Mann belaufen mochte, welche alle auf einem Verdeck zusammen gestaut waren — man kann sich denken, wie ich mich freute, als ich endlich diese Haringssprelle verlassen durfte.

Bald nach der Ankunft der französischen Gefangenen wurden vierhundert von uns Amerikanern auf Transportschiffe geladen und von dem *Ramilies* nach Halifax eskortirt. Ein paar Tage nachdem wir ausgelaufen waren, stießen wir auf einen amerikanischen Kaper, einen fecken Burschen, der uns mehrere Tage lang fortwährend umschwärmte, sich öfter bis auf Schußweite heranwagte und Segel und Spieren mit größter Gewandtheit handhabte, so daß Sir Thomas Hardy, aus Besorgniß, er könnte eines der vier Transportschiffe abfangen, sämmtliche Gefangene auf den *Ramilies* versetzte, wo wir bis an's Ende unserer Fahrt verblieben. Als der *Ramilies* zu Halifax einlief, sah er sich ganz allein, die vier Transportschiffe waren verschwunden; zwei derselben langten später an, die beiden andern mochten wohl von jenem unternehmenden Kapersmann erobert worden seyn.

Im Anfang wurde den Gefangenen an Bord des *Ramilies* große Freiheit verstattet, denn Sir Thomas Hardy pflegte die Amerikaner bei jeder Gelegenheit gut zu behandeln; ein Theil seiner Marinetruppen war auf dem Hüttendeck, ein anderer auf dem Vorkastell aufgestellt, auch die Schiffsmannschaft trug Waffen, — dies war aber Alles, was er von Vorsichtsmaßregeln für nöthig hielt. Die gute Gelegenheit verlockte einige unserer Leute zu dem Plan, einen Aufstand anzuzetteln, um sich des Schiffes zu



bemächtigen; einige Raperoffiziere standen an der Spitze des Komplots, welches unter anderen auch mir gleich Anfangs mitgetheilt wurde. Die meisten Gefangenen wußten um den Plan und jeder schien sich mit dem besten Willen bei der Sache zu betheiligen.

Unsere Absicht ging dahin, am Schluß der zweiten Hundswache loszuschlagen, die Bemannung zu überfallen und das Schiff nach unserer eigenen Küste zu führen; sollte es uns nicht gelingen, die Blokadegeschwader zu durchbrechen, so wollten wir unsere Prise auf den Strand laufen lassen. Die Mannschaft des *Ramilles* war uns zwar an Zahl fast um die Hälfte überlegen und überdies mit Waffen versehen; wir rechneten aber auf die Wirkung einer Ueberraschung und einigermaßen auch auf die Stimmung der englischen Matrosen, welche in der Regel froh wären, wenn sie sich nur ihrem eigenen Dienste entziehen konnten. Wäre der Plan zur Ausführung gekommen, so glaube ich nach dem, was ich unter der Mannschaft beobachtete, daß wir es hauptsächlich nur mit den Offizieren und den Marinesoldaten zu thun gehabt hätten.

Die Verrätherei eines der Komplottirer ließ übrigens die Verschwörung nicht zum Ausbruch kommen; wir wurden plötzlich in die Kabelaßs und unter die Wasserfässer gesteckt, wo wir von den auf den Flügeln postirten Schildwachen auf's schärfste beobachtet wurden; später durften wir nur einzeln je unter Begleitung einer Schildwache auf's Berdeck heraufkommen. Als Sir Thomas uns diese Aenderung in seiner Behandlungsweise ankündigte, schalt er uns nicht einmal wegen unseres Vorhabens, sondern sprach mild und vernünftig mit uns und stellte uns die Nothwendigkeit dessen vor, was er gethan hatte. Ich glaube bestimmt, daß er, wenn wir das Schiff erobert hätten, gleichwohl nicht die mindeste Kränkung erfahren haben würde, denn alle unsere Leute priesen ihn wegen der Behandlung, welche er uns, so lange wir unter seinen Befehlen standen, zu Theil werden ließ.

Ob wir in den Kielraum hinabgeschickt wurden, sprach Sir



Thomas abermals mit mir über meinen Uebertritt in englische Dienste; es war ihm voller Ernst damit und er machte mir wahrhaft väterliche Vorstellungen. Allein ich war entschlossen, nicht nachzugeben. England liebte ich nicht und hatte mich dagegen mit ganzem Herzen Amerika gewidmet; daß ich zu Quebec geboren worden, war eine Thatsache, welche ich nicht verschuldet hatte, da ich aber einmal unter amerikanischer Flagge in Dienste getreten und Jahre lang derselben treu geblieben war, so konnte ich mich um so weniger entschließen, zum Feinde überzugehen.

Zu Halifax wurden unserer fünfzehn bis zwanzig, darunter auch wir acht von der Julia zur Auswechslung auf Lord Anson's Schiff, den „Centurio“ von vier und vierzig Kanonen versetzt. Dort fanden wir etliche dreißig Gefangene, welche, wie wir selbst, zum Austausch bestimmt waren; sie schienen aber keine Fockmastmatrosen, sondern eher Bürgerleute vom Küstenlande zu seyn. Wir wurden übrigens gut behandelt und hatten freien Laufpaß auf dem ganzen Schiff; zwar waren wir gleich den übrigen Gefangenen auf zwei Drittelsrationen gesetzt, allein unser eigenes Land versorgte uns mit kleinem Proviant, mit Extrabrod und Fleisch, so daß wir uns, was Verpflegung betraf, als wahre Könige unter den Matrosen vorkamen.

Nach Verfluß von drei Wochen wurden wir acht vom Ontario See nach der Melville Insel, an den eigentlichen Herd der Gefangenen, transportirt. Den Grund dieses Hin- und Herfortirens vermag ich nicht anzugeben und weiß nur so viel, daß der Schließer beim Zuriegeln des Thores uns bemerkte, wir hätten eine Heimath erreicht, welche wir wohl schwerlich vor Beendigung des Kriegs verlassen würden.

Die Insel Melville hat mehr als eine Meile im Umfang und ist von niederen, felsigen Ufern eingeschlossen; sie liegt ungefähr drei Meilen von Halifax entfernt, kann aber von dort aus nicht gesehen werden. Mit dem Festlande ist sie durch eine Brücke ver-



bunden, welche in einer Breite von etwa einer Viertelmeile über den dortigen Meeresarm führt. In der Mitte der Insel erhebt sich eine Anhöhe, welche die ganze Umgegend beherrscht und von einer Garnison, nebst einigen Stücken Geschütz besetzt war; ein zweiter Posten am Festlande hatte gleichfalls die Kaserne der Gefangenen im Auge. Diese Kaserne bestand aus gewöhnlichen hölzernen Gebäuden, welche nach der Insel hin durch eine starke steinerne Mauer, auf der Seite des Festlandes aber durch sehr hohe, offene Pallisaden eingeschlossen und natürlich von einer ziemlich starken Wache besetzt waren.

Als ich durch das Thor passirte, hieß es, die Insel beherberge gegen zwölfhundert Amerikaner, worunter auch einige Franzosen, die zum Theil zu der Mannschaft jenes Schiffes gehörten, welches damals, als ich Halifax zum erstenmal verließ, also vor mehr als acht Jahren, unter dem Namen *Ville de Milan* von den Engländern genommen worden war. Das war allerdings kein sehr erfreulicher Umstand, denn auf diese Art gewann der Ort ganz das Aussehen, als ob er einem armen Teufel, wie mir, auf ewig zum Aufenthalt bestimmt sey. Man fand hier Soldaten, Matrosen, Küstenfahrer, alles durch einander und auch in der Behandlung war kein Unterschied zu bemerken. Diese war für ein Gefängniß gut zu nennen; von England bekamen wir natürlich nur Zweidrittelsrationen, unser Vaterland trug aber Sorge, den Unterschied ebenso wie auf dem *Centurio* auszugleichen. Man hatte für die Gefangenen eine besondere Tracht eingeführt, nämlich das eine Bein gelb, das andere blau u. s. w.; wir ließen uns dies aber nicht gefallen, sondern wußten es durch unsere Agenten so einzurichten, daß wir Beinkleider und Jacke von derselben ächten alten Farbe erhielten. Die armen Franzosen nahmen sich in ihrer Kleidung aus, wie Pfauen; wir beneideten sie aber keineswegs um ihren Puz.

Ich mochte etwa vierzehn Tage auf der Insel gewesen seyn, als ich durch *Jack Mallet* erfuhr, daß eine Frau — wie er glaubte,



meine Schwester — mich am Thore erwarte. Jack kannte meine ganze Lebensgeschichte und war durch die Aehnlichkeit, welche zwischen mir und der Person, welche nach mir gefragt hatte, herrschen sollte, auf diesen Gedanken gerathen. Ich weigerte mich aber an's Thor zu gehen und nach der Besucherin zu sehen; Jack wurde mit dem Auftrage zurückgeschickt, das Frauenzimmer glauben zu machen, daß ich auf Bermuda zurückgeblieben sey; zugleich sollte er einige Winke fallen lassen, daß es besser wäre, wenn sie meinen Namen gar nicht erwähnte und nie mehr zum Besuche hierher käme.

Jack that, wie ich ihn gebeten hatte und ich suchte mir ein Plätzchen, von wo ich die Frau beaugenscheinigen konnte. Troßdem daß sie jetzt schon verheirathet war und einen Knaben bei sich hatte, erkannte ich sie auf den ersten Blick und mein Herz hätte mich beinahe zu einer Schwäche hingerissen, besonders als ich sie gar noch weinen sah. Sie verließ endlich das Thor und wandte sich nach den Wällen, von wo sie in den Hof der Gefangenen herabsehen konnte; dort blieb sie eine ganze Stunde lang, als ob sie sich mit eigenen Augen von der Wahrheit dessen überzeugen wollte, was Jack ihr vorerzählt hatte — allein ich hütete mich wohl, mich vor ihr blicken zu lassen.

Da ich wußte, daß nur wenig Hoffnung auf eine Auswechslung der Gefangenen vorhanden war, so begann ich nach und nach auf Mittel zur Flucht zu sinnen. Jack Mallet konnte nicht an's Schwimmen denken, denn er war zu Bermuda mit knapper Noth dem Wassertode entronnen und hatte Rheumatismus und Krämpfe davon getragen, die ihm eine Theilnahme an unsern Planen unmöglich machten; ich aber hatte seit jener Nacht, wo der Untergang des Scourge mich in Lebensgefahr gebracht, die wichtige Kunst des Schwimmens mit ziemlicher Geläufigkeit gelernt. Zur Beförderung meiner Flucht bedurfte ich aber Geld, und Jack und ich berathschlagten mit einander, wie ich mir solches verschaffen könnte; die zehn Thaler, die ich von Sir Thomas Hardy erhalten, hatte ich



noch immer aufgespart und beschloß nunmehr mich auf Geldoperationen zu legen und einige Dividenden an einem Würfelbrett, einer Pharaobank und einer Quinotafel \* einzukaufen. Auch verwendeten Jack und ich ein Kapital von drei Thalern zur Etablierung eines Kramladens, worin geräucherte Häringe, Pfeifen, Taback, Cigarren, Sprossenbier und hie und da auch etwas Jamaikarum verkauft wurde, wenn sich nämlich Gelegenheit zum Einschmuggeln desselben darbot.

Die Zahl der Gefangenen wuchs unterdessen mit jedem Tag, bis das Gefängniß zuletzt ganz überfüllt war und ein Theil davon nach England abgeschickt wurde. Von der Mannschaft der Julia kam übrigens nur einer fort, während alle übrigen auf der Insel Melville beisammen blieben, ohne daß ich mir einen Grund hiefür anzugeben wußte.

Ich kann nicht eben sagen, daß wir unser Geld schnell und leicht verdient hätten; von jedem Schilling, der im Würfeln gewonnen wurde, erhielten wir einen Groschen; der gleiche Antheil traf uns beim vint-et-un, wie bei den übrigen Spielen und erst als neue Karten ankamen, sahen wir unsern Gewinn etwas höher steigen. — Dieß Alles war sehr Unrecht, wie ich jetzt wohl weiß; allein damals machte ich mir darüber sehr wenig Unruhe; jetzt würde ich mich freilich nicht mehr zu solchen Dingen hergeben, selbst wenn ich abermals eine Flucht von der Melville Insel dadurch bewerkstelligen könnte; aber der Mensch kann niemals wissen, wie weit das Unglück ihn zu treiben vermag.

Einer von den amerikanischen Gefangenen — ein Soldat soll's gewesen seyn — begann gar spanische Thaler nachzuprägen, und die meisten von uns waren ihm behülflich, sie in Umlauf zu setzen, wie ich zu meiner Schande gestehen muß. Wir hielten es für kein Unrecht, die Leute in den Schenkstuben zu betrügen, da wir wußten, daß auch sie uns auf jede Art zu vrellen suchten. So

\* Ned meint wahrscheinlich ein Lottospiel.



war die Moralität in den Kriegsgefängnissen beschaffen; ich unterlasse jeden Versuch etwas zu ihren Gunsten zu sagen, muß aber gestehen, daß die Theilnahme an den Spieletablissemens mein Gewissen weit mehr beunruhigte, als der Vorwurf, daß ich schlechten Num mit schlechtem Geld bezahle.

Das Falschmünzergeschäft fand jedoch bald sein Ende, denn als einige Offiziere die Thaler beim Wetten in die Höhe warfen, zerbrach einer davon und bei weiterer Untersuchung fand sich's, daß der größere Theil des in Umlauf befindlichen Geldes unächt war. Die Schenkwirthe sollen beim Sturze ihrer Kassen gegen vierhundert falsche Thaler gefunden haben, von denen viele ihren Weg nach Halifax nahmen.

Mein Handel dauerte den ganzen Winter von 1813 auf 1814, bis ich endlich im Merz die Summe von achtzig französischen Kronen gewonnen hatte — auf Dollars hatte ich mich nämlich der Geldverfälschung halber gar nicht eingelassen. Das Eis fing an allmählig zu brechen und einige meiner Kameraden, welche den ganzen Winter über die Sache besprochen hatten, begannen nun ernstliche Pläne zur Flucht zu entwerfen.

Meine Mitverschworenen waren ein Mann, Namens Johnson, der auf einem Kaper, „der Snapdragon“ \* gefangen worden war, ferner ein Irländer, mit Namen Littlefield, und Barnet, der Gefangene aus Mozambique, so daß wir gerade viere zählten. Es war noch zu Anfang des Monats, als wir unsern Versuch machten. Unsere Fenster waren hoch und mit senkrechten, stark verrosteten Eisenstäben ohne Querbarrern eingeschlossen; Glasscheiben hatten wir nicht, wohl aber Fensterläden, die wir ganz leicht öffnen konnten. Außen vor dem Hause standen die Schildwachen und von dem Gefängniß bis zum Ufer hatten wir zwei Reihen Pfähle zu passiren.

Ich band meine Kronenthaler in einem Gürtel um den Leib;

\* Schnappdrache.



ein zweiter Gurt oder Schlauch war mit Rum gefüllt, einmal um mich im Wasser flott zu erhalten und dann auch um mir am Lande zur Erquickung zu dienen. Dazumal hielt ich den Rum für eine der wichtigsten Gottesgaben, während ich ihn jetzt als eines der größten Uebel betrachte. Meine Begleiter versahen sich gleichermaßen mit Geld und Rum, doch war keiner so reich wie ich; meinen Freund Mallet und Leonard Lewis hatte ich für den Fall, daß ich entkäme, zu meinen gesetzlichen Erben, wenn ich aber wieder ergriffen würde, zu meinen Verwaltern eingesetzt.

Lewis war ein junger Mann von besserer Familie, als die meisten anderen Gefangenen, und mir schien, daß irgend ein Unglück ihn auf die See getrieben haben mußte; er hatte eine sehr schwächliche Gesundheit und schien nicht zu einem langen Leben bestimmt zu seyn. Er hätte von Herzen gern an unserem Versuche Theil genommen, war aber nicht kräftig genug, um die Anstrengung zu ertragen, die uns, wie wir wohl wußten, bevorstand, bis wir erst klar seyn konnten.

Die Nacht, die wir uns zur Flucht auswählten, war so kalt, finster und unheimlich, daß sich alle Posten in ihre Schilderhäuser zurückgezogen hatten, wozu überdieß noch ein heftiger Regen kam. Sobald die Lichter ausgelöscht waren, (was um acht Uhr geschah) schlangen wir die Talsereeps unserer Hängmatten um zwei von den Fensterstäben; ein Scheit Holz diente uns als Hebel und ließ sich mit leichter Mühe zwischen die Barren einzwängen, so daß eine Oeffnung entstand, welche uns ohne Schwierigkeit durchzuschlüpfen erlaubte. Jack Mallet und die andern zurückbleibenden Freunde bogen später die Stäbe wieder gerade, weshalb die Wächter sich nicht zu erklären vermochten, wie wir denn eigentlich entkommen wären.

Vom Gefängniß bis an's Wasser gelangten wir, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen; die Pfähle durften wir nur aus einander schieben, da wir sie schon bei Tag durchschnitten hatten. Mit



einem Wort — zwei bis drei Minuten, nachdem wir von unseren Tischgenossen Abschied genommen hatten, standen wir vier wohlbehalten am Ufer der Insel.

Jetzt kam aber die Hauptschwierigkeit; wir sprangen alle zumal in's Wasser und fingen an zu schwimmen. Ich war nur noch wenige Schritte vom Landungsplatze entfernt, der sich ganz nahe bei dem Wachthause des Festlandes befand, als Johnson plötzlich laut aufschrie und uns zurief, er sey am Ertrinken; ich hieß ihn stillschweigen — doch umsonst; die Wache auf dem Festlande hörte ihn und gab Feuer, worauf wir natürlich um so eifriger darauf losschwammen.

Drei von uns standen bald am Ufer und da ich mit Wegen und Stegen wohl vertraut war, so führte ich sie in solcher Richtung, daß wir den Schildwachen glücklich entgingen. Bald kamen wir in die Wälder; der arme Johnson dagegen fiel dem Feinde abermals in die Hände, was er durch sein unzeitiges Schreien auch wahrlich verdient hatte, denn unter solchen Umständen ist es doch gewiß die Pflicht eines Mannes, lieber mit geschlossenem Munde zu sterben, als seine Kameraden durch unbesonnenes Schreien in Gefahr zu bringen.

---

### Neuntes Kapitel.

Wir drei, die wir glücklich entronnen waren, rannten ungefähr eine Viertelmeile in den Wald hinein, worauf wir vor Anker gingen und einen Trunk zu uns nahmen; da wir keine Schüsse noch sonstigen Lärm mehr hörten, so beriethen wir uns, was wir für die Zukunft anfangen wollten.

Borne an der Bai, ungefähr vier Meilen vom Wachthaus entfernt, befanden sich einige Mühlen und dorthin führte ich meine beiden Begleiter; wir erreichten den Ort gegen Morgen, noch ehe



sich Jemand in der Nachbarschaft regte, und versteckten uns in einem Heuschaber, wo wir den ganzen Tag ungestört zubrachten. Zum Glück hatten wir etwas Brod und einige Häringe in den Hüten mitgenommen, womit wir jetzt unsern Hunger stillten; der Num erhielt uns munter und wenn Num überhaupt jemals gut gethan hat, so glaube ich, daß es bei dieser Gelegenheit geschah. Wir schliefen frisch und gesund, während einer von uns den Ausgucker machte — eine Regel, welche wir die ganze Zeit über beobachteten, so lange wir zusammen waren. Im Laufe des Tages hatte auch der Regen nachgelassen, dafür aber war wieder scharfe Kälte eingetreten.

In der nächsten Nacht machten wir uns abermals auf den Weg und wählten eine Richtung, die uns auf drei Meilen von der Stadt vorbeiführte. Auf diesem Marsch kamen wir an des „Prinzen Landhaus“ vorüber, wo ich so oft gewesen war, dessen Anblick mich an meine Heimath und an die Tage meiner Kindheit erinnerte; aber Neue war jetzt umsonst und so zogen wir immer weiter. Meine Begleiter bemerkten meine Betrübniß und fragten mich, was mir sey; ich gab jedoch eine ausweichende Antwort und versicherte sie, daß mir nichts fehle.

Eine Meile von der Stadt stand eine Schenke, welche von einem Manne, Namens Grant, gehalten wurde. Littlefield wagte sich hinein, und kaufte einen Laib Brod nebst etwas Käse, worauf er sich wieder entfernte, nicht ohne einigen Argwohn erregt zu haben. Dies gab uns wieder neue Kräfte und wir setzten unsern Marsch fort, so schnell wir nur konnten.

Noch vor Tagesanbruch gelangten wir an eine Brücke, auf der eine Schildwache postirt war und hinter welcher wir ein Wacht- haus bemerkten. Um dieser Gefahr auszuweichen, umgingen wir das Wacht- haus und setzten oberhalb der Brücke über den Fluß, wo wir zwei Indianer antrafen, mit denen wir ein Gespräch anknüpften. Unser Num war uns diesmal von größerem Nutzen als je zuvor, denn mit ihm erkauften wir uns in der ersten Minute die



Dienste der Indianer. Wir sagten ihnen, wir seyen von dem Bulwark, einem Linien Schiff von vier und siebenzig Kanonen, desertirt und bäten sie, uns weiter zu helfen. Anfänglich hielten sie uns für Dankees, denen sie von ganzem Herzen abgeneigt zu seyn schienen; allein das Märchen unserer Desertion bestach sie endlich und machte sie geneigt, uns ihre Hülfe zu leihen.

Die beiden Indianer führten uns wieder zu dem Flußbeet hinab und bis unterhalb der Brücke, nach der Seite des Flusses, wo das Wacht haus stand und wo wir einen Haufen von etlichen dreißig dieser Rothhäute, aus Männern, Weibern und Kindern bestehend, beisammen trafen. Wir blieben hier nicht weniger als drei Tage und fanden uns ausnehmend gut dabei, denn es fehlte uns weder an Brod, Butter, Fischen, noch an den sonst gewöhnlichen Nahrungsmitteln. Das Wetter war sehr schlecht, weshalb wir keine große Wanderlust empfanden; übrigens glaubten wir auch nach Verfluß einiger Zeit einer weniger strengen Nachforschung ausgesetzt zu seyn.

Diese ganze Zeit über waren wir nur wenige Schritte von der Wache entfernt, so daß wir alle halbe Stunden die Schildwachen ihr „Allesgut“ einander zurufen hörten. Wir sparten bei den Wilden weder Rum noch Geld, so weit letzteres rätlich erschien, und keiner von ihnen dachte daran, uns zu verrathen.

Mit Einbruch der Nacht verließen wir die Brücke; ein junger Indianer zeigte uns den Weg und führte uns zwei Meilen am Flusse aufwärts und durch die Stadt Maroon, welche wir bei Nacht passirten, worauf er uns gegen Morgen verließ, trotzdem, daß wir ihn noch länger bei uns zu behalten wünschten. Nachdem er uns allein gelassen hatte, entdeckten wir am Ufer des Flusses ein verlassenes Blockhaus, wo wir uns den Tag über aufhielten. Das Land ringsum war dünn bevölkert und die Häuser, die wir trafen, nur armselig und klein; wir mußten uns nun ungefähr fünf und zwanzig Meilen von Halifax entfernt haben.

Unser Plan war, die Landenge zwischen dem atlantischen  
Neb Myers.



Ocean und der Fundy Bai zu überschreiten und das englische Annapolis zu erreichen, wo wir uns, wenn möglich, um Geld und gute Worte ein Boot zu verschaffen, im Nothfall aber auch ein solches zu stehlen gedachten, um dann an das amerikanische Ufer zu gelangen. Wir hatten noch einen weiten Weg vor uns und nicht ohne Schwierigkeit gelang es, die wahre Richtung ausfindig zu machen; doch waren wir durch die Indianer mit Weisungen versehen worden, die uns nunmehr gute Dienste leisteten, so daß wir die ganze Nacht sehr rasch drauf los marschirten und eine hübsche Strecke zurücklegten. Gegen Morgen zeigte sich das Land besser angebaut und bevölkert und ich vermuthete, daß wir in die Nähe von Harton gelangt seyen, welchen Ort wir unmöglich umgehen konnten; das Wetter fing abermals an, sich zu verschlimmern und wir waren gezwungen Halt zu machen.

Wir befanden uns eben in der Nähe eines Blockhauses, in welchem wir nur eine einzige Frau bemerkten und Littlefield wurde alsbald vorausgeschickt, um Erkundigungen einzuziehen. Der Bericht, den er uns bei der Rückkehr erstattete, lautete sehr günstig; er hatte der Frau weiß gemacht, wir seyen vom Bulwark desertirt und hatte ihr eine hübsche Belohnung versprochen, wenn sie uns den Tag über auf ihrem Grund und Boden beherbergen und auch etwas zu essen geben wolle, worauf sie versprochen hatte, uns in einem Außengebäude die gewünschte Unterkunft zu gewähren und auch die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen.

Höchlich zufrieden bezogen wir nun unser Nebengebäude, wo die Frau uns besuchte, und nachdem wir ihr etwas Geld gegeben hatten, wieder fortging, um Speise für uns herbeizuholen. Wir waren nicht wenig in Unruhe, so lange sie weg war, doch endlich, nach Verfluß einer Stunde brachte sie uns Fleisch, Eier, Brod und Butter, wir hörten auf uns zu ängstigen und hielten zwei höchst behagliche Mahlzeiten in unserem Außengebäude, wo wir fast bis zum Einbruch des Abends verweilten.



Gegen Mittag stand ich auf der Wache und sah einen Mann um's Haus herumschleichen, was mich nicht wenig erschreckte; der Fremde verweilte jedoch nicht lange und sobald er verschwand, legte ich mich auf eine Weile zum Schlafen nieder. Gegen vier Uhr waren wir alle wieder auf und als einer von uns den Ausgucker machte, gewahrte er denselben Mann, der mit zwei andern in das Haus eintrat. Die Frau hatte uns bereits erzählt, daß eine Abtheilung Soldaten vorübergekommen sey, welche die Yankee-Deserteure verfolgten; eigentlich seyen deren vier aus dem Gefängniß ausgebrochen, der eine aber sey wieder ergriffen worden, nur der drei anderen habe man noch nicht habhaft werden können.

Dies ließ uns kaum mehr daran zweifeln, daß sie wußte, wer wir waren und wir hielten für's Gerathenste, uns sogleich wegzustehlen, denn wir fürchteten, die Männer möchten sich schon in diesem Augenblicke mit ihr berathen, wie sie uns um den gewöhnlichen Kaufpreis, welcher vier Pfund für den Kopf betrug, an die Behörden verhandeln könnten. Das Außengebäude stand in der Nähe des Flusses, dessen Ufer ziemlich dicht mit Gebüsch bewachsen waren, so daß wir uns ungesehen davonschleichen konnten.

Wir stiegen bis an den Rand des Wassers hinab und folgten nun dem Laufe des Flusses; noch ehe es dunkel wurde, erblickten wir vor uns eine Brücke, welche von dem Augenblicke an, da wir die Indianer verlassen, das eigentliche Ziel unserer Reise gebildet hatte, unserem größten Leidwesen aber mit einem Schilderhause besetzt war. Als bald machten wir Halt, um eine Berathung zu pflegen, deren Resultat endlich darauf hinauslief, daß wir den Anbruch der Nacht abwarten und dann den Fluß überschreiten wollten.

Dies thaten wir denn auch unterhalb der Brücke, nur daß wir diesmal keine Indianer hatten, die uns speisen und beherbergen konnten.

Mr. Marchinton hatte in der Nähe von Cornwallis dicht neben der Bai einen großen Pacht Hof besessen und daher kam es, daß dieser Theil des Landes mir aus meiner Knabenzeit noch so



ziemlich bekannt war. Der Brücke namentlich konnte ich mich recht wohl erinnern und so war mir auch neben derselben eine Fuhr im Gedächtniß geblieben, welche man beim Eintritt der Ebbe ganz gut passiren konnte. Die Ebbe zeigte in diesem Theile der Welt eine unglaubliche Ausdehnung, so daß wir nicht wagen konnten, ein Boot zu stehlen, um nicht in einem der sogenannten Löcher (Ufer-  
 aushöhlungen) welche nach Ablauf der Fluth zu Tage kamen, stecken zu bleiben und dort gefangen zu werden; die Ebbe war jetzt zur Hälfte eingetreten und wir beschloßen, sie vollends abzuwarten und dann den Uebergang über die Fuhr zu versuchen.

Es war schon ganz finster, als wir die Brücke verließen und wir hatten ein eigliches Stück Arbeit vor uns; die nackten Niederungen waren sehr ausgedehnt und wir fanden auf unserem Wege keinen anderen Führer, als die vor uns liegende Brücke; ich versank manchmal bis an die Mitte des Leibes in Schlamm und Morast, wiewohl das Wasser nicht sonderlich tief war. Wir mußten wohl eine Stunde lang in dem Schlamm fortmarschirt seyn, denn wir fanden natürlich die eigentliche Fuhr nicht auf und im Dunkeln war der Weg ohnedies schwer zu erkennen; unser Hauptaugenmerk blieb immer auf die Brücke gerichtet, denn verloren wir sie aus dem Gesicht, so mußten wir trüftig werden und es war um uns geschehen.

Endlich hatten wir festen Boden unter den Füßen, waren aber mit Schmutz bedeckt und fast erstarrt vor Kälte; wir fanden die Straße und das Dorf Harton, in dessen Nähe wir so lange herumstreiften, bis wir es glücklich umgangen hatten; dann hielten wir uns wieder auf der Straße und steuerten die ganze Nacht mit vollen Segeln weiter, indem wir uns jedesmal, so oft wir einen Menschen gewahr wurden, — was übrigens in dieser Nacht nur selten der Fall war — auf's Sorgfältigste versteckten.

Am nächsten Morgen gingen wir so lange weiter, bis wir an eine verlassene Sägmühle gelangten, deren ich mich gleichfalls noch erinnern konnte; hier blieben wir den Tag über liegen, ohne von



Jemand gestört zu werden, nur Littlefield behauptete, während seiner Wache auf dem Deck einen Mann gesehen zu haben, der mit einer Viehherde vorbeigezogen war.

Diesmal sagte ich meinen Gefährten, wenn wir die Nacht über recht rüstig wären, könnten wir bis Cornwallis gelangen, wo ich wie zu Hause sey. Wir waren freilich sehr ermüdet und bedurften in hohem Grade der Ruhe, denn am Land ist der Matrose ein schlechter Wanderer: aber ich versprach beiden Gefährten ein hübsches, warmes Lager auf Mr. Marchinton's Pachthof. So eilten wir denn immer munter vorwärts, bis wir denn auch wirklich mit Tagesanbruch den Hof erreichten.

Ein Neufundländer, Hunter geheissen, fiel uns ziemlich trozig an; als ich ihn aber bei'm Namen rief, wurde er wieder ruhig und fing sogar an, mich zu lieblosen und an mir hinaufzuspringen, so daß ich beinahe glauben mußte, er habe mich nach so langjähriger Abwesenheit wieder erkannt. Uebrigens war jetzt keine Zeit mit Hunden zu verlieren und wir schlugen alsbald den Weg nach der Scheune ein, waren indessen so vorsichtig, uns nicht in das Heu, sondern auf einen mit Stroh gefüllten Kornboden zu legen, da ersteres den Tag über wahrscheinlich gebraucht wurde. Hier überließen wir uns endlich dem Schlummer, während ein Mann fortwährend Wache hielt und es war dies in den acht bis neun Tagen, seit wir die Insel verlassen hatten, das wärmste und bequemste Ruhelager, das wir irgendwo getroffen hatten.

Wir blieben zwei Tage und eine Nacht in der Scheune; die Tagelöhner kamen oft herein und blieben manchmal sogar längere Zeit auf der Tennenflur, nie aber schien es ihnen in den Sinn zu kommen, auf unsern Kornboden heraufzusteigen. Der Hund hielt sich häufig in unserer Nähe auf und ich fürchtete sehr, daß er uns am Ende verrathen möchte. Unsere Vorräthe gingen nachgerade auch zu Ende und ich stieg deshalb in der Nacht, welche wir auf dem Pacht Hofe zubrachten, mit Barnet von unserm Boden herab



und suchte den Weg nach der Speisekammer, wo wir einen Korb mit Brod, Milch, Käse, Butter, Eier und Stockfischen antrafen und natürlich auch unsere Schläuche mit Milch füllten, während Barnet einen Topf mit saurem Rahm erwischte, worüber er beinahe in ein lautes Galloß ausgebrochen wäre, nachdem er einen Zug daraus gethan hatte. Auf unserem Rückweg nach der Scheune erhoben die Gänse ein schreckliches Geschrei, so daß ich herzlich froh war, als ich sicher und unentdeckt mein Lager wieder erreicht hatte.

Am nächsten Tag hörten wir, wie sich die Leute in der Scheune über den verübten Diebstahl besprachen und besonders über die Nutzlosigkeit des Hundes klagten. Außer einem jungen Manne, der heute zum ersten Male erschien und in welchem ich einen früheren Spielfameraden zu erkennen glaubte, war mir von diesen Männern Niemand bekannt und auch jenem konnte ich mich ebensowenig als sonst Jemand auf dem Hofe anvertrauen, so daß der ganze Vortheil, dessen wir auf dem Pachthofe genoßen, sich auf meine Lokalkenntniß und die Bekanntschaft mit den Gebräuchen der Bewohner beschränkte.

Auf der Straße zwischen Halifax und Annapolis war ich in meinem Leben nie weiter als bis Cornwallis gekommen; wie lange wir noch bis zu letzterem Orte zu marschiren hatten, wußte ich nicht und nur der von Cornwallis eben dahin führende Weg war mir unter dem Namen der Annapolisstraße bekannt. Es war ein schöner, sternheller Abend, als wir unsere Wanderung mit frischem Muth und neugestärkten Kräften wieder antraten; die Straße führte durch ein wohlbebautes Land, ohne daß wir übrigens unterwegs einem menschlichen Wesen begegnet wären.

Am nächsten Morgen fasten wir in einem Walde Posto, wo wir, von der warmen freundlichen Witterung begünstigt, wie gewöhnlich ausruhten und erst mit Einbruch der Nacht von Neuem aufbrachen. Littlefield schwor unterwegs, er müsse am andern Tag wieder einmal warme Tafel haben und stahl im Weitergehen drei Hühner, was zu allem Glück nicht entdeckt wurde.



Gegen vier Uhr Morgens stießen wir auf einen Fluß und verließen nun die Heerstraße, um das Stromufer eine kurze Strecke weit zu verfolgen. Mittlerweile erhob sich ein heftiger Landwind und es fing an zu regnen und zu stürmen, so daß wir es unmöglich fanden, uns bei solchem Wetter in einem Boote hinauszuwagen. In unserer Nähe befand sich ein kleiner Hügel, von dichtem Walde umgeben, und dorthin stiegen wir, um den Tag daselbst zuzubringen. Wir hatten zwei Männer in einem gut aussehenden Boot an's Land rudern sehen und beschloßen alsbald, sowie das Unwetter nachließe, uns dieses Bootes zu bemächtigen und den neuen Kurs stromabwärts nach der Bai einzuschlagen.

Wir konnten von unserem Hügel aus den Fluß mit der ganzen Umgegend überschauen und sahen, wie die beiden Fischer an's Land stiegen, Segel und Ruder aus dem Boote nahmen, letzteres aufhalten, umdrehten und Ruder und Segel darunter legten; sie hatten auch eine Ankerboje bei sich, wie sich denn überhaupt Alles für unsere Zwecke zu fügen schien. Das Fahrzeug hätte uns nicht erwünschter kommen können, denn wir liebten weit mehr, auf dem Flusse fortzurudern, als uns wie bisher am Lande hinzuschleppen.

Die Stadt Annapolis konnten wir nicht sehen, obwohl wir kaum ein paar Meilen davon entfernt seyn konnten, da sie, wie sich später zeigte, stromaufwärts von uns lag. Die Fischer schlugen die Richtung nach der Stadt ein und waren bald verschwunden; wir brauchten jetzt nichts weiter als erträgliche Witterung mit günstigem oder wenigstens nicht so gar stürmischem Winde, denn da dieser unsere beiden Fischer an's Land getrieben hatte, so hielten wir für's Beste, uns ihre Erfahrung zu Nuße zu machen. Der Tag verstrich ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß; das Wetter blieb so schlecht wie zuvor, und wir waren — ohne anderen Schutz, als den von blätterlosen Bäumen — dem unaufhörlichen Regen ausgesetzt: doch waren es Fichten und in großer Zahl, die uns mit ihren in einander geschlungenen Nadeln immerhin einiges Obdach gewährten.



Sobald der Abend hereinzubämmern anfang, zündete Littlefield ein Feuer an und begann seine Hühner daran zu braten; das Abendessen war bald fertig und schmeckte uns allen ausnehmend gut, worauf wir uns unter Barnets Bewachung schlafen legten. Kaum war ich eingeschlummert, als ich durch Pferdegetrappel und das Rufen mehrerer Männerstimmen aufgeweckt wurde; ich sprang auf und entdeckte eine Abtheilung von fünf Reitern, welche rasch auf uns zukamen.

„Da sind sie — endlich haben wir sie erwischt!“ rief der Eine von ihnen, so daß wir nicht wohl im Zweifel über ihre Absicht bleiben konnten.

Blitzschnell sahen wir uns ergriffen, und mit gebundenen Armen hinter die Reiter auf's Pferd gehoben, worauf diese die nämliche Straße einschlugen, welche wir hergekommen waren und nach einem Marsche von nur wenigen Meilen mit uns Halt machten.

Die ganze Strecke bis Halifax mußten wir auf diese Art zurücklegen und den ganzen Tag ging's in scharfem Trabe vorwärts, während wir ohne Steigbügel auf den Mantelsäcken unserer Hüter saßen. Wir ritten nicht über Cornwallis, da dies nicht der nächste Weg zu seyn schien; dagegen kamen wir durch Harton und passirten dieselbe Brücke, unter welcher wir durch den Schlamm hingewatet waren.

Zu Harton, wo das Nachtquartier aufgeschlagen wurde, sperrte man uns in ein Blockhaus, eine Art von Gefängniß, das mit Lehm gedeckt war. Unser Lager wollte uns keineswegs behagen und da wir die Balken des Gebäudes ganz verfault fanden, so gelang es uns abermals, den Weg in's Freie zu finden.

Littlefield, in seiner Art der sorgloseste Irländer, der wohl jemals gelebt hat, schwor hoch und theuer, das Gefängniß anzünden zu wollen, was er auch wirklich bewerkstelligte, indem er durch die gemachte Oeffnung zurückkroch und auf dem Speicher, welcher trockenes Brennmaterial in Fülle enthielt, ein lustiges Feuer ansachte. Ohne



diese Thorheit wären wir wahrscheinlich glücklich entkommen; so aber wurden wir, nachdem wir die ganze Nacht marschirt waren, am nächsten Morgen bei der Brücke von Windsor auf's Neue eingefangen.

Diesmal wurden wir bedeutend schlechter als bei unserer ersten Ergreifung behandelt; unsere Wächter behielten fortwährend ein scharfes Augenmerk auf uns gerichtet und so gelangten wir ohne weitere Abenteuer abermals nach Halifax.

Waren wir schon vorher ermüdet und kraftlos, so wurden wir jetzt auch noch auf zehn Tage bei Wasser und Brod in's schwarze Loch gesteckt, und erst nach Ersthung dieser Strafe, welche gewöhnlich für derlei Vergehen verhängt wurde, zu unsern Kameraden zurückgebracht. Diesen hätte unsere Gefangennehmung gar mancherlei zu sprechen gegeben und sie zu öfterem Tadel unseres Benehmens veranlaßt. Wenn man die Bursche sprechen hörte, so schien nichts leichter als in unserer Lage vollends zu entkommen; ein jeder behauptete, er würde sich klüger benommen haben, obgleich während unserer Abwesenheit nicht ein Einziger davonkam, wohl aber mehrere der Prahler von der Insel desertirt und schon in den ersten paar Tagen wieder eingefangen worden waren. Ueberhaupt kann ich mich während der ganzen Zeit, die ich im Gefängniß zubrachte, nur eines einzigen Mannes, eines Kapers aus Marblehead\* erinnern, welcher glücklich entschlüpfte; aber auch er war kaum wieder ein paar Tage zur See gewesen, als er auf's Neue gefangen und nach einer Abwesenheit von sechs Wochen abermals auf die Melvilleinsel eingeliefert wurde.

Wir waren nicht wenig erbost über das Fehlschlagen unserer Flucht und hatten kaum das schwarze Loch verlassen, als wir auch sogleich einen neuen Entweichungsplan zu entwerfen anfingen. Diesmal lautete mein Vorschlag dahin, bei dem neuen Versuche einen andern Kurs einzuschlagen und uns, südwärts der Küste folgend, so rasch wir könnten, gegen Liverpool zu wenden. Wir blieben

\* Marmorhaupt.



zwar allerdings bei dieser Richtung auf den atlantischen Ocean beschränkt, wollten uns aber auf einem kleinen Kaperschiffe, das den Namen „Liverpool“ führte, anwerben lassen und dann wo möglich auf einer seiner beständigen Kreuzfahrten an der amerikanischen Küste in unsere Heimath zu entkommen suchen; da das Fahrzeug ganz klein war und oft nur wenige Matrosen als Bemannung hatte, so mochte es vielleicht gelingen, uns des Schooners ganz und gar zu bemächtigen: dann war auch einige Wahrscheinlichkeit vorhanden, auf einen Küstenfahrer verlegt zu werden und von da aus unsere Flucht zu bewerkstelligen. — Auf alle Fälle schien uns jede andere Möglichkeit besser als die, bis zur Beendigung eines vielleicht noch jahrelangen Krieges und bis wir gar graue Haare bekämen, im Gefängniß zu bleiben, denn ich konnte mich noch recht gut erinnern, wie das Schiff *Ville de Milan*, ein paar Jahre ehe ich selbst zur See ging, in Halifax eingebracht wurde, und waren nicht sogar jetzt noch einige Leute von seiner Bemannung auf der Insel Melville zu gewahren?

Sobald ich aus dem schwarzen Loch erlöst war, nahm ich meinen Handel von Neuem auf, ohne übrigens den Gedanken zur Flucht auch nur einen Augenblick aufzugeben. Diesmal wurde blos Leonard Lewis und Jack Mallet in mein Geheimniß eingeweiht. Beide versagten mir ihre Theilnahme, Mallet wegen seiner Furcht vor dem Wasser, und Lewis, weil er die Anstrengung nicht zu überleben dachte; Beide wünschten uns übrigens das beste Glück und waren uns nach Kräften behülflich; Johnston wurde aber nicht wieder in's Komplott gezogen.

Unsere Wächter hatten die Art und Weise, wie wir aus dem Gefängniß entkommen waren, noch immer nicht ausfindig gemacht, obgleich sie die abgeschnittenen Pfoften gesehen haben mußten; diese von Neuem durchzuschneiden konnten wir freilich nicht wagen, dagegen beschloßen wir darüber wegzuflettern. Die Engländer hatten die Pfoften durch Querbalken verstärkt, welche uns von wesent-



lichem Nutzen waren und wofür ich hiemit meinen besondern Dank ausgedrückt haben will.

So warteten wir denn eine warme, aber finstere und regnerische Mainacht ab, um unseren Entweichungsversuch zu erneuern; mit Geld waren wir hinlänglich versehen, denn ich hatte noch vierzig Kronen in's Gefängniß zurückgebracht und damit in der Zwischenzeit einen einträglichen Handel getrieben. Auf dieselbe Art und durch dasselbe Fenster wie das erste Mal schlüpfen wir auch jetzt durch die Eisenstäbe — dies war der leichteste Theil unserer Aufgabe. Beim Ueberklettern der Pallisaden mußte Littlefield oder Barnet auf der äußeren Seite zu unvorsichtig auf den Boden gesprungen seyn, denn die Schildwache, die es gehört hatte, rief augenblicklich den Korporal der Wache. Wir waren schon im Wasser, als wir einen Lärm auf der Insel vernahmen, schwammen aber dicht neben der Brücke und unfern des Wachthauses gegen das Festland und es gelang uns, sicher und unentdeckt den Strand zu erreichen.

Wie früher flüchteten wir uns auch diesmal in den Wald, wandten uns aber nunmehr nicht nach Westen, sondern nach Süden; unser Weg führte dicht am Wasser vorüber und der Marsch wurde so rasch wie möglich die ganze Nacht über fortgesetzt. Littlefield wollte den Führer machen, verlor aber die Richtung, so daß wir zwei Tage und zwei Nächte ohne Nahrung im Waide zubringen mußten und uns um keinen Preis zurechtzufinden vermochten.

Endlich wagten wir's am hellen Tage und auf's Gerathewohl, die Heerstraße zu betreten und unser Glücksstern führte uns einen alten irischen Matrosen in die Hände, der jetzt nur noch vom Fischfang lebte und dem wir nach kurzer Einleitung erzählten, daß wir von einem Kriegsschiff desertirt seyen. Der alte Mann schien uns deshalb nur noch lieber zu gewinnen, denn er selbst hatte zur See gedient, sein Sohn war früh zum Dienste gepreßt worden und die englische Marine schien bei ihm nicht viel besser als bei uns in Gunst zu stehen.



Er führte uns in seine am Strand gelegene Hütte und bereitete uns aus Kartoffeln, Fischen und Brod ein äußerst kernhaftes, erquickendes Mahl; nachdem wir bis Sonnenuntergang in seiner Hütte verweilt und manch nützlichen Rath von ihm erhalten hatten, sagten wir ihm Lebewohl, um unsern Weg Tag und Nacht und mit höchster Vorsicht fortzusetzen. Wir schliefen immer in den Wäldern und machten blos dann Halt, wenn wir müde waren und einen passenden Versteck vorfanden; von Lebensmitteln hatten wir zwar aus der Fischerhütte einen kleinen Vorrath mitgenommen, der aber nicht weit ausreichte, weshalb wir zu den getrockneten Winterbeeren, die wir am Wege fanden, unsere Zuflucht nehmen mußten.

Gegen acht Uhr Abends erreichten wir Liverpool und begaben uns augenblicklich nach dem Stelldichein des Kaperschiffes, wohin uns ein Mädchen gegen einen Shilling Belohnung den Weg zeigte. Der dortige Wirth empfing uns mit Freuden und nahm uns unverzüglich unter seine Schiffsmannschaft auf; jeder von uns erhielt vier Pfund Handgeld, Wohnung und Verköstigung bis zum Einlaufen des Schooners und beide Theile schienen mit dem Handel höchlich zufrieden.

Die Wahrheit zu gestehen, begannen wir nun zu trinken und der folgende Tag wurde gänzlich als blauer Montag gefeiert. Am zweiten Morgen nach dem Frühstück sahen wir unseren Wirth mit einer Zeitung in der Hand plötzlich in unser Zimmer stürzen; er überhäufte uns mit allen Sorten von Schimpfnamen, weil wir uns bei ihm für Deserteur aus gegeben hätten, während wir doch nur flüchtige Dankes seyen! Ihn beunruhigten die zwölf Pfund Handgeld, welche er uns gegeben hatte und nun wieder zurückforderte; wir lachten ihm aber in's Gesicht und gaben ihm den Rath, sich ruhig zu verhalten und uns sobald wie möglich auf das Kaperschiff zu befördern.

Erst jetzt theilte er uns mit, daß es hiesür zu spät sey, da die Wache bereits unsere Spur verfolge, was sich auch bald darauf als



Wahrheit erwies, denn es dauerte keine Stunde, bis ein Offizier mit einem Zug Mannschaft uns wieder in Gewahrsam nahm. Einigen Spaß gewährte es uns übrigens, als wir hörten, wie der Offizier unsern Wirth, der noch immer wegen seiner zwölf Pfund wehklagte, tüchtig auszankte und ihm geradezu erklärte, daß ihm vollkommen Recht geschehe, da er Deserteure weiterzuschmuggeln versucht habe. Dies war wohl auch der Grund, warum er uns das fragliche Geld nicht gewaltsam abnehmen ließ, so daß wir — ob nun mit Recht oder mit Unrecht — im Besitze dieser Summe verblieben.

Man brachte uns sogleich auf einen Küstenfahrer und schickte uns zu Wasser nach Halifax zurück; wir wurden zwar in Fesseln gelegt, fanden aber sonst eine ziemlich gute Behandlung. Nach unserer Ankunft zu Halifax brachte man uns auf ein paar Stunden auf das Wachtthaus der königlichen Marinendocks, wo wir von einer großen Anzahl von Offizieren Besuch erhielten, welche alle höchst begierig waren, unsere Geschichte zu erfahren, die wir ihnen auch ganz offenherzig erzählten. Sie lachten und meinten beinahe durchgängig, wir seyen keineswegs darum zu tadeln, daß wir zu entfliehen versucht hätten, wenn ihre eigenen Schildwachen so nachlässig seyen und uns hinausließen. Auf welche Art wir aus dem Gefängnisse ausgebrochen waren, hatten wir übrigens keiner Seele mitgetheilt.

Unter den Offizieren, welche uns besuchten, befand sich auch ein Admiral, Sir Isaak Coffin, ein geborener Amerikaner, der sich damals zu Halifax aufhielt, um die Mannschaft des „Mantucket,“ deren Auswechslung er durchgesetzt hatte, nach Haus zu befördern. Sein eigener Nefse soll sich darunter befunden haben, ohne daß er sich für ihn verwenden wollte, da Letzterer auf einem Kaperschiffe gefangen worden war; hätte man ihn auf einem Kriegs- oder Rauffahrteischiffe gekapert, so würde der Oheim seinen ganzen Einfluß zu jenes Gunsten aufgeboten haben, so aber ließ er ihn — wie die Sache in unserem Gefängnisse erzählt wurde — nach Dartmoor transportiren. Der alte Herr sprach sehr freundlich mit uns und



versicherte sogar, er könne es nicht tadeln, wenn wir zu entkommen suchten. Von den zwölf Pfunden muß er wohl nichts gehört haben, wiewohl auch die anderen Marineoffiziere dem Kapersmanne diese Strafe von Herzen zu gönnen schienen: wir selbst betrachteten Alle zusammen als unsere Feinde, auf deren Kosten wir in Kriegszeiten mit vollem Rechte leben dürften.

Bald wurden wir wieder auf unsere Insel zurückgeschickt und auf's Neue, doch diesmal auf zwanzig Tage, in Arrest gebracht. Als wir wieder in Freiheit gesetzt wurden, erfuhren wir, daß einer der Mitwissenden die Art und Weise, wie wir unserer Haft entkommen waren, verrathen und daß man jetzt an allen Fenstern Querbarren angebracht hatte, wodurch der Ausgang allerdings versperrt und keine Hoffnung mehr vorhanden war, noch einmal auf demselben Wege davonzugelangen.

Dafür bildete sich aber eine große Verschwörung, welche der Männer, die unser Gefängniß beherbergte, vollkommen würdig war; der neue Plan ging dahin, die Stadt Halifax selbst in Besitz zu nehmen und triumphirend von dannen zu ziehen. Wir waren im Ganzen unserer achtzehnhundert Gefangene und nur an tüchtigen Offizieren hatten wir Mangel; unserer Fünzig etwa bildeten anfänglich das Komplott, in welches fast sechs Wochen lang keine Rekruten aufgenommen wurden. Ein Herr Crowninshield aus Salem, der auf einem Kaperschiffe als Offizier gedient hatte, war das Haupt der Verschwörung; außer ihm befanden sich noch ziemlich viele Kaperoffiziere in unserem Gefängniß, sie waren aber im oberen Stockwerk untergebracht und sollten die Nacht über von uns getrennt bleiben, allein wir machten eine Oeffnung in unserer Zimmerdecke und vermittelten dadurch eine Verbindung zwischen beiden Theilen, so daß die Offiziere Nachts zu uns herabstiegen und in Gemeinschaft mit uns Hand an's Werk legten.

Unser Vorhaben war äußerst einfach und meiner Ansicht nach nichts weniger als schwer auszuführen. Die Arrestlokale befanden



sich im untersten Stockwerk und in eines derselben wußten wir zwischen zwei Balken unseres Fußbodens durchzubrechen; bei Tag verbarg ein großer Speiseshrank die Oeffnung, des Nachts arbeiteten wir in Abtheilungen von sechs Mann und schafften den ausgegrabenen Schutt in unsere Nachtfässer, welche wir jeden Morgen in die Fluth ausleeren und uns auf solche Weise diese verrätherischen Ueberbleibsel vom Halse schaffen durften.

Nach Verlauf von zwei Monaten hatten wir einen Durchgang von zwanzig bis dreißig Schritt Länge und zwei Schritt Breite gegraben und waren schon ganz nahe bis an die Oberfläche gelangt. Jetzt fingen wir an, frische Theilnehmer zu sammeln, welche uns durch einen Eidschwur Treue geloben mußten, und hatten im Ganzen gegen vierhundert Mann zusammengebracht, als unser Plan plötzlich jenem gefährlichen Feinde aller ähnlichen Verschwörungen — der Verrätherei — erlag, welche, wie wir vermutheten, von einem Menschen aus unserer Mitte verübt worden war.

Wäre unser Plan gelungen, so würden wir uns vor Allem der die Insel beherrschenden Anhöhe, sowie der daselbst aufgepflanzten Geschütze bemächtigt und dann mit leichter Mühe auch die Wache überwältigt haben; von dort aus wären wir gegen die über Halifax thronende Citadelle Hill vorgerückt, und hätten wir auch diese erobert, so wäre John Bull wohl nicht wenig geängstigt worden, obwohl keiner von uns zu sagen vermochte, wie eigentlich der Schluß des Ganzen ausgefallen seyn würde. Selbst wenn der große Plan fehlgeschlagen hätte, wäre es doch ganz gewiß Hunderten von Gefangenen gelungen, auf den verschiedenen Fahrzeugen, welche am Hafen lagen, das Weite zu suchen.

Wir sollten aber den schönen Plan nicht in Ausführung bringen, denn eines Morgens wurden wir sammt und sonders in's Freie geführt: ein Haufe englischer Land- und Seeoffiziere betrat das Gefängniß und ließ den Speiseshrank wegräumen, um unsern Minengang mit voller Muße zu untersuchen. Eine Abtheilung von sechs-



hundert Gefangenen wurde noch an demselben Tage aus dem Gefängnisse abgeführt und nach Dartmoor eingeschifft; so hatte sich gegen Ende der Woche unsere ganze Anzahl auf drei bis vierhundert Köpfe vermindert. Einer von den Matrosen der Julia wurde auch nach Dartmoor versetzt, die übrigen blieben aber in Halifax beisammen und es schien fast, als ob die Engländer aus irgend einem Grunde ihr besonderes Augenmerk auf uns gerichtet hätten.

Ich wollte niemals der Hoffnung auf ein Entkommen entsagen, eine Hoffnung, welche fortwährend eine für Geist und Körper gleich wohlthätige Aufregung bei mir unterhielt; allein wir wurden sehr scharf bewacht und jede Unterhaltung bei Nacht war streng verboten. Die meisten Offiziere waren zudem von uns getrennt und so blieb ich so ziemlich auf meine eigenen Hülfsmittel beschränkt.

Ich habe zu erwähnen vergessen, daß Lemuel Bryant, der zu Little-Vork auf das Bodenstück meiner Kanone stürzte und später von mir in das Boot des Scourge aufgenommen wurde, bald nach unserer Ankunft zu Halifax glücklich entkam, so daß er mit dem schon erwähnten Deserteur der zweite Glückliche war, der dem Gefängnisse auf die Dauer Lebewohl gesagt hatte. Seine Flucht war so klug vorbereitet und mit solchem Geschick ausgeführt, daß sie wohl eine Erwähnung verdienen dürfte.

Man hatte eines Tags in Folge einer Kapitulation eine Abtheilung von etlichen dreißig Soldaten zur Auswechslung aufgerufen, worunter sich auch einer, mit Namen Lemuel Bryant befand, der aber inzwischen gestorben war. Unser Bryant hatte diesen Umstand schon zum Voraus aussündig gemacht und sich nach Soldatenweise aufgetafelt; als nun sein Name abgelesen wurde, gab er sich für den Bezeichneten aus und es gelang ihm wahrscheinlich mittelst dieser Namensverwandtschaft, welche ihn schon vor dem Tode des Soldaten mit diesem in Berührung gebracht hatte, seine Angabe zu bekräftigen — kurz er wurde ohne Schwierigkeit frei gelassen und ich habe ihn seither nie wieder gesehen. Wie ich später hörte, soll



er noch am Leben seyn und für die zu York empfangene Wunde eine Pension beziehen, welche er auch mit vollem Rechte verdient hat, da nicht leicht ein Mann in solcher Todesgefahr wie er geschwebt haben mag.

Von jetzt an verstrichen mehrere Monate ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß, bis wir eines Abends — es war anno 1815 im Monat März — von Halifax herüber ein großes Jubelgeschrei vernahmen und bald darauf einen Aufseher auf den Wällen gewahrten, der die frohe Kunde mittheilte, daß England und Amerika Frieden mit einander geschlossen hätten!

Diese Freudenbotschaft wurde mit drei donnernden Cheers beantwortet und die ganze Nacht im höchsten Triumphe verlebt, wobei es noch mit den Thüreschließern einen kleinen Zank absetzte, weil sie uns noch einmal einschloßen, während wir eifersüchtig auf unsere Freiheit waren; wir mußten uns aber dennoch auch in der nächsten Nacht noch einmal einsperren lassen.

### Zehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen wurden acht von den Gefangenen, deren Namen zu oberst auf der Gefangenenliste standen — darunter auch ich mit Barnet und Jack Mallet — aufgerufen und befragt, ob wir eine freigegebene schwedische Brigg nach New-York bringen helfen wollten. Unter meinen Kameraden von der Julia war Wilcox, der mit uns nach Bermuda übergesetzt hatte, während der Gefangenschaft gestorben; die vier übrigen blieben auf der Insel zurück. Von Leonard Lewis, von Littlefield und den anderen Burschen habe ich seit meiner Entlassung aus dem Gefängnisse nichts mehr gesehen; Lewis kann meines Erachtens nicht lange gelebt haben und von Littlefield habe ich erfahren, daß er später auf dem Washington, einem Linien- und Kanonen-Schiffe von vierundsebenzig Kanonen, diente.



Der Schwede, der den Namen „Venus“ führte, lag am äußersten Ende von Marchinton's Werfte, mit der ich von meinen Knabenzahren her so wohl vertraut war. Wir stiegen alle an Bord und ich gewahrte mit Freuden, daß es sogleich in den Fluß unter Segel gehen sollte; ich hegte nämlich gegen Halifax eine außerordentliche Abneigung, welche meine neuliche Gast nicht vermindert hatte, und mochte aus dem ganzen Neste keine lebendige Seele vor Augen bekommen. Jack Mallet nahm dagegen die Pflicht auf sich, meiner Schwester einen Besuch abzustatten und ihr zu erzählen, wo ich fortan zu finden sey — Alles gegen meinen Wunsch und ganz ohne mein Wissen, wiewohl ich überzeugt bin, daß er mir einen Dienst damit zu erweisen dachte. Noch an demselben Tag, an welchem wir in den Strom einliefen, kam ein Boot gegen unser Schiff hergerudert, worin ich auf den ersten Blick meine Schwester Harriet erkannte: ich bat sie mit wenigen Worten, nicht an Bord zu kommen und versprach ihr dagegen, sie noch am nämlichen Abend in ihrer Wohnung zu besuchen.

Dies that ich denn auch und blieb mehrere Stunden lang bei Harriet, die ich mit ihrem Manne angetroffen hatte; während dieser ganzen Zeit hörte ich sie niemals den Namen meines Vaters erwähnen und auch von meinen anderen Freunden, wenn ich jemals welche besaß, sowie von meiner sonstigen Familie konnte ich durch sie nichts in Erfahrung bringen. Ihr Gatte war ein Schneider, der mich mit einem guten Anzuge versah, wie sich denn beide äußerst liebreich und freundlich gegen mich erwiesen. Es that mir weh, meine Schwester durch das unerklärliche Stillschweigen, welches mein Vater gegen uns Kinder beobachtete, in ihrer gesellschaftlichen Stellung etwas heruntergekommen zu sehen; doch war dies nicht meine Schuld, ging mich überhaupt gar nichts an und was mich selbst betraf, so bekümmerte ich mich um keines Menschen Meinung.

Nachdem ich den Abend in dem Familienkreise meiner Schwester zugebracht hatte, kehrte ich wieder an Bord zurück, ohne mich rechts



oder links nach einer anderen Seele umzusehen, ja selbst ohne die Fraser'sche Familie zu besuchen — so heftig sträubte ich mich gegen den Gedanken, mit Halifax und dessen Bewohnern noch ferner in Berührung zu kommen.

Die „Venus“ nahm verschiedene Passagiere an Bord, worunter sich auch drei bis vier Marineoffiziere, namentlich ein Lieutenant Rapp, ein Midshipman mit Namen Randolph, sowie mehrere Eigenthümer von Rauffahrteischiffen befanden. Zwei Tage, nachdem ich die Brigg betreten hatte, gingen wir unter Segel und erreichten nach einer zehn- bis zwölftägigen Ueberfahrt den Ort unserer Bestimmung.

Sobald die Venus neben der Werfte von New-York angelegt hatte, stiegen wir aus und jetzt erst hatte ich abermals meine Freiheit gefunden, nachdem ich neunzehn Monate lang in der Gefangenschaft geschmachtet und für mein ganzes Leben genug daran bekommen hatte.

Wir andern, die wir in Diensten der Marine der Vereinigten Staaten standen, meldeten uns am andern Tag bei Kapitän Evans, dem Kommandanten des Brooklyn Yard, welcher uns nach Verzeichnung unserer Namen an Bord des „Spervier“ schickte, der eben damals unter Kapitän Downes' Kommando nach dem mittelländischen Meere ausgerüstet wurde. Wir weigerten uns jedoch diesen Vorschlag einzugehen, da wir uns vorher, ehe wir abermals in die See gingen, ein wenig am Lande umsehen wollten. Von unserem Standpunkte aus betrachtet, war dieser Entschluß kaum zu rechtfertigen und dennoch durften wir uns Glück dazu wünschen, da der Spervier wenige Monate später auf der Rückfahrt von der Meerenge von Gibraltar mit Mann und Maus zu Grunde ging.

Kapitän Evans wies uns sofort an, uns jeden Tag bei ihm zu melden; dies thaten wir denn auch, ohne daß bei der Geschäftsüberhäufung, welche damals zu Washington herrschte, für uns gesorgt werden konnte, so daß wir endlich bei unserer Geldentblößung



und dem hohen Stande des Häuergeldes\* mit Kapitän Evans' Genehmigung beschloßen, zunächst in kaufmännischen Diensten eine Reise zu machen und erst bei unserer Rückkehr unsere Rechnung mit dem Marineamt in Ordnung zu bringen. So verdingte ich mich denn nebst Barnet und Jack Mallet auf einer Brigg, welche ebenfalls den Namen „Venus“ führte; sie war, wie es hieß, zum Seehundsfange bestimmt und sollte nach dem Welttheile absegeln, wo diese Thiere im Ueberflusse vorhanden waren. Wir verstanden nichts von der Sache, sonst hätten wir schon aus der Ausrüstung des Schiffs entnehmen müssen, daß man es auf eine Täuschung abgesehen hatte; die Brigg führte nämlich nicht einmal Salz mit sich, wogegen sie mit Kerbsägen, eisernen Klammern, Ketten u. s. w. im Ueberflusse versehen war.

Gleichwohl liefen wir aus und durchkreuzten den atlantischen Ocean, als ob wir alles Ernstes blos die Seehundsbeute im Auge hätten. Erst in der Nähe des Caps Verd ließ uns der Kapitän zusammenrufen und eröffnete uns, daß er die Jahreszeit zum Seehundsfang bereits für zu weit vorgerückt halte und daher, falls wir damit einverstanden wären, nach St. Domingo steuern und dort mit einigen Wälderbesitzern einen Kontrakt zur Fällung von Mahagoni-, Gelb-\*\* und Guajakholz\*\*\* abschließen wolle; an dem Gewinn sollten auch wir unsern Antheil genießen.

Nun war das Geheimniß auf einmal verrathen — was sollten wir armen Matrosen aber anfangen? Das Geschäft, zu welchem man unsere Hülfe verlangte, erwies sich später als ungeheuer anstrengend und eben deshalb glaube ich auch, daß man uns anfangs getäuscht hatte, da sonst der Unternehmer gerade damals keine Mannschaft zu dieser Reise aufgetrieben haben würde. Jetzt freilich waren wir mitten auf dem Ocean und mußten, wohl oder übel, den Vorschlag annehmen, da uns durchaus nichts anderes übrig blieb.

\* Der den Matrosen bewilligte Lohn.

D. II.

\*\* *Morus tinctoria*. \*\*\* *Lignum vitae*.

D. II.



Die Brigg steuerte nunmehr nach St. Domingo und lief zuerst in der Stadt gleiches Namens ein, wo die nöthigen Vorkehrungen getroffen und noch einige Spanier zum Fällen des Holzes gedungen wurden, worauf wir nach einer Bai absegelten, deren Namen ich vergessen habe, wo wir nahe am Ufer vor Anker gingen. Die Bäume mußten zehn Meilen aufwärts am Flusse abgefägt und bis zu der vor der Mündung gelegenen Sandbank herabgestößt werden, über welche sie mittelst Leesegeltauen herübergeholt und durch die Brandung gezogen wurden, indem einer je zwei Stämme, zu einer Art von Floß mit einander verbunden, zu gleicher Zeit fortzuschaffen hatte.

Hayfische gab's im Ueberfluß und wir mußten uns scharf umsehen, um nicht ein Bein zu verlieren, während wir mit den Baumflößen beschäftigt waren; auch ich konnte nur mit genauer Noth zweien dieser Bestien entkommen, während wir vor St. Domingo vor Anker lagen. Es war nämlich Einer in's Wasser gefallen und ich hatte den armen Teufel glücklich herausgezogen; von der Brigg war am Spiegel ein Boot zu unserer Aufnahme herabgelassen worden und eben als wir den Mann hereinholten, kamen zwei Hayfische dicht bis zu uns herangeschwommen.

Dieser Vorfall veranlaßte uns zum Trinken, wobei ich veranlaßt wurde, eine starke Portion Punsch zu mir zu nehmen. Der Gedanke, auf der Brigg ausharren zu müssen, hatte mir schon lange nicht gefallen und ich war seit mehreren Tagen darauf bedacht gewesen, wie ich sie verlassen könnte. In unserer Nähe lag ein kleiner, nach Amerika bestimmter Schooner, welchem es an Mannschaft gebrach und dessen Kapitän ich versprochen hatte, noch in dieser Nacht zu ihm stoßen zu wollen. Jack Mallet und die übrigen Kameraden suchten mich zwar von diesem Entschlusse abzubringen, aber ich hatte zu viel Punsch und Grog zu mir genommen, um noch auf Vernunftgründe zu hören. Als die Mannschaft ihre Hängematten aufgesucht hatte, ließ ich mich in's Wasser hinab und schwamm eine



Kabellänge nach dem Schooner hinüber, wo einer mit einem Tau meiner wartete und mir, sobald ich in die Nähe des Schooners gelangt war, das eine Ende zuwarf, um mir an Bord heraufzuhelfen. Kaum hatte ich das Deck erreicht, so wies er mich an, ein wenig hinter mich zu schauen und was sah ich? — ein Ungethüm von einem Haißfisch von sechzehn bis achtzehn Fuß Länge, das immer um den Schooner herumschwamm und mir, wie der Andere erzählte, so lange ich vom Schooner aus gesehen werden konnte, fortwährend Gesellschaft geleistet hatte.

Die Wirkung, welche diese Entdeckung auf mich äußerte, läßt sich unmöglich beschreiben. Als ich in's Wasser sprang, hatte ich noch den genossenen Punsch im Kopfe: die Gefahr aber, der ich so eben entronnen, war ganz dazu geeignet, mich in einer Minute und zwar dermaßen nüchtern zu machen, daß ich darauf bestand, unverzüglich in einem Boote nach meiner Brigg zurückgebracht zu werden, was auch geschah. Uebrigens hatte auch der Umstand einigen Einfluß auf meinen Entschluß, daß man mich nicht ganz ohne Widerwillen am Bord des Schooners behalten zu wollen schien. Unentdeckt gelangte ich wieder auf die Venus zurück und faßte nun den Entschluß, bis zur Beendigung der Reise meiner seitherigen Brigg treu zu bleiben.

Unser Aufenthalt dauerte vier Monate, während der wir unser Schiff unter zahllosen Mühseligkeiten mit Mahagoni vollluden und sogar noch eine schwere Deekladung von diesem Material einnahmen. Sobald wir damit fertig waren, ging die Brigg nach New-York unter Segel.

Kaum waren wir eine Woche unterwegs, als wir von einem heftigen Sturme überfallen wurden, der unsere Deekladung nebst Bollwerk und Alles mit sich fortriß. Der Kapitän, der Supercargo, \* der Steuermann, der Koch und drei von den Matrosen lagen eben

\* So heißt auf Kauffahrteischiffen derjenige Beamte, welcher den Verkauf und Umtausch der Waaren an anderen Orten besorgt. D. U.



damals am Fieber darnieder, so daß wir drei, Mallet, Barnet und ich, ganz allein zur Besorgung des Schiffes übrig blieben; wir brachten dasselbe wenigstens bis Barnegat, wo wir uns weitere Mannschaft verschafften, mit deren Hülfe die Brigg endlich wohlbehalten auf dem Quarantänegrund von New-York vor Anker ging.

Sobald wir unsers Dienstes entledigt waren, verließ ich in Mallets und Barnets Gesellschaft die Brigg und versügte mich in die Stadt, um meine Angelegenheiten zu besorgen. Die Schiffseigenthümer hatten jedem von uns dreißig Thaler als einstweilige Abschlagszahlung gegeben; ebenso erfuhren wir, daß unser Wirth von der Regierung den uns gebührenden Sold empfangen und nach Matrosensitte für uns bereit gelegt habe; meinen Antheil an dem Gewinne der Venusexpedition verkaufte ich gleichfalls für hundert- undzwanzig Dollars, so daß ich im Ganzen gegen fünfhundert Thaler beisammen hatte — eine Summe, mit der ich gerade fünf bis sechs Wochen ausreichte! Wie wahr ist doch das Sprüchwort, daß „die Matrosen Geld wie Pferde verdienen und wie Esel verschleudern!“

Ich kann nicht einmal sagen, daß diese übermäßige Verschwendung meiner Geldmittel mir einen wesentlichen Genuß gewährte. Ein einziger Tag, mit dessen Verbringung mein Gewissen zufrieden seyn konnte, machte mir mehr wahre, innerliche Freude, als alle die ausschweifenden, unbesonnenen Thorheiten eines ganzen Lebens, denen ich damals, so oft ich am Lande war, nachzuhängen pflegte. Schon die Art und Weise, wie dieses schwerverdiente Gold zum Fenster hinausgeworfen wurde, könnte manchen unter meinen Kameraden von den Gefahren zurückschrecken, von denen ich umlagert war und den Leser die wahren Bedürfnisse einer so zahlreichen Klasse von Nebenmenschen erkennen lassen.

Morgens beim Aufstehen hatte ich jedesmal ein Gefühl, welches sich jenem Zustande näherte, den die Seeleute mit dem Namen „Schauer“\* bezeichnen, und das dauerte so lange fort, bis ich wieder

\* Delirium tremens potatorum.



einige Gläser Rum hinabgestürzt hatte; ich verspürte keinen Appetit beim Frühstück und fristete mein Leben fast ausschließlich mit Getränken; sehr häufig kam's bei mir nicht einmal zum Mittagessen, und wenn es auch geschah, so wurden die Speisen in Grog beinahe ersäuft. Gelegentlich fuhr ich in einer Kutsche oder Gig spazieren und hatte in der Regel noch extra für angerichteten Schaden zu bezahlen; ja eine dieser Parthien kostete mich sogar vierzig Thaler und ich möchte beinahe glauben, daß man mir absichtlich ein Pferd gegeben hatte, das nach Art der Krebse zu segeln gewohnt schien, um mich desto schneller um mein Geld zu bringen. Abends ging ich gewöhnlich in's Theater und hielt mich jedesmal für verpflichtet, den Gastwirth und seine Familie mit Billets und Erfrischungen zu regaliren; wir gingen nicht zu Fuß — ei bewahre, wir fuhren in der Kutsche und das mußte schon eine sehr vernünftige Nacht seyn, wenn sie mich bloß zehn Dollar kosten sollte.

Anfangs war ich eine Art von „König unter Bettlern;“ nach und nach aber, mit dem Schwinden des Gelds schwand auch Ned's Einfluß, bis mein tugendsamer Wirth eines Tags äußerte: da ich gerade nüchtern sey, so möchte es wohl gerathen seyn, auch einmal die Rechnung durchzugehen. Und nun begann er mir aus seinen Büchern vorzulesen — zehn Thaler für diesen — zwanzig für jenen — dreißig gar für einen anderen Posten, bis ich der Sache müde wurde und ihn fragte, wie viel mir nach Abzug seines Guthabens noch übrig bleibe — fünfzig Thaler hieß es, sogar mit seiner Kreide gerechnet und da diese Summe bei einiger Sparsamkeit noch für eine Woche ausreichte, so wollte ich von seinem „item und item“ nichts weiter hören.

Diese ganze Zeit über war ich von meinen alten Schiffskameraden getrennt und besand mich vergleichungsweise unter lauter Fremden; Jack Mallet hatte zu Philadelphia einige Freunde besucht und Barnet sich südwärts gewendet, ohne daß ich genau wußte, wohin er gegangen war. Keinen von Beiden habe ich



jemals wieder gesehen und auch dies gehört zu dem Loos eines Seemannes, daß man heute die größten Mühen und Gefahren mit einander theilt, um morgen ohne viele Umstände getrennt zu werden und sich nie wieder zu begegnen. Ich war noch jung, zählte kaum zwei und zwanzig Jahre und hätte selbst damals noch mein Ruder einstreichen — endlich einmal Offizier und damit ein gemachter Mann werden können.

Da ich wußte, daß ich sogleich nach dem Abschluß meiner Rechnung in See gehen mußte, so fing ich an, meine Aussichten etwas ernstlich in's Auge zu fassen. Mein bisheriges verschwenderisches Leben hatte ich nun herzlich satt und wollte deshalb eine lange Seereise machen, um nicht abermals auf denselben Weg der Thorheit und des Lasters gerathen zu können. Ich machte mir oft bittere Vorwürfe über meine Aufführung und auch das Eigenthümliche meiner Lage beschäftigte öfter meine Gedanken. Ich konnte wohl sagen, daß ich auf der ganzen weiten Welt weder Freunde noch Verwandte besaß: „hatte ich den Hut auf dem Kopf, so war mein Haus gedeckt.“ Von meinem Vater wußte ich nichts und habe später erfahren, daß er damals schon gestorben seyn mußte; meine Schwester galt mir wenig und ich erwartete nicht mehr, sie wieder zu sehen. Die Trennung von allen meinen früheren Dutarionossen that mir freilich leid, denn mit Ausnahme von Tom Goldsmith und Jack Keilly habe ich später, nachdem ich mich von Barnet und Mallet verabschiedet, keinen einzigen mehr zu Gesicht bekommen. Tom begegnete ich nach meiner Rückkehr von Domingo in den Straßen von New-York und sprach zwei Stunden lang mit ihm von unseren alten Zeiten; er hatte in der englischen Gefangenschaft viel durchzumachen gehabt und war bis zum Frieden zu Kingston in Oberkanada festgehalten und sodann mit den übrigen entlassen worden — dies war das einzige und letzte Mal, daß ich mit Tom Goldsmith zusammentraf. Mit Keilly hatte ich früher in einem Hafen gelebt und werde später noch auf ihn zurück kommen.



Von den schon erwähnten Empfindungen getrieben, schiffte ich mich, sobald ich den Blicken meines Gastwirths anmerkte, daß sich keine Patrone mehr im Prozkasten befände, auf einem Wallfischfänger mit Namen „Edward,“ einem kleinen Schiff mit drei Booten ein, das zwei bis drei Jahre in der Südsee zu kreuzen bestimmt war. Von meinem Gastwirth erhielt ich noch eine ziemlich gute Ausstattung, wiewohl die meisten Artikel schon aus zweiter Hand kamen; wir schieden indeß als gute Freunde und ich kehrte mehr als einmal zu ihm zurück, um dasselbe thörichte Spiel wieder von vorne anzufangen. Im Ganzen gehörte er unter unseren Gastwirthen gewiß nicht zu den schlechtesten und ich zweifle keinen Augenblick, daß er für meine Baarschaft weit besser Sorge trug, als ich selbst gethan haben würde. Ueberhaupt ist diese Menschenklasse, einige gewaltige Schurken ausgenommen, bei weitem nicht so schlimm, als sie zu seyn scheint und der ehrbare Matrosenwirth ist in seiner Art gerade so gut, als man nach Erwägung aller Verhältnisse von ihm erwarten kann.

Die Reise, welche ich auf dem Edward mitmachte, war ganz ohne Interesse, obwohl das Schiff mit seinem Auftrage ausnehmendes Glück hatte; Behandlung und Lebensweise gefielen mir wohl und der Wallfischfang mußte ebenfalls gut ausgefallen seyn, da wir sonst nicht so frühzeitig zurückgekehrt wären. Wir fuhren um das Kap Horn und fingen unsern ersten Wallfisch zwischen der Küste von Südamerika und der von Neuhollland. Im ganzen zählte ich gegen dreißig Wallfische, deren Erlegung ich anwohnte, ohne daß mir ein Unfall begegnet wäre; als Neuling in diesem Geschäft führte ich nämlich ein Mittelruder und hatte fast nichts zu thun, als das Boot von der Leine klar zu erhalten und auf mein Ruder Acht zu geben.

Die Reise, die ich damals machte, ist jetzt so etwas Gewöhnliches geworden, die Art und Weise des Wallfischfangs ist dermaßen bekannt, daß ich nicht lange dabei verweilen will. Wir kamen bis



an die Küste von Japan, wie man's nennt, blieben aber eine gute Strecke vom Lande entfernt und segelten an Neuhollland vorüber, ohne es zu berühren. Die Rückreise wurde sodann über das Kap der guten Hoffnung und über St. Helena angetreten. Vor Anker gingen wir während der ganzen Reise nur einmal und zwar zu Puna bei der Mündung des Guayaquilflusses an der Küste von Chili, wo wir eine Woche lang verweilten; diesen einzigen Fall ausgenommen, war der Edward während der ganzen Reise unausgesetzt, also achtzehn Monate unter Segel gewesen.

Eigentlich hatten wir zu St. Helena vor Anker gehen wollen; der Zutritt war uns aber versagt worden, weil Bonaparte damals als Gefangener die Insel bewohnte. Wie wir uns nämlich der Insel näherten, stießen wir auf eine Kriegsbrigg, welche uns wieder so weit in die See hinausbegleitete, bis die Höhen der Insel unsern Augen entschwanden, ohne daß uns erlaubt wurde, auch nur ein Boot um frische Vorräthe in den Hafen zu schicken.

Meinen Reiselohn verkaufte ich für zweihundert und fünfzig Dollars, mit denen ich sogleich meinen Gastwirth in der Waterstreet\* aufsuchte. Natürlich wurde ich von allen herzlich bewillkommt, denn an solchen Orten wird das Ansehen eines Matrosen nach der Länge seiner Reise bemessen; wie man in der Wallstreet\*\* von „Hunderttausendthalermännern“ spricht, so hört man in der Waterstreet von „anderthalb- oder zweijährigen Seefahrern“ reden. Da außer Wallfischfängern, Ostindienfahrern und Marinematrosen sonst Niemand so lange aushalten konnte, bildeten wir insgesammt zwei bis drei Wochen lang die Kategorie A. Nr. 1, worunter der Kriegsschiffmatrose, der gewöhnlich drei Jahre ausbleibt, die erste, der glückliche Wallfischfänger die zweite und der Kantonschiffer die dritte Stelle einnimmt.

Der „Edward“ war ein glückliches Schiff und in sofern war

\* Die Wasserstraße.

D. U.

\*\* Die Mauerstraße, das Kaufmannsviertel von New-York.

D. U.



auch ich ein glücklicher Bursche gewesen; übrigens benahm ich mich diesmal weit besser, als bei meiner Rückkehr von St. Domingo, blieb öfter nüchtern, verschleuderte mein Geld nicht mehr auf so thörichte Weise wie früher und wartete auch nicht, bis man mich zur Thüre hinaus wies, um mich nach einer neuen Anstellung umzusehen. Als ich mich abermals einschiffte, konnte ich sogar hundert Dollars in dem Hause meines Gastwirths zurücklassen — für einen Matrosen in seiner Art ein eben so bemerkenswerthes Ereigniß als der Umstand, daß ich diese Summe bei meiner nächsten Heimkehr vollständig ausbezahlt erhielt.

Die Standhaftigkeit, welche ich diesmal bewies, war größtentheils folgenden Umständen zuzuschreiben. Ich war nach meiner Rückkehr vom Wallfischfang mit zwei alten Bekannten, die mit mir in der Gefangenschaft gewesen waren, zusammen getroffen; ihr Name war Wilson und Tibbets — Letzterer nicht jener Tibbets, der zugleich mit mir nach Bermuda geschickt worden war, sondern nur ein Namensvetter desselben. Diese beiden hatten auf dem Kaperschiffe „Governor Tompkins“ gedient, wofür sie eine beträchtliche Summe Prisenngeld nach Haus gebracht hatten; mit ihrer Baarschaft waren sie bedachtsam umgegangen und hatten eine englische Prisenbrigg um geringen Preis angekauft und ausgerüstet. Auf dem Tompkins waren sie als Fockmastmatrosen angestellt — während der Gefangenschaft waren sie meine Tischgenossen und wohlgelittenen Kameraden gewesen, und da sie mich jetzt nach ihrer ersten Westindienfahrt zu einer zweiten Reise nach Irland auf ihre Brigg einluden und mir manchen guten Rath über die vorsichtige Verwendung meines Geldes ertheilten, so wollte ich mir ihre Ermahnungen auch zu Nutzen machen, was die oben erwähnte Wirkung bei mir hervorbrachte.

Die Prisenbrigg, Namens „Susanne,“ stammte aus einem der kleineren brittischen Häfen, doch weiß ich nicht mehr aus welchem; sie mochte ungefähr zweihundert und fünfzig Tonnen Ladung fassen,



muß aber schon damals alt und morsch gewesen seyn. Tibbets war der Schiffsherr und Wilson der oberste Steuermann; ich versah gewissermaßen den Dienst eines Untersteuermanns und befehligte einen Theil der Wachmannschaft, wohnte aber meinem Wunsche gemäß unter den übrigen Matrosen.

Es war, glaube ich, im Januar 1818, als wir nach Belfast unter Segel gingen; wir zählten im Ganzen unserer vierzehn am Bord, wovon die meisten an der Ostküste der vereinigten Staaten zu Haus waren. Unsere Abfahrt geschah bei einem heftigen Nordweststurm, der uns beizudrehen nöthigte, da die See zum Lensen zu hoch ging; da aber unser Schiff so schwerfällig arbeitete und überdies einen ziemlich starken Leck bekam, so mußten wir uns wieder zum Abhalten entschließen und das Lensen während des ganzen Sturmes fortsetzen. Im Ganzen zogen wir uns diesmal noch ziemlich gut aus der Affaire und brauchten während der ganzen Reise blos zweimal Höhenmessungen vorzunehmen, bis wir am drei und zwanzigsten Tage während der Nachmittagsstunden bei dichtem Nebel die Küste von Irland, auf welche wir von dem Weststürme in gerader Linie hingetrieben wurden — ganz nahe vor uns auftauchen sahen.

Die Brigg stand unter doppelt gerefften Vormarssegeln und jagte ganz frei vor dem Winde dahin, so daß wir ein Aufhalen der Segel für nöthig erachteten. Erst jetzt konnten wir den wesentlichen Nachtheil alter Segel und abgenutzter Tackelagen einsehen lernen, denn das Vormars-, das Fock-, sowie das Vorstengenstagssegel zersplizte im Wind, die Schooten rissen entzwei und nur mit großer Mühe gelang es uns, das Focksegel aufzugeien, indem ich selbst auf die Maa hinaufstieg und es so gut als möglich ausbesserte.

Es war mittlerweile Nacht geworden und der Wind tobte mit einer Heftigkeit, daß man beinahe „zwei Mann nöthig hatte, um einem das Haar auf dem Kopfe festzuhalten;“ gleichwohl kann ich nicht sagen, daß ich viel an unsere Lage dachte, denn meine Haupt-



sorge ging dahin, in meine Back hinabgehen und warme, trockene Kleider anlegen zu können. Vom Lande war nach der ersten halben Stunde nichts mehr zu sehen; erst gegen Mitternacht vierte unser Schiff und kam jetzt auf die Backbordsseite zu stehen; kaum war dies geschehen, als die Focktalje losprang und das Focksegel in Fetzen zerrissen wurde, ohne daß wir für den Augenblick ein anderes einsehen konnten.

Von jetzt an begannen sich die Umstände sehr bedenklich zu gestalten, obwohl ich aus mancherlei Gründen keine große Unruhe verspürte. Anders war der Fall mit Tibbets und Wilson, welche vor dem Kap Klear Besorgnisse hegten und mit denen ich kaum vorher beim Halsen einen kleinen Streit gehabt hatte, da ich selbst der Ansicht war, wir hätten auf der Steuerbordsseite an dem Kap vorbeiklariren sollen. Dieser Umstand war schuld, daß Beide in jener Nacht selten mit uns sprachen und wir überhaupt nur wenig mit einander verkehrten. In der That, ich bereute es jetzt, daß ich mich auf einem Fahrzeuge hatte einschreiben lassen, dessen Eigenthümer zu arm waren, um ein Schiff gehörig für die See auszurüsten zu können und deren Stellung meiner eigenen zu nahe verwandt war, als daß ich besondere Achtung vor ihnen hätte haben können.

Man hatte das Vormars- wie auch das Focksegel, so gut es anging, ausgebeffert und frisch eingesetzt; allein gegen zwei Uhr Morgens rissen die Schooten von neuem entzwei und das Segel flatterte am Reefband wie ein Stück Musselin, das von dem Ladens jungen abgerissen wird. Die Brigg führte jetzt bloß noch das große Marssegel, dicht gerefft, und auch dieses erwartete ich jeden Augenblick seinen andern Kameraden nachfolgen zu sehen. Es regnete und stürmte fürchterlich und die See brauste beständig in Stürzwogen über uns her. Die Mannschaft war großentheils ermüdet, einige gingen unter's Deck, während auch diejenigen, welche oben blieben, unthätig waren oder auch nichts thun konnten;



dabei herrschte eine solche Finsterniß, daß wir nicht einmal vom Spiegel bis zum Gallion zu sehen vermochten.

In dieser Lage ging ich nach dem Hintertheil, um Tibbets mitzutheilen, daß ich unser Schiff für verloren hielte; er hatte immer noch Hoffnung, da die Bai sehr tief war, und meinte, das Tageslicht könne hereinbrechen, noch ehe wir bis an die Felsen am Ufer getrieben würden. Ich war ganz anderer Meinung und glaubte, die Brigg werde schon von den Grundwellen hin und her geworfen, wenn sie sich auch noch nicht ganz im Bereiche der Klippen befände.

Diese ganze Zeit über blieb das Schiffsvolk ruhig; niemand versuchte zu trinken, und fast keiner rührte sich von der Stelle. Ungefähr eine Stunde nach jener Unterredung mit Tibbets, als ich mich eben am Wetterbord befand und die Luvgeltaue des großen Segels in der Hand hielt, gewahrte ich plötzlich dicht unter unserem See eine Reihe von Klippen.

„Riffe — Riffe!“ schrie ich laut; „jeder mag nun für sich selber sorgen!“

Einen Augenblick später wurde die Brigg von einer Woge emporgetragen, im nächsten in die Schlucht hinabgeschleudert und dann blieb sie fest auf den Klippen sitzen. Der Stoß, mit dem dies geschah, war so heftig, daß ich das Gleichgewicht verlor, trotzdem daß ich mich nach innen an das Geitau anklammerte; gleich darauf hörte ich das Krachen des Fockmastes, welcher leewärts in die See hinausstürzte. Die Brigg legte sich auf die Balkenköpfe über, richtete sich aber mit der nächsten Woge wieder auf, schoß eine Strecke gerade vorwärts und stürzte dann wieder mit einer Heftigkeit zu Boden, welche sie gänzlich zu zertrümmern drohte.

Mit einemmal fiel mir der Hauptmast ein und um ihn bei seinem Einsturze aus dem Weg zu gehen, eilte ich vorwärts bis zu den Bätingshölzern und durfte froh seyn, daß ich dies gethan hatte, denn gleich darauf verspürte ich eine Bewegung, als ob die Obertheile des Schiffs sich von dem unteren Raume ablösen wollten.



Ich hatte Niemand in der Nähe und der Letzte, den ich an Bord sah und sprach, war Tibbets, der auf der Hüttenleiter stand, als ich ihm eine Stunde vor dem Scheitern der Brigg meine Ansicht mittheilte.

Von dem Augenblicke, da ich die Winde erreichte, bis zu dem, wo ich eine furchtbar schäumende Sturmfluth über das Schiff hereinbrechen sah, mochte kaum eine halbe Minute verstrichen seyn und jetzt klammerte ich mich bei jenem unglückverkündenden Anblick instinktmäßig an die Bätingshölzer fest. Ich kann mich noch erinnern, wie das Wasser über mich herstürzte, auch das schwebt mir noch dunkel vor Augen, daß ich durch eine Masse von Tackelwerk hindurchkam — damit ist aber mein Gedächtniß zu Ende.

Als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich in einer irischen Lehmhütte, wo ich von einer alten Frau und ihrer Tochter gepflegt wurde; mein Kopf war verbunden, das Haar auf der Stirne größtentheils abgeschnitten, ich fühlte mich am ganzen Leibe wund und wie gelähmt, und ein Glück war's noch, daß ich kein Glied gebrochen hatte.

Von dem, was mit mir vorgegangen war, hörte ich später folgende Schilderung entwerfen: der Mann meiner Pflegerin, ein alter Fischer, der diese Hütte bewohnte, hatte mich nebst einigen andern Personen zwischen zwei Felspalten auf dem Gesichte liegend angetroffen; in meiner Nähe war nirgends weder Stenge noch Tau zu bemerken. Nicht weit von mir hatte man zwei Schiffsjungen, welche zur Brigg gehörten, beide noch lebend, aber schwer verletzt, den einen gar mit gebrochenem Schenkel, aufgefunden; von der übrigen Mannschaft der Susanna war nirgends eine Spur zu entdecken und nicht einmal ihre Leichen scheint man später aufgefischt zu haben. Tibbets und Wilson waren beide mit ihrer alten Prise zu Grunde gegangen, welche ihren Namen auf diese Art sehr schlecht bewährte. Ich verlor eine gute Ausstattung und befand mich jetzt



nach dreiwöchentlicher Dienstleistung nackt und entblößt an der Küste von Irland.

Zu meinem Leidwesen muß ich gestehen, daß mein Herz mehr Reue und Verdruß, als Dankbarkeit für meine Rettung empfand; von Religion hatte ich kaum einen Begriff, denn von alledem, was man mir während meiner Kindheit mühsam beigebracht hatte, war fast keine Spur mehr vorhanden. In dieser Gemüthsstimmung hatte ich freilich weit mehr Sinn für die Drangsale, die ich erduldet, als für die göttliche Barmherzigkeit, die sich mir in meiner Rettung dargethan hatte. Ich blicke mit Beschämung auf die Hartherzigkeit zurück, die mich gegen die mannigfachen Beweise von Gnade unempfindlich machte, welche mich so oft schon den Gefahren meines Berufs entrisßen hatte.

Noch volle drei Tage gingen nach dem Schiffbruche vorüber, bis ich endlich das Bett verlassen konnte. Man kann nirgends eine freundlichere Behandlung erfahren, als sie mir von diesen irischen Fischersleuten erwiesen wurde; sie hatten doch wahrlich keinen andern Lohn vor Augen, als den der Himmel barmherzigen Seelen gewährt und dennoch hätte ich nicht besser verpflegt werden können, auch wenn ich ihr eigener Sohn gewesen wäre; sie nährten, pflegten und wärmten mich, ohne eine andere Belohnung als den Dank eines armen Schiffbrüchigen davonzutragen.

Ich mußte drei Wochen bei ihnen bleiben und konnte wegen meiner Quetschungen nicht einmal etwas für sie arbeiten. Die Susanna war vollkommen zerschellt und von ihren Trümmern ließ sich auch nicht soviel zusammenlesen, daß man ein Boot davon hätte bauen können; ihre Ladung war eben so spurlos wie ihr Rumpf verschwunden, und ehrlich gestanden, wäre es kaum der Mühe werth gewesen, die Leptere anzubrechen.

Die beiden Schiffsjungen waren zwei bis drei Meilen aufwärts an der Küste in einer andern Hütte untergebracht worden; da ich aber keine Schuhe hatte und überdies zu kraftlos war, so konnte ich



auf den scharfen Steinen nicht so weit gehen, um sie zu besuchen. Wir schickten uns mehrere Mal Grüße hin und her; sonst habe ich seit dem letzten Blick, den ich damals nach Tibbets und seiner Hüttenleiter geworfen, von der ganzen übrigen Mannschaft der Brigg keine einzige lebende Seele mehr zu Gesicht bekommen.

Als endlich mit dem Eintritt ruhigerer Witterung ein Küstenschiff dicht an unserer Hütte vorüberkam, ruderte mein alter Fischer darauf los, erzählte ihnen meine Geschichte und erhielt für mich einen Platz nach Liverpool. Ich verabschiedete mich sodann von diesen gutherzigen Leuten und gab ihnen Alles was ich hatte — nämlich meinen aufrichtigen Dank, worauf ich mich an Bord der Schaluppe verfügte.

Ich fand hier die beste Behandlung, ohne daß es Jemand eingefallen wäre, mir eine Arbeit zumuthen zu wollen. Am zweiten Tage erreichten wir Liverpool, wo ich unverzüglich an's Land stieg und Molly Hutson aufsuchte; so hieß nämlich die Wirthin, bei welcher die Mannschaft des Sterling eingekehrt war, zu der Zeit, da Kapitän B — — jenes Schiff befehligt hatte. Die alte Frau nahm mich freundlich auf, verhalf mir zu einigen Kleidern und schien mich wegen meines Unglücks sehr zu bedauern. Da ich aber um keinen Preis länger müßig bleiben wollte, so verdingte ich mich an Bord des „Robert Burns“ und segelte noch in derselben Woche nach New-York ab. Ich erhielt zwar kein Handgeld, erfreute mich aber einer trefflichen Behandlung und hatte nur eine sehr kurze Winterfahrt zu bestehen.

Kaum drei Monate, nachdem ich meinen alten Gastwirth verlassen hatte, kehrte ich wieder zu ihm zurück und ließ mir meine hundert Thaler auszahlen, was auch ohne alle Schwierigkeiten geschah. Wir hatten zusammen auf dem Sterling gedient und er schien von jeher eine bessere Meinung von mir zu haben, als Gastwirth in der Regel von Matrosen zu hegen pflegen.

Unter meinen Standesgenossen wurde damals viel von den



Vorthailen gesprochen, welche eine Reise an die irländische Küste zum Behufe des Tabaksmuggelns haben sollte und ich ließ mich dadurch zu dem Entschlusse bestimmen, mein Glück auf eigene Rechnung zu versuchen. Ueber die Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit des Schmuggelns habe ich hier nichts zu sagen; ich würde jetzt, so weit ich mich selber kenne, keine solche Reise mehr machen: allein arme Matrosen, wie meines gleichen, verstehen in solchen Dingen nicht immer den rechten Unterschied zu machen und die Kaufleute dürfen mit vollem Rechte einen Theil dieser Schande auf ihre eigenen Schultern nehmen, denn selten wird man einen Kaufherrn und noch seltener einen Seemann treffen, der sich nicht des Schmuggelns schuldig gemacht hätte\* — Marineoffiziere sind natürlich hievon ausgenommen.

Ich verwendete den größten Theil meiner hundert Dollars auf meine neue Ausstattung und schiffte mich dann auf dem *W'Donough*, einem kleinen, nach Art eines Lootsenboots gebauten Schooner, nach Irland ein, um ehrsame Leute, wie meinen alten Fischermann, mit wohlfeilem Taback zu versehen. Unsere Ladung, aus dem rohen Material bestehend, war in kleine Ballen verpackt, welche man in der Hand mit sich forttragen konnte. Wir waren unserer siebzehn Matrosen auf dem Schiff und führten kein Geschütz, wohl aber Pistolen und dergleichen; unser Schooner segelte mit seinen paar Gaffmarssegeln trotz einer Meernixe, und vierzehn Tage, nachdem wir Kap Hook verlassen, hatten wir den Ort unserer Bestimmung,

\* „Selten eine Herzogin,“ hätte Ned recht wohl beifügen dürfen. Die europäischen Gesandtschaftspaquete könnten wohl manches Geschichtchen von *Foulard's* u. s. w. aufstischen, die von einem Hof an den andern befördert werden. Der Verfasser ist der Ansicht, daß das Schmuggeln unter den höheren Ständen Amerika's weit weniger, als unter denen Europa's kultivirt wird; auch sollte man nicht vergessen, daß ein Matrose nicht leicht auf ein Schmuggelschiff gehen wird, das nicht von Handelsleuten des Festlandes ausgesendet wäre. D. Herausg.



den Hafen auf der Toryinsel vor Augen, welche seewärts von der nordwestlichen Küste Irland's gelegen ist.

Es war noch Tag, als wir anlangten und wir gaben deshalb ein Signal, das später durch eine Rauchsäule, die sich auf einem der Felsen erhob, beantwortet wurde; dann kam ein großes Boot zu uns heraus, das wir noch am selbigen Abend mit Taback voll luden. Die Nacht über hatten wir bald noch vier bis fünf weitere Boote mit derselben Ladung entsendet; mit Anbruch des Tags mußte aber unser Schooner den Wind anholen und sich wieder vom Lande entfernen.

In der nächsten Nacht kehrten wir zurück und trafen wieder mehrere Boote, worauf wir am andern Morgen wieder wie zuvor in die See zogen und auf diese Art eine volle Woche hindurch Ladung auf Ladung an's Land beförderten, indem einmal bloß ein Boot, ein anderes Mal aber deren drei oder vier, wie's gerade der Zufall gab, bei unserem Schooner ansprachen. So oft wir ein Boot erblickten, wurde es angerufen und befragt: „ob es auswärts bestimmt sey;“ gab es dann eine befriedigende Antwort, so geiten wir unser Focksegel und ließen das Boot neben unserem Schiffe anlegen.

So hatten wir am Morgen des sechsten oder siebenten Tages etwa zwei Drittheile unserer Tabackladung ausgeschifft und eben war wieder ein Boot nach dem Lande abgegangen, als wir plötzlich eine Kriegsbrigg um die Toryinsel herumkommen und Jagd auf uns machen sahen. Wir hatten nichts Eiligeres zu thun, als unsern Schooner scharf an den Wind zu halen, der eben frisch drauf loszublasen anfing.

Die Engländer lassen in der Regel nur die besten Schnellsegler auf dieser Station kreuzen und so hatten wir wahrlich keine Zeit zu verlieren, denn die Brigg segelte sehr rasch und war uns weit überlegen. Unser kleiner Schooner hielt sich aber gleichwohl vorzüglich und lief eine Nacht und zwei Tage mit seinem Gegner in



die Weite, bis er endlich, trotz dem, daß sein großes Segel unten gerefft, das einmal gereffte Fock-, sowie das Klüversegel mit einem Bannet\* versehen und der fliegende Klüver bordeinwärts gehalten war — mit dem Engländer nicht mehr gleichen Schritt zu halten vermochte.

Am zweiten Abend bei Sonnenuntergang stand uns die Brigg so nahe, daß wir die Mannschaft an deren Bord unterscheiden konnten; dazu kam noch, daß der Wind frischer als jemals wehte und so den Gegner begünstigte, während wir bei gemäßigterem Wetter den Vortheil über ihn davongetragen hätten. Unser Patron fing an unruhig zu werden und beschloß eine Kriegslist zu versuchen.

Die Nacht schien finster und regnerisch zu werden und wir hatten nicht sobald die Brigg aus den Augen verloren, als unser Schooner durch den Wind wendete, eine kurze Strecke weiter fuhr, dann alle Segel einhißte und sämtliche Lichter auslöschte. In dieser Lage blieben wir drei Stunden stehen; dann steuerten wir mit unserem Fahrzeug wieder schnurstracks auf die Toryinsel los. — Was aus der Brigg geworden ist, weiß ich nicht; vielleicht daß sie ihre Jagd noch immer fortsetzt, denn ich habe nie wieder etwas von ihr zu Gesicht bekommen.

Am andern Tag steckten wir wieder unser Signal auf und wie zuvor, sahen wir auch diesmal auf demselben Felsen eine Rauchwolke emporsteigen. Wir brauchten noch volle drei Tage, um unsern Taback vollends an's Land zu schaffen, wo es unterdessen einige Störungen gegeben hatte, wiewohl der ganze Vorrath, wie ich mir später sagen ließ, mit Ausnahme einiger Bootsladungen ganz sicher untergebracht wurde.

Kaum war die Ladung ausgeschifft, als wir uns wieder nach New-York auf den Weg machten, wo wir nach kurzer Ueberfahrt und einer Abwesenheit von kaum zwei Monaten glücklich wieder anlangten. Meinen Lohn und die erhaltenen Geschenke zusammen-

\* Bannets sind Streifen Segeltuch, welche zur Verlängerung der Segel unten angeheft werden, um letztere mehr Wind fassen zu lassen. D. U.



gerechnet hatte mir diese Fahrt gegen hundert Dollars eingetragen; trotzdem mochte ich mich später nie wieder auf den Tabackhandel einlassen.

### Elftes Kapitel.

Diesmal blieb ich zwei Monate lang am Lande liegen. Ich hatte beschlossen, die Steuermannskunst zu studiren und zu versuchen, ob ich nicht eine höhere Stellung als die des Vorkastellmatrosen gewinnen könnte — ein weiser Vorsatz, in dem ich durch einige verständige Freunde bestärkt wurde. Ich hatte ein junges Mädchen von achtungswerthem Charakter und angenehmem Aeußeren getroffen, in das ich mich, offen gestanden, sterblich verliebt hatte.

Ich glaube, eine Mutter pflegt in solchen Dingen weit mehr als der Vater auf der Hut zu seyn, denn es dauerte nicht lange, bis mir die alte Frau über den Hals kam und mich über meine Absichten hinsichtlich Sarah's ausholte, während der Vater sich hierin viel geduldiger zeigte. Ich gestand ihr geradezu, daß ich ihre Tochter zu heirathen wünsche; die alte Frau aber meinte, ich sey noch zu wild, — eine Ansicht, welche Sarah keineswegs zu theilen schien. Hätte man uns Beide uns selbst überlassen, ich glaube, wir hätten einander geheirathet, trotz dem, daß ich eigentlich zuvor Offizier werden wollte, ehe ich mich zu einem so wichtigen Schritte entschloffe.

Ich habe seither oft gedacht, daß Sarah's Eltern bei meiner abermaligen Anwerbung betheilt gewesen seyn mußten, denn sie hatten mit dem Kapitän, der mir nunmehr die Stelle eines Untersteuermanns antrug, von jeher auf sehr vertrautem Fuß gestanden. Es kostete mich keine geringe Ueberwindung, den genannten Vorschlag anzunehmen, wiewohl ich im Ganzen einsah, daß es das Beste war, was ich thun konnte; als nämlich die Zeit der Abreise herankam, wäre ich gar zu gerne bei Sarah geblieben, obgleich ich mir bei



kaltblütiger Ueberlegung nichts Vortheilhasteres wünschen konnte, als eben die Stelle, welche ich erhalten hatte.

So kam ich denn als Untersteuermann auf eines der Coster'schen Schiffe mit Namen „William und Jane,“ das nach Holland und Canton bestimmt war. Mein Abschied von Sarah war äußerst zärtlich und die Nothwendigkeit des Scheidens ging uns Beiden, glaub ich, sehr nahe.

Auf der Hinfahrt ereignete sich nichts, was Erwähnung verdiente; ich widmete mich mit vollem Eifer meinem Amte, in welches ich schon auf dem Sterling und später noch mehrere Male hineingepfuscht hatte. Wir erreichten den Texel, konnten aber hier mit aller Mühe nicht die erforderliche Summe Dollars aufstreiben, und mußten deshalb mit einer Abschlagszahlung von zwanzig Tausenden und mit einer kleinen Portion Wachholderbranntwein als einziger Rückfracht nach New-York zurückkehren.

Nach einer Abwesenheit von fünf Monaten fand ich meine Sarah noch ebenso hübsch und ebenso treu wie zuvor. Ich blieb übrigens auf meinem seitherigen Schiffe, mußte aber, da meine astronomischen Kenntnisse gar zu beschränkt befunden wurden, um eine Rangstufe herabsteigen, d. h. dritter Steuermann werden.

Wir hielten uns einen Monat zu New-York auf und es fiel mir äußerst schwer, mit Sarah nicht geradezu auf und davon zu gehen, doch suchte ich mein Schifflein so gut wie möglich von den Klippen entfernt zu halten. Ich schenkte ihr einen silbernen Fingerring und sagte ihr, sie solle durch einen Silberarbeiter unsere beiden Namen verschlungen hineingraviren lassen: dies geschah und der Leser wird später erfahren, welche Folgen dieser Schritt für uns Beide herbeiführte.

Ob wir unter Segel gingen, war auf unserem Schiffe ein kleiner Aufstand ausgebrochen: die Leute hatten sich nämlich geweigert, noch ferner unter dem erst neulich erworbenen Hochbootsmann zu dienen, und gaben sich nicht eher zufrieden, als bis man



vor der Abfahrt einen andern Bootsmann herbeigeschafft hatte. Ich glaube überhaupt, daß noch nie ein Schiff mit solchen Kontraktbedingungen vom Lande stieß, wie unsere Mannschaft sie sich extrozt hatte — drei Quart Wasser täglich, sowie die Erlaubniß, die Vormittagswache unter Deck zuzubringen. Alles dieß Schwarz auf Weiß und trotz dem noch allerhand Unruhen, bevor wir unsern Bestimmungsort erreichten!

Unsere Ueberfahrt war sehr langwierig und dauerte im Ganzen zweihundertundzehn Tage. Als wir in die Linie der Passatwinde gelangten, wurde ein Mast nach dem andern bis zum Joltau abgetakelt, worauf man Alles überfuhr und neue Tafelagenwände über die unteren Marsen spannte; wir brauchten zwar ziemlich lange Zeit dazu, verloren aber wenig oder nichts an Geschwindigkeit, da das Schiff die ganze Zeit über vor dem Winde hersegelte und diejenigen Masten, welche noch aufgetakelt blieben, von oben bis unten in Leinwand gehüllt wurden.

Ehe wir zur Musterung unseres Tafelwerkes übergingen, waren wir mit einem englischen Schiffe, dem „General Blücher,“ zusammengetroffen, in dessen Gesellschaft wir volle vierzehn Tage weiter segelten. Während beide Schiffe beisammen waren, kam uns eine fremde Brigg zu Gesicht, welche uns drei bis vier Tage sorgfältig bewachte und von beiden Fahrzeugen für ein Räuberschiff angesehen wurde. Da wir sechs Kanonen nebst einunddreißig kampffähigen Matrosen an Bord hatten und der Blücher zum wenigsten ebenso stark war, so glaubten die beiden Kapitäne, wenn sie zusammen hielten, so würde es ihnen wohl gelingen, den Burschen im Falle eines Angriffes zurückzuschlagen. Die Brigg kam uns häufig so nahe, daß sie uns ganz genau beobachten konnte, segelte dann jedesmal wieder zurück und trieb dieses Spiel mehrere Tage lang fort, bis sie plötzlich den Wind faßte und aus unsern Blicken verschwand. Unser Schiff hätte freilich keine üble Priße abgegeben, da es, wie



man sagte, nicht weniger als zweimalhundertundfünfzigtausend spanische Thaler an Bord führte.

In einem heftigen Sturm wurden wir von dem Blücher getrennt, worauf unser Schiff gegen Rio steuerte, wo wir uns theilweise unseres Ballasts entledigten und unsere Bleiladung umtauschten, so daß unser Schiff leichter wurde und nicht mehr so tief im Wasser ging.

Von hier an bis Vandiemens-Land erlebten wir keinerlei bemerkenswerthe Vorfälle. Wir hatten das Land schon zwei Tage im Gesicht, als einer der Schiffsjungen beim Reffen der Leesegele fallen von der Vorbramraa herabstürzte. Ich hatte mich eben nach Beendigung des Mittagessens hinunter versüßt, um meine Wache zu besorgen, als ich den Ruf vernahm:

„Ein Mann über Bord!“

Ich rannte augenblicklich, wie ich ging und stand, auf's Verdeck, sprang mit vier Anderen in ein Quarterboot, das sogleich hinabgelassen wurde und als wir um das Schiff herumruderten, hörte ich den armen Jungen mich beim Namen zu seiner Rettung aufrufen. Während ich auf dem Hinterdeck des Schiffes gestanden, hatte ich ihn ganz deutlich hinter dem Spiegel wahrgenommen; sobald aber das Boot im Wasser war, kam er mir gänzlich aus dem Gesicht. Man hatte den Hüttendeckel über Bord geworfen, der nun in unserem Kielwasser nachschwamm, und auf den wir zusteuerten, ohne etwas Weiteres von dem armen Teufel zu sehen noch zu hören. Seinen Hut fanden wir wohl, fischten auch den Hüttendeckel auf, er selbst aber war nirgends zu entdecken: ohne Zweifel war er schon früher untergesunken, noch ehe wir die Stelle erreichten, welche sein Hut als diejenige bezeichnete, wo er umhergeschwommen seyn mußte. Letzteren hatten wir zuerst aufgefangen und da der Junge sich nirgends blicken ließ, so waren wir zu dem ziemlich umfangreichen Hüttendeckel zurückgerudert.

Während wir mit Einsfischen desselben beschäftigt waren, kam ein Windstoß über unser Boot hergefahen, der uns den Deckel



beinahe aus den Händen gerissen hätte: wir hielten unsere ganze Aufmerksamkeit auf dessen Sicherstellung gerichtet, so daß wir keine Zeit zum Umschauen fanden; kaum aber war dieses Geschäft beendigt, als einer unserer Leute ausrief, das Schiff sey nirgends zu sehen!

Er hatte wahr gesprochen — unser reicher Kauffahrer war verschwunden und wir saßen in einer sechsrudrigen Pinasse mitten im weiten Ocean, ohne einen Bissen Mundvorrath, ich selbst ohne Hut, Schuhe, ohne Jacke und Hosen, bloß mit einem Paar Unterheinkleidern und einem flanellenen Hemde bekleidet! Das einzige Glück war noch, daß der Kapitän in jedem Boot ein Lönnchen Wasser aufbewahrt hatte; so fanden wir wenigstens einen kleinen Vorrath von diesem Hauptbedürfnisse, der für uns fünf vielleicht auf zwei bis drei Tage ausreichen mochte.

Alle unsere Boote waren mit Segeln versehen, die der Pinasse aber hatte man kurz zuvor des Trocknens halber über das Quarterdeck gespannt, so daß wir einzig und allein auf unsere Riemen beschränkt blieben. Anfänglich ruderten wir leewärts, bald aber überfiel uns ein so dichter Nebel, daß wir die Gegenstände kaum auf Kabellänge unterscheiden konnten und unser Nachsuchen nach dem Schiffe in dieser Richtung gänzlich erfolglos blieb.

Nach ein paar Stunden stellten wir das Rudern ein, um nunmehr gemeinschaftliche Berathung zu halten. Ich schlug vor, in der Richtung des Landes, d. h. windwärts zu rudern; sollte das Schiff uns auffuchen, so mußten wir's jedenfalls in jener Region finden, und war es ganz für uns verloren, so bestand unsere einzige Hoffnung darin, die Küste zu erreichen, wo wir doch vielleicht etwas zu essen vorfinden mochten, während hier auf dem Ocean wenig Aussicht dazu vorhanden war. Meinen Kameraden wollte anfangs der Gedanke, den Ort zu verlassen, nicht recht einleuchten, nach einigem Hin- und Herreden entschieden sie sich aber dennoch für meinen Plan.

Der Nebel dauerte den Nachmittag, die ganze Nacht und den



andern Tag bis zur Mittagsstunde fort; wir waren ohne Kompaß und mußten unsern Kurs nach Wind und Wogen einrichten. Von Zeit zu Zeit hellte sich der Himmel wohl etwas auf, so daß wir ein paar Sterne gewahren und den Tag über auch einige Meilen in der Umgebung des Boots überblicken konnten: von unserem Schiffe aber war nirgends etwas zu sehen. Der Wind wehte so heftig, daß wir meiner Beurtheilung nach nur eine kleine Strecke weiter rückten, da unsere ganze Anstrengung sich darauf beschränkte, das Boot in seinem Querlaufe durch die See zu erhalten. Hätten wir freilich mit vier Rudern arbeiten können, dann wäre der Fall weit günstiger gewesen; so aber durften von einer Wache bis zur andern nur zwei Männer beschäftigt werden, damit die beiden andern unterdessen, von dem Hüttendeckel beschützt, sich wieder etwas erholen konnten.

Ich steuerte so lang ich es vermochte, mußte aber von Zeit zu Zeit zum Ruder greifen, um mich nur einigermaßen warm zu erhalten. Auf diese Weise verstrichen sechsundzwanzig der unangenehmsten Stunden meines Lebens, als plötzlich einige von uns den fernen Donner einer Kanone zu hören meinten. Ich wollte es nicht glauben, und mochte in gespannter Erwartung wohl zehn bis fünfzehn Minuten lang gehorcht haben, als sich ohne allen Zweifel auf unserer Leeseite ein zweiter Schuß vernehmen ließ.

Dieses Signal äußerte einen merkwürdigen Einfluß auf uns alle: augenblicklich wurden die vier Ruder bemannt und fort ging's nun vor Wind und Wogen, so schnell wir nur immer zu rudern vermochten, während ich selbst nach der Richtung der Kanonenschüsse hinsteuerte, die sich luwwärts von uns von Viertelstunde zu Viertelstunde mit schwerem Donner wiederholten.

So hörten wir drei oder vier dieser Schüsse, den einen immer näher wie den andern, was keine kleine Freude bei uns verursachte, bis ich endlich das Schiff ungefähr auf zwei Meilen vor uns stehen sah. Es war auf der Steuerbordseite dicht angehalt, zum Zeichen,



daß man uns suchte; nur die Marssegel waren einfach gerefft und die Bramsegel darüber gesetzt. Es lief übrigens rasch an uns vorüber und hätten wir es nicht so zeitig wahrgenommen, so wären wir quer durch sein Kielwasser, d. h. zu weit leewärts von ihm gekommen und hätten somit jede Hoffnung auf Rettung verloren.

Sobald wir den „William und Jane“ erblickten, änderten wir unsern Kurs; doch wie war es möglich, daß unser Boot bei solcher See ein schnellsegelndes Schiff, das mit einer dichten Segelmasse dahin jagte, noch einholen sollte? Unsere Angst war auch von dem Augenblicke an, da wir das Schiff vor uns sahen, vielleicht weit größer als zuvor, denn jetzt erst erkannten wir die Gefahr, welche uns bevorstand. Nie werde ich das Gefühl vergessen, mit dem ich das Schiff seine große Halse ausgapen und das große Marssegel einholen sah! Fock- und Bramsegel folgte, worauf die große Maa sich rund umschwenkte und das große Marssegel backlegte; Alles am ganzen Schiff schien zu fliegen, und wir wußten nun, daß wir gerettet waren.

Wenige Minuten später standen wir an Bord unseres Schiffs; das Boot kam an den Penterbalken, das Steuer wurde aufgenommen und fort ging's mit der alten Barke, China entgegen.

Wir hatten auf unserer Bootsexcursion vom Hunger, von der Anstrengung und dem Wetter viel auszustehen gehabt und mir besonders war's unter allen am schlimmsten ergangen, da ich trotz der kühlen Witterung fast kein Kleidungsstück auf dem Leibe trug; hätten wir noch einen Tag länger auf diese Art zubringen müssen, ich glaube, wir wären alle zu Grunde gegangen, wenn wir anders nicht zu der unter Seeleuten so wohl bekannten Alternative unsere Zuflucht genommen hätten.

Der Kapitän sowie die ganze Mannschaft waren hoch erfreut, uns wieder in ihrer Mitte zu sehen; sie hatten beschlossen, unter kurzen Halsen luvwärts zu wenden, bis sie das Land erreichen würden,



was unter diesen Umständen allerdings das Beste war und uns auch wirklich vom Untergange rettete.

Als wir in die Breite von Port Jackson gelangten, beschloß der Kapitän, statt der im Vertrag stipulirten drei — nur noch zwei Quart Wasser per Mann austheilen zu lassen. Dies verursachte eine Meuterei: die Leute wollten keinen Dienst mehr thun, was in diesen entfernten Theilen der See allerdings höchst fatal war. Der Kapitän wollte aber seinen Willen durchsetzen und sobald daher die Meuterer sich auf das Unterdeck versüßt hatten, nahm Jener seinen Vorthheil wahr und schloß die Springluce, so daß sie sich sammt und sonders eingesperrt sahen; dann rief er die Mannschaft des Hinterdecks — im Ganzen sechs Matrosen und drei Schiffsjungen — zusammen und legte uns die Frage vor: ob wir das Schiff lieber geradezu nach Canton führen oder in Port Jackson landen und Wasser daselbst einnehmen wollten? Er gab selbst zu, daß wir noch fünfundsiebenzig Tagreisen von Canton entfernt seyen, bestand aber gleichwohl auf seinem Vorhaben, die Reise dahin ohne Unterbrechung fortzusetzen.

Wir sahen alle Schwierigkeiten, welche daraus entstehen mußten, und stellten sie ihm unverhüllt vor Augen. Unten waren zwanzig Mann eingesperrt, welche acht- bis zehntausend Meilen in dieser Lage forttransportirt werden sollten, was im günstigsten Falle höchst lästig war, ja sogar dem einen oder andern von ihnen den Tod zuziehen konnte. Wir waren zwar bewaffnet und hatten durchaus keine Furcht vor den Leuten, mochten uns aber auch nicht dazu hergeben, mit einer so geringen Mannschaft, welche überdies noch zum dritten Theil aus Schiffsjungen bestand, ein Schiff von fünfhundert Tonnen Last eine so weite Strecke allein zu führen. Zu all' dem hatten die Leute das Recht eigentlich auf ihrer Seite, da ihnen im Kontrakt die obige Portion Wasser verwilligt und dieses Wasser eine kurze Strecke windwärts in Fülle zu haben war.

Der Kapitän gab unseren Vorstellungen nach und wir steuerten



nach Port Jackson, wo wir in drei bis vier Tagen ankamen. Während wir selbst das Schiff mit Wasser versorgten, wurden die Leute als Meuterer in's Gefängniß gebracht, wo sie so lange blieben, bis wir die erforderliche Portion Wasser am Bord hatten, was etwa vierzehn Tage dauerte.

Nun entstand aber die Frage, ob wir unserer alten Mannschaft noch länger vertrauen könnten; andere Matrosen waren nicht zu bekommen und so blieb uns keine andere Wahl, als unsere Arrestanten wieder an Bord zu nehmen und sie auf's Neue zum Dienst zu verwenden, sobald das Schiff zur Abfahrt bereit war. Die Bursche machten uns übrigens keine weitere Unruhe, sondern hielten sich vortrefflich, wie dies gewöhnlich bei Leuten der Fall ist, sobald sie nur einmal tüchtig zur Strafe gezogen worden sind.\* Eine Meuterei ist nie gefährlich, sobald die Offiziere von deren Existenz unterrichtet und in gehöriger Bereitschaft sind, ihr mutbig und entschlossen entgegen zu treten, denn des „Königs Name ist eine feste Burg.“ \*\*

Wir erreichten Canton zu gehöriger Zeit und fanden die neue Ladung schon für uns vorbereitet; wir nahmen diese ein und gingen nach drei Wochen abermals nach dem Texel unter Segel. Unsere Rückfahrt nach Europa war durch keinen Unfall unterbrochen, dauerte aber zweihundert und eilf Tage.

Im Texel fand ich zwei Briefe aus New-York, den einen von Sarah, den andern von einer ihrer Freundinnen. Sarah hatte denselben Silberarbeiter geheirathet, welcher unsere Namen auf

\* Edler Grundsatz für einen „Sohn der Freiheit“ und Diener der nord-amerikanischen Republik. D. U.

\*\* Wie dieser Spruch auf den vorliegenden Fall Anwendung finden soll, ist schwer zu begreifen. Wie in aller Welt kann hier von Meuterei die Rede seyn? Bei der ganzen Sache ist Niemand zu tadeln, als der wortbrüchige Kapitän, der einen feierlich stipulirten Vertrag verlegen wollte — die Mannschaft höchstens darum, daß sie sich die erlittene Mißhandlung so gutwillig gefallen ließ. D. U.



jenen Fingerhut gravirt hatte! Damals, als sie ihm den unglückseligen Fingerhut überbrachte, hatte er sie zum Erstenmal gesehen, hatte sich sogleich in sie verliebt und da er sich in guten Umständen befand, so waren ihre Freunde in sie gedrungen, seine Bewerbung anzunehmen. In ihrem Briefe gestand sie mir, daß sie ihren Fehler bereue und sich höchst unglücklich fühle — die Sache war aber jetzt nicht mehr zu ändern.

Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, unter diesen Umständen nach New-York zurückzukehren, und beschloß deshalb, mein Schiff zu verlassen. Ich erbat mir also meinen Abschied und habe den „William und Jane“ nie wieder gesehen.

Im Texel lag ein kleines Schiff aus Baltimore, der „Wabash“ genannt, das sich zur Abfahrt nach Canton vorbereitete, und auf dem ich mich, diesmal aber wieder als Fockmastmatrose, anwerben ließ. Mein Plan ging dahin, den Wabash zu Canton zu verlassen und nie wieder diesseits des Kaps zurückzukehren; das Fehlschlagen meiner Heirathsabsichten hatte mich dermaßen erbittert, daß ich so weit wie möglich von Amerika getrennt seyn wollte.

Dies war der Wendepunkt meines ganzen Lebens; er sollte die Stellung bestimmen, welche ich in meinem Berufe einzunehmen hatte. Ich war jetzt sieben und zwanzig Jahre alt und wenn es bei einem Manne in diesem Alter bereits den Krebsgang nimmt, so muß er wahrlich in einem guten Fahrzeuge segeln, wenn er sich wieder zu seiner eigentlichen Back hindurcharbeiten will.

Der Wabash wurde auf der Hinfahrt von Wind und Wetter begünstigt und durch keinerlei Unfall aufgehalten; bei seiner Ankunft in Canton theilte ich dem Kapitän meine Absicht mit und er entließ mich ohne Widerrede.

So stand ich denn, mit ein paar hundert Thalern in der Tasche, einige gute Kleider in der Kiste, im weiten kaiserlichen Reiche frei und ledig! So weit war Alles gut und ich fing auch alsbald an, mich nach einer passenden Unterkunft umzusehen. Wir



hatten zu Whampoa ein Schiff der englischostindischen Kompagnie getroffen, welches Opium einschmuggelte, und einige Tage nachdem ich den Wabash verlassen hatte, ließ ich mich als dritter Steuer-  
mann an Bord desselben anwerben.

Dies war das erste und einzige Mal, daß ich unter englischer Flagge segelte, denn bei meinen übrigen Fahrten auf englischen Schiffen läßt sich nicht wohl behaupten, daß ich mich unter ihrer Flagge befand, wenn diese gleich über meinem Haupte wehte.

Mein neues Schiff hieß „die Hoffnung,“ gehörte nach Calcutta und stand unter Kapitän Kid oder Ryd — das weiß ich nicht mehr so genau; es war aus Thekaholz gebaut, hatte früher als Fregatte in portugiesischen Diensten gestanden, war aber nun so alt, daß Niemand mehr wußte, wo es gezimmert worden war, obwohl es trotzdem mit der Geschwindigkeit einer Wasserhexe segelte. Die Bemannung bestand größtentheils aus Lascaren, nebst einigen Europäern und Negern, wie dies auf solchen Fahrzeugen gebräuchlich ist. Der Betrag meiner Löhnung an Thalern war zwar nicht sonderlich bedeutend, dagegen aber Alles so wohlfeil, daß die Rechnung dadurch ausgeglichen wurde; auch hatte ich verschiedene Nebeneinkünfte zu erwarten, welche sich gleichfalls auf eine hübsche Summe beliefen und der Tisch auf unserem Schiffe war ganz vortrefflich.

Als ich an Bord der „Hoffnung“ angestellt wurde, führte sie einen ziemlichen Vorrath von Opium mit sich, welcher vor unserer Abfahrt noch vollständig eingeschmuggelt werden mußte. Da dieser Handel in neuerer Zeit so großen Lärm veranlaßt hat, so will ich hier erzählen, wie wir unsere Waaren gewöhnlich an den Mann brachten. Zur Vertheidigung der moralischen Seite dieses Handelszweigs weiß ich ebenso wenig anzuführen, als dies bei meiner Tabackreise der Fall war; allerhöchstens könnte ich etwa versichern, daß ich, falls man mich nämlich zu einer von beiden Schmuggelarten zwingen wollte, jedenfalls weit lieber die Landsleute



meines ehrlichen Fischers mit wohlfeilem Taback versorgen, als die Chinesen in Opium betrunken machen möchte.

Unser Opium war in hölzernen Kisten verpackt, welche je vierzig Cylinder à zehn Pfund Gewicht enthielten, so daß also jede Kiste gegen vierhundert Pfund schwer war. Die sonstige Ladung bestand dem Hauptinhalte nach aus Baumwolle, Salpeter und Ebenholz, nebenbei aber führten wir auch vierhundert dieser Opiumkisten an Bord.

Den Verkauf des Opiums pflegte der Kapitän in eigener Person auf der Faktorei zu besorgen: selten wurden über sechs bis acht, öfter bloß zwei bis drei Kisten auf einmal verhandelt. Der Käufer brachte oder schickte sodann die Anweisung zur Ueberlieferung des Opiums auf unser Schiff und sorgte auch für die nöthige Anzahl von Säcken.

Die Mauthbeamten blieben hier nicht wie in anderen Ländern auf dem Schiff selbst, sondern befanden sich auf einem großen bewaffneten Boot, das unter dem Namen „Hoppooboot“ an unserem Spiegel befestigt war. Diese Einrichtung ließ uns ziemlich freies Spiel auf unserem Schiffe, und kam je einmal einer der Beamten an Bord, so erfuhren wir's natürlich schon einige Zeit vorher.

Als drittem Steuermann lag es mir ob, die Kisten aus dem Kielraum heraufzuschaffen und das Opium zu überliefern; die Kiste wurde jedesmal geöffnet, die Cylinder abgezählt und in die Säcke verpackt, welche absichtlich von solcher Größe waren, daß man sie noch mit Bequemlichkeit handhaben konnte. Dies Alles geschah auf dem Kanonendecke; der Käufer hatte sein Opium auf unserem Schiffe in Empfang zu nehmen und ein etwaiges Mißlingen seines Schmuggelns als eigenen Verlust zu tragen. - Sobald der Verkäufer sein Opium in den Säcken hatte, stellte er letztere in die Nähe der mittleren Stückpforten, welche geöffnet wurden; dann gab er seinen Leuten am Ufer ein Signal, welche dieses sogleich beantworteten und nun mußte man die Ankunft der Schmuggelboote abwarten.

Neb Myers.



Diese Boote bestehen meistens aus langen, äußerst behenden Fahrzeugen, welche mit einer doppelten Reihe von Ruderbänken versehen sind und öfters bis zu sechzig Mann an Bord führen; dazu sind sie bewaffnet und haben eine pfeilschnelle Bewegung.

So wie Alles fertig ist, zeigen sie sich plötzlich auf dem Wasser, schießen auf das zum Voraus bezeichnete Schiff los, wo sie bereits die Tagelöhner des Käufers mit ihren Cylindersäcken an den Stückpforten in Bereitschaft finden. Die Säcke werden in's Boot geworfen, der Schmuggler mit seinen Leuten folgt ihnen mit einem Sprunge, und nachdem die ganze Operation kaum ein paar Minuten gedauert hat, sieht man die Boote Wettrennern gleich davon eilen.

Kaum hat das Hoppooboot den Vorgang bemerkt, so hört man auch alsbald die Muscheln ertönen, welche einen allgemeinen Alarm erwecken und jetzt sieht man eines der bewaffneten Mauthamtsboote, welche immer in großer Anzahl herumschwärmen, auf den Schmuggler Jagd machen. Wenn ich eine solche Jagd mit ansah, kam es mir jedesmal vor, als ob die Mauthbeamten vor den Schmugglern Angst hätten und für die Nichtbefolgung ihrer Pflicht von ihnen bezahlt wären. Nie habe ich zwischen Beiden ein Geſecht und noch viel weniger die Wegnahme eines Schmugglers erlebt, was übrigens zuweilen dennoch vorkommen soll. Vermuthlich geht's in China wie in andern Theilen der Welt, daß nämlich die Staatsdiener ihre Pflicht manchmal ganz, öfter aber nur halb oder auch gar nicht erfüllen und so gut die Nachsicht der Mauthbeamten das Schmuggeln in China rechtfertigt, kann sie auch in London und New-York dem Schmuggelhandel zur Entschuldigung dienen.

Wir beschränkten uns aber nicht darauf, unsere Ladung nur auszusmuggeln, sondern gestatteten auch umgekehrt anderen Schmuggelwaaren den Zutritt auf unserem Schiff. Den Hauptartikel in dieser Beziehung bildete ein gewisses Metall, das in zinn- oder kupferähnlichen Platten verarbeitet war und in großen Massen von



uns eingeladen wurde. Es kam mit den Schmugglerbooten herüber und wurde fast eben so zu uns herauf, wie das Opium von uns hinab geworfen, worauf wir es dann im Kielraume übereinander stauten.

Dies Alles geschah am hellen Tag, ohne daß ich jemals von einem Diener des Zollamtes gehört hätte, der dem verbotenen Gut bis auf unser Schiff gefolgt wäre, so daß die Platten, sobald sie nur erst bei uns an Bord waren, als völlig gesichert betrachtet werden konnten. Ebenso und auf dieselbe Weise wußten wir uns auch von ihrem Syceesilber zu verschaffen, dessen Ausfuhr gleichfalls verboten war.

Für jede Kiste Opium, die wir verkauften, erhielten die drei Steuermänner zusammen einen chinesischen Dollar als Nebenbelohnung, was meinen Antheil an den vierhundert Kisten auf hundert und drei und dreißig chinesische oder gegen hundert und sechzehn unserer eigenen Thaler brachte. Zu meiner Schande muß ich noch sagen, daß bei alldem noch vielerlei Betrug mit unterlief, da jeder Theil den andern als Spitzbuben betrachtete und statt so zu handeln, wie er sich selbst behandelt zu sehen wünschte, lieber so verfuhr, wie er glaubte, daß mit ihm verfahren werde.

Sobald das Opium bezahlt war, segelte die „Hoffnung“ nach einmonatlichem Aufenthalte von Canton ab und hatte Calcutta nach kurzer Ueberfahrt erreicht. Ich fing jetzt an, etwas bengalisch zu lernen und ehe ich noch dieses Gewerbe aufgab, konnte ich ein Schiff ganz gut in dieser Sprache kommandiren. Die Lascaren sah ich oft gleich Affen auf den Marsen herumklettern, dagegen fehlte es ihnen an unserer Körperstärke: denn an einem Marssegel, welches wir zu Sechsen ganz leicht beschlagen hätten, brauchte man beinahe zwanzig von diesen Burschen, was eines Theils der Gewohnheit, andern Theils aber auch ihrer physischen Konstitution zugeschrieben werden mußte; wie sie denn von Gestalt sehr schwächling waren und beinahe nichts als Reis genoßen.



Wir hatten eine sonderbare Art sie zu bestrafen, wenn sie sich auf den Masten etwas lässig zeigten. Unsere stehende Tafelage war von Gras und rauh genug, um sogar Hände, die daran gewöhnt waren, zu verletzen. Die Webelien griffen hier nicht wie auf unsern Schiffen mittelst Ruten in die vorderen und hinteren Wanten, sondern waren durch einen Mundstich und Rückstopper an die Enden befestigt; wollten wir nun den braunen Teufeln eine Strafe anthun, so nahmen wir alle Webeleinen weg und ließen sie ohne dieselben hinaufklettern. Statt dann das Tauwerk, wie wir Christen zwischen Waden und Ferse zu bringen, pflegten sie es jedesmal zwischen der großen und der zweiten Behe zu fassen, was ihnen bald wunde Füße machte, so daß sie demüthig darum baten, die Webeleinen doch wieder an ihre Stelle bringen zu dürfen.

Wir zählten auf dem Schiff gegen hundert von diesen Burschen, welche uns übrigen in der Regel alle mögliche Ehrerbietung und Dienstfertigkeit bewiesen und durch einen Hochbootemann und vier Gehülften — lauter Landsleuten von ihnen — zur Arbeit angehalten wurden. Außer ihnen hatten wir mit Einschluß der Europäer oder Christen — wie sie uns nannten — etwa noch dreißig weitere Matrosen an Bord.

Zu Calcutta wurde eine Ladung Baumwolle eingenommen und abermals nach Canton abgefegelt, das wir nach kurzer Ueberfahrt erreichten. Diesmal hatten wir kein Opium bei uns, da es eben außer der Zeit war; dagegen wurden wieder wie früher chinesische Waaren eingeschmuggelt, worauf wir nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte zu Whampoa wieder nach Calcutta zurückkehrten.

Die „Hoffnung“ war mittlerweile dermaßen altersschwach geworden, daß Kapitän Ryd anfing zu glauben, wenn er sie nicht begrabe, könnte sie ihn am Ende selbst noch zu Grabe bringen. Als wir zu Canton unsere Baumwolle ausluden, hatten sich ihre Deckbalken bedeutend gesenkt, und ließ sich auch noch kein Deck an



dem Schiffe bemerken, so wäre es immerhin höchst gefährlich gewesen, mit demselben bei stürmischem Wetter die offene See halten zu wollen.

Ein neues Schiff, the Hopping Castle (das hüpfende Schloß) genannt, war von Kapitän Ryd's Schwiegervater ausdrücklich für ihn gebaut worden; es war ein großes stattliches Fahrzeug, und versprach ein guter Segler zu werden. Die Offiziere wurden alle auf das neue Schiff versetzt; von den alten Lascaren versagten uns aber die meisten ihre Dienste wegen eines Streits, welchen sie mit dem Hochbootmann gehabt hatten, so daß wir eine frische Truppe dieser Leute anwerben mußten, welche uns größtentheils gänzlich fremd waren.

In Calcutta besteht ein Gesetz, wonach die Mannschaft eines jeden Schiff's, dem vor dem Auslaufen in See ein Unglück begegnet, den zweimonatlichen Sold, der gewöhnlich vorausbezahlt wird, behalten darf. Diese Einrichtung brachte uns in nicht geringe Verlegenheit.

Das „hüpfende Schloß“ ging mit einer leichten Fracht nach Bombay unter Segel; schon waren wir den Fluß hinabgefahren, hatten unsern Lootsen entlassen und wollten eben in die offene See hinauslaufen, als wir plötzlich aus der Unterlucke Feuer hervorbrechen sahen. Eine Anzahl Grastäue und zwei oder drei Kabel vom selben Material befanden sich eben in jenem Theile des Schiff's und brannten wie Zunder lichterloh zusammen. Ich beeilte mich mit den Offizieren den Pulvervorrath über Bord zu werfen, wogegen wir uns vergeblich bemühten, dem Brand selber Einhalt zu thun. Zum Glück befanden sich noch zwei Lootsenbriggs in unserer Nähe, welche alsbald herbeifuhren und unsere Mannschaft aufnahmen.

Das hüpfende Schloß brannte bis auf den Wasserrand nieder und bald darauf sahen wir sein Wrack versinken. Für ein so schönes Schiff war dies freilich eine sehr kurze Laufbahn und sein Untergang wurde — mit Ausnahme der Lascaren — von allen



auf's tiefste bedauert. Außer einigen Kleidungsstücken, die ich in einem Koffer rettete, hatte ich Alles, was ich auf der Welt mein nannte, mit diesem Schiffe verloren, denn Geld besaß ich wenig oder gar nicht, da Calcutta kein Ort zum Sparen ist und ich in einem Lande, wo es für eine Auszeichnung gilt, ein Christ zu heißen und zu den Weißen zu gehören, die Würde meines Stammes offenbar durch einige Verschwendung aufrecht erhalten mußte.

Kapitän Rhyd war fest überzeugt, daß die Lascaren sein Schiff in Brand gesteckt hatten; er ließ uns auf der Tigerinsel an's Land setzen, wo der Serang oder Hochbootsmann es übernahm, der Sache auf die Spur zu kommen. Ich war bei der Procebur gegenwärtig und habe das ganze Verfahren mitangesehen, das seiner Merkwürdigkeit halber hier wohl Erwähnung verdienen dürfte.

Die Leute wurden in Haufen zu zwanzig und dreißig in Kreise aufgestellt; der Hochbootsmann trat in die Mitte, legte jedem etwas weißes Pulver auf die Hand und befahl ihm dann darauf zu spucken. Er ging dabei von der Voraussetzung aus, der Unschuldige werde die Weisung ohne alle Schwierigkeiten vollziehen, der Schuldige dagegen aus lauter Gewissensangst einen so trockenen, hülftigen, Mund bekommen, daß er dies nicht zu thun vermöge.

Auf alle Fälle wurden zehn Mann durch den Serang als die Schuldigen ausgelesen, und später zu Calcutta einem gerichtlichen Verhör unterworfen, wobei sich auch wirklich ergeben haben soll, daß diese zehn sämtlich ihre Schuld eingestanden und noch zwei ihrer Kameraden als Mitverbrecher angaben, worauf alle zwölf zur Strafe beim Fort William in Ketten aufgehängt wurden.

Das gerichtliche Verfahren, so wie die Exekution, sind mir bloß vom Hörensagen bekannt; die Speichelprobe habe ich aber mit eigenen Augen gesehen und aus dem ganzen Benehmen der Lascaren ging deutlich hervor, daß sie die Sache sehr ernsthaft nahmen, denn in meinem ganzen Leben habe ich noch niemals einen Ver-



brecher größere Angst vor Gericht verrathen sehen, als diese Bursche an den Tag legten, so lange der Serang mit ihnen beschäftigt war.

Jetzt war ich wieder ohne Beschäftigung; Kapitän Kyd bot mir zwar unter Zusicherung großen Lohnes eine Stelle auf einer Indigopflanzung an: denn da ich mich zur See stets vor dem Trunk hütete und mich sonst geordnet benahm, so hatte ich mir, glaub' ich, sein Vertrauen erworben, so daß er sehr in mich drang, sein Anerbieten anzunehmen; ich wollte aber nichts davon wissen, da ich mich vor dem dort einheimischen, tödtlichen Fieber fürchtete.

Es lag eben ein Schiff aus Philadelphia zu Calcutta vor Anker, und dort beschloß ich Dienste zu nehmen. Der Schmerz über die erlittene Täuschung war allmählig milder geworden und hatte dem lebhaften Wunsche Platz gemacht, die Heimath nach so langer Abwesenheit wieder zu sehen. So ließ ich mich denn auf dem „Benjamin Rush,“ dem obenerwähnten Schiffe, als Vorkastellmatrose anwerben und segelte bald darauf nach Amerika ab. Nach einer angenehmen Reise erreichten wir die Vorgebirge am Delaware und zum Erstenmal seit der Zeit, da ich von meiner Jungferreise auf dem Sterling zurückgekehrt war, durfte ich wieder in diesen Fluß einlaufen.

Sobald ich meine Bezahlung erhalten hatte, machte ich mich nach New-York auf den Weg. Da ich sehr schlecht bei Kasse und mein ehemaliger Gastwirth überdies gestorben war, so mußte ich mich alsbald nach einem neuen Schiffe umsehen. Diesmal kam ich auf eine Brigg, der „Boxer“ genannt, ein Klipperschiff, welches John Jakob Astor gehörte und nach Canton bestimmt war. Unsere Fahrt war sehr glücklich und angenehm, so weit es wenigstens das Schiff betraf; ich diente auch hier als Fockmastmatrose und acht Monate, nachdem wir unter Segel gegangen waren, kehrte unsere Brigg nach New-York zurück.

Mein Geld war bald aufgebraucht und ich sah mich abermals genöthigt, mich auf ein Schiff zu verdingen. Ich wurde nun Unter-



feuernann auf dem „Trio,“ einem alten englischen Prisenſchiff, welches David Dunham gehörte; wir waren nach Batavia beſtimmt und gingen im Januar unter Segel.

Wir mochten nur wenige Tage unterwegs ſeyn, als wir unſern ganzen Borrath an Waſſer, mit Ausnahme eines einzigen Faſſes, ausgelaufen fanden; an den übrigen waren nämlich alle Reiſe geſprungen, da das Waſſer in der Kälte gefroren war. Dadurch wurde es nöthig, die täglichen Rationen ſehr zu vermindern — eine Entbehrung, welche uns ſehr hart ankam und unſerem Supercargo, einem jungen Mann aus guter Familie, Namens Croes, beinahe das Leben gekoſtet hätte. Die Reiſe wurde gleichwohl fortgeſetzt und wir beabſichtigten in der nächſten Bucht des grünen Vorgebirgs einzulaufen; mittlerweile wurden die Faſſer auf's Deck geſchafft und wieder ausgebeſſert.

An der Feueriſel legten wir zwar an, fanden aber, daß hier kein Waſſer zu haben war; einige Ziegen und etwas Früchte waren Alles, was wir bekommen konnten und unverrichteter Dinge mußten wir wieder abziehen. Zum größten Glück kam ein heftiger Regen; wir verſtopften alle Speigaten und füllten auf dieſe leichte Manier alle unſere Faſſer; um acht Uhr Abends hatten wir damit angefangen und waren ſo gegen Morgen vollkommen fertig. Zu Allem hin zeigte ſich noch, daß wir treffliches Waſſer erhalten hatten, es ſtand zwar um, verſüßte ſich aber von ſelber wieder. Dieſer Borrath reichete aus bis Batavia und hatte ſogar dort noch den Preis davon getragen, da es vor jedem anderen Waſſer, wie jener Hafen es darbot, den Vorzug verdiente.

Wir lieſen zuerſt in Batavia ein und löſchten das Schiff, dann ſegelten wir nach einer Rhede ab, welche den Namen Terragall führte und wo eine Ladung Reis eingenommen wurde; das Schiff war nämlich bloß mit Ballaſt hergekommen und hatte das nöthige Geld mitgebracht, um ſeine Einkäufe damit zu beſorgen. Wir ſchafften unſern Cargo in Booten herbei und ſegelten dann nach



Batavia, um ihn dort zu deklariren, was Alles in wenigen Wochen abgemacht war.

Die zweite Nacht nach unserer Abfahrt von Batavia lief das Schiff beim schönsten Wetter und ganz ruhiger See auf eine Sandbank, auf welcher es unbeweglich sitzen blieb. Wir suchten es anfänglich über die Bank wegzubugsiren, doch dies blieb ohne Erfolg, und als die Ebbe eintrat, senkte sich das Schiff auf sein Flach, so daß sogar das Schanddeck unter Wasser kam. Zu allem Glück blieb es ruhig liegen, obwohl es ziemlich eingestaut war.

Der Kapitän nahm nun ein Boot mit vier Mann und ruderte an's Land zurück, um Prowen\* herbeizuholen, welche das Schiff erleichtern sollten; wir hatten auf dem Vordertheil bloß acht, hinten gar nur sechs Matrosen, so daß wir nur unser neun an Bord zurückblieben. Die Nacht über ereignete sich nichts Bemerkenswerthes: des Morgens in der Früh aber näherten sich zwei Piratenprowen und zeigten nicht übel Lust, uns anzugreifen.

Diesmal war es Mr. Croes, welcher das Schiff vom Verderben rettete. Er steckte nämlich Brechstangen und andere dergleichen Werkzeuge in den Boden des Verdecks und setzte ihnen Hüte und Mützen auf, so daß unser Schiff sehr stark bemant schien; zu gleicher Zeit ließen wir ein paar Sechspfünder gegen die Prowen spielen, was diese in ehrerbietiger Entfernung hielt. Sie umschwärmten uns bis Sonnenuntergang, worauf sie uns verließen und dem Lande zuruderten.

Eben als sie sich von uns entfernten, sahen wir sieben und zwanzig Boote am Horizont heraufkommen. Da das Signal, welches wir ihnen gaben, nicht beantwortet wurde, mußten wir sie gleichfalls für Feinde halten; als sie aber näher kamen, konnten wir unser eigenes Boot unter ihnen erkennen und waren nun überzeugt, daß der Kapitän sich unter ihnen befand.

Wir schafften noch in dieser Nacht die ganze Ladung der

\* So nennt man eine besondere Art malayischer Segelboote. D. U.



Zwischendecks in die Boote, so daß unser Schiff noch vor Anbruch des Morgens flott wurde, worauf wir es vollends von der Sandbank klar machten, den Cargo wieder einluden und abermals nach Batavia unter Segel gingen, weil das „Trio“ einen starken Leck hatte und unsere Pumpen tüchtig in Bewegung setzte. Da aber zu Batavia die nöthigen Mittel zur Ausbesserung des Schiffes nicht vorhanden waren, so wurde beschlossen, Extramannschaft anzuwerben, zwei Handjungen einzuschiffen, und unser Fahrzeug nach Île de France zu bringen, um es daselbst kalfatern zu lassen.

Die Aussicht auf eine solche Reise wollte mir gar nicht behagen und um mich davon loszumachen, spielte ich den Invaliden und wußte mir ein Krankheitszeugniß zu verschaffen, das mich ins Spital brachte; das Schiff mußte somit ohne mich abgehen und wurde sofort zu Île de France für seeuntüchtig erklärt, da sein Rumpf in der That weit schlimmer daran war als der meinige, so schwer ich auch „in den Docken lag.“

### Dreizehntes Kapitel.

Raum war das „Trio“ fort, als ich mich wieder genesen fühlte. Ich hatte keine Ahnung von der großen Gefahr, der ich mich am Lande aussetzte, sofern nämlich jeder, auch der kürzeste Aufenthalt an der Küste dem Europäer zu dieser Jahreszeit fast den gewissen Tod zuzieht. Noch weit weniger konnte ich voraussehen, was mir ein paar Jahre später in demselben Hospital begegnen und auf wie lange ich einer seiner ernstlich franken und, so hoffe ich, reumüthigen Bewohner werden sollte.

Der Consul erklärte mir rund heraus, ich hätte ein falsches Spiel getrieben, und ich ahmte seine Aufrichtigkeit wenigstens in sofern nach, daß ich ihm hierin vollkommen Recht gab. Ich war der Ansicht, man hätte das alte Trio auf der Sandbank lassen



sollen, wohin die Vorsehung es geführt hatte, und wenn auch der Kapitän und der Supercargo eine Freude daran fanden, seine Gebeine zur Beerdigung nach Isle de France zu schleppen, so war ich keineswegs gemeint, ihn so weit zu begleiten und zur würdigen Begehung seines Leichenbegängnisses die Pumpen statt meiner weinen zu lassen.

Da der Consul meinen Lohn zurückhielt und mir keinen Heller auszahlen wollte, so mußte ich mich wohl sobald wie möglich auf irgend einem Fahrzeuge einschreiben lassen. Batavia schien mir kein Ort, der für eine amerikanische Konstitution passen mochte und ich war somit herzlich froh, als ich es wieder verlassen konnte.

Ich trat auf dem „Glyde“, einem kleinen trefflichen Schiffe aus Salem, als Vorkastellmatrose in Dienste und fand daselbst vortreffliche Kost und sehr freundliche Behandlung. Wir segelten unverzüglich, doch immer noch nicht früh genug, ab, um dem Bataviafieber zu entinnen; zwei von der Mannschaft starben nach Verlauf einer Woche und wurden in der Meerenge von Banca begraben.

An demselben Tage, an welchem wir das Vorgebirge von Java aus dem Gesicht verloren, brach ein heftiger Sturm los, so daß wir den Klüver einnehmen und die Marssegel doppelt einreffen mußten. Ein Mann, Namens Day, war auf die Bugsprietwanken hinabgeklettert, um die Klüverschoten loszumachen, als das Schiff plötzlich in eine Wellenschlucht hinabsank und den Armen von seinem Platze wegriß.

Der Untersteuermann und ich bestiegen sogleich ein Boot und wurden darin hinabgelassen, sobald das Schiff beigedreht hatte. Die Wogen gingen sehr hoch, aber dennoch gelang es uns, den armen Teufel aufzufinden, der anscheinend mit großer Kraft gegen die Wellen kämpfte. Sein Gesicht war nach dem Boot gewendet und als wir näher kamen, stand ich auf und streckte ihm das Blatt meines Ruders entgegen, indem ich ihm mit lauter Stimme Muth einsprach.



In diesem Augenblick sahen wir Day fast seiner ganzen Länge nach aus dem Wasser aufspringen und dann sogleich in die Tiefe versinken. Die Ursache, welche eine so außergewöhnliche Anstrengung und dann dieses plötzliche Nachlassen der Kräfte herbeiführte, konnte niemals aufgeklärt werden. Ich habe manchmal gedacht, ein Hai müsse ihn gepackt haben, obwohl ich weder Fisch noch Blutspuren bemerkte. Der Mann war jedenfalls hoffnungslos verloren und wir kehrten in einer Stimmung an Bord zurück, wie sie für Seeleute bei solchen Veranlassungen wohl sehr natürlich ist.

Ein paar Tage später starb ein anderer Matrose am Fieber, so daß bloß noch fünf Mann auf dem Vorkastell übrig blieben, während das Schiff noch eine weite Strecke ostwärts vom Kap der guten Hoffnung entfernt war. Noch ehe wir dieses erreichten, wurde ein zweiter Fockmastmatrose verrückt und machte uns während der ganzen Reise, statt uns hülfreiche Hand zu leisten, nur um so mehr zu schaffen, bis er endlich im Wahnsinn starb. So kam es denn, daß auch mit Einschluß der Offiziere nur noch drei Mann auf eine Wache gerechnet werden konnten und das Steuer natürlich von Hand zu Hand ging.

Troßdem ging Alles ganz gut von Statten. Die Fahrt war äußerst günstig, bis wir noch im Januar die Küste erreichten. Hier wurden wir von einem heftigen Nordweststurme wieder in die See hinausgetrieben und hatten eine ganze Woche mühsam zu kämpfen, um das Schiff endlich sicher gegen das Hoof zu bringen und im East-River\* vor Anker zu legen. Der „Glyde“ muß ein Schiff von ungefähr dreihundert Tonnen gewesen sein und wir hatten ihn zu neun (hiebei ist jede lebende Seele am Bord mitgerechnet) sage zu neun von jenseits des Kaps ohne sonderliche Schwierigkeit bis in den Hafen gebracht.

Ich blieb nicht lange am Land, denn mein Geld ging wie in Rauch auf, sondern schiffte mich abermals auf einer nach Belfast

\* Ost-Fluß.



bestimmten Brigg, Namens „Margaret“, ein. Auch dieses Schiff lief im irischen Kanal auf eine Klippe, wurde aber ohne viele Mühe wieder flott gemacht und erreichte wohlbehalten den Hafen. Die Rückreise war angenehm und ohne allen Unfall.

Eine solche Fahrt warf nur geringen Lohn ab und ich mußte mich deshalb bald nach einem neuen Boot umsehen. Diesmal kam ich als Untersteueremann auf eine Brigg Namens „William Henry“, welche zum Schmuggelhandel an die spanische Küste abgehen sollte. Wir nahmen eine Ladung Taback, Cigarren u. dergl. ein und fuhren dann gegen die Staaten-Insel hinab. Hier gerieth ich mit dem Kapitän um eines baumwollenen Dochtes willen in Streit und kündigte ihm meine Dienste auf: wußte ich ja doch, daß es mehr Schiffe als Pfarrkirchen gebe und brauchte keineswegs um eine neue Stelle verlegen zu sein, sobald ich nur erst in der Stadt oben war. Der Betrag meines Vorschusses wurde zurückbezahlt, ich schied als ein ehrlicher Mann aus diesem Schmuggelhandel und hätte nur wünschen mögen, daß diese Willensänderung aus besseren Beweggründen hervorgegangen wäre.

Meine nächste Stelle fand ich als gemeiner Matrose am Bord eines kleinen, gar hübschen Schooners, der auf den Namen „Ida“ getauft war und nach Curagoa segeln sollte, in der Hoffnung, von dem Gouverneur jener Insel als Vacht angekauft zu werden. Für diesen letzteren Fall hoffte ich, meinen Weg nach dem spanischen Festlande schon für mich selbst auffinden zu können. Wir gingen glücklich unter Segel und liefen an einem Sonntagmorgen in dem bestimmten Hafen ein.

Am selben Morgen ging auch eine englische Fregatte und eine Kriegschaluppe in dem nämlichen Hafen vor Anker und beide gaben Nachmittags fast ihrer ganzen Mannschaft einen mehrstündigen Urlaub in die Stadt. Wir lagen neben der Werfte und gegen Abend machten unsere Leute einen Abstecher in einige Gärten der Vor-



städte, wo sich ein Vorfall ereignete, der wohl einer Erwähnung werth seyn dürfte.

Ich saß allein im Garten, in meinen Gedanken mit der Vergangenheit beschäftigt, und mochte wohl ziemlich trübselig dem Treiben der Uebrigen zusehen, als ich bemerkte, wie ich von einem Matrosen des englischen Kriegsschiffes sehr scharf beobachtet wurde. Nach einer Weile kam er näher und knüpfte ein Gespräch mit mir an, das ich nur mit großer Vorsicht fortsetzte, weil mir das ganze Wesen des Mannes gleich von Anfang an Mißtrauen einflößte. Nachdem er mich eine Zeit lang sondirt hatte, fragte er mich endlich, ob ich auf einem Schiffe angestellt sey, was ich verneinte. Jetzt ging er allmählig immer weiter, bis er Antworten von mir erhielt, welche ihm Vertrauen einflößten, worauf er mir endlich das ganze Geheimniß seines Planes mittheilte.

Er sagte mir, er gehöre zur Fregatte und habe Urlaub bis zum nächsten Morgen; er und vier seiner Kameraden befänden sich am Land und hätten beschloffen, den kleinen hübschen Vankeeschooner, der neben dem „Telegraph“ an der Werfte vor Anker liege, in Besitz zu nehmen und nach Lagunayra hinabzuführen: dies Alles sollte heute Nacht geschehen und er wünschte, daß ich gleichfalls daran Theil nähme. Nach dem, was ich aus seinen Reden abnehmen konnte, durfte ich keinen Augenblick zweifeln, daß er auf unserer Ida das Seeräuberhandwerk zu treiben beabsichtige, sobald er ihren jetzigen Mehlvorrath zu Geld gemacht hätte.

Ich ermutigte ihn, weiter fortzufahren; wir tranken zusammen, bis er mich in seinen ganzen Plan eingeweiht hatte. Nachdem die Mannschaft zur Ruhe gegangen wäre, wollte er nämlich an Bord des Schooners kommen, unsere Matrosen im Kielraum einsperren, Fock- und Klüversegel einsehen und mit der Landbrise von dannen gehen — ein Plan, der nur allzu leicht ausführbar war, da auf Kauffahrteischiffen, welche an der Werfte liegen, keinerlei Nachtwachen üblich sind.



Nachdem wir Alles des Längen und Breiten besprochen, willigte ich ein, seinen Plan ausführen zu helfen, und versprach um neun Uhr am Bord des Telegraphen mit ihm zusammenzutreffen. Letzterer lag außerhalb unsers Schooners und war ein Schiff aus Philadelphia, das ganz mit Schwarzen bemannt war und gegen Abend voraussichtlich ziemlich einsam seyn mußte, da sich der größere Theil seiner Mannschaft am Lande befand und über Nacht nicht zurückkehren sollte.

„Die Yankees, welche zum Schooner gehören,“ bemerkte der Anstifter des Complots, „befinden sich dort drüben im Garten und werden wohl halb betrunken zurückkehren, so daß sie fest genug schlafen und uns wenig Mühe machen werden.“

Ich kann mich noch erinnern, wie er versicherte, er wolle uns nichts zu Leide thun, sondern blos mit unserem Schiffe auslaufen und uns das Fahrzeug gleichsam unter den Füßen verkaufen. Wir schieden endlich im besten Einverständniß über die zu treffenden Maßregeln, welche wir bis ins kleinste Detail mit einander berathen hatten.

Ich konnte mir keinen andern Grund denken, warum dieser Mann gerade mich zum Genossen seines Abenteuers erwählte, als weil ich gerade allein war und vielleicht etwas „unter dem Wetter“ ausgesehen haben mochte. Kaum war er aber fort, als ich meinen Schiffsgenossen nahe zu kommen suchte und einen nach dem andern aus dem Garten abrief. Im Weggehen erzählte ich ihnen Alles, was mir begegnet war und wir beschloßen, den Verschwörern eine Contremine zu legen.

Es war beinahe Nacht, als wir den Telegraphen erreichten, wo wir nur zwei von den Schwarzen an Bord trafen, welche in unser Geheimniß eingeweiht wurden und uns mit Herz und Hand beizustehen versprachen. Wir suchten natürlich etwas zu trinken herbeizuschaffen, um uns die Zeit so gut wir konnten zu vertreiben, bis die Stunde zur Sprengung unserer Mine herangekommen wäre.

Pünktlich auf die Minute ließen sich Fußstritte auf dem Quai



vernehmen und bald darauf sahen wir einen Trupp Menschen neben dem Schiffe stehen; wir versteckten uns hinter die Bollwerke und einen Augenblick später kamen die feinen Herrn einer nach dem andern an Bord heraufgestiegen. Unsere Neger waren indessen zu ungeduldig und stürzten sich etwas zu früh auf ihre Beute, so daß wir bloß dreier von den Schusten habhaft werden konnten, während die beiden andern auf den Quai zurücksprangen und entkamen. Sedenfalls war uns der Streich nicht übel gelungen, wenn man bedenkt, daß wir hier ganz an der Stelle unserer Kapitäne handelten.

Unsere drei Bursche waren Engländer, welche ohne Zweifel sämmtlich zur Fregatte gehörten. Wir banden sie so fest wie wir konnten: als sie aber bemerkten, daß sich kein Offizier unter uns befand, fingen sie an um Schonung zu bitten; sie sagten, wenn wir sie auslieferten, so sey ihr Leben verwirkt und baten uns inständig, ihnen die Freiheit zu schenken. Wir behielten sie ungefähr eine halbe Stunde bei uns, gaben dann aber ihren Bitten nach und ließen sie laufen, wofür sie sich sehr dankbar bezeugten, besonders als ich ihnen sagte, was zwischen mir und dem Manne im Garten verhandelt worden war. Letzterer gehörte zu den beiden Flüchtlingen und hatte ganz das Ansehen eines Menschen, der sich recht wohl zum Anführer von Seeräubern aufwerfen konnte.

Am andern Tag gingen die beiden Kriegsschiffe wieder unter Segel und führten ohne Zweifel die Seeräuber in spe mit sich. Wir andern Matrosen erzählten unsern Offizieren nie eine Sylbe von dieser Geschichte, denn ich war nicht recht mit mir selbst zufrieden, seit ich die Schuste hatte entlaufen lassen. Man weiß in solchen Fällen nie recht, was man thun soll: man mag nicht gerade die Schuld auf sich laden, einen seiner Nebenmenschen an den Galgen gebracht zu haben und doch will man einem Spitzbuben auch nicht ohne Weiteres durchhelfen. Zwar verdient ein Seeräuber unter allen Schurken am wenigsten Gnade, und doch kann unser Einer den Gedanken nicht ertragen, in einer solchen Geschichte die Rolle des



Henferknechts zu übernehmen. Käme ich wieder in einen ähnlichen Fall, so würde ich meine Gefangenen wahrscheinlich hübsch bei der Hand behalten.

Wir schafften nun unsere Mehlladung ans Land, da aber unser Plan, den Schooner zu verkaufen, scheiterte, so nahmen wir trockenes Holz ein und kehrten nach New-York zurück.

Ich machte jetzt einen ernstlichen Versuch, meine Lebensweise zu ändern und an der großen Lebensleiter einige Sprossen höher hinauzuklimmen. Bis daher war mirs ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich als Offizier oder als Fockmastmatrose in See stach; nur die Zeit, wo meine Heirathspläne mit Sarah mich beschäftigten, hatte hierin eine Ausnahme gemacht. Jetzt aber näherte ich mich stark den Dreißigen und wenn überhaupt noch etwas für mich geschehen sollte, so mußte es nunmehr gethan werden.

So sah ich mich denn im Hafen um und fand eine Brigg, „Sippomenes“ genannt, welche den Weg nach Gibraltar hin und zurück machen sollte. Ich trat als Vormarsgast ein, führte aber die Giffing\* und that überhaupt Alles was ich konnte, um mich so gut wie möglich zum Offizier zu qualificiren. Unsere Hinfahrt war eine ächte Winterreise, der Herweg dagegen ein sehr angenehmer, ohne daß sich irgend ein bemerkenswerther Vorfall ergeben hätte.

Ich fuhr fort, mich eines ziemlich geordneten Betragens zu befleißigen und schiffte mich nach kurzem Aufenthalt am Lande auf der „Belle Sauvage“\*\* wieder ein, welche einer jener Gefangenen aus Halifax kommandirte, die zu gleicher Zeit mit mir in Freiheit gesetzt wurden und auf dem schwedischen Schiffe in die Heimath zurückgekehrt waren. Er entschloß sich, mich als ersten Steuermann auf seinem Schiffe anzustellen und so trat ich endlich als Schiffsoffizier in seine Dienste.

\* So nennt man die ungefähre Schätzung des Wegs, den ein Schiff zurückgelegt hat; sie wird gewöhnlich mittelst des Logs und ohne Beziehung der Gestirne angestellt.

D. U.

\*\* Der „hübschen Wilden.“

D. U.

Ned Wivers.

14



Die „Belle Sauvage“ gehörte unter die regelmäßig nach Curaçoa segelnden Rauffahrer, und zehn bis zwölf Tage, nachdem ich auf dem Hippomenes in New-York eingelaufen, war ich schon nach meinem neuen Bestimmungsorte unter Segel. Unsere Hin- und Herfahrt waren beide gleich sicher und angenehm; ich blieb diesmal auf demselben Schiffe und suchte nach und nach mein leichtsinniges, gedankenloses Leben aufzugeben; doch kann ich nicht sagen, daß ich jetzt schon ernstlich gesonnen war, ein Scherflein für meine alten Tage zurückzulegen — so etwas kam mir noch nicht in den Sinn, da es förmlich zum Grundsatz bei mir geworden war, stets sorglos in den Tag hineinzuleben.

Unsere zweite Fahrt nach Curaçoa war angenehm, ohne daß der Belle Sauvage ein ungewöhnliches Ereigniß aufgestoßen wäre. Zu Curaçoa hatten wir eine Ladung Mahagony einzunehmen, wobei es geschah, daß ein besonders großer Baumstamm den Händen der Einladenden entglitt und mit dem untern Ende an der Seite des Schiffes anstieß. Wir glaubten damals, der Unfall sey ohne Folgen geblieben und fuhren fort, unser Schiff mit verschiedenen Artikeln, namentlich Farbhölzern, Caffee, Cacao u. dergl. vollzuladen; auch einige Passagiere nahmen wir ein, worunter einen jüdischen Handelsmann, der eine beträchtliche Summe Geldes mit sich führte, so daß wir bei der Abfahrt, Passagiere und Mannschaft zusammengerechnet, im Ganzen unserer dreißig Köpfe zählten.

Die Belle Sauvage war am ersten Tage bereits an den Inseln vorüber gekommen und verfolgte ihren Kurs bei günstigem Wind mit fünf bis sechs Knoten Geschwindigkeit unter einem einzigen Vormarssegel; Alles schien gut und glücklich ablaufen zu wollen und die Brigg mochte etwa eine Tagreise südwärts von Bermuda stehen. Ich hatte gerade die Wache unten: da ich aber eben erst gefrühstückt hatte, so befand ich mich noch auf dem Verdeck, und wie ich mich denn so ganz unbekümmert umschaute, fiel mir auf, daß das Schiff viel tiefer als gewöhnlich im Wasser ging. Ich wechselte darüber



ein paar Worte mit einem Matrosen, welcher auf den Vorderrusten stand und welchem die Sache eben so vorkam; er lehnte sich etwas vorwärts, um besser nachzusehen und rief plötzlich, er könne deutlich wahrnehmen, daß an einer Bohle das eine Ende losgesprungen sey!

Ich sprang unverzüglich zu ihm hinüber, um selbst diesen bedenklichen Schaden zu besichtigen und fand in der That, daß gerade unter den Puttingen eine Planke, und zwar so tief nach dem Kiele zu losgesprungen war, daß wir dem Leck nirgends beizukommen vermochten. Die Oeffnung war zwar bloß einen Zoll groß, aber die Planke hatte sich fast auf zwei Fuß Länge von vorn nach hinten abgelöst; wir sondirten sobald als möglich die Pumpen und siehe — die Brigg stand schon bis zur Hälfte voll Wasser.

Die ganze Mannschaft wurde jetzt aufgerufen, um beide Boote flott zu machen, wobei wir allerdings keine Zeit mehr zu verlieren hatten, da das Wasser, noch während wir damit beschäftigt waren, schon über den Cajütenboden heraufgestiegen kam. Wir konnten nicht so lange warten, bis die Täljen aufgemacht waren, sondern hieben die Negeling um und zogen das Langboot mit der Hand ins Wasser. Alle Passagiere, Männer, Weiber, Kinder und Dienstboten wurden so schnell als möglich hineingeschafft, worauf wir selbst nachfolgten.

Zum Glück hatte eine andere Brigg uns eine Zeit lang Gesellschaft geleistet und befand sich jetzt nicht ganz zwei Meilen voraus, da sie der Belle Sauvage im Segeln etwas überlegen war; wir hatten zum Zeichen unseres Unglücks die Seehülfsflagge mit der Unionswimpel nach unten aufgehißt und wußten wohl, daß die Brigg, auch wenn sie unser Zeichen nicht wahrte, uns doch jedenfalls bemerken mußte, wenn das Schiff erst untergesunken war. Unser Signal war ihr aber nicht entgangen, auch mußte es ihr sogleich auffallen, wie die Brigg so vollkommen triftig dahinging, sobald wir ihr Steuer aus der Hand gelassen hatten; aus diesem Grunde hatte sie bereits aufgeholt, noch ehe unser Langboot



in die See geschafft war. Dadurch wurde uns alle weitere Mühe des Einnehmens von Wasser und Lebensmitteln erspart und wir waren bald zum Abstoßen bereit.

Ich selbst mit drei Mann besand mich auf dem kleinen Boot; wir entferrten uns eine Strecke weit von unserem Schiffe, dessen allmähliges Untersinken wir mit traurigen Blicken beobachteten. Sogar das Gold, dieser kostbare Staub, der so manche Seele in das ewige Verderben hinabzieht, war in der Hast, mit welcher Alle ihr Bißchen Leben zu retten sich beeilt hatten, zurückgelassen worden.

Die Belle Sauvage versank ganz langsam in den Ocean, indem ein Segel nach dem andern unsichtbar wurde; das große Oberbramssegel war das Letzte, das den Überleinen eines Kriegsbootes ähnlich unter dem Wasser verschwand, und ich muß gestehen, es gewährt in der That einen feierlichen Anblick, ein Fahrzeug auf diese Art von dem unermesslichen Schlunde des Weltmeers verschlungen werden zu sehen!

Die Brigg, welche auf uns zukam, hieß die „Mary“ von New York, und war eben von St. Thomas her auf der Heimfahrt begriffen: sie nahm uns freundlich auf und setzte uns sechs Tage später nicht weit von Fulton-Markt ans Land. Als mein Fuß die Werste betrat, konnte ich abermals von mir rühmen, daß mein ganzes Besizthum unter meinem Hute steckte, denn meine Taschen waren so leer, wie ein Schiff mit frischgekehrtem Kielraume.

Auf der Werste selbst bemerkte ich einen Mann, der auf jenem kleinen Schiffe, der „Tontine“, mit welcher ich nach meiner ersten Flucht vom Sterling absegelt war, als Untersteuermann gedient hatte. Er war jetzt im Besitze einer Brigg, mit Namen „Mechanic“, welche nicht weit von uns eine Ladung nach Trinidad auf Cuba einnahm, und er erbot sich sogleich, nachdem er meine Geschichte vernommen, mich mit neun Thalern Monatsgehalt als Vorkastellmatrosen an Bord zu nehmen.

Ich fing jetzt an zu glauben, daß ich nur zum Unglück gebo-



ren sey; nackt und hülflos wie ich war, kümmerte ich mich gar wenig darum, was ferner aus mir werden sollte. Ich besaß nicht die Mittel, um mir eine Steuermannsausrüstung anzuschaffen, und wenn man mir vielleicht auch Kredit gegeben hätte, so benützte ich ihn nicht, da ich mich in meinem ganzen Leben noch nie mit Schuldenmachen abgegeben hatte. So war demnach mein Fahrzeug zum zweiten Male auf dem Krebsgange begriffen, und ich mußte eine lange, stürmische Strecke zurücklegen, um wieder in einen andern Kurs zu gelangen.

Der „Mechanic“ ging vier oder fünf Tage nach Ankunft der Mary unter Segel; ich hatte nun die alte Straße abermals zu durchwandern und stieß während meiner Fahrt nirgends auf ein außergewöhnliches Ereigniß, bis wir eine Strecke südlich vor Cuba gelangten. Hier aber erkannte ich erst recht, daß mein Unstern mich gerade in dem Augenblicke in den westindischen Handel einführen mußte, da die Seeräuberet, ohne daß ich daran dachte, in diesen Gewässern ihren eigentlichen Höhepunkt erreicht hatte.

So kam uns nämlich eines Morgens jenseits der Insel Pinos mit einem Male ein Schooner und eine Schaluppe zu Gesicht, welche sich beide zwischen uns und dem Lande befanden und sogleich auf uns Jagd machten; wir erkannten sie als Seeräuber und hißten alle Segel todt vor den Wind, um ihnen zu entkommen. Der Kapitän beschloß sogar, im Nothfalle bis gegen Jamaica hinabzusegeln, wo er einen oder den andern der englischen Kreuzer anzutreffen hoffte.

Der Schooner war ein trefflicher Segler und stand schon nahe daran uns einzuholen, als er den Fehler beging, ein fliegendes Marssegel aufzuhissen. Von diesem Augenblicke an befanden wir uns im Vortheil, denn auf diese Art wurde das kleine Fahrzeug, nach der auf unserer Brigg allgemein herrschenden Ansicht, unter der Last seiner Segel beinahe erdrückt. Die Jagd dauerte den ganzen Tag, welcher gerade ein Sonntag war und noch während eines



Theiles der Nacht; am Morgen aber war von beiden Verfolgern nichts mehr zu sehen.

Unser Kapitän — sein Name war Ray — glaubte in dem Kommandanten des Schooners einen seiner Todtfeinde zu erkennen, was uns auf den Glauben brachte, daß die Seeräuber unsere Brigg, welche zu den regelmäßigen Trinidader Kauffahrern gehörte, wohl gekannt hätten. Gerade dies aber machte unsern Kapitän so bedenklich und war auch der Grund, warum wir uns so schnell von ihnen hinweg machten.

Sobald wir die Küste sauber fanden, nahmen wir unseren früheren Kurs wieder auf und erreichten ohne weitere Belästigung unsern Hafen. Solche Piratenjagden waren etwas so Gewöhnliches, daß im Hafen nicht viel über die Sache gesprochen wurde; wir schafften unsere Ladung ans Land, nahmen neue Fracht dafür ein und stachen bei guter Zeit wieder in See. Wir hatten Sorge getragen, in früher Morgenstunde abzusegeln und überdies ein Boot als Avantgarde vorausgeschickt, um nachzusehen, ob die Küste klar war, ehe wir uns in See begaben: so erreichten wir New-York zu gehöriger Zeit und ohne weitere Unterbrechung.

Kapitän Ray wünschte sehr, daß ich auf seiner Brigg bleiben möchte; allein ich fühlte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Gedanken, abermals nach Trinidad zurückzukehren, ohne daß ich mir übrigens einen Grund dafür anzugeben wußte: das Schiff wie auch den Kapitän hatte ich sehr lieb, an die Seeräuber dachte ich fast gar nicht und dennoch empfand ich ein unerklärliches Widerstreben gegen Ray's Vorschlag, mich aufs Neue auf seinem Fahrzeuge einzuschiffen.

Dieses räthselhafte Gefühl betrog mich nicht, denn ich habe seitdem erfahren, daß es jenem räuberischen Schooner auf der nächsten Ueberfahrt dennoch gelang, die Brigg zu kapern, wobei die gesammte Mannschaft niedergemacht und das Schiff im Angesichte des Hafens verbrannt wurde! Ich rechne seither dieses Entrinnen



aus unerblittlicher Todesgefahr unter die vielen unverdienten Gnadenbezeugungen, deren ich von der Vorsehung gewürdigt wurde.

Meine nächste Anstellung fand ich als Untersteuermann an Bord eines neuerbauten Schiffes, mit Namen „Franklin“, das unter die Handelsflotte von Charleston gehörte. Die Reise dahin ging glücklich von Statten und was als etwas Nagelneues auffiel, war der Umstand, daß ich nicht in den südlichen Hafen einlief, was an jenem Plage zu den größten Seltenheiten gehörte.

Die Fahrt auf dem Franklin trug mir bloß zwölf Thaler Steuerlohn ein und ich verließ deshalb das Schiff, um mir auf einem andern Rauffahrer, Namens „Foster“, der von demselben Kapitän befehligt wurde, welcher auf meiner früheren Reise nach Irland die Jane kommandirt hatte — in derselben Stellung deren zwanzig zu verdienen. Der Foster war nach Belfast bestimmt, welchen Hafen wir auch ohne irgend einen Unfall erreichten. Wir nahmen Salz und ein paar Kisten Leinwand ein, welche zu Norfolk pünktlich abgesetzt wurden, worauf wir den James-River hinaufsegelten, um zu City Point eine Tabakfracht einzuladen. Von dort fuhren wir nach Rotterdam, wo unser Schiff eine Ladung Wachholderbranntwein nach New-York lud, welche mich in keine kleine Verlegenheit versetzte.

Wir hatten nämlich eine schauerliche Heimfahrt — eine der schlimmsten, welche ich jemals zur See erlebt habe. So ging z. B. das Steuerruder los und konnte nur mit Mühe wieder befestigt werden; eben so mußte man zur Rettung der Spieren alle drei Bramstengen einziehen, so daß wir nur noch mit doppelt gerefften Marssegeln steuern konnten. Es war gerade mitten im Winter, wo die Brisen für lange Zeit aus Westen zu wehen pflegen.

Der Koch, ein sauertöpfischer Neger, war in seinem Dienste sehr nachlässig und sträubte sich stets, Kartoffelbrei für uns zu machen, obgleich wir Erdäpfel in Fülle an Bord hatten. Die ganze Mannschaft bis auf fünf war dienstuntüchtig, so daß die Uebrigen



bei den Wachen um so stärker in Anspruch genommen werden mußten. Wir beschloffen endlich, den vertheuften Schwarzen zur Vernunft zu bringen und ich ließ ihn sofort an die Winde anbinden; dann kam jeder von uns mit Ausnahme des Kapitäns, herzu und versetzte ihm mit einer Latte seine wohlgerathenen drei Streiche, so daß der Schlingel nach altem Schiffsgebrauch in aller Ordnung „geklobbt“ war — was für einen Koch offenbar als eine durchaus gesetzliche Strafe gelten konnte.

Wir erhielten jetzt unsern gewünschten Kartoffelbrei, aber der Koch schrieb sich Alles, wie man leicht denken kann, wohl hinter die Ohren und war besonders gegen mich aufgebracht, den er für den Nädel Führer bei seiner Exekution ansah. Das Wetter wurde immer schlimmer, die Dienstmansschaft war aufs Höchste erschöpft und wir hatten auf dem Schiffe keinen Grog anzusprechen: endlich konnte ich nicht länger aushalten, ich glaubte wenigstens, es nicht mehr so aushalten zu können, führte also meine Leute aufs Zwischendeck, wo ich ein Fäßchen Wachholder erwischte, die Röhre einer unangerauchten Pfeife in den Spunden steckte, und ganz behaglich an dem Inhalte zu schlürfen anfing. Meine ganze Wachmannschaft rauchte jetzt ganz regelmäßig erst an diesem, später an einem andern Fasse, und dies dauerte so lange, bis wir den Hafen erreicht hatten. Die Backbordwache that dasselbe und ich glaube in der That, daß dieses starke Getränk uns einzig und allein während der Ueberfahrt auf den Beinen erhielt.

Das Unglück aber wollte, daß der Koch sein Holz gerade unter diesen Fässern aufgestaut hatte; so kam es, daß wir eines Morgens, als eben der Letzte von uns sein Pfeifchen ausgeklopft hatte, den Wollenkopf dieses Schlingels durch dieselbe Lucke herabgucken sahen, durch welche wir niedergestiegen waren. Doch wurde kein Wort über die Sache gesprochen, bis es endlich ans Auszahlen ging, wo denn der schwarze Teufel als Ankläger gegen uns auftrat. Ich gestand Alles ein und stellte dagegen vor, daß wir das Schiff gar



nicht in den Hafen gebracht haben würden, wenn der Wachholderbrauntwein uns nicht die Kraft dazu verliehen hätte. Ich glaube, daß es dem Kapitän wie dem Schiffseigenthümer sehr leid that, uns verklagt zu sehen; da dies nun aber einmal geschehen war, so konnten sie die Sache nicht übersehen und so wurden mir fünf und zwanzig Thaler abgezogen, worauf ich sogleich das Schiff verließ.

Ich weiß, daß ich Unrecht that und weiß ebenso gut, daß die Eigenthümer vollkommen in ihrem Rechte waren; gleichwohl kann ich nicht umhin zu glauben, daß der Wachholder, so schädlich er auch bei übermäßigem Genuße seyn mag, auf eine Art wie wir ihn uns zu Gemüth führten, uns wesentliche Dienste leistete. Man hatte mich übrigens von dem Schiffe nicht weggejagt — im Gegentheil, Kapitän wie Kaufherr wünschten sehr, daß ich in ihren Diensten bleiben möchte; allein ich war nun einmal ärgerlich und wollte nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben.

Daß ich kein schlechtes Zeugniß von jenem Schiffe mitnahm, dafür spricht der Umstand, daß ich noch am selben Tage in der nämlichen Eigenschaft wie auf dem vorigen Rauffahrer, nur mit der Zusicherung besseren Lohns auf dem „Washington“ angestellt wurde; derselbe war nach London bestimmt und lag gerade neben dem Foster vor Anker. Ich erlangte hier noch den weiteren Vortheil, daß ich einige Einsicht in das Geschäft des Passagiertransportes gewann, da das Schiff auf jeder Fahrt mehr oder weniger Reisende an Bord führte.

Diese Fahrt brachte mich wieder nach London, das ich seit meinem ersten Besuche auf dem Sterling nicht mehr gesehen hatte; doch waren seit der Zeit zu viele Jahre verstrichen, als daß ich noch alte Bekannte hätte auffinden können, da ich inzwischen vom Knaben zum Manne herangewachsen war.

Auf dem Washington blieb ich ein volles Jahr, während welcher Zeit ich nicht weniger als drei Reisen, die letzte als erster Steuermann machte. Auf den vier ersten Fahrten durch den atlant-



tischen Ocean hatte sich nichts von Bedeutung ereignet; die fünfte aber sollte uns mehr Abwechslung darbieten.

Der Washington hatte noch auf jeder meiner Fahrten eine sehr fatale Geneigtheit zum Leckwerden an den Tag gelegt; wir hatten ihn deshalb zweimal in eines der Londoner Docks gebracht, was ihm sehr gut bekommen war. Auch in der ersten Woche unserer fünften Ueberfahrt hielt sich das Schiff ganz wasserdicht, so lange nämlich noch günstige Witterung herrschte; kaum standen wir aber östlich von den Banks, als sich ein heftiger Wind erhob und das Schiff, das unter dichtgeressnem großem Mars- und Focksegel lensen mußte, so schwerfällig zu arbeiten anfing, daß mir in der That gar nicht wohl zu Muth wurde; ich wußte, daß es überladen war und fürchtete die Folgen eines etwaigen Sturmes.

Ich hatte von jeher die Gewohnheit, immer eine Pumpe zum Sondiren des Pumpensods in Bereitschaft zu halten und vergaß während meiner Wache niemals, fleißig zu sondiren. Eben als der Sturm seine höchste Höhe erreichte, während ich unten die Vormittagswache zu besorgen hatte, fühlte ich mich plötzlich so unbehaglich, daß ich in den bloßen Unterbeinkleidern auf's Verdeck stieg und abermals zu sondiren anfing, obgleich ich kaum vor zwei Stunden nachgesehen und das Wasser auf dem Saugpunkt gefunden hatte. Aber — o Wunder — diesmal war es bis zu drei Fuß Höhe angestiegen!

Diese Aenderung war so bedeutend und unerwartet, daß wir alle glaubten, der Angabe müsse ein Irrthum zum Grunde liegen. Ich ließ also die Messruthe wieder hinab, nachdem ich sie zuvor getrocknet und mit Asche bestreut hatte, was im Ganzen nicht mehr als zehn bis fünfzehn Minuten Zeit erforderte — aber auch in diesem kurzen Zwischenraum war das Wasser schon wieder um mehrere Zoll an Höhe gestiegen!

Jetzt sah die Sache sehr bedenklich aus und ich fing an zu glauben, daß auch noch ein drittes Segel unter meinen Füßen ver-



sinken sollte. Nach kurzer Berathung wurde beschlossen, das Schiff zu erleichtern; das Focksegel wurde gebraht, die Mannschaft flog in die Takelage, um sich vor den hereinstürzenden Wogen zu retten und ich ließ unterdessen das Schiff beidrehen. Dann räumten wir die Saßborde hinter den beiden Lucken weg und begannen die Terpentinfässer auf das Berdeck zu rollen.

In meinem ganzen Leben hatte ich mich niemals so kräftig gefühlt und in so kurzer Zeit so viel gearbeitet. Während des ärgsten Treibens ging ich einmal unter's Deck, um ein klein wenig auszuruhen; hier goß ich mir ein Untersteuermannschlückchen Branntwein in mein Glas, füllte es, wie ich glaubte, mit Wasser auf und trank es in einem Athemzuge hinunter. Da zeigte sich aber, daß ich nicht Wasser, sondern den stärksten Wachholderbranntwein und zwar in einem Maasse dazu getrunken hatte, welches mich unter anderen Umständen besinnungslos niedergeworfen haben würde, jetzt aber nicht anders auf mich wirkte, als ob ich pures Wasser zu mir genommen hätte.

Wir hatten schon die ganze Ladung des Zwischendeckes auf's Berdeck herauf geschafft, wo sie von selbst in die See hinabrollte und waren eben im Begriff, auch den tieferen Kielraum zu diesem Zwecke zu öffnen, als der Kapitän uns einzuhalten befahl, da die Pumpen allmählig zu wirken anfangen, wie sie denn auch schon eine halbe Stunde später ganz tüchtig darauf lossaugten.

Das war in der That eine ganz erfreuliche Botschaft, denn ich hatte eben angefangen, mich dem Glauben hinzugeben, daß wir auf unsere Boote vertrieben werden würden.

Unter unserer Ladung befanden sich auch etliche eingepöckelte Kalbfelle. Als die Gefahr den höchsten Grad erreicht hatte, sah ich den Koch an einem Faß den Boden ausschlagen und einige dieser Häute in einer Tonne verbergen; ich fragte ihn später, warum er dies gethan habe und erhielt zur Antwort, er müsse von diesen



schönen Häuten noch einige nach Haus bringen! Das wäre wohl ein großer Schaden gewesen, wenn sie verloren gegangen wären!

Sobald die Pumpen wieder angefetzt hatten, wurde das Schiff in den alten Kurs zurückgesteuert und bewies sich auch bald wieder so wasserdicht wie eine Flasche.

Acht bis zehn Tage später, als wir eben unter aufgehisten Leesegeeln in unserem Kurse fortsteuerten, gewahrten wir vor uns ein großes Schiff, welches gleich uns, aber mit gerefften Mars- und Bramsegeln vor dem Winde daherging und seine Flagge gewippt\* hatte. Wir näherten uns natürlich so rasch wir konnten, und als wir neben ihm standen, bemerkten wir, daß das Schiff von Menschen wimmelte und seine ganze Mannschaft mit Pumpen und Ausschöpfen beschäftigt war. Wir wußten ihre Lage am besten zu würdigen und legten uns augenblicklich neben sie, um uns nach ihrem Zustande zu erkundigen; sie antworteten uns zuerst mit drei Cheers, worauf sie uns ihre Geschichte erzählten.

Es war ein englisches Transportschiff, das eine Anzahl Soldaten nach Neu-Braunschweig bringen sollte, und, wie das unsere, einen Leck bekommen hatte, so daß sie sich nur durch fortwährendes Pumpen und Ausschöpfen flott zu erhalten vermochten und wegen des anhaltenden Westwinds und der großen Entfernung den Rückweg nach England angetreten hatten. Sie baten unsern Kapitän, in ihrer Nähe zu bleiben, weshalb wir unsere Segel verhältnißmäßig verkürzen mußten.

So steuerten die beiden Schiffe drei Tage und Nächte auf Anrufweite neben einander und unsere Offiziere wurden mit den Passagieren öfter bei ihnen zu Tisch geladen und umgekehrt. Als sich am vierten Tag Wind und Wetter günstig anließen und wir unserer Rechnung nach nicht mehr weit vom Kanal entfernt seyn konnten, sagten wir den Engländern, wir wollten voraussegeln und sobald wir das Land entdeckt hätten, wieder zurückkehren. Wir

\* Abwärts gestellt, um als Nothsignal zu gelten.



hielten uns dabei so lange auf, daß die armen Bursche Hintendrein gestanden, sie hätten die Hoffnung auf unsere Rückkehr bereits aufgegeben gehabt; dies lag jedoch keineswegs in unserer Absicht, denn kaum hatten wir das Land vor Augen, als wir auch sogleich beidrehten und ihnen diese Freudenbotschaft überbrachten, welche mit lauten Cheers empfangen wurde, worauf beide Schiffe in Gemeinschaft mit einander weiter segelten.

Als wir am nächsten Morgen das Land vor uns sahen und viele Fahrzeuge in der Nähe erblickten, drangen die Engländer in uns, daß wir sie jetzt verlassen sollten, da sie ihr leckes Schiff ganz gut bis Falmouth zu bringen hofften, was wir denn auch thaten und London bei guter Zeit erreichten.

Sobald wir nach New-York zurückgekehrt waren, wurde der Washington verkauft und ich verlor meinen angenehmen Posten, den ich übrigens in Folge meiner vortheilhaften Zeugnisse mit der gleichen Anstellung auf einem andern Schiffe vertauschte.

#### Bierzehntes Kapitel.

Mein nächstes Fahrzeug war der „Camillus“, der über Charleston nach Greenock segeln sollte, welchen Hafen wir ohne Unfall erreichten und eine Ladung Baumwolle daselbst einnahmen. Das Schiff war bereits segelfertig, als der Kapitän an einem Samstag Abend an's Land ging und mir sagte, er werde am nächsten Morgen zurück seyn und falls wir günstigen Wind bekämen, unverzüglich mit uns in See stechen. Ich bewilligte den Leuten ihre gewöhnliche sonnabendliche Freinacht und begab mich selbst in die Kajüte, um ein Schlückchen zu mir zu nehmen. Ich leerte ein oder zwei Gläser und bekam auf diese Art allerdings mehr als einem Mann gut ist, obwohl ich nichts weniger als betrunken war — kurz ich hatte zu viel, wiewohl ich im Nothfall noch eine stärkere



Labung hätte führen können. Der Proviantmeister war an's Land gegangen und da kein Untersteuermann vorhanden war, so befand ich mich ganz allein an Bord.

Unter diesen Umständen vernahm ich plötzlich ein Geräusch und ging auf's Verdeck, um zu erfahren, was es gebe. Mein ehemaliges Schiff, der Franklin, hatte seinen Ankerplatz geändert und dabei seinen Klüverbaum an unsern Hackbord angerannt. Ich rief sogleich zu ihnen hinüber und stieg dann auf den Hackbord, um unsern Nachbar wegzuschieben, als ich aus Unachtsamkeit hauptsächlich hinabstürzte, unterwegs noch an dem Schanddeck unseres Boots, das in der Mitte von dem Penterbalken hing, vorbeistreifte und in's Wasser fiel.

Die Fluth trieb mich fort und trug mich zwischen die Werfte und das hinter uns liegende Schiff, welches zufällig der „William Thompson.“ Kapitän Thompson, Schiffsherr Thompson, Steuermann Thompson, kurz Thompson und nichts als Thompson war, wie Mathews oft zu sagen pflegte.

Kapitän Thompson war eben am Kajütenfenster mit Lesen beschäftigt und hörte zufällig mein Stöhnen; er machte plötzlich Lärm, ein Boot wurde ausgesetzt und ich — eingenommen. Es war stockfinster, ich hatte überdies bei dem Falle alles Bewußtsein verloren, und meine Rettung aus dieser abermaligen Gefahr war darum kaum minder merkwürdig, als die aus den Zähnen des Hayfisches in Westindien, oder vor Trant's Kanonen in jener Nacht, da der Scourge zu Grunde ging.

Erst nach einigen Stunden kam ich wieder zum Bewußtseyn, und daran war nicht sowohl der Branntwein, als vielmehr jener Fall schuldig, da ich Alles, was vor diesem Sturze vorfiel, noch ganz deutlich im Gedächtniß habe. Gleichwohl muß ich bemerken, daß nichts als das Getränk all' das Unheil angerichtet hatte, denn ich hatte gerade soviel zu mir genommen, daß ich sorglos und unachtsam werden mußte.



Am nächsten Morgen fand ich, daß ich meinen linken Arm nicht rühren konnte und ging also zu einem Doktor. Dieser Ehrenmann erklärte mir sogleich, einem Burschen wie mir, sage er nie was ihm fehle, wenn er nicht vorher sein Honorar in Händen habe. Ich gab ihm einen Dollar und nun erst erfuhr ich sein Geheimniß — ich hatte das Schlüsselbein gebrochen.

„Und nun noch einen weiteren Thaler,“ meinte er, „dann will ich Euch zusammenslicken.“

So mußte ich auch noch den zweiten Spanier springen lassen; dafür hielt er aber auch wirklich Wort und legte mir den Verband an.

Auf's Schiff zurückzukehren, davon war jetzt nicht mehr die Rede; ich war genöthigt, einen jungen Mann, den ich noch aufgetrieben hatte, an meiner Statt auf den *Camillus* zu schicken, während ich selbst zwei bis drei Monate unthätig am Lande liegen blieb und mit der Reise auch meine Steuermannsstelle einbüßte.

Von der Zeit an, da ich auf dem *Washington* gedient hatte, nahmen meine Angelegenheiten einen erfreulichen Fortgang und hätte ich auf dem *Camillus* bleiben können, so glaube ich, daß ich's noch zum Schiffskapitän gebracht haben würde. Ich hatte mir einiges Geld zurückgelegt, und da ich in meiner neuen Stellung auch im Hasen Beschäftigung fand, so hatte ich nach und nach allen Geschmack an den gewöhnlichen Matrosenlustbarkeiten verloren und größere Achtung vor mir selbst bekommen. Jener Sturz vom Hackbord aber wurde nun für mich ein trauriger Rückschritt und mein Lebensschiffchen konnte sich nie wieder von der Abtrift erholen, in welche es dadurch gerathen war.

Ich war länger als zwei Monate am Land und mußte schon meines Armes halber ein vorsichtiges und vernünftiges Benehmen beobachten. Nach Ablauf dieser Zeit ging ich als zweiter Steuermann auf den „*Sally*,“ der zwar nach Charleston gehörte, aber gleichfalls nach Greenock bestimmt war und von dort wieder in seinen



eigenen Hafen zurückkehren sollte. Die Reise ging ganz glücklich von Statten und mein Arm wurde wieder so stark wie zuvor.

Zu Charleston verließ ich dieses Fahrzeug, welches abgetackelt werden sollte, und schiffte mich als erster Steuermann auf einem Schooner gleiches Namens ein, welcher freilich kein sonderlich großes Schiff vorstellte, gleichwohl aber ein festes gesundes Seeboot zu seyn schien und nach St. Domingo bestimmt war.

Wir liefen ohne Unfall aus und kamen glücklich zu Kap Henry an, wo wir unsere Fracht ausschifften und dafür ein Quantum Dublonen — vierhundert und achtzig Stück, wie man sagte — einschmuggelten, worauf wir nach der Insel Cuba absegelten. Dort wollten wir zu Matanzas einlaufen, weshalb wir uns an der Küste hielten und nachdem wir die Luvstraße \* passirt hatten, die Insel Cuba auch wirklich erreichten.

Während wir bei eingesehter Bresock \*\* weiter steuerten, gewahrten wir am Morgen des dritten Tages nach unserer Abfahrt ein großes Boot mit zwei Segeln, das vom Lande absteuerte und offenbar auf den Schooner Jagd machte.

Wir waren unser acht an Bord, nämlich der Schiffseigenthümer, ein Franzose, der seinem Vaterlande einst als Dragoner gedient hatte, jetzt aber zwischen siebzig und achtzig Jahren stand, außer ihm der Kapitän, ich, der Schiffsjunge, der Koch und vier weitere Matrosen. \*\*\* In dem feindlichen Boot konnten wir neun Mann aufzählen, welche mit Musketen bewaffnet waren, (was wir zwar erst später bemerkten) während wir keine Waffen, nicht einmal Pistolen auf unserem Schooner hatten. Ich hielt die Fremden gleich anfangs für Seeräuber, so wie ich sie unter dem Lande her-

\* So nennen die Engländer die Straße zwischen Cuba und St. Domingo. D. U.

\*\* Heißt das Raasegel der Bagienraa auf kleinen Fahrzeugen. D. U.

\*\*\* Macht bei gehöriger Zählung nicht acht, sondern neun. D. U.



vorkommen sah, allein der Kapitän beharrte darauf, sie für Schildkrötenfänger anzusehen.

Das Boot ruderte mittlerweile immer näher, bis es „Hand über Hand“ in gleiche Höhe mit uns kam, worauf die Bursche ein hitziges Feuer gegen uns eröffneten, wodurch sie unsere Mannschaft vom Verdeck verjagen wollten. Diesen Zweck erreichten sie wirklich, denn sämtliche Matrosen rannten in das Vorkastell hinab, der Schiffsjunge stellte sich auf die Kajütentreppe, so daß außer dem Kapitän, dem alten Franzosen und mir selbst keine Seele auf dem Verdeck zurückblieb.

Was die Andern am Bord des Schooners thaten, während die Seeräuber neben uns anlegten und zur Belustigung ihr heftiges Feuer gegen uns fortsetzten — weiß ich nicht; ich selbst hielt es für das Gerathenste, mich hinter dem Fockmaste niederzuducken. Es dauerte übrigens nicht lange, bis die Schurken auf unser Verdeck hereinsprangen und den Schooner in Besitz nahmen. Einige von ihnen kamen auf's Vorkastell und verschlossen die dortige Lucke, um die Leute unten einzusperren; erst jetzt mochten sie sich als die unbestrittenen Gebieter des Schiffes betrachten. Einer der Bursche zog darauf ein furchtbar aussehendes Instrument, ein langes, schmales, scharfes, glänzendes Messer, mit dem er die Falln der Bresock entzwei schnitt.

Die Leute alle, die ich jetzt an Bord des Schooners erblickte, kamen mir vor wie Engländer oder Amerikamer, welche sich für Spanier auszugeben wünschten. Ganz abgesehen von der Aussprache herrscht übrigens in Größe, Farbe, sowie in der ganzen Erscheinung des Spaniers, gegenüber von den Bewohnern der beiden andern Länder, ein so gewaltiger Unterschied, daß ich mich wohl schwerlich täuschen konnte. Ich gewahrte nur einen einzigen unter diesen Piraten, der mir ein wirklicher Spanier zu seyn schien, obgleich ihre Gesichter der Unkenntlichkeit halber sämtlich geschwärzt waren, was übrigens nicht hinderte, daß man von dem, was



hie und da von ihrer Haut zu bemerken war, auf ihre wahre Farbe schließen konnte — so fand sich denn auch, daß kein einziger Neger unter ihnen war.

Der Bursche, welcher die Bresockfallen durchschnitt, konnte unmöglich ein Spanier seyn; das Segel war nämlich nicht sobald herabgefallen, als er das Messer am oberen Raume unterhalb des Leicks\* ansetzte, wie wenn er die Leinwand mit möglichst geringer Mühe abschneiden wollte. Ich stand in der Nähe und fragte ihn deshalb, warum er das Segel zerstöre? Wenn er es brauche, warum er es nicht lieber ganz mitnehme?

Auf dieses drehte er sich rasch nach mir um, schwang seinen Arm und versetzte mir einen heftigen Stoß mit seinem furchtbaren Messer. Die Spitze der tödtlichen Waffe streifte quer an meinem Brustbeine vorüber.

Ich fiel, theils in Folge des heftigen Stoßes, theils aus List, da ich es für das Sicherste hielt, mich geradezu auf den Rücken zu legen. Um seinen wüthenden Angriff zu vollenden, traktirte mich der Wütherich auch noch mit einigen derben Fußtritten und verschiedenen Flüchen in gebrochenem Spanisch. Ich hatte natürlich Englisch gesprochen und daß er mich verstand, war an dem Ausdruck seiner Mienen, sowie an seiner Handlungsweise deutlich genug wahrzunehmen.

Meine Wunde war nicht gefährlich, blutete aber so stark, daß Hemd und Beinkleider ganz mit Blut bedeckt wurden, nicht anders, als ob ich gerade in's Herz getroffen worden wäre; ein oder zwei Zoll tiefer in der Richtung des Messers würden mich auch sicherlich um's Leben gebracht haben.

Wie dieser Auftritt für mich geendet haben möchte, weiß ich nicht, wenn nicht einer der Seeräuber in diesem entscheidenden Augenblicke herbeigekommen wäre und der Wuth meines Feindes durch

\* So nennt man das obere Tau, welches ein Segel umspannt und an dem die Ranten des letzteren befestigt sind. D. U.



eine drohende Gebärde mit dem Finger Einhalt gethan hätte. Dieser mein Retter war mir von früher bekannt, darauf will ich schwören; ich kann zwar kaum annehmen, daß ich mich irre, werde aber dennoch, da ich meiner Sache nicht über jeden Zweifel gewiß bin, seinen Namen nicht nennen. Habe ich Recht, so war er ein junger Mann aus Connecticut, welcher auf dem Sterling mit mir eine Reise nach Liverpool machte; ich hatte mit diesem jungen Manne auf sehr vertrautem Fuße gestanden und war öfter als mit jedem Andern unter unserer Mannschaft mit ihm an's Land gegangen. Sein Gesicht war zwar geschwärzt wie die aller seiner Kameraden: doch konnte dies seine Züge und Augen, seine Haltung, Größe und Stimme nicht unkenntlich machen; dabei sprach er ein Rothwälsch von gebrochenem Englisch und gebrochenem Spanisch, wie keiner, der mit einer von beiden Sprachen von Kindheit an vertraut ist, es gebraucht haben würde. Dasselbe galt von Allem, was ich unter den Burschen reden hörte, einen einzigen besagten Matrosen ausgenommen, dessen ich sogleich zu erwähnen Gelegenheit finden werde.

Der Mann, den ich für meinen ehemaligen Schiffskameraden hielt, schien auch mich zu erkennen. Ich war zwar noch ein Knabe, als ich den Sterling verließ, doch will man behaupten, daß ich mich im Außern nicht wesentlich verändert habe; mein Haar ist noch immer schwarz und damals als ich noch in der Blüthe der Jahre stand, muß ich sehr leicht zu erkennen gewesen seyn. Ich war in jenem Augenblick so fest überzeugt, einen alten Bekannten vor mir zu sehen, daß ich schon im Begriffe stand, ihm beim Namen zu rufen, als mir zum Glück noch einfiel, daß dieses mir gefährlich werden könnte; die Piraten wünschten nämlich Allem nach unerkannt zu bleiben und so war es wohl am Gescheutesten, sie auf diesem Glauben zu lassen.

Mein muthmaßlicher Schiffsgenosse erwies sich mir übrigens als Freund und ich war keiner persönlichen Mißhandlung mehr aus-



gefeßt, seitdem sein Gefährte ein paar Worte mit ihm gewechselt. Ich glaube sogar, daß wir alle ihm die Rettung unseres Lebens verdankten. Er fragte mich, ob wir Geld an Bord führten und als ich dies in Abrede zog, behauptete er, „daß wüßten sie besser; der Schooner führe jetzt bloß Ballast, müsse also für die Herfahrt den Preis in Baarem bei sich haben.“ Ich weigerte mich indessen, mehr anzugeben, worauf er befahl, mich auf ihr Boot zu schaffen, wohin der Kapitän schon vorher gebracht worden war. In seiner ganzen Verfahrungsweise glaubte ich einen Anstrich erzwungener Härte zu erkennen.

Dem armen französischen Greise erging es weit schlimmer. Die Räuber schienen zu wissen, daß er der Schiffseigenthümer war und mochten wohl glauben, er vermöge die beste Auskunft über das gesuchte Geld zu ertheilen. So wurde er denn auf alle Fälle unbarmherzig durchgepeitscht, hielt aber die Strafe bis auf's Aeußerste aus, ohne den Aufbewahrungsort seiner Dublonen zu verrathen. Zunächst nach ihm wurde der Schiffsjunge durch die Drohung geängstigt, er werde über Bord geworfen, wenn er das Geheimniß nicht verrathe; der Junge plauderte und die Dublonen waren bald aufgefunden.

Der Kapitän und ich waren unter einem der Halbdecke des Boots in Verwahrung gebracht worden, wo wir von dem alten Spanier bewacht wurden; sobald aber die Bursche das Geld aufgefunden hatten, riefen sie der über uns stehenden Schildwache zu, sie solle uns nur frei lassen, damit wir ihren Spaß auch mitansehen könnten. Da standen denn die acht Spitzbuben um die Truhe des Schooners aufmarschirt und theilten sich in die Dublonen; sobald dies geschehen war, hieß man uns mit unserem Boote, auf welchem wir nach dem Piratenschiff gerudert worden waren, an den Schooner herankommen.

Der Kapitän stieg an Bord des Sally und ich wurde befehligt, die Schufte alle zumal nach ihrem Fahrzeuge zurückzurudern.



Die Schelme waren ausnehmend vergnügt und schienen mit ihrem Fange sehr zufrieden zu seyn; sie machten allerlei schlechte Witze auf unsere Kosten, waren jedoch durch das Gold so befriedigt, daß sie unsere Brestock zurückließen. Dafür hatten sie indessen die Kajüte ausgeplündert und mir einen Quadranten, eine Uhr und den größten Theil meiner Kleider mitgenommen, ohne übrigens auf dem Vorkastell einzudringen, obgleich unsere Leute daselbst ein Sümchen von vierhundert Thalern unter einem Haufen Rehricht und alter Tausstücke versteckt hatten.

Mein muthmaßlicher Schiffsgenosse gedachte übrigens meiner bis zum letzten Augenblicke. Als wir sein Fahrzeug erreichten, schenkte er mir ein Glas Brantwein ein und forderte mich auf, es auszutrinken; ich hielt es aber für vergiftet und wollte nichts davon genießen. Er schien mich zu begreifen und trank es selbst mit bedeutungsvollem Blicke hinunter; dies machte mir Muth und ohne Zögern nahm ich das nächste Glas, worauf er mir abzustossen befahl, was ich auch alsbald that, ohne einen zweiten Befehl hiezu abzuwarten, worauf die Piraten in demselben Augenblicke von dannen ruderten.

Wir bildeten ein höchst betrübtes Häuflein, sobald wir uns wieder selbst überlassen waren. Der alte Franzose war in tiefe Trauer versunken, so daß wir alle Mitleid mit ihm hatten; er beklagte sich jedoch nicht über den Schiffsjungen und überhaupt wurde nicht weiter über den geschehenen Raub gesprochen. Meine Wunde war nur unbedeutend; der alte Mann dagegen war dermaßen zerschlagen und übel zugerichtet, daß er kaum mehr aufrecht zu gehen vermochte.

Sobald die Brise eintrat, liefen wir in Charleston ein, da wir nicht mehr die Mittel besaßen, um die Ladung einzukaufen, die wir zu Matanzas einzunehmen beabsichtigt hatten.

Dies war das Erstmal, daß ich in Wirklichkeit den Seeräubern in die Hände fallen mußte, wiewohl ich mehreremale nur



mit genauer Noth einem solchen Schicksale entronnen war. Gleich zu Anfang meiner Laufbahn hatte mich auf dem Sterling dieselbe Gefahr an der portugiesischen Küste bedroht; später war ich ihr auf dem William und Jane während meiner Fahrt nach Canton gegenüber gestanden; ein drittes Mal auf dem Trio bei jener Sandbank dießseits der Küste von Java, und ein viertes Mal auf dem Mechanic auf der andern Seite von Cuba. Und gleichwohl war es nicht die letzte Affaire, die ich mit ihnen zu bestehen hatte, wie aus dem Verlaufe meiner Geschichte hervorgehen wird.

Ich machte auf dem Sally eine zweite Reise nach Matanzas hin und zurück, ohne daß sich irgendwo ein bemerkenswerther Un- oder Zwischenfall zugetragen hätte. Sehr gerne wäre ich noch länger auf diesem Schooner geblieben, da ich mich mit dem Kapitän vorzüglich vertrug, hätte mich nicht einer jener unglücklichen Zufälle weiter getrieben, welche mich schon so oft „dwars ab von den Klüsen“ gebracht hatten.

Es war nämlich eben um die Zeit der Fluth, als wir zu Charleston eine Ladung Zucker, die in sehr schweren Fässern verpackt war, an's Land zu schaffen hatten; da die Regeling höher stand als die Werfte, so brauchten wir die Zuckerrässer bloß auf die Regeling zu bringen und von da auf einigen Planken an den Strand hinabrollen zu lassen, wo schon zwei Neger zur Aufnahme und Beförderung derselben bereit standen. Einer dieser Bursche hatte es in der Gewohnheit, den Fässern auf den Planken entgegen zu springen, statt sich zur Seite zu stellen und dieselben bloß an einer Seite anzufassen; ich machte ihn mehreremale auf die Gefahr aufmerksam, welcher er sich aussetzte, ohne daß er meine Worte beachten zu wollen schien. Endlich sah ich leider meine Warnung gerechtfertigt; eines der Fässer glitt unsern Leuten aus den Händen und rollte gerade über den Neger weg, der wie ein Stückchen Teig breit gedrückt wurde.

Das war offenbar ein Zufall und Niemand dachte daran, mir



deßhalb eine Schuld beimessen zu wollen. Allein der Eigenthümer des Schwarzen betrachtete diesen, wie man etwa einen Miethgaul betrachten würde, welchen Einer lahm oder gar todt geritten hat — er kam auf unsern Schooner und als er hörte, daß es um seinen Sklaven geschehen sey, schwor er hoch und theuer, ich sollte denselben bezahlen!

Den Kaufpreis eines athletischen „Niggers“ zu entrichten, war aber für mich noch weit unmöglicher, als dieß bei dem großen Staate Pennsylvanien mit Heimzahlung der Interessen seiner Schuld der Fall zu seyn scheint und da ich nichts mit einem Prozesse zu schaffen haben mochte, so brachte ich noch am selben Nachmittag mein bißchen Eigenthum an Bord eines andern Schiffes, auf welchem ich mich für meine Ueberfahrt nach New-York als Untersteuermann verdingte.

Das Fahrzeug, an dessen Bord ich nun gerieth, war der „Commodore Rodgers“, welcher regelmäßig zwischen beiden Häfen hin- und herging. Am nächsten Morgen fuhren wir ab und das Vormarssegel mußte dem Niggerbesitzer meine Antwort geben.

Der Bestehder \* des Schiffes — ein Mensch, der die Steuermänner sehr grob zu behandeln gewohnt war — befand sich eben an Bord und benahm sich bei dieser Veranlassung so impertinent gegen unsern Hochbootsmann, daß ich diesen laut darob tadelte, weil er sich die Grobheit gefallen ließ. Dies hatte jedoch keine weiteren Folgen, obwohl ich den Charakter eines Mannes, der sich eine solche Sprache erlaubte, unmöglich vergessen konnte.

Nach unserer Ankunft zu New-York nahm unser erster Steuermann den Abschied, worauf seine Stelle mir angeboten wurde. Es war zwar ziemlich gewagt, nach Charleston zurückzukehren, aber der Lohn war gering, die Geschäfte standen schlecht, zu New-York herrschte überdies noch das gelbe Fieber, und ich dachte, mit einiger Vorsicht könnte ich meinem „Niggereigenthümer“ schon aus den Augen bleiben, so daß ich mich endlich entschloß, das Anerbieten anzunehmen.

\* Derjenige, der ein Schiff bauen läßt.



Sobald wir nach Charleston zurückgekehrt waren, legten wir unser Schiff an seine eigene Werfte, weshalb ich von meinem Feinde, der sich oben in der Stadt herumtrieb, während wir hier weit unten vor Anker waren, nichts zu sehen bekam. Dafür traf mich aber ein anderes Unglück, welches weit schlimmere Folgen für mich herbeiführte.

Unser Schiffsbestehder mit seinem bösen Maul war nämlich wieder geschäftig wie immer, schimpfte und tobte bald da und bald dort und Alles, was wir thaten, war ihm nicht recht. Unsere Ladung war beinahe schon ganz ausgeschifft, als ich wegen einiger Fäßchen Bleiweiß mit dem Grobian in einen Wortwechsel gerieth, wobei er sich im Verlaufe des Streites nicht entblödete, mich „einen frechen S—ensohn“ zu nennen. Das war mehr, als ich ertragen konnte; ich faßte den Kerl beim Kragen und warf ihn den Luckengang hinunter.

Der Fall war nicht bedeutend, denn in der unteren Lucke lag ein Haufen Hanf, auf welchen der Bursche stürzte; gleichwohl hatte er sein Schlüsselbein gebrochen und fing trotz einem Kantor an zu singen.\* Ich hatte aber keine Lust in seine Melodie einzustimmen, sondern warf meine Schiefertafel im höchsten Zorne auf's Berdeck und verließ das Schiff, um mich an's Land zu begeben. Ich traf den Kapitän auf der Werfte, erzählte ihm meine Geschichte, ließ mir von ihm das Versprechen geben, daß er mir meine Kleider nachschicken wolle, und verschwand. Ein paar Stunden später machten fast alle Konstabels von Charleston Jagd auf mich, ohne mich aber zu finden, da ich mich gut versteckt hatte und einige Tage lang „wohlgeborgen“ im Hafen lag.

Dieser Zustand konnte jedoch nicht ewig dauern: die Konstabels waren nicht halb so ingrimmig als sie aussahen, denn einer von ihnen suchte mich selbst fort zu schaffen und mich an Bord des

\* Die englischen Matrosen nennen es nämlich „gesungen,“ wenn sie sich ihre Kommando's auf eine Weise zuschreien, daß anderen Leuten die Ohren zerspringen möchten.



„Governor Ruffel“, eines Küstenschiffers, zu bringen, wo ich den ersten Steuermann und die gesammte Mannschaft — Alles in einer Person vorstellte.

Der „Governor Ruffel“ war ein Handelsschiff aus Buford, das mit seinen Frachten nicht weiter als fünfzehn bis zwanzig Meilen ging: es war die kürzeste Reise und das winzigste Fahrzeug, mit welchem ich jemals — Kanonenboote ausgenommen — in meinem ganzen Leben zu thun gehabt hatte. Die Mannschaft bestand aus zwei Negern, den Sklaven des Eigenthümers, während der Kapitän und ich uns hinten befanden. Ob das Fahrzeug überhaupt so viele Personen gefaßt hätte, weiß ich nicht, denn so lange ich an dessen Bord diente, kam mir der Kapitän niemals zu Gesicht. Der Schooner lag drei Meilen unterhalb der Stadt und war insofern sehr gut für mich geeignet, da wohl schwerlich Jemand auf den Gedanken kommen mochte, einen alten Cantonfahrer auf einer solchen Küstenschale aufsuchen zu wollen. Wir waren damit beschäftigt, ihn anzustreichen und seine Takelage auszubessern, während sich der Schiffsbefehder mit seinen Myrmidonen daran ergötzte, in der ganzen Stadt nach mir umherzuspüren.

So hatte ich drei Tage auf dem Governor Ruffel verlebt, als plötzlich in ächt südlicher Weise eine Bö aus Süden und Westen zugleich über uns hereinbrach: der Sturm kam mit furchtbarer Gewalt daher gerast und man wollte seit vielen Jahren kein solches Unwetter mehr im Hafen erlebt haben. Die meisten Schiffe wurden von den Werften losgerissen und Alles, was vor Anker lag — ein Kriegsschiff und einen Revenuefutter\* ausgenommen — schleppte seinen Anker oder wurde triftig.

Wir selbst lagen nur an einem einzigen Anker und fingen bald an gegen die Barre hinunterzuschwimmen; ich warf den Nothanker aus, welcher aber die Kabeltaue wie Bindsäden auseinander riß und unser Schiffchen leewärts führte. Ein Segel aufzuhissen war

\* Ein dem Zollamte gehöriges Fahrzeug.



rein unmöglich, auch wenn diese — was bei den unsrigen nicht der Fall war — angeschlagen gewesen wären; so mußte ich das Ding seinen eigenen Weg gehen lassen.

Dies Alles geschah bei Nacht während einer so dichten Finsterniß, daß man in all' dem Wellengischt und Sturm und bei der späten Stunde nicht auf Schiffslänge vor sich hinzusehen vermochte. Ich wußte wohl, daß es mit uns dem Oceane zuing und den Hauptgegenstand meiner Besorgniß bildete jetzt die Barre oder Mündung des Flusses; den dort befindlichen Kanal herauszufinden — daran war nämlich nicht zu denken, da ich erstens einmal seine Stelle nicht kannte und ihn — auch wenn ich ein patentirter Lootse gewesen wäre — in der Finsterniß doch nicht gefunden haben würde. In meinem ganzen Leben, weder zu Wasser noch zu Land war ich jemals so vollkommen rathlos gewesen, als während der beiden angstvollen Stunden, da der Schooner, die Breitseite der Strömung zugekehrt, auf dem Flusse dahintrieb, ohne daß ich wußte, wohin — oder wie überhaupt das Ganze enden würde. Die beiden Schwarzen hatten vor lauter Angst den Verstand verloren und waren außer Stand, mir Beistand zu leisten.

Endlich spürte ich wie der Kiel an der Sandbank anstreifte und jetzt wußte ich, daß wir uns an der Barre befanden. Im selben Augenblicke waren wir auch von einem wahren Wirbelwinde von Flugwasser umgeben; rings um uns her war nichts zu sehen als der weiße Schaum der empörten Wogen und die Klippen, die uns entgegenstarrten.

Das erste Anprallen auf dem Sand schleuderte beide Masten aus ihren Widerlagen und riß die Decks in beträchtlicher Ausdehnung auseinander; in der nächsten Minute standen wir auf unsern Balkenenden, und die See brauste in mächtigen Wogen über uns. Alles, was wir thun konnten, war — uns festzuhalten und dies thaten wir denn auch mit großer Mühe und Noth; ich eilte mit den beiden Schwarzen nach dem Luvbord des Schooners, wo wir



uns mit den Schooten des großen Segels festbanden und nur bei einer völligen Zertrümmerung des Decks weggeschwemmt werden konnten, da das Tau sehr stark und zäh war. — Unser Fahrzeug polterte nur zweimal gegen die Barre und trieb dann frei und ungehemmt dem Ocean entgegen.

Ich wußte nunmehr, daß wir uns auf der See befanden und geraden Wegs von der Küste absteuerten. Sobald wir in tiefes Wasser gelangten, brachen die Wogen nicht mehr mit so furchtbarem Ungestüm über uns her, obwohl sie noch immer unser Hintertheil überspülten. Die Masten wurden endlich auch abgerissen, was mich aber weit weniger bekümmerte, als der hohe Wasserstand unseres Kielraums, der schon jetzt beinahe ganz angefüllt war. Sinken konnten wir nicht, da das Schiff einen gefächten Kielraum hatte und größtentheils aus Fichtenholz gebaut war, so daß das Quarterdeck des Schooners immer noch gegen fünf Fuß über'm Wasser blieb, während beide Buge fast ganz überschwemmt wurden, was uns hinten durchaus nicht unlieb war.

Zum Glück hatte der Sturm bei'm ersten Ausbruche seine Wuth beinahe ganz erschöpft, denn bald nachdem wir die Barre hinter uns hatten, begann der Wind an Heftigkeit nachzulassen, und gegen Morgen war nur noch eine steife Brise zu verspüren. Nirgends ließ sich ein Fleckchen Land gewahren, obgleich ich an der Farbe des Wassers erkannte, daß wir von der Küste nicht sehr entfernt seyn konnten. Wir waren zur Ebbezeit ausgelaufen und dies hatte uns so weit in die See hinausgeführt: doch kannte ich auch die ganze Südküste als sehr niedrig, weshalb sie von der Oberfläche des Meeres aus auf bedeutende Entfernung nur selten zu sehen ist.

Der Tag, welcher dieser Schreckensnacht folgte, war in hohem Grade traurig und trostlos: das Wetter war schön, die Sonne brannte sogar glühend auf uns herab, aber der Wind wehte immer noch stark vom Lande und trieb uns mit jedem Augenblicke weiter dem Schooße des Weltmeers entgegen.



Unsere einzige Hoffnung beruhte auf der Aussicht, einem Küstenschiffe in die Hände zu fallen, allein ich fing bereits an zu fürchten, daß wir längst über deren Bereich hinausgetrieben hätten. Wir waren ohne Lebensmittel, ohne Wasser, halb auf den Regelingen, halb in den Windungen der großen Schoote gelagert und keiner von uns wagte an jenem Tage seine Stellung im Geringsten zu verändern; nur hie und da wurde ein Wörtchen gesprochen, wobei ich mir alle Mühe gab, die Neger zum Ausharren zu ermutigen, indem ich ihnen immer noch die Hoffnung vorhielt, daß uns noch irgend ein Fahrzeug aufstoßen würde. Ich hatte in diesem Punkte ein Gefühl der Sicherheit, das vielleicht unvernünftig seyn mochte, aber ganz einfach aus meinem sanguinischen Temperamente hervorging, welches mich von je her etwas zu gleichgültig gegen die Zukunft zu machen pflegte.

Die Nacht brachte nur insofern eine Aenderung unserer Lage, als der Wind immer mehr an Stärke nachließ. Kurze Zeit vor Sonnenuntergang hörte ich einen der Neger rufen:

„Master Ned — John fort.“

Ich war eben vor den beiden Schwarzen gestanden, ohne gerade auf sie Acht zu haben, mochte wohl auch ein wenig geschlummert haben und als ich nun wirklich emporschaute, fand ich in der That, daß einer von den Negern verschwunden war.

Wie dies zugegangen, vermag ich nicht anzugeben, denn er schien mir früher gehörig festgebunden zu seyn; vermuthlich hatte er sich selbst losgemacht, war in seiner Erschöpfung in's Wasser gefallen und untergesunken, noch ehe ich ihn mit einem Blicke bemerkte. Doch war jetzt nichts mehr für den armen Burschen zu thun und sein Verlust brachte mich erst auf den Gedanken, daß unsere Lage doch schlimmer seyn möchte, als sie mir früher erschienen war.

Manche meiner Leser — wie ich vermuthe inösesammt lauter gute Christen — werden wohl begierig seyn zu hören, ob ein



Mann in meiner Lage sich nicht zu religiösen Betrachtungen aufgefordert fühlte und ob sein Gewissen ihn nicht an die Möglichkeit der Verdammniß mahnte, da das Verderben ihm so zu sagen in's Gesicht starrte. Ich muß leider hierauf erwiedern, daß keine solche Gedanken in mir aufstiegen, wie ich mich denn überhaupt nicht erinnern kann, daß ich in irgend einer Noth und Gefahr auch nur ein einziges Mal meines Schöpfers gedacht hätte. Ich fühlte wohl etwas wie Angst oder Todesfurcht und den instinktartigen Drang mein Leben zu retten, hatte aber niemals einen Begriff von der Nothwendigkeit, ein höheres Wesen um Rettung meiner Seele anzurufen. Trotz der Belehrung, die ich in meiner Jugend empfangen hatte, befand ich mich doch so ziemlich in der Lage eines Menschen, der den Namen seines Erlösers niemals aussprechen gehört hatte. Bei allem Nachdenken über derlei Gegenstände vermochte ich dennoch niemals über den selbsttrügerischen Glauben hinauszukommen, daß meine Rettung allein von mir selbst abhängt. Großes Unrecht hatte ich — nach unsern Seemannsbegriffen wenigstens — nicht begangen: ich hatte weder Raub noch Mord verübt, den Codex der seemännischen Sittengesetze — soweit ich ihn verstand — von jeher streng beobachtet und darum glaubte ich sogar gewissermaßen einen Anspruch auf Gottes Gnade zu besitzen, ohne mich über den künftigen Zustand meiner Seele im Geringsten zu bekümmern.

Meine beiden Unglücksgefährten auf dem kleinen Brack theilten meine Gleichgültigkeit in dieser Beziehung in vollem Maaße: denn kein Gebet, kein Flehen um Gottes Erbarmen ward von einem von uns dreien vernommen, und nichts bewies, daß wir überhaupt nur an so Etwas dachten. Der Hunger peinigte mich wohl ein wenig und während der zweiten Nacht versiel ich in einen Schlummer und erwachte an dem Traume, daß ich eben einige meiner Lieblings Speisen verzehre, — ein Traum, der mich auch bei andern Veranlassungen, besonders sobald ich auf kleine Nationen gesetzt war, schon öfter verfolgt hatte. Von den beiden Schwarzen klagte keiner



mit einer Sylbe über körperliches Leiden, und der Eine, welcher erkrankt, war gleichsam wie eine Kerze erloschen.

Am Morgen des zweiten Tags sahen wir die Sonne hell und glänzend am Himmel heraufsteigen; der Wind sprang um diese Zeit zu einer gelinden Südostbrise um, was uns wenigstens einigermaßen ermutigte, da unser Schooner dadurch wieder in der Richtung des Landes hingetrieben wurde. Doch ließ sich ringsum noch nirgends etwas bemerken, denn die See ging immer noch ziemlich hoch und da unser Schooner sehr tief im Wasser lief, so war unser Gesichtskreis natürlich sehr beschränkt.

Es war schon ziemlich spät Vormittags, als der Neger plötzlich ausrief:

„Wasser Ned — dort ein Schiff!“

Fast in demselben Augenblick vernahm ich einige Stimmen, welche uns zuriefen, und als ich mich umsah, gewahrte ich einen kleinen Küstenschoner ganz in unserer Nähe. Er kam gerade vor dem Winde hergegangen, hatte uns offenbar einige Zeit früher entdeckt als wir seiner ansichtig geworden waren und stand nun unter unserem Lee, wo er augenblicklich beiholte.

Der Schooner setzte unverzüglich ein Boot aus, in welchem er uns nach seinem Borde abholte; wir konnten uns aber kaum von der Stelle bewegen und ich fand meine Glieder so steif, daß sie mir fast jeden Dienst versagten. Der Schwarze war noch weit schlimmer daran, als ich, und zwölf Stunden später würde man uns wahrscheinlich als Leichen angetroffen haben.

Der Schooner, welcher uns aufnahm, war nach Charleston bestimmt und seine Bemannung bestand aus lauter Schwarzen. In dem Augenblicke, da er uns begegnete, mußten wir gegen zwanzig Meilen von der Barre entfernt gewesen seyn, da wir bei günstigem Wind den ganzen Nachmittag dazu brauchten, um letztere wieder zu erreichen.

Wir beiden Geretteten wurden in die Kajüte hinabgeschickt,



wo ich sogleich einen Kessel mit gekochtem Reis entdeckte, über den ich mich mit der Eier eines Geiers herstürzte. Die Neger glaubten, ich könnte mir dadurch schaden und wollten mir die Speise aus der Hand nehmen; ich ließ sie aber nicht mehr los und in meinem ganzen Leben genoß ich nie ein köstlicheres Mahl als dieses Reisgericht, von dem ich meinem Gefährten gleichfalls eine hübsche Portion abtrat, ohne daß dieser Genuß üble Folgen für uns gehabt hätte, da wir noch nicht so lange gefastet hatten, daß unser Magen bedeutend geschwächt worden wäre. — Nach diesem herzhaften Mahle legten wir uns beide auf den Kajütenboden nieder und überließen uns dem Schlummer.

Gegen acht Uhr Abends erreichten wir die Werste. Schon bei der Barre war der Schooner von einem Fahrzeuge angerufen worden, das den „Governor Russell“ aufzusuchen bestimmt war; die Schwarzen beschrieben der Mannschaft die Stelle, wo das Wrack zu finden sey und jene liefen sofort in die See hinaus.

Ich fühlte mich kräftig genug, um allein nach meiner Herberge zu gehen, wo ich mich abermals „unter Quarantäne“ legte. Der „Governor Russell“ wurde aufgefunden und am Schlepptau in den Hafen bugfirt, worauf er ausgebessert ward und wie früher den Handel nach Busford fortsetzte, ohne daß ich weder ihn noch seinen Kapitän wieder zu Gesicht bekommen hätte. Auch von dem Neger, der mit mir gerettet worden war, trennte ich mich auf der Werste und habe später nie mehr etwas von ihm gehört — das ist das Leben eines Seemannes.

Ich fürchtete mich noch immer vor den Konstabels, beruhigte mich aber wieder durch den Gedanken, daß in dem letzten Sturme so manche weit wichtigere Schiffe beschädigt und so viele Menschenleben zu Grunde gegangen waren, daß von der Rettung des „Governor Russell“ nur wenig gesprochen wurde. Ueberdies kannte man mich auf jenem Schooner nicht bei meinem Taufnamen, und



damals, als ich den Schiffabestehder die Treppe hinunterwarf, war ich noch Mr. Myers, während ich jetzt, seitdem ich auf dem Küstenboote Schiffbruch gelitten hatte, ganz einfach Ned genannt wurde.

### Fünfzehntes Kapitel.

So unbedeutend auch vergleichungsweise die Rolle war, welche ich in Charleston spielte, so erlaubte meine Sicherheit doch nicht, mich allzu lange an diesem Orte aufzuhalten, und mein sehlichster Wunsch ging dahin, den Hafen bald verlassen zu dürfen. Nach dem Sprüchwort „ein Bettler hat nicht lange zu wählen“ war ich daher herzlich froh, mich auf dem „Carpenter“, \* einem mit Schiffsholz beladenen Schooner, der nach St. Mary und Philadelphia bestimmt war, als Vormarsmatrose einschiffen zu können; ich gelangte auch wirklich unentdeckt an Bord und ging noch an demselben Tage unter Segel.

Bis nach St. Mary ging die Fahrt ganz gut und ohne Unfall von Statten; erst als wir diesen Hafen verließen, wurden wir von einem sonderbaren Unstern befallen. Wir waren kaum einige Tage unter Segel, als sich ein starker Wind erhob und zu gleicher Zeit die Oberladung so stark auf die Deckbalken drückte, daß diese nachgaben und der Schooner sich, so weit seine aus Rothtannen bestehende Fracht dies erlaubte, mit Wasser füllte.

Das Unglück kam einzig und allein daher, daß die Meger, welche die Ladung einschifften, die Deckbalken gehörig festzukeilen unterlassen hatten — eine Vorsicht, welche niemals versäumt werden sollte, sobald das Verdeck mit einer solchen Last beschwert wird. Die Nachlässigkeit hatte jedoch keine sehr bedenklichen Folgen, denn es gelang uns dennoch, das Fahrzeug weiter zu bringen und mit der vollen Ladung zu Philadelphia einzulaufen, ohne daß wir ein

\* „Zimmermann.“



einziges Stück verloren hätten — ein Beweis, daß unser Kapitän sich auf die Sache verstand und, was er einmal eingeladen hatte, nicht gerne wieder von sich lassen mochte.

Dieser Mann war ein ächter Küstenfahrer und schien mit den Johnston's und mit der Stadt Wiscasset überhaupt genau bekannt zu seyn. Er gab sich viele Mühe, mich zu überreden, daß ich als Steuermann auf dem Schooner bleiben sollte, indem er mir die Aussicht eröffnete, mich zu meinen alten Freunden zurückbringen zu wollen — ich hatte aber für alle seine Rathschläge nur taube Ohren, denn, die Wahrheit zu sagen, mochte ich nicht mehr nach Wiscasset zurückkehren. Meine frühere Desertion von da war nicht wohl zu entschuldigen und dann fürchtete ich noch überdies, die Familie möchte mir auch Bill Swetts Flucht und Tod als meine Schuld beimessen. Letzterer zählte zwar mehr Jahre als ich und wäre ebensogut im Stande gewesen, einen Einfluß auf mich auszuüben, als mir dies bei ihm gelungen war, allein das Gewissen ist ein so empfindliches Ding, daß es bei jedem Fehltritte, den wir begehen, die ganze Schuld nur zu leicht auf unsere eigenen Schultern wälzt.

So sagte ich denn dem Carpenter zu Philadelphia Lebewohl, quartierte mich in einer anständigen Herberge ein und verdingte mich auf einer Brigg Namens „Margaret,“ an deren Bord ich bis zu dem Augenblicke, da sie segelfertig war, als Pack- und Tafelmeister arbeitete. Der Eigenthümer der Brigg war, wie ich mir hatte erzählen lassen, in seiner Art ebenso übel berüchtigt wie jener Schiffsbestehder zu Charleston und ich war entschlossen, falls er versuchen würde, ebenso, wie er's der Sage nach bei seinen Steuermännern und sogar bei manchen Kapitäns gemacht hatte, auch auf mir „reiten“ zu wollen — ihn wenigstens ein harttrabendes Roß an mir finden zu lassen.

Eines Tags kam die Sache wirklich zum Ausbruch. Der Eigenthümer befand sich zu gleicher Zeit mit mir auf der Werfte und solch ein Strom von Schimpfwörtern, wie er ihn über mich



ausgoß, war mir in meinem Leben noch niemals vorgekommen. Bald hatte sich ein Haufen von Zuschauern um uns versammelt, was mir das Blut vollends zu Kopf jagte: ich packte den Mann und stieß ihn von der Werfte in's Wasser, doch so, daß er durch die Nähe einiger Randspähle vor jedem ernstlichen Unglücke beschützt war, denn in diesem Punkte war ich sehr vorsichtig und wollte überhaupt nur, daß er tüchtig geneßt werde, was ihm auch wirklich in vollem Maaße zu Theil wurde.

Die Zuschauer brachen in lauten Jubel aus, was ich als einen Beweis betrachtete, daß ich nicht so ganz Unrecht haben mochte. Von einer gerichtlichen Klage war diesmal nicht die Rede; ich ging vielmehr von der Werfte gerades Wegs auf den „Coromandel,“ ein Schiff, das ich schon seit mehreren Tagen als meinen Zufluchtsort im Auge behalten hatte. Hier wurde ich als Untersteuermann angenommen, denn die Lektion, die ich jenem berüchtigten Grobian ertheilt hatte, schien mir förmlich als Empfehlung zu dienen.

Der Coromandel war nach Cadix bestimmt und sollte von dort um das Kap Horn segeln. Für die Hinreise bestand unsere Fracht in Mehl; welche Häfen wir aber in Südamerika berühren sollten, das blieb mir noch ein Geheimniß; mit Ausnahme der Offiziere war unsere Mannschaft ausschließlich aus Schwarzen gebildet.

Bis herwärts vom Kap Trafalgar hatten wir eine glückliche Fahrt; hier aber erhob sich ein solcher Sturm aus Osten, daß wir zwei Tage lang jenseits des Kaps beilegen und dann im Hafen von Gibraltar vor Anker gehen mußten, wo wir etwa vierzehn Tage liegen blieben. Jetzt aber brach ein zweiter Orkan aus Südwesten daher, der eine furchtbare Stürzsee vom atlantischen Meere hereinjagte; er hatte Nachmittags begonnen, mit gleicher Heftigkeit die ganze Nacht über fortgedauert, und seine Wuth steigerte sich nach und nach immer mehr, bis er endlich ganz ernstlich mit den Schiffen zu „reden“ begann, welche in großer Anzahl an dem Felsen vor Anker lagen.



Am zweiten Tage des Sturmes stampfte der Coromandel mit den Bugen unter, daß das Wasser hinten über den Hackbord strömte, während viele andere Schiffe die Anker schleppten oder auch bereits völlig triftig zu werden anfangen. Unser Anker hing an einem eisernen Kabeltau, dem einzigen, das wir in den ersten vierundzwanzig Stunden gebraucht hatten; als der Sturm immer mehr zunahm, hielt man für nöthig, auch den Pflichtanker auszuwerfen, der an einem Hanstaue befestigt wurde.

Unsere Ankerkette war, wie man sagte, die erste, deren ein Philadelphisches Handelsschiff sich bediente, befand sich aber schon ziemlich lang an unserem Bord und hatte sich auf der vorigen Reise als äußerst zweckmäßig bewährt. Unglücklicherweise war der größere Theil der Kette im Wasser, ehe wir den Pflichtanker „gehen“ ließen, so daß das hanfene Tau unmöglich den nöthigen Spielraum finden konnte: an's Ufer zu laufen — daran war kaum zu denken, da der Meeresgrund sich auswärts senkte, so daß der Anker hätte bergan laufen müssen, um endlich wieder an Bord zu kommen.\*

Auf diese Weise lag der Coromandel zwei Tage und zwei Nächte vor Anker, während die See mit jeder Stunde stürmischer und der Orkan wo möglich noch heftiger wurde. Die Wuth des Letzteren verspürten wir in einigen Windstößen, welche in der That fürchterlich waren.

Die Bai wurde indessen immer leerer an Schiffen, da fast alle untergesunken oder an's Ufer geschleudert waren. Ein englisches

\* Von einem meiner Freunde, einem alten Marineoffizier, der damals als amerikanischer Konsul zu Gibraltar war, erfuhr ich, daß Ned in Betreff des Ankergrundes sich doch einigermaßen täuschte, indem der Coromandel etwas zu weit auswärts und also nicht auf dem besten Plage lag. Der Charakter des Sturmes aber ist, wie derselbe Freund hinzufügt, nichts weniger als übertrieben geschildert, insofern die Zahl der gescheiterten Schiffe mit Einschluß der kleineren Fahrzeuge jeder Gattung die immerhin außerordentliche Summe von dreihundertfünfundsechzig Segeln erreichte.



Paketboot lag etwas mehr als eine Kabellänge vor uns und hatte gleich unserem Schiffe bis jetzt noch immer ausgehalten; der „Governor Brooks“ von Boston hatte weiter oben bei Algeiras geankert, wo sich Wind und Wetter etwas brachen, so daß jenes Schiff weniger als wir vom Sturme zu leiden hatte.

In der dritten Nacht, gegen acht Uhr Abends, als ich mich eben in der Kajüte befand, hörte ich die Leute auf dem Verdeck rufen, die Ankerkette sey abgerissen; das Schiff hatte seine Sprietsegelraa noch nicht lange unter Wasser gestampft und der Orkan war mit erneuter Wuth über uns hereingebrochen.

In einem Augenblick waren wir alle auf dem Verdeck und ließen sämtliche Schooten schießen, so daß wir endlich das Schiff mit seinem Kabel aufbrachten, was uns übrigens nicht eher gelang, als bis wir beinahe senkrecht über denselben zu stehen kamen. Unglücklicherweise stießen wir aber auf Untiefen und solche Stellen, welche durch das Aushöhlen der Wogen zu Untiefen geworden waren. Es hieß zwar später, wir hätten damals noch fünf Faden Wassertiefe gehabt, eine Behauptung, welche ich nicht verbürgen möchte, da mir diese Wassertiefe für das, was später erfolgte, noch zu bedeutend vorkommt — unser Anker aber lag in Wirklichkeit sechzehn Faden tief im Wasser.

Wir hatten kaum das Kabel laufen lassen, als das Schiff mit einer Gewalt, welche die auf dem Verdeck Befindlichen beinahe zu Boden stürzte, mit plattem Kiel auf den Grund rannte. Diese Stöße wiederholten sich von Zeit zu Zeit in Zwischenräumen von mehreren Minuten und wechselten an Stärke, indem sie bald mehr bald minder heftig wurden. Das englische Paketboot mußte zu gleicher Zeit mit uns triftig geworden seyn, denn es kam jetzt auf uns zu und ließ seinen Anker in solcher Richtung fallen, daß er unser Kabeltau gerade durchkreuzte.

Dieses Zerren, verbunden mit dem felsigen Grunde, mochte wohl unser Hansband aus einander gerissen haben, denn jetzt steuerte



auch unser Schiff mit dwars gekehrter Breitseite dem Strande entgegen, indem es noch fortwährend gegen den Boden stieß, ohne daß jedoch die See in Stürzwogen darüber hereinbrach.

Der alte Coromandel war ein sehr starkes Schiff und fuhr deshalb fort, sich kräftig nach der Küste durchzuarbeiten, bis er endlich regungslos auf einem guten, festen Lager aufsaß. Wir bemannten unsre Pumpen und so gelang es uns, das Schiff, trotzdem daß sich dasselbe beträchtlich auf die Seite gelegt hatte, so ziemlich frei von Wasser zu erhalten.

Das englische Paketboot folgte uns bald und strandete mehr in der Nähe der spanischen Linien, nachdem es im Boden einen starken Leck erhalten und mehrere seiner Matrosen eingebüßt hatte. Wir selbst befanden uns auf einem ganz behaglichen Plätzchen, wenn man anders die Art und Weise, wie wir hereingekommen waren, in's Auge faßt; für unsere persönliche Sicherheit hatten wir nichts zu fürchten, weshalb auch die größte Ordnung an Bord herrschte, indem die Leute sogar ohne Verwilligung eines Extratrunks ganz wie gewöhnlich ihre Geschäfte besorgten.

In dieser Nacht brach sich der Sturm und hatte schon vor Tagesanbruch bedeutend nachgelassen, worauf alsbald Lichterschiffe herbeikamen und unsre Mehlfracht auszuladen angingen. Der Cargo wurde auch in der besten Ordnung ausgeschifft, was nämlich eine Beschädigung durch's Wasser anlangt, denn sonst waren mehrere Kolschwienbolzen\* in den Boden der Fässer eingedrungen. Ich scheue mich beinahe, etwas der Art zu erzählen, kann aber die Wahrheit des Gesagten verbürgen, da ich die Fässer mit eigenen Händen wieder losmachte.

Raum war das Schiff geleert, als es von einer hohen Woge emporgehoben und in das tiefe Wasser hinausgetragen wurde, wo sich aber bald ergab, daß es einen so starken Leck hatte, daß wir noch Matrosen von der Küste an unsere Pumpen stellen mußten, um den

\* Der Kolschwien (Kielschwein) bildet einen Theil der Kielbalken. D. U.



Coromandel flott zu erhalten. Er wurde natürlich zum Besten seiner Affekuranten verkauft, später aber im Docke gründlich ausgebessert, so daß er abermals die See zu halten vermochte.

Unsere Reise hatte natürlich hiedurch eine Unterbrechung erlitten: der Kapitän gab mir den Rath, auf dem „Governor Brooks,“ dem einzigen amerikanischen Segel, das dem Sturme entronnen war, die Stelle eines Untersteuermannes anzunehmen, was ich auch that. Meine neue Brigg war ein erst kürzlich gebautes, großes Fahrzeug, das ebenfalls um das Kap Horn zu segeln bestimmt war.

Ich kenne kein zweites Schiff, das damals gleich dieser Brigg vor dem Felsen von Gibraltar gelegen und trotz des Sturmes vor Anker geblieben wäre, und dies alles mittelst zweier hanfenen Kabelaue, wobei übrigens die wohlgeschützte Lage auch in Rechnung kam. Ein Schwede sollte durch irgend ein Taschenspielerstückchen hinter den Felsen gelangt und gleichfalls dem Verderben entgangen seyn; ich sah ihn am andern Tage selbst auf seinen Ankerplatz zurückkommen. Wie viele Menschen bei jener Veranlassung das Leben verloren, habe ich nicht erfahren: der Verlust an Eigenthum muß aber jedenfalls sehr groß gewesen seyn.

Drei Wochen nach dem Sturm ging der Governor Brooks unter Segel. Die Fahrt um's Kap war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft und wir wurden vierzehn Tage lang zwischen der Falklandinsel und dem Festlande hin- und hergeworfen. Wir waren Hundertundvierundvierzig Tage unter Wegs, ohne irgendwo anzulegen, bis wir vor Callao vor Anker gingen. Das Mehl, das unsere Ladung ausmachte, stand damals im Preise von sieben Dollars für das Faß, wobei noch ebensoviel Dollar Zoll hinzukamen. Der Franklin von vierundsechzig Kanonen und die englische Fregatte Aurora befanden sich damals am gleichen Orte, da das Kastell mit der Bevölkerung des Inlandes im Kriege begriffen war. Unser Mehl wurde an's Land geschafft; was aber daraus geworden — ist mehr, als ich zu erzählen wüßte.



Wir nahmen nun Ballast ein und fuhren nach Guayaquil hinab, wo mir etwas zustieß, was mir von Allem, was ich jemals erlebte, die ernstlichste Reue hätte verursachen können.

Unser Proviantmeister war nämlich ein portugiesischer Neger von dem hoshaftesten, lasterhaftesten Charakter, so daß die meisten Matrosen und sogar die Offiziere förmlich Angst vor ihm hatten. Eines Abends waren der Kapitän und der Hochbootsmann beide am Land, ich selbst saß müßig auf dem Deck und bekam plötzlich Lust zu einem Glas Grog, weshalb ich dem Proviantmeister befahl, mir ein solches zu füllen und heraufzubringen.

Der Bursche behauptete aber, der Kapitän habe die Schlüssel mitgenommen und es sey also kein Punsch zu haben, — ein Fall, der mir sehr sonderbar vorkam und mich — was wohl sehr natürlich war — nicht wenig ärgerte. Ich war auf dem Fahrzeug niemals betrunken gewesen, gehörte überhaupt — in einem Sinne wenigstens — durchaus nicht zu den Trunkenbolden, da ich nur selten zuviel trank, wenn ich nicht etwa am Lande an einer Lustbarkeit Theil nahm.

Während ich so dasaß und über den eingebildeten Schimpf nachbrütete, stieg mir plötzlich der Geruch von Rum in die Nase und als ich durch die Luke hinabschaute, sah ich den Proviantmeister gerade ein Gefäß vorübertragen, das mit diesem Getränke angefüllt war.

Da übernahm mich der Zorn, ich lief hinunter, packte den Burschen wie er eben aus der Kajüte heraustrat und stellte ihn sogleich über seine Frechheit zur Rede. Der Teufelskerl führte ein Messer in der Seitentasche; — eine höchst gefährliche Waffe, welche auf der Brigg schon manche Unbehaglichkeit veranlaßt hatte; sobald ich sah, daß er danach griff, hob ich ihn rasch in die Höhe, ohne einen Augenblick mit Streiten zu verlieren und warf ihn mit aller Gewalt zu Boden, wobei er gerade auf den Kopf stürzte.

Da lag nun der Schlingel wie ein Stück Holz, alle meine



Versuche mit Essig und Wasser blieben ohne Wirkung und ich mußte ihn für todt halten, da er gar kein Lebenszeichen von sich gab.

Erst jetzt überkam mich die Furcht vor den Folgen; der Satan raunte mir in's Ohr, ich sollte den Leichnam über Bord werfen: dies sey das sicherste Mittel, das Geschehene verborgen zu halten. Der Hofmeister hatte mehr als einmal gedroht, durch Schwimmen vom Bord zu entweichen und war, wenn ich recht weiß, bereits auf einem solchen Versuche ertappt worden; ich dachte mir also, wenn ich die Leiche durch eines der Kajütenfenster hinauswerfen könnte, würde es den Anschein haben, als ob er bei Ausführung seines Entwurfes ertrunken wäre.

Ich versuchte zuvörderst alle Mittel, welche mir zu Gebot standen, um den Proviantmeister wieder in's Leben zu bringen; da aber alle Mühe vergeblich war, entschloß ich mich in der That, ihn nach dem Hintertheil zu schleppen, um den Körper zu einem der Kajütenfenster hinauszuerwerfen.

Der Heckbalken war hoch und der Todte sehr schwer, so daß ich ziemlich lange brauchte, bis ich ihn in die gehörige Höhe hinauf geschoben hatte. Eben als ich das Fenster öffnete, stieß der Bursche einen Seufzer aus und ich fühlte eine Erleichterung, wie ich sie noch nie verspürt hatte, denn mir war gerade, als ob ich noch unter dem Galgen begnadigt worden wäre.

Ich nahm nun den Proviantmeister wieder herein, setzte ihn auf einen der niederen Heckbalken, wo er sich einige Minuten lang am Kopfe kratzte, während ich ihn die ganze Zeit über aufmerksam beobachtete. Endlich stand er auf und wankte aus der Kajüte; später kam er wieder und legte sich in seine Hängematte, worauf ich bis zum nächsten Tage nichts mehr von ihm zu sehen bekam.

So wie die Sache sich gestaltete, hatte sie später nicht allein keine schlimmen, sondern sogar gute Früchte getragen, insofern der Schwarze von der Zeit an gewaltigen Respekt vor mir zeigte. Hatte ich ihm auch nicht den Hals, so hatte ich ihm wenigstens



den Eigensinn gebrochen und so oft er sich nicht ganz in der Ordnung benahm, pflegte der Kapitän ihn damit zu bedrohen, daß er mich hinter ihn schicken werde. Letzterem, sowie dem Steuermann hatte ich die ganze Geschichte eingestanden und Beide hatten herzlich über den Vorfall gelacht, obwohl ich mir im innersten Herzen Glück dazu wünschte, daß die Sache nicht schlimmer abgelaufen war.

Die Brigg nahm zu Guayaquil eine Ladung Kakao ein und ging dann nach Cadix unter Segel. Die Hinfahrt war sehr schön, da wir in der Mitte des Sommers um das Kap Horn herumkamen und dasselbe sogar mit eingesehten Bramsegeln umschiffen konnten. Das Wetter blieb so ausnehmend günstig, daß wir uns nahe am Lande hielten, um die dortigen Strömungen zu benützen, nachdem wir, wie mir schien, nur auf eine Meile Entfernung vom Lande gewendet hatten. Uebrigens dauerte auch die Rückfahrt nach Cadix gegen hundert und ein bis zweiundvierzig Tage, im Ganzen also fast eben so lang wie die Hinreise, von welcher sie sich nur durch die weit günstigere Witterung unterschied.

Die Franzosen hatten Cadix eben in Besitz genommen, als wir daselbst einliefen, so daß wir die weiße Flagge von den Thürmen wehen sahen. Wir blieben hier einen Monat liegen, und gingen dann nach Gibraltar, wo wir etwa eine Woche verweilten, um daselbst einige Thaler einzuziehen und sodann mit Ballast nach New-Orleans zurückzusegeln.

Da ich mich auf zwei und zwanzig Thaler des Monats gestanden hatte, so bekam ich ein hübsches Sümichen zusammen, sobald wir unsern Hafen erreicht hatten, und ich fühlte jetzt eine unwiderstehliche Sehnsucht, dieses Geld erst zu verschwenden, ehe ich wieder zur See ginge. Man wollte mich zwar auf der Brigg behalten, welche dieselbe Reise von Neuem antreten sollte, ich konnte mich aber nicht dazu entschließen, mit einer Tasche voll Geld denselben langen Weg abermals zurückzulegen. Ich hatte nun so viele



Jahre zur See zugebracht, daß mir eine kurze Kreuzfahrt am Lande als Abwechslung höchst willkommen war.

Das einzige Fahrzeug, das nach meiner eigenen Breite abging, wo ich mir's nach meiner früheren Weise wieder einmal recht wohl seyn lassen wollte, war ein Schooner von der Ostküste, Namens „James“, auf welchem ich mich nun als Steuermann nach Philadelphia einschiffte.

In Allem was Ausrüstung betrifft, war dies das elendeste Fahrzeug, das ich in meinem ganzen Leben betreten hatte; das Boot war gar nicht seetüchtig und nicht einmal eine Reservepiere auf dem ganzen Schiffe aufzutreiben. Auf diese Weise schoben wir uns nach Norden, bis wir zwischen Bermuda und Kap Hatteras von einem Nordweststürme überfallen wurden, der uns beizuwenden nöthigte.

In diesem Sturme bekam ich einen deutlichen Beweis von der Wahrheit des Sprüchwortes: „wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz seyn.“ Ich hatte mich nämlich eben über die Regeling gelehnt und schaute über des Schooners Quarterdeck, als ich einen Gegenstand auf uns zukommen sah, den ich anfangs für eine Planke hielt.

Der Gedanke, mich auf einem Fahrzeuge zu befinden, dessen Boden im eigentlichen Sinne auseinander fiel, war nichts weniger als erfreulich und schon gab ich Alles verloren. Ich kann mir das Thörichte meines Benehmens nur dadurch erklären, daß das Glück, mit welchem ich schon so manchem Schiffbruche entronnen war, mir den Gedanken in den Kopf gesetzt haben mußte, ich werde, was auch den Andern an Bord begegnen möge, für meine Person auch diesmal mit dem Leben davon kommen. Ohne mir irgend Zeit zum Nachdenken zu gönnen, rannte ich eilends hinab, um mich meiner Thaler zu versichern. Aus einer Bettdecke, die ich zerriß, machte ich mir einen Gürtel, in welchem ich nun mein theures Silber, das gegen fünf und zwanzig Pfund wog, um den Leib schnürte, mit der Aussicht vor Augen, zwei bis dreihundert Meilen



schwimmen zu müssen, um nur die Küste zu erreichen! Von Booten und Spieren war keine Rede, denn ersteres war unbrauchbar und von letzteren gar nichts vorhanden.

Ich kann jetzt nicht anders als mit Verwunderung auf meine damalige Handlungsweise zurückblicken, welche mich in dem blinden Drange, meine elenden Thaler zu retten, meiner ganzen Erfahrung und Schiffskennntniß vergessen ließ. Damals zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben war ich ein Geizhals, der über seinem Schätze Alles um sich her aus den Augen verlor.

Als Steuermann wäre mir eigentlich obgelegen, die Pumpen zu sondiren, doch hielt ich dies nicht länger für nöthig. Sobald die Thaler gesichert oder vielmehr so aufbewahrt waren, daß sie mich unfehlbar auf dem Grunde des Meeres vor Anker bringen mußten, gedachte ich plötzlich meines Kapitäns, welcher oben schlief und dem ich alsbald, nachdem ich ihn geweckt hatte, unsere ganze Lage unverhüllt vor Augen stellte.

Der alte Mann, ein trockener, bedächtiger, kaltblütiger Amerikaner, lachte mir wegen meiner Besorgnisse in's Gesicht und sagte: ich hätte eines der Schirmbretter gesehen, mit denen er den Kiel seines Schooners zum Schutze gegen die Würmer zu Campeachy habe verkleiden lassen, so daß ich also wegen des Schiffsbodens durchaus nicht in Angst zu seyn brauche.

Dies war die einfache Wahrheit und mit dem beschämenden Bewußtseyn, meine Pflicht diesmal gänzlich versäumt zu haben, mußte ich die verdammten Thaler wieder von mir werfen.

Vermuthlich haben alle Menschen solche Augenblicke, wo sie nicht ganz „bei sich selber“ sind und gegen ihre sonstige Handlungsweise auftreten. Ich hatte mich bei dieser Veranlassung nicht um meinetwillen geängstigt, sondern einzig und allein daran gedacht, daß ich auf diese Weise handeln müsse, um jenen unnützen Plunder zu retten, der so manchen Menschen in's Verderben lockt —



der Geiz hatte mich für die ersten Erfahrungen meines Berufes blind gemacht.

Den ganzen Weg von New-Orleans bis Philadelphia hatte ich mich mit dem Gedanken beschäftigt, wie ich meine vierhundert Dollars zu meiner wahren Befriedigung verwenden wollte. Ich lebte denn auch zwei Monate lang ganz anständig, nicht in einer Herberge, sondern im Kreise einer Familie, und hatte sogar angefangen, in die Kirche zu gehen, da meine Hausfrau ein sehr frommes Mitglied der deutsch-reformirten Kirche war, während ihr Mann zu den Universalisten gehörte. Ich muß sagen, daß mir des Letzteren Lehre am Besten gefiel, da sie „für die ganze Kreuzfahrt ruhiges Wasser“ gewährte. Ich ging gewöhnlich des Morgens mit dem Manne in die Kirche, was mir freilich jetzt nicht anders vorkommt, als ob ein armer Teufel mit aller Mühe in den Hasen zu steuern suchte und statt dessen zwischen Untiefen gerieth. Von meiner Hausfrau erhielt ich dann noch außerdem manchen guten Rath, was auch in soweit Eindruck auf mich machte, daß ich meine Ausführung in etwas änderte, obgleich ich nicht sagen kann, daß mein Herz wirklich davon berührt ward; ich wurde bedächtlicher in meinem Wesen, erwarb mir bessere Manieren, ohne übrigens meine Sünden übermäßig zu bereuen, und verlebte auf diese Art die beiden Monate, welche ich am Lande zubrachte, weit gesetzter und vernünftiger, als ich dies von der Stunde an, da ich auf dem Sterling davon lief, mir noch jemals nachzurühmen vermochte.

Der „James“ lag noch immer einiger Ausbesserungen halber zu Philadelphia vor Anker, wo er eine Fracht Mehl erwartete, und als er endlich zum Auslaufen bereit war, schiffte ich mich abermals auf ihm zu einer Reise nach St. Thomas ein. Bei meiner Abfahrt konnte ich neben dem Gelde, das ich zur See mit mir nahm, noch nahe an hundert Thalern am Lande zurücklassen und dies Alles dankte ich der guten Gesellschaft, welche ich diesmal bei meinem Landaufenthalte gewählt hatte. — Zu St. Thomas luden wir aus



und nahmen Ballast nach Turk's Island ein, wo wir eine Ladung Salz bekamen und damit nach Philadelphia zurückkehrten.

Mein Benehmen an Bord dieses Schooners war der Art gewesen, daß der Kommandant, der zugleich Eigenthümer des Schiffes war und Altershalber das Seefahren aufzugeben beschloffen hatte, mich zu überreden suchte, auf dem Fahrzeuge zu bleiben, indem er mir versprach, mich, sobald wir in den Hafen, wohin wir gehörten, eingelaufen wären, zum Kapitän seines Schiffes zu ernennen.

Daß ich dieses Anerbieten nicht annahm, halte ich jetzt für einen großen Mißgriff, obgleich ich es bloß aus dem Grunde that, weil ich als ehrlicher Bursche meinen Schiffsfahrtskenntnissen nicht hinlänglich traute. Ich hatte mich nämlich nie so recht auf Astronomie verstanden, so viele Mühe ich mir auch gab, mich darin zu vervollkommen. Zwar kamen schon damals auf größeren Schiffen die Chronometer in Gebrauch, wonach ich die Zeit berechnen konnte: allein ein Chronometer war ein Instrument, von welchem man auf dem James noch nie etwas gehört hatte. Ferner blieb meine Unabhängigkeit an größere Städte, sowie meine Abneigung gegen kleine Seereisen nicht ohne Einfluß auf diesen meinen Entschluß, wie ich denn auch ziemlich geringschätzend auf Schiffe von solcher Ausrüstung und Takelage herabsah, während ich eine Vorliebe für reiche Eigenthümer hegte, was wahrscheinlich auch ein wenig bei mir in Berechnung kam; kurz und gut — ich lehnte das einzige offene Anerbieten, das mir jemals zur Führung eines Schiffes gemacht wurde, ab, um in meiner bisherigen Stellung zu verbleiben.

Bei meiner Rückkehr nach Philadelphia fand ich die Familie, bei welcher ich das Letztemal gewohnt hatte, durch Krankheit sehr herabgekommen; ich bekam zwar mein Geld, mußte mich aber nach einer andern Wohnung umsehen. Die ehrsamten Leute, mit welchen ich früher verkehrt hatte, und bei denen ich der einzige Kostgänger gewesen war, pflegten keine Miethsleute zu sich zu nehmen, weshalb ich mich in einem gewöhnlichen Seemannskosthause einquartierte.



In meiner neuen Wohnung herrschte zwar ein ziemlich aristokratischer Anstrich, da bloß Steuermänner, Unterbeamte und ächte Theerjacken daselbst Zutritt fanden; in sittlicher Hinsicht hieß dies aber gerade in „Orkan-Breiten“ segeln, denn ich kehrte zu allen meinen früheren Gewohnheiten zurück, warf rechts und links mit Thalern um mich und vergaß sogar Alles das, was ich in der Kirche der Universalisten gelernt hatte.

Ein Monat in solcher Gesellschaft war wohl geeignet, in meiner Börse gänzlich aufzuräumen: bis auf fünfzehn Thaler, die ich als Nestleier zurücklegte, hatte ich bald jeden Heller von meinem Gelde aufgebraucht und ließ mich sodann auf der „Rebecka Sims“, einem nach St. Jago de Cuba mit einer Mehlfracht bestimmten Schiffe als Untersteuermann anstellen.

Unsere Reise dauerte vier Monate und hatte außer einer kleinen Affaire, die mich nur persönlich betraf — und mich beinahe meine ganze Löhnung kostete, — nichts sonderlich Bemerkenswerthes. Der Proviantmeister war nämlich abermals ein schäbiger Neger, der mir eines Tags bei sehr schlechtem Wetter gar nichts Warmes zum Frühstück gab, wofür ich die nächste Gelegenheit benutzte und ihm als Ermahnung für künftige Fälle das Ende der großen Geitaue zu kosten gab. Damit hatte die Sache ein Ende, so lange ich auf dem Schiffe war, denn außer dem Proviantmeister schien die Sache von Allen am Borde gebilligt zu werden; der aber behielt das Ding wohl im Gedächtniß, und kaum waren wir eingelaufen, als er mir ein ganzes Rudel Rechtsverdreher über den Hals schickte und mir einen Prozeß anhängte, der mich siebenzig Thaler Schadenersatz und nebenbei noch eine hübsche Summe für Gerichtsporteln kostete.

Ich muß gestehen: dem Gesetz und Thatbestande gemäß geschah mir allerdings vollkommen Recht; eben so fest bin ich aber auch überzeugt, daß es für den genannten Proviantmeister äußerst heilsam gewesen wäre, wenn man ihn jede Woche einmal, meinem Vorgange folgend, tüchtig durchgewalkt hätte, denn wohlmeinende



Leute vermögen oft eben so viel Unheil in der Welt anzurichten, wie übelgesinnte Schurken. Die Philanthropen aus dieser Schule sollten ja nicht vergessen, daß wenn die Farbe auch kein Grund ist, um einen Menschen zu verdammen, sie ebenso wenig die Ursache seyn darf, dem, der sie trägt, jedesmal Recht zu geben.

Der Prozeß trieb mich in sehr kurzer Zeit abermals in See, und da ich keinen besseren Posten fand und über die Blindheit der Rechtspflege höchlichst erbittert war, so ließ ich mich auf dem „Superior“, einem Ostindienfahrer von vollen achthundert Tonnen Gehalt, als Vormarsmatrose nach Canton einschreiben.

Was Wetter und wohl auch Lebensweise anbelangte, war dies die vergnügteste Seefahrt, die ich jemals auf einem Kauffahrteischiffe mitgemacht hatte; auf der Heimreise verloren wir zwar unsere Oberbramstengen, dies war aber auch der einzige Unfall, der uns begegnete. Das Schiff war neun Monate unter Wegs; die Ueberfahrt von Whampoa nach dem Kap hatte ein und neunzig Tage gedauert.

Bei unserer Rückkehr fand sich, daß die Eigenthümer des Schiffes fallirt hatten, so daß für den Augenblick kein Geld ausbezahlt werden konnte. Im Hasen zu bleiben und den Prozeß abzuwarten, war langweilig, weshalb ich einem Anwalte meine Vollmacht zurückließ und mich an Bord eines Schooners, Namens „Sophia“, der nach Vera Cruz bestimmt war, aber nur als Vormarsgast einschiffte.

Die „Sophia“ war ein Klipperschiff und ging in wenig Tagen unter Segel. Bei unserer Ankunft zu Vera Cruz fanden wir die Stadt beinahe ganz verlassen; unsere Ladung wurde, da sie für alle Klassen von Käufern eingerichtet war, sehr unregelmäßig, einmal bei Tag, ein andermal bei Nacht an's Land geschafft und sobald wir damit fertig waren, segelten wir nach Philadelphia zurück, wo wir nach einer Abwesenheit von nur zwei Monaten wieder anlangten.

Jetzt erhielt ich auch meinen Lohn für die Cantoner Reise,



welcher aber bloß auf vierzehn Tage ausreichte, so daß ich mich sehr bald wieder in See begeben und mich diesmal auf der „Galedonia“, abermals nach Canton, einschiffen mußte. Die Reise dauerte elf Monate, hatte aber, wie die meisten Reisen nach China, nichts Erhebliches in ihrem Gefolge; auch diesmal verloren wir unsere Bramsegel, was übrigens jenseits des Kap's keineswegs unter die Seltenheiten gehört. Ueber das Schiff oder die darauf übliche Behandlung wüßte ich eben nicht viel Nühmliches zu sagen.

Kaum war ich nach Philadelphia zurückgekehrt, als mein Geld wieder auf dem früheren Wege verloren ging; meinen guten religiösen Freunden, bei denen ich früher gewohnt hatte, machte ich wohl noch gelegentlich einen Besuch, aber ihre Lehren hatten jeden Einfluß auf meine Lebensweise verloren.

Sobald ich dazu genöthigt war, nahm ich Dienste auf dem „Delaware“, der nach Savannah und Liverpool abgehen sollte. Nach der in den südlichen Ländern herrschenden Weise verließ ich dieses Schiff plötzlich zu Savannah, ohne ihm übrigens etwas schuldig zu seyn, mußte aber dabei meinen Paß in den Händen des Kapitäns zurücklassen. Ich hatte hiezu keinen anderen Grund als meine Laune, denn die Behandlung war vortreflich, der Lohn sehr bedeutend — aber ich wollte nun einmal davon laufen. So lange der Delaware im Hafen verweilte, blieb ich hübsch in meinem Versteck; sobald er aber abgesegelt war, zeigte ich mich in „der Welt“ und spazierte mit dem Hochmuthe eines Schiffseigenthümers auf den Werften umher.

Ich kam nun an Bord der „Tobacco Plant“,\* eines nach Liverpool und Philadelphia bestimmten Schiffes; mein Monatslohn war hier um zwei Thaler geringer, die Behandlung schlechter und Grog bekamen wir gar nicht — das hatte mir also diese südländische Mode eingetragen! Die Reise verlief übrigens ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß.

\* Tabackpflanze.



Nach meiner Ankunft zu Philadelphia beschloß ich „den Ankergrund zu wechseln und einen neuen Kurs zu verfolgen.“ Ich war jetzt vier und dreißig Jahre alt, und fing an, jeden Gedanken an Beförderung in meinem Stande aufzugeben; so oft ich auch vorwärts gestrebt hatte, war ich doch jedesmal wieder rückwärts gesteuert: ich fand mich jetzt so verlassen in der Welt, daß ich gegen Alles gleichgültig geworden war und mich ganz darauf gefaßt gemacht hatte, die Dinge so zu nehmen, wie sie kamen. Was das Geld anbelangt, so hatte ich mir zum Grundsatz gemacht, es auszugeben wie ich es bekam und mir zur See wieder neues zu erwerben. „Fall' ich einmal über Bord,“ so pflegte ich oft zu mir zu sagen, „so habe ich doch Niemand, der um mich weinte, drum laße ich die Dinge lieber gehen, wie sie gerade gehen wollen.“ Alle Lust an einem frommen, geregelten Leben, wie sie zu Philadelphia einmal bei mir erwachte, war gänzlich dahin und ich dachte so wenig an Religion und Kirche, als ich nur jemals gethan hatte. Zwar hatte ich mir am Bord des Superior eine Bibel gekauft und pflegte auch zuweilen drin zu lesen; doch waren es vornehmlich die Erzählungen — wie die von Simson und Goliath oder die Geschichte von Jonas und dem Wallfisch, welche mein Interesse erregten und die ich öfter — das Geschichtchen mit Jonas sogar über zwanzig Mal — wieder lesen mochte. Ich kann mich nicht erinnern, daß unter all' den Stellen eine einzige durch fromme Gesinnung, Andacht oder zweckmäßige Belehrung irgend einen Eindruck auf mich gemacht hätte — mit einem Wort, ich las das heilige Buch nicht zur Erleuchtung, sondern zum Zeitvertreib.

Ich sehnte mich nach Veränderung und dachte wohl auch daran, der Neuheit halber wieder in die Marine einzutreten. Ich war bis jetzt einmal um die Welt gesegelt, hatte Canton fünfmal gesehen, das Kap der guten Hoffnung eben so oft, das Kap Horn zweimal umschifft, war einmal zu Batavia — in Westindien und auf dem spanischen Festlande zu öfteren Malen gewesen und hatte



den atlantischen Ocean so unzählig oft durchsucht, daß ich gleichsam jeden Meilenstein darauf zu kennen glaubte. Vom mittelländischen Meere aber hatte ich noch wenig gesehen und dachte mir, eine Kreuzfahrt auf einem Kriegsschiffe könnte mich auch mit jenen Gewässern bekannt machen. Von der Mannschaft des Tobacco Plant hatte sich der größere Theil zu Philadelphia anwerben lassen: ich beschloß ihrem Beispiel zu folgen und gleichfalls in die Marine zu treten. Beruht ja doch fast Alles auf der Mode und damals bestand sie gerade darin, daß man den Dienst der Marine aufsuchte.

Ich ließ mich von dem jetzigen Commander \* und damaligen Schiffslieutenant M. Kean, — einem Enkel des ehemaligen Statthalters von Pennsilvanien, wie man mir sagte — für den Seedienst anwerben. Wir kamen sammt und sonders an Bord der „Cyane“, eines englischen Prisen schiffs von zwanzig Kanonen, wo wir ungefähr sechs Wochen lang blieben; dann mußten wir loosen und mehr als hundert von uns wurden auf einer Schaluppe nach Norfolk — auf den „Delaware“ von achtzig Kanonen geschickt, der eben damals für das Mittelmeer ausgerüstet wurde.

Wir fanden das Schiff neben der Werfte des Marinearsenals liegen und kamen am andern Tage an Bord des Zweideckers, nachdem wir die Nacht auf dem „Ausnahmeschiff“ zugebracht hatten. Der Delaware lief bald aus und wurde Kapitän Downes übergeben; Letzteren kannte ich schon von früher, denn er war es gewesen, der mich überredet hatte, an Bord jener unglückseligen Brigg, des *Opervier*, zu gehen.

Auf dem Delaware kam ich auf das Vorkastell und wurde bald zum Dienste des zweiten „Vorschanzenkapitäns“ beordert. Von Lieutenants hatten wir am Bord Mr. Ramage — dieser war erster Lieutenant — dann die H. H. Williamson, Ten Cick, Schubrick Byrne, Chauncey, Harris und mehrere Andere, deren Namen ich

\* Schiffsbefehlshaber.



vergessen habe. Mr. Ramage wurde später kassirt, wie ich mir habe sagen lassen, während die H. Ten Gick, Schubrick, Chauncey, Harris und Byrne sämmtlich zu Commanders vorgerückt sind.

Das Schiff segelte im Winter 1828, im Januar glaub' ich, mit dem Prinzen von Musignano und dessen Familie, welche nach Italien gingen, an den Ort seiner Bestimmung ab. Dieser Prinz ist, wie ich mir sagen ließ, Niemand anders als Charles Bonaparte, ältester Sohn des Fürsten Lucian von Canino — der jetzt selbst diesen Titel führt; er hatte eine Zeit lang in Amerika gelebt und wollte die Ueberfahrt auf unserem Schiffe machen, weil das Reisen auf europäischen Schiffen für einen Mann von seinem Namen und Ursprung mit vielen Schwierigkeiten verknüpft blieb. Er war der erste und einzige Fürst, welchen ich jemals zum Schiffsgenossen hatte.

### Fünfzehntes Kapitel.

Unsere Hinfahrt auf dem Delaware war höchst beschwerlich, da das Schiff sehr stark schlingerte; es war nämlich zum Erstenmal in See und brauchte ziemlich lange, bis Masten und Segel die für das Steuern vortheilhafteste Lage erhalten hatten, erwies sich dann aber auch als ein treffliches Fahrzeug, das im Segeln behend, im Steuern sehr lenksam war und ausgezeichnet gut See zu halten vermochte.

Endlich liefen wir im Hafen von Algesträs ein, wo wir uns vier und zwanzig Stunden aufhielten, um von da nach Mahon abzugehen; bald nachdem wir wieder ausgelaufen waren, erhielten wir aber Befehl nach Livorno weiter zu segeln und unsere Passagiere dort an's Land zu setzen. Man sagte mir später, daß Letzteres der Fürstin von Musignano wegen geschah, weil diese eine Tochter des Königs von Spanien war, und man es nicht für zartfüßig hielt, sie auf dem Gebiete des jetzt regierenden Königs an's Land zu



setzen. Es soll unserem Commodore sogar für das bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegte Zartgefühl ein Orden angeboten worden seyn, dessen Annahme er aber natürlich ablehnte.

Von der Höhe von Mahon bis nach Livorno hatten wir eine sehr glückliche Fahrt; wir gingen auf der äußeren Rhede des Hafens vor Anker und landeten unsere Passagiere noch an demselben Nachmittag, an welchem wir eingelaufen waren. In der nämlichen Nacht begann ein heftiger Wind aus Nordost, oder — so viel ich mich erinnere, etwas vom Lande her — auf uns einzustürmen, wobei ich zum Erstenmal Vorkehrungen zum Herablassen der unteren Raaen und zur Sicherstellung der Stengen treffen sah, was ich auf meinen seitherigen Rauffahrtschiffen niemals erlebt hatte, da diese für solche „Luftsprünge“ viel zu schwach bemannt waren. Wir hatten vorne drei, wenn nicht gar vier Anker ausgeworfen, da das Schiff sehr heftig arbeitete, und verloren auf den Steuerbordruften einen Mann, der sich beim Auswerfen eines Nothankers in dem Bojereepfing und wegen der hochgehenden Wogen und in der tiefen Finsterniß, trotz eines angestellten Rettungsversuches, nicht mehr eingeholt werden konnte.

Am nächsten Tage hellte sich das Wetter etwas auf und wir gingen nach Mahon unter Segel, das wir nach einer höchst angenehmen Fahrt erreichten. In dem dortigen Hafen eingelaufen, verließ uns Kapitän Downes und statt seiner ließ Commodore Crane seine breite Wimpel an unserem Borde aufhissen, worauf das Schiff lange Zeit daselbst vor Anker blieb.

Der Commodore segelte in einer unserer Schaluppen ab und war mehrere Monate abwesend; es hieß, er sey mit Entwerfung eines Vertrags mit der Türkei beschäftigt, wiewohl wir armen Theerjaken gar wenig von derlei Dingen verstanden. Bei seiner Rückkehr setzte es einen tüchtigen Sturm mit dem ersten Lieutenant, welcher das Schiff verließ, ohne — so viel ich weiß — von irgend Jemand bedauert zu werden; seine Stelle erhielt ein Schwager



Mr. Dsgoods, mit Namen Mr. Mix, der uns Matrosen einst an den Ontariosee geführt und bei allen dortigen Expeditionen mit mir gedient hatte. Ich selbst war unterdessen zum ersten Vorschanzkapitän vorgerückt und bekleidete diesen Posten bis zum Schlusse unserer Kreuzfahrt.

Die Behandlung auf diesem Schiffe war vortrefflich und die glücklichste Zeit, die ich jemals zur See zubrachte, habe ich auf dem Delaware verlebt. Sobald Mr. Ramage's Stelle durch Mr. Mix ersetzt war, schien Jedermann zufrieden und noch nie ist mir eine Schiffsmannschaft vorgekommen, die sich mit ihren Offizieren und unter sich so gut vertragen hätte.

Im dritten Jahre unserer Abwesenheit von Haus kreuzten wir lange dem Kap de Gatta gegenüber und blieben drei volle Monate unter Segel; sogar unsere Borräthe wurden zur See eingenommen, denn der Zweck war, uns nicht „rostig“ werden zu lassen. Den vierten Juli feierten wir als wirklichen Festtag; um vier Uhr Morgens stand das Schiff dicht unter dem nördlichen Ufer und wir steuerten vom Lande ab. Dann wurden die Segel verkürzt, Musik ertönte, die Salutirschüsse donnerten und der Mannschaft wurde Grog verabreicht. Wir brachten den Tag sehr heiter zu, ohne daß ich mich eines Handgemenges oder blauer Augen erinnern könnte.

Ich meldete mich freiwillig zu einer Kreuzfahrt auf dem „Warren“ unter Mr. Byrnes Kommando; der jetzige Commodore Kearny befehligte das Schiff und führte uns nach dem Felsen von Gibraltar. Der Grund, warum man Freiwillige zu diesem Dienste aufgerufen hatte, war folgender:

Außer unserer eigenen Flotille hatten sich auch die holländischen und französischen Kriegsschiffe im Hasen von Mahon versammelt; zwischen den Franzosen und unseren Leuten war es mehrere Mal zu Schlägereien gekommen, ohne daß ich wüßte, wer dabei Recht oder Unrecht hatte, da nicht die Mannschaft vom Delaware, sondern



die des „Java“ von unserer Seite dabei betheiliget war. Einem der Letzteren war ein Messer durch den Leib gerannt und auch ein französischer Offizier getödtet worden. Es hieß, die Franzosen hätten uns im Verdacht, als ob wir Denjenigen, der ihren Offizier getödtet hatte, wegschicken wollten, weshalb sie den Warren, der Dienstes halber nach Gibraltar beordert war, anzuhalten beabsichtigten. Mir ist von all dem nur so viel bekannt, daß zwei französische Briggs vor der Mündung des Hafens vor Anker lagen und einige von uns zum freiwilligen Eintreten aufgefordert worden waren, welchem Rufe unser fünf und vierzig zu folgen bereit standen und auch augenblicklich an Bord der Schaluppe übergeschifft wurden.

Sobald der Warren unter Wegs war, mußten wir uns auf unsere Posten versügen und beide Batterien wurden bemannt: auf diese Weise näherten wir uns den beiden französischen Briggs mit beschlagenem Bram- und aufgegeiten großen Segeln, und fuhren geraden Weges zwischen beiden Fahrzeugen durch, während wir auf jedes derselben eine unserer Batterien gerichtet hatten, ohne daß übrigens ein Zeichen von Feindseligkeit von ihrer Seite bemerkt worden wäre.

Wir gingen zuerst vor dem Felsen vor Anker, liefen aber am andern Tage nach der spanischen Küste hinüber und kehrten nach kurzem Aufenthalte nach Mahon zurück, wo sämtliche Freiwillige wieder auf den Delaware versetzt wurden. Die beiden Briggs hatten sich entfernt, doch lag noch immer eine beträchtliche französische Flotte im Hafen, wiewohl jenes Zerwürfniß, soviel ich wenigstens sehen oder hören konnte, keine weiteren Folgen nach sich zog.

Im Sommer 1830 lief die „Constellation,“ Commodore Biddle, in den Hafen ein und unser Schiff mit dessen Commodore wurde abgelöst. Bevor es aber hiezu kam, kreuzten wir noch bis gegen Sicilien und kamen sogar bis in die Höhe von Tripoli, wo ich quer über der Bai ein Wrack bemerkte, welches mir als das Gerippe der Fregatte Philadelphia geschildert wurde; auch zu Livorno verweilten



wir mehrere Wochen, da unser Commodore seiner Gesundheit halber die benachbarten Bäder gebrauchte.

Unter anderen Häfen besuchte der Delaware die von Carthago, von Malta und Syrakus: an letzterem Orte lag unser Schiff, wie ich glaube, volle sechs Wochen. Es war zur Zeit unserer Ankunft im mittelländischen Meere und wir hatten hier einen strengen Lehrkursus im Seeexercitium durchzumachen, der unserer Mannschaft einen hohen Grad von Disciplin beibrachte. Um vier Uhr Morgens standen wir auf und dann ging's sogleich an die Arbeit: alle die verschiedenen Manöver des Ankerlichtens, des Einsehens, des Reefens, des Beschlagens und wieder Einhissens der Segel wurden durchgemacht, bis unsere Leute an das Ineinandergreifen der Arbeit — dieses große Geheimniß der Wirksamkeit eines Kriegsschiffes — dermaßen gewöhnt waren, daß der Offizier auf dem Verdeck öfter sein: „festgemacht!“ heraufkommandiren mußte, noch ehe die Maanen um einen Fuß gelüftet waren, wenn unsere Leute nicht die Spieren sprengen sollten. Nachdem wir dieses Exercitium durchgemacht hatten, bezeugte uns der Commodore seine Zufriedenheit und meinte, auf diese Art brauche er sich nicht zu schämen, uns neben irgend einem andern Schiffe sehen zu lassen.

Ich will nicht behaupten, daß ich unsere Hin- und Herzüge in der Reihenfolge, wie sie stattfanden, wieder gebe, und bin auch nicht ganz sicher, in welchem Jahr der Commodore nach Smyrna abging: wenn ich mich recht besinne, so mag's wohl später gewesen seyn, als ich eben angegeben habe.

Unser Kreuzen jenseits des Kap's de Gatta war eines unserer letzten Manöver, denn als wir von dort nach Mahon zurückkehrten, wurde alsbald Proviant zur Rückfahrt nach Amerika eingenommen. Wir traten unsern Heimweg auf der südlichen Straße an und gingen im Winter 1831 auf der Rhede von Hampton vor Anker.

Ich glaube wahrhaftig, es that der Mannschaft des Delaware leid, daß die Kreuzfahrt zu Ende war. Es gibt freilich auf jedem



Kriegsschiffe eine gewisse Anzahl Küstenmatrosen, welche mit der Disciplin und dem heilsamen Zwange eines solchen Schiffes unzufrieden sind; von alten Theerjacks, wie ich und noch andere, habe ich aber noch nie gehört, daß einer dem Delaware etwas Uebles nachgesagt hätte. Man hatte den Commodore als einen heftigen „Koller“ gräulich bei uns verschrien, so daß wir scharfen Zeiten unter seinem Kommando entgegen gesehen hatten; auch war die Art, wie er das Schiff überahm, durchaus nicht geeignet, uns etwas Gutes erwarten zu lassen.

Zu seinem Empfange war nämlich die ganze Mannschaft auf dem Verdeck aufgestellt; die ersten Worte aber, die wir von ihm zu hören bekamen, waren:

„Ruft alle Matrosen auf, damit sie sehen, wie ich Nachlässigkeit bestrafe!“

Es herrschte eine Stille, daß man eine Nadel hätte auf den Boden fallen hören, denn dieser Anfang klang gar zu unheilverkündend. Es handelte sich indessen nur darum, die Brigg zu säubern, denn Kapitän Downes hatte drei Mann daselbst zurückgelassen, denen er bei seinem Abgange vom Schiffe ihren Arrest nicht schenken wollte, da ihre Vergehen sehr ernster Art waren und nicht übersehen werden konnten. Die drei Bursche erhielten ihre Strafe, aber außer ihnen weiß ich während meiner ganzen Dienstzeit auf dem Delaware nur einen einzigen Matrosen von der Bemannung des Warren, der später auf die Latten kam, und auch diese Strafe war durch ein Kriegsgericht verhängt worden.

Sobald die Brigg geräumt war, erklärte uns der Commodore, wir sollten nach demselben Maaße behandelt werden, nach welchem wir Andere behandeln würden: dann drehte er sich um und begab sich zu den Offizieren.

Gleich am andern Tage fanden wir, daß wir unter einem gerechten Regimente standen und waren damit auch vollkommen zufrieden. Die methodisch regelmäßige Zeiteintheilung war einer



der Hauptgründe für die allgemeine Befriedigung, welche auf dem Schiffe herrschte. Jeder wußte, worauf er in gewöhnlichen Zeiten zählen konnte, so daß er über bestimmte Stunden des Tages frei verfügen durfte. Wie gesagt, die Zeit, die ich auf diesem Schiffe diente, war die glücklichste Periode meines Lebens, wie wohl ich über die Behandlung in der Marine überhaupt durchaus nicht zu klagen habe.

Sollte ich überhaupt mein Leben ohne die Hoffnung auf ein selbstständiges Kommando noch einmal von vorn beginnen, so kann ich mit gutem Gewissen versichern, daß ich den Dienst der Marine dem auf Rauffahrteischiffen unbedingt vorziehen würde. Die Kost ist gut, der Dienst ist leichter und die Behandlung besser; sofern sich einer überhaupt gut aufführt, wird weit besser für ihn gesorgt, in Unglücksfällen steht ihm ein Zufluchtsort offen, er erhält anständige, regelmäßige und — was besonders zu schätzen ist — stets sichere Bezahlung; geht sein Schiff verloren, so verbleibt ihm gleichwohl sein Lohn und wird er invalid, so hat er Pensionirung zu erwarten. Dann darf er auch mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, ächte Gentlemen zu Kommandanten zu haben, was für einen ehrliebenden Menschen schon viel heißen will, während er im unteren Raum seine gute Back und auf Schiffen von der Größe einer Fregatte, wenigstens bei schlechtem Wetter, eine Decke über den Kopf erhält.

Dies ist die ehrliche Meinung eines Mannes, der auf Fahrzeugen jeder Art und Größe, auf Postschiffen, Ostindienfahrern, Küstenseglern, Schmuggelschiffen, Packet- und Wallfischbooten herumgekommen ist, auf einem Linienschiff, zwei Fregatten, drei Kriegsschaluppen und verschiedenen kleinern Fahrzeugen gedient und als Resultat der gesammten Erfahrung, die er sich in „Dunkel Sam's“ Marine erworben, die oben ausgesprochene Ueberzeugung gewonnen hat.

Wer auf die See geht, kann nicht immer das schönste Wetter erwarten; so bald sich aber Einer zu benehmen weiß, wird er auf



keinem Fahrzeuge der Welt ein besseres Leben als auf unseren Kriegsschiffen antreffen. Ich glaube, die amerikanischen Kaufahrer geben besseren Lohn, als man in anderen Diensten zu finden gewöhnt ist und ein amerikanisches Kriegsschiff wird, glaub' ich, in der Regel eine noch bessere Behandlung gewähren, als die amerikanischen Rauffahrteifegler. Gott segne die Flagge, sag' ich, und dies ganz ohne alle Furcht, gehängt zu werden!

Der Delaware blieb noch zwei bis drei Wochen auf der Rhede liegen, ehe er in's Arsenal hinaussesselte, wo wir das Schiff abzutakeln angingen. Während wir damit beschäftigt waren, wurde uns mitgetheilt, daß fünf und siebenzig Mann von uns, deren Dienstzeit noch nicht völlig abgelaufen war, für den „Brandywine“ von vier und vierzig Kanonen gezogen werden würden, der damals zu New-York für eine kleine Kreuzfahrt im Golfe ausgerüstet wurde.

Dies waren schlimme Nachrichten, da wir uns als ächte Theerjaken nach einem so langen Seedienste auch gerne wieder eine Zeit lang am Lande erholt hätten; doch mußten wir nun einmal gehorchen und thaten es auch. Wir wurden auf einem Schooner nach New-York geschickt, wo wir die Fregatte noch im Arsenaie liegen sahen und so lange am Bord des Hudson untergebracht wurden, bis unser neues Schiff zu unserer Aufnahme bereit war und wir auch wirklich darauf versetzt wurden.

Kapitän Bollard kommandirte den Brandywine, und unter ihm stand Mr. McKenny als erster Lieutenant. Es war ein schönes Schiff, unsere Fregatte; ihren Namen hatte sie von jener Schlacht erhalten, in welcher Lafayette im Dienste unseres Vaterlandes verwundet wurde, und war auch ursprünglich zu dem Zwecke ausgerüstet worden, diesen Helden nach seinem letzten Besuche in Amerika nach Frankreich überzuführen. Sie gehört unter die Fregatten ersten Rangs und führt dreißig lange Zweiunddreißigpfünder; auf einem solchen Schiffe darf sich ein Seemann schon etwas darauf einbilden, wenn er sich rühmen kann, den Posten



eines Borderschanzkapitäns begleitet zu haben; ich wurde nemlich auf dieser Fregatte zu demselben Dienst wie auf dem Delaware verwendet, mit dem einzigen Unterschied, daß ich auf dem Brandywine regelmäßig meine Unteroffizierslöhnung von achtzehn Dollar monatlich erhielt, wogegen ich auf dem Delaware, trotzdem daß ich zwei volle Jahre lang auf dem Vorkastell als erster und die ganze übrige Zeit als zweiter Kapitän gedient, nie mehr als Matrosengehalt, d. h. zwölf Thaler monatlich empfangen hatte. Wie das zuging, weiß ich nicht, schrieb es aber einem Mißverständnisse zu, das sich vielleicht in Folge meiner Versetzung ergeben hatte, da ich für meine auf dem Delaware geleisteten Dienste durch den Zahlmeister der Fregatte ausbezahlt worden war.

Der Brandywine segelte im März nach dem Golfe von Mexico ab und kreuzte daselbst etwa fünf Monate lang, indem er Vera Cruz, Pensacola und die Havannah berührte. Es schien mir, als ob wir allein ausgeschiedt worden wären, da wir nie mit einem Geschwader segelten und auch keine Admiralsflagge zu Gesicht bekamen; doch lief die Kreuzfahrt glücklich ab und wurde durch keinen Unfall gestört.

Wir kehrten nach Norfolk zurück und fünf und zwanzig von uns, meistens von der früheren Mannschaft des Delaware, wurden entlassen, da unsere Dienstzeit abgelaufen war; wir hatten aber alle im Sinn, nachdem wir uns eine Erholungsfrist gegönnt hätten, sammt und sonders auf die Fregatte zurückzukehren, weshalb wir auch gemeinschaftlich einen Schooner mietheten, der uns nach Philadelphia bringen sollte, da wir fest entschlossen waren, uns nicht mehr von einander zu trennen.

Während unsere Gesellschaft an dem Morgen, da der Schooner unter Segel ging, durch eine von den Straßen Norfolk's wanderte und ich voraus ging, sah ich etwas Weißes in der Mitte des Fahrwegs liegen. Es zeigte sich, daß es unser alter Tischkamerad Jack Dove war, welcher drei Tage früher seine Entlassung erhalten und uns verlassen hatte, um sich gen Philadelphia aufzumachen, nun



aber hier auf der Straße durch König Grog so schmäzlich vor Anker gelegt worden war.

Während wir den armen Burschen, welcher kein Wort herausbrachte, aufrichteten, kam seine Wirthin, um uns zu erzählen, daß er drei Tage lang keinen Bissen gegessen, dagegen aber unaufhörlich getrunken habe; sie bat uns, wir möchten uns seiner annehmen, weil er ihr Zureden durchaus nicht beachten wolle. Die ehrliche Frau übergab uns Jacks Löhnung bis auf den letzten Heller, denn ich wußte genau, wie viel jene betragen hatte und wir schossen alsbald zehn Thaler zusammen, um die Wirthin zu befriedigen, da wir berechneten, daß er in drei Tagen wohl so viel vertrunken haben mochte.

Wir nahmen sodann den Betrunknen mit Sack und Pack auf unsern Schooner: allein während der ganzen Ueberfahrt wollte er nichts vom Essen hören und schrie immer nur, man solle ihm zu trinken geben. Wir reicheten ihm auch einigen Grog in der Meinung, dieser könnte ihn erquicken, aber es wurde im Gegentheil immer schlimmer mit ihm und als wir Philadelphia erreichten, mußte er in's Spital gebracht werden, wo er nach Verfluß von mehreren Tagen den Geist aufgab.

So viele Excesse und Thorheiten ich auch in meinem Leben schon begangen hatte, — nie hatte ich's so arg getrieben, nie so im Uebermaaß getrunken, als während meines diesmaligen Aufenthalts zu Philadelphia. Ich war nicht gerade so schlimm daran, wie Jack Dove; doch hatte ich auch bald den Appetit verloren und fristete mein Daseyn ausschließlich durch Trinken.

Sobald wir die Nachricht von Jack's Tode vernahmen, beschloffen wir ihm ein Leichenbegängniß zu bereiten, das eines Seemannes würdig seyn sollte, und versammelten uns deßhalb zu hundert oder d'rüber in blauen Jacken und weißen Beinkleidern, um alle zusammen nach dem Hospitale abzumarschiren. Ich war einer der Führer des Zugs und nahm überhaupt großen Antheil



an der Sache, weil Jack einer meiner Tischgenossen gewesen war; allein in dem Augenblicke, da ich seinen Sarg erblickte, überkam mich ein Anfall jener wohlbekannten „Schauer“, so daß ich den Ort augenblicklich verlassen mußte und die Straße schnurstracks und mit einer Eile hinabrannte, als ob ich von lauter höllischen Geistern gejagt würde.

Zu allem Glück fühlte ich mich genöthigt, an einem Apothekerladen auszuruhen, dessen Besitzer mich in sein Gewölbe führte, mir etwas Sodawasser zu trinken gab und mir noch obendrein manchen guten Rath erteilte. Sobald ich wieder einigermaßen zu Kräften gekommen war, machte ich mich auf den Heimweg, sank aber an der Hausthüre besinnungslos nieder und verfiel dann in eine schwere Krankheit, welche mich vierzehn Tage an's Bett fesselte — eine Zeit, während welcher ich die Qualen der Verdammten auszustehen hatte.

Ich bin im Verlaufe meines Lebens zwei- bis dreimal von den „Schauern“ heimgesucht worden, noch nie hatte ich aber einen solchen Anfall ausgestanden, denn ich war nahe daran, Jack Dove in die Grube nachzufolgen, doch Gott in seiner Barmherzigkeit wollte mich vor einem solchem Ende bewahren.

Wer niemals die Folgen solcher Excesse in dieser eigenthümlichen Form an sich selbst kennen gelernt hat, kann sich unmöglich einen richtigen Begriff davon machen, welche Leiden ich zu ertragen hatte. Unter anderen Fieberphantastien bildete ich mir plötzlich ein, die Farbe, welche der Theer in der Regel auf den Nägeln gedienter Matrosen zurüchläßt, sey ein sicheres Zeichen, daß ich das gelbe Fieber habe — ein Gedanke, der mich Tage lang verfolgte und mich in hohem Grade beunruhigte. Kurz — ich glich einem Menschen, der über einem gähnenden Abgrunde schwebt und jeden Augenblick hinabzustürzen und in Stücke zerschmettert zu werden erwartet, bei all' dem aber dennoch nicht sterben kann.

Noch längere Zeit nach meiner Genesung konnte ich den Geruch des Groggs nicht ertragen; aber schlechte Gesellschaft lockte



mich gleichwohl wieder zu meinen alten Gewohnheiten zurück. Ich befand mich bald wieder auf schlimmem Wege und wenn ich nicht abermals in jene fürchterliche Krankheit versiel, so dankte ich dies einzig und allein dem Umstande, daß ich zur See zurückkehren mußte.

Als ich an Bord des Delaware gegangen war, hatte ich meine Uhr, einen Quadranten und gute Kleider, im Werth von nahe an zweihundert Thalern, in den Händen meines nunmehrigen Gastwirths zurückgelassen, welche er mir nun sicher und wohlbehalten wieder einhändigte. Ich sorgte dafür, meinen Kleidervorrath ansehnlich zu vermehren, so daß ich bei meinem Abgange zur See das Ganze mit einigem Zuwachs demselben Wirths zur Verwahrung übergeben konnte.

Unser Plan, auf den Brandywine zurückzukehren, hatte sich durch die Umstände einigermaßen geändert und ein Theil von uns trat auf den „Monongahela“, ein Liverpooleser Schiff, das eben von Philadelphia absegeln wollte. Die Kajüte dieses Rauffahrers war von Mr. Hare Powell und Mr. Edward Burd in Besitz genommen, welche beide mit ihrer Familie nach Europa reisten; sobald der Liverpooleser diese Passagiere an Bord hatte, ging er auch sogleich unter Segel.

Ich hatte unterdessen die Hoffnung auf Beförderung so ziemlich aufgegeben und kümmerte mich nur noch wenig darum, ob ich auf dem Vorderdeck als Matrose oder auf dem Hinterdeck als Offizier eintrat; so ließ ich mich nun also auf dem „Monongahela“ als Vormastgast anwerben und war damit eben so zufrieden, wie wenn ich als erster Steuermann eingetreten wäre.

Wir verließen den Delawarefluß im Monat August und wurden kurze Zeit darauf von einem der heftigsten Orkane überfallen, welche ich jemals zur See erlebt hatte: der Sturm kam aus Osten und würde uns unfehlbar an die Küste getrieben haben, wenn er nicht plötzlich nach Südwesten umgesprungen wäre. Das Schiff mußte mit entblößten Masten belegen und wurde vom Winde so fest auf's



Wasser herabgedrückt, daß es fast eben so ruhig wie in einem Flusse dalag; aus demselben Grunde konnte auch das Meer keine hohen Wogen treiben und wir standen so tief, daß unsere unteren Raaen auf der Leeseite das Wasser beinahe berührten. Wir hatten alle Segel eingehißt, denn diese herabzulassen, war rein unmöglich, da kein einziger Matrose es wagen durfte, nach den oberen Stengen hinaufzuklimmen. Ich selbst hatte einen Versuch dazu gemacht, vermochte aber nur mit Mühe den Fuß in den Webellen zu halten und wäre wohl ohne Zweifel vom Mars herabgeschleudert worden, — falls ich nämlich so weit gelangt wäre — wenn ich dort die Handhabe verlassen und mich an irgend eine Arbeit gemacht hätte.

Wir waren in Gesellschaft des „Kensington“, einer dem Kaiser von Rußland gehörenden Corvette abgesegelt und entdeckten auch während des Sturmes in der Ferne ein Schiff, welches der Kensington seyn mußte; er war völlig entmastet und mußte zur Ausbesserung nach Philadelphia zurückkehren, während wir nicht ein einziges Tau verloren hatten.

Nachdem der Wind umgesprungen war, vermochten wir wiederum den Grund zu sondiren und hielten, da der Sturm noch immer fortbauerte, mit enggerefftem großem und Focksegel vom Lande ab, an welchem wir mit der Schnelligkeit eines Dampfbootes vorüberflogen. Später wurden wir vom Winde begünstigt und konnten den übrigen Theil unserer Fahrt in sehr kurzer Zeit zurücklegen.

Wir hielten uns nur wenige Tage zu Liverpool auf und segelten, nachdem wir mehrere Passagiere eingenommen hatten, nach Philadelphia zurück, wo wir nach einer Anwesenheit von nicht ganz zwei Monaten wieder anlangten. Der Bericht, welchen der Kensington über den Sturm, sowie über unsere Lage erstattet hatte, mußte in Philadelphia viele Unruhe erregt haben; unsere Hin- und Herfahrt war aber so kurz, daß wir die Nachricht von unserer Rettung in eigener Person überbringen konnten.

Ich erkundigte mich nun nach dem Brandywine, weil ich wieder



an dessen Bord Dienste nehmen wollte; als ich aber erfuhr, daß er nach dem Mittelmeere abgegangen war und ich demnach doch nicht unter seinen Offizieren, die ich nun einmal kannte, segeln konnte, so sah ich mich nach einem andern Rauffahrteischiffe um und fand eine Brigg, Namens „Amalia“, welche nach Bordeaux bestimmt war und auf der ich mich als Vorkastell-Jack einschiffte.

Wir waren noch im Herbst, allein die Amalia hatte gleichwohl eine schlimme Ausfahrt, da sie einen starken Leck bekam, der uns fast immer an die Pumpen spannte — eine Beschäftigung, welche dem Matrosen nichts weniger als lieb ist, ja, ich glaube sogar, daß es auf der ganzen Welt kein abscheulicheres Geschäft gibt, als ein solches leckes Schiff durch Pumpen flott zu erhalten. Nichts als die Furcht vor dem Ertrinken sollte einen Mann so weit bringen können, doch gibt es auch Manche, die sich zur Rettung ihres Eigenthums dazu entschließen. Ich meinestheils weiß kaum, ob ich es der Mühe werth hielte, zur Erhaltung aller Summen, die ich jemals besaß oder später voraussichtlich besitzen werde, auch nur auf vier und zwanzig Stunden eine harte Pumparbeit zu übernehmen.

Nach einer langen Ueberfahrt bekamen wir endlich den Courduan\* zu Gesicht, konnten aber bei dem heftigen Landwind, der gar nicht aufhören wollte, fast vierzehn Tage lang nicht einlaufen; kein Lootse mochte sich heraus wagen, und wenn er's auch gethan hätte, so würde es uns nichts genügt haben.

Endlich sprang der Wind um, so daß wir in den Fluß einlaufen und den Hafen von Bordeaux erreichen konnten, wo wir eine Retourfracht von Branntwein einnahmen und dann den Rückweg nach Philadelphia antraten. Auch dieser war stürmisch und langwierig, und als wir endlich die beiden Kap's erreichten, traf uns ein Lootse mit der Nachricht, daß wir zu spät daran seyen,

\* La tour de Courduan — ein Leuchtthurm auf einer kleinen Insel am Ausfluß der Garonne. D. U.



indem der Delaware zugefroren sey und wir mit dem eben eintretenden Südostwinde nach New-York weiter segeln mußten.

Dies war schon schlimm genug — es sollte uns aber noch schlimmer ergehen, sobald erst die Nacht hereingebrochen war. Der Sturm nahm immer mehr überhand und blies uns gerade in die Segelbüge, so daß wir unter enggeressenen Mars- und einfach geressstem Focksegel aufholen mußten, um uns vom Lande fern zu halten. Es herrschte ein dichter Nebel, die Nacht war stockfinster und wir konnten nichts weiter thun als luvén, so oft ein Vorsprung am Lande dies nothwendig machte. Wir hatten übrigens fast immer noch fünf Faden Wassertiefe und mußten endlich gerade im Winde wenden, da die Brigg unter so stark verkürzten Segeln nicht vieren wollte und dadurch natürlich viel Grund verlor.

Gegen drei Uhr Morgens ließ sich kaum mehr verhehlen, daß es mit uns so ziemlich zu Ende war; schon der Lothgrund mochte ein solches Schicksal andeuten und die Amalia schien wirklich auf ihren letzten Beinen zu spazieren: da trat aber die Vorsehung ein und erbarmte sich unser, als wir uns nicht mehr selbst herauszuhelfen vermochten. Wie auf Kommandowort blies der Wind plötzlich aus Nordwesten, der Nebel hellte sich auf und wir gewahrten zum Erstenmale die Lichter des Leuchthurms dicht an unserem Bord. Die Brigg wurde zwar bei dieser neuen Richtung des Windes rückwärts getrieben, allein es gelang uns dennoch, sie herumzubringen und nachdem wir die Segel verkürzt hatten, mit dichtgeressstem großem Marssegel beizuwenden.

Der Sturm tobte jetzt aus Nordwesten und war vom schlimmsten Wetter begleitet; wir müssen dadurch sehr weit leewärts verschlagen worden seyn, da wir vierzehn Tage lang nicht einlaufen konnten. Die See ging sehr hoch und schleuderte unser Boot mit einer Heftigkeit umher, welche uns beinahe die Decks weggesegt hätte; Rind- und Schweinefleisch waren uns bereits ausgegangen, auch an Brennholz fing es an zu mangeln und das Kompaßhäuschen



war gleichfalls in den Wind gegangen. Zum guten Glück hatten wir kurz nach dem Umdrehen des Windes ein Meerschwein gefangen, ein Thier, das wir nun bald gekocht, weit öfter aber blos roh verzehrten und unser Leben fast ausschließlich auf diese Art über eine Woche lang fristeten.

Endlich bekamen wir anderen Wind, der uns das Einlaufen in den Hafen erlaubte.

Kaum war ich dieser Noth entronnen, als mich mein hitziges Temperament in eine andere Klemme führte. Während wir nämlich noch im Strome lagen, kam ein irischer Bootsmann, welcher mich den „Dankeesohn einer — —“ nannte, wofür ich ihn schüttelte, wie er's verdiente. Der Bursche ließ mich gerichtlich verfolgen und es gelang ihm, mich abzufangen, noch ehe ich das Schiff verlassen hatte, worauf ich zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben eingesperrt wurde.

So hatte ich denn eine neue und höchst empörende Schule der Erfahrung durchzumachen; denn ich wurde gleich Anfangs unter eine Bande von Schurken gesteckt, wie sie nur New-York in dieser kostbaren Auswahl aufzuweisen hat. Ihre Unterhaltung namentlich war sehr erbaulich: der Eine erzählte, wie er mit Rasirmesserklingen, die er an seine Schuhe festband, die Schläuche an den Feuerspritzen abgeschnitten, der Andere, wie viele Briestaschen er mit seinem Kameraden bei diesem und jenem Brande entwendet habe, ein Dritter hielt Vorlesung über die beste Art, in Waarengewölben einzubrechen und die gestohlenen Güter hernach wieder an den Mann zu bringen. Die kaltblütige, schamlose und unverstellte Weise, mit welcher sich diese Bursche über ihre Schandthaten unterhielten, machte mich anfangs ganz verblüfft; sie mußten wohl glauben, ich sitze wegen eines ähnlichen Verbrechens im Gefängniß, sonst würden sie sich wohl vor einem Fremden nicht so freimüthig ausgesprochen haben, denn sie schienen einen Mann ganz nach der Größe und Anzahl seiner Frevelthaten zu taxiren.



Endlich gelang es dem Kapitän, sowie meinem Gastwirth, meinen seitherigen Aufenthaltsort aufzuspüren, worauf ich sogleich gegen Bürgschaft frei gelassen wurde; ich war herzlich froh, dem Gefängnisse zu entinnen, noch mehr aber, der Gesellschaft los zu werden, die ich daselbst angetroffen hatte, und die sicher ganz dazu geeignet gewesen wäre, in wenigen Wochen sogar die Frömmigkeit eines Heiligen zu untergraben. Und zu dem Allem hin waren diese Schufte wohlgenährt, wohlgekleidet, und hätten vor unerfahrenen Leuten recht wohl für ächte Gentlemen gelten können.

Ich hatte von der Justiz bereits so viel gesehen, daß ich die Sache nicht weiter zu treiben wünschte, sondern den Irländer rufen ließ und mich auf der Stelle mit ihm verglich. Die Geschichte kostete mich meinen ganzen Reiselohn und ich mußte überdies noch versprechen, ich weiß nicht auf wie lange — Friede halten zu wollen.

Dieser Handel nöthigte mich, alsbald wieder den Anker zu lichten, da man zu New-York ohne Geld nicht wohl auskommen kann, und so kam ich denn auf den „Sully“, ein nach Havre bestimmtes Postschiff, nachdem ich kaum zwei Tage zuvor die Atmosphäre der City Hall verlassen hatte. Meinethalben kann man viel von dem verderblichen Klima Batavia's sprechen — ich meines Theils werde letzterem Orte immer noch den Vorzug vor jenem verdammten Polizeigefängnisse geben.

Unsere Hin- und Herfahrt verlief ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß; ich verließ das Schiff zu New-York, vergeudete meinen Lohn wie früher und schiffte mich dann auf einem Schooner ein, welcher sich in der Hoffnung, vortheilhaft verkauft zu werden, zur Abfahrt nach Buenos Ayres anschickte. Er führte den Namen „Susanna und Maria“ und war trotzdem, daß unsere Hinreise sehr lange dauerte, ein recht braves Fahrzeug; nach unserer Ankunft im Hafen nahm ich meinen Abschied in der Erwartung, daß unser Schooner verkauft werden würde.

Ich verfiel nun auf den Gedanken, in die Marine von Buenos



Ayres einzutreten, um zu sehen, wie der Dienst all dort beschaffen sey. Ich wußte, daß halb die amerikanische und halb die englische Sitte daselbst vorherrschte; mein eigenes Loos war mir ziemlich gleichgültig geworden und wenn ich mich auch scheute, ein großes Unrecht zu begehen, so war ich doch auch unfähig, dem Rechte mit allen meinen Kräften zu dienen.

Mein Schicksal führte mich an Bord des Suradaha, eines Schooners von acht bis zehn Kanonen: doch ließ ich mich noch nicht fest anwerben, sondern wußte es so einzurichten, daß es mir selbst überlassen blieb, mich nach Ablauf einer gewissen Zeit zum Bleiben oder Gehen zu entscheiden.

Der Schooner schien zwar ein ziemlich gutes Fahrzeug, allein der Dienst an seinem Bord war mir schon nach Verfluß einer Woche völlig entleidet, so daß ich ihn alsbald wieder verließ. Ich hatte sehr wohl daran gethan, denn wenige Tage später kam auf demselben eine Revolution zum Ausbruch, wofür er den Fluß hinaufgeführt und wie es hieß zur Strafe versenkt wurde — mit ihm waren alle meine Lorbeeren, welche ich mir in dem dortigen Dienste hätte erwerben können, zu Grabe gegangen.

Die „Susanna und Maria“ fand keinen Käufer, sondern nahm eine Ladung Felle nach New-York an Bord und nachdem ich wieder auf dieselbe zurückgekehrt war, segelten wir bei guter Zeit nach der Heimat hab. Die Reise war zwar vom Wetter begünstigt, dauerte aber dennoch sehr lange, so daß wir genöthigt waren in Pointe à Pitre auf der Insel Guadeloupe einzulaufen, um daselbst frischen Proviant einzunehmen, worauf wir endlich New-York ohne weiteren Unfall erreichten.

Ich hielt nun für gut, den Namen meines Fahrzeuges umzudrehen und auf einer halbausgetakelten Brigg, mit Namen „Maria und Susanna“ Dienste zu nehmen. Ich gewann aber wenig bei diesem Tausch, denn dieses Schiff war das elendeste, unscheinbarste Fahrzeug, das ich in meinem ganzen Leben zu Gesicht bekommen



hatte; indessen war es wenigstens wasserdicht, auch ziemlich stark und gar kein schlimmer Segler, nur hatte man — aus welchem Grunde weiß ich nicht? — sein Aeußeres gänzlich vernachlässigt, so daß wir auf dem Wasser keineswegs eine glänzende Erscheinung darboten. Es hatte keine Zeit in meinem Leben gegeben, wo ich mich geschämt haben würde, als Hochbootmann auf einem solchen Fahrzeuge einzutreten und jetzt ließ ich mich als gemeiner Matrose darauf anwerben!

Wir segelten mit einer Ladung Schießpulver, trockenen Gütern u. s. w. nach dem Hafen Para in Brasilien, der beinahe ganz unter der Linie liegt. Bis in die Nähe der südamerikanischen Küste ging unsere Fahrt gut und ohne besonderen Vorfall von Statten; unter der Linie aber stießen wir auf einen Schooner von verdächtigem Aussehen, der mit ausgebreiteten Marssegeln auf uns zusteuerte, alsbald eine spanische Flagge aufhißte und uns zum Beilegen nöthigte. Wir machten keinen Versuch zur Flucht, da wir wußten, daß er jedenfalls fruchtlos gewesen wäre, erhielten vielmehr den Befehl, ein Boot auszusetzen und an Bord des Schooners zu schicken — was auch alsbald geschah.

Ich stand gerade am Steuer und blieb an Bord unseres Schiffes zurück. Die Fremdlinge ließen unsere Leute aus dem Boote steigen und bemannten dasselbe mit einer bewaffneten Abtheilung, welche nunmehr unser Schiff heimsuchte. Die Bursche stöberten eine Zeit lang auf unserer Brigg umher und wurden dann von ihrem Schiffe aus befragt, ob wir eine gute Beute versprächen. Unser elendes Aussehen täuschte den Anführer der Enterer und er erwiederte, wir seyen sehr arm. Auf diese Nachricht ertheilte der Kapitän des Schooners seinen Enterern den Befehl, unser Schiff zu verlassen.

Unser Boot kam zurück, wurde aber wieder zum Umkehren befehligt und brachte abermals einen Haufen der Fremdlinge her über. Diesmal wurden wir nach Leinwand befragt, waren aber so



glücklich durchzukommen, indem wir ihnen die Wahrheit verhehlten. Wir hatten dreißig Ballen an Bord, brachten aber nur eine zum Vorschein, welche den Piraten so wenig behagte, daß sie uns abermals mit dem Befehle verließen, nicht eher abzusegeln, als bis wir durch ein Signal die Erlaubniß dazu erhalten hätten.

Der Schooner holte dann in den Wind, segelte eine Strecke weit gerade aus, schien aber immer noch nicht geneigt uns frei zu geben, denn er kehrte zum Drittenmale zurück und begab sich auf unsere Luvseite. Man fragte uns nun nach unserer Länge und ob wir einen Chronometer besäßen; erstere gaben wir ihnen an, von letzterem aber war nichts an unserem Borde zu finden. Sie wiederholten nun die Weisung, daß wir nicht ohne ein vorheriges Signal von dannen segeln sollten; worauf uns der Schooner verließ und davon steuerte, bis er uns ganz aus den Augen kam. Wir warteten, bis seine Marssegel unseren Blicken entschwunden waren, um sodann unseren Kurs weiter fortzusetzen.

Keiner von uns war im Geringsten darüber in Zweifel, daß diese Leute Seeräuber waren; diejenigen, die zu uns an Bord gekommen waren, glichen einer aus allen Ecken und Enden zusammengewürfelten Bande von höchst verdächtigen Spitzbubengesichtern; sie sprachen zwar Spanisch, wir konnten sie aber gleichwohl nur für ein vielfach gemischtes Gefindel halten. Unsere Rettung verdankten wir wahrscheinlich bloß unserer ärmlichen Außenseite, welche nichts weniger als reiche Beute zu versprechen schien, denn unser Schießpulver war nebst den trockenen Gütern in Fässern unter den Ballast gestaut und die Schiffspapiere mochten wohl auch nicht sonderlich genau seyn.

Als wir indessen zu Para anlangten, durfte gleichwohl der größere Theil unserer Fracht nur insgeheim an's Land geschafft werden, was mittelst kleiner Lichterschiffe ausgeführt wurde. Auch hatten wir einen Passagier an Bord gehabt, der für einen Revolutionemann galt und gleichfalls im Dunkeln gelandet werden mußte;



er war durch die Seeräuber in nicht geringe Verlegenheit gerathen und hatte sich fortwährend versteckt gehalten, so lange sie in unserer Nähe gewesen waren.

### Sechszehntes Kapitel.

Unsere Heimfahrt von Para war ganz günstig zu nennen, bis unsere Brigg in die Breite von Bermuda gelangte. Hier geschah es eines Morgens, daß unsere Vormittagswache — mit Ausnahme der Sonntage zum ersten Male, seitdem ich auf dem Schiffe diente — die Erlaubniß erhielt, unter's Deck gehen zu dürfen. Ich benützte diese Gelegenheit, um etwas für mich selbst zu arbeiten, als plötzlich der Untersteuermann, ein unerfahrener junger Mann, der mit dem Eigenthümer verwandt war, zu uns herabkam und uns befahl, das Diefegel durchkaien zu helfen: zwar war's noch Zeit genug, dies während der Wache zu besorgen, indessen war der Steuermann hierin anderer Ansicht.

Als ein alter Seemann nehme ich keinen Anstand zu behaupten, daß der Befehl nicht nur unüberlegt, sondern auch unnöthig war, will mir übrigens keineswegs den Anschein geben, als ob ich mein Benehmen bei dieser Veranlassung hiedurch rechtfertigen wollte; ein hitziges Temperament ist nun einmal leider eine meiner eingestrichelten Schwächen und ich wurde zu jener Zeit in meinen Aeußerungen durch keinerlei moralische Rücksichten zurückgehalten. Ich fühlte mich durch diese Unterbrechung unserer Ruhe höchlichst empört und zögerte auch nicht, dem Steuermann über seinen Befehl meine Meinung zu sagen; durch meine eigenen Beschwerden mich immer mehr erhitend, wurde ich bald unmäßig unverschämt und herausfordernd, verfluchte die Brigg nebst Allem, was dazu gehörte, und wünschte sogar, daß die See sie verschlingen und uns Alle auf dem Grunde des Oceans vor Anker legen möchte — mit einem Wort, ich ließ meiner ohnedies losen Lasterzunge den Zügel schießen, wie



dies bei Leuten, die sich keinen Zwang auferlegen, wenn sie von ihrer Leidenschaftlichkeit hingerissen werden — nur gar zu häufig vorkommt.

Ich glaube das Uebermaas meiner Flüche und Verwünschungen hatte die Offiziere für diesmal erschreckt, denn sie sprachen kein Wort, sondern ließen mich nach Herzenslust fortfluchen und aus-toben. Eine so zwecklose Aufgabe bekommt man aber bald satt und der Sturm endigte gleich einem Gewitter am Himmel mit schwachem Gemurmel. Ich kümmerte mich später nicht mehr viel um die Geschichte und bis zum Mittag ging Alles seinen gewöhnlichen Gang.

Als aber die Leute beim Essen saßen, kam der Steuermann abermals herbei und forderte alle Matrosen auf, die Segel zu kürzen. Sobald ich auf's Verdeck heraufkam, gewahrte ich hinten im Spiegel eine höchst bedrohliche schwarze Wolke und machte mich augenblicklich freiwillig an die Arbeit, um eine Pflicht zu erfüllen, deren Nothwendigkeit Jedermann einsehen mußte.

Die Leinwand wurde so rasch als möglich eingenommen; noch ehe wir aber ganz damit fertig werden konnten und während ich eben mit dem Beschlagen des Focksegels beschäftigt war, kam ein Windstoß über die Brigg hereingebrochen, welchen ich eigentlich richtiger den Schweif eines Orkans nennen dürfte. Unser Segelwerk wurde größtentheils von den Beschlagseisringen losgerissen und zerseht; nur das Fock- und Vormarssegel vermochten wir zu retten, die leichteren gingen alle zu Grund.

Ich stand noch auf einer der oberen Spieren, als die Brigg endlich beidrehte; so wie sie in den Wind kam, stürzte die Vormarsstenge, am Gelschhaupte abgeknickt, leewärts über Bord; das Tauwerk folgte und begann gegen die Backbordseite der unteren Takelage anzuschlagen. In diesem Augenblicke schien eine Woge die Brigg gerade unter ihrem Flach zu treffen und sie auf ihre Balkenenden zurückzuwerfen.

Dies Alles dächte mir das Werk einer einzigen Minute. Ich



war leewärts geklettert, um dem niederstürzenden Tauwerke aus dem Wege zu kommen und stand mit einem Fuß auf dem oberen Rande der Bätlingen, indem ich mich zur Sicherung meiner Stellung an einem Stück der laufenden Tafelage festhielt.

Wie ganz anders war nun meine Lage — auf demselben Flecke, wo ich nur wenige Stunden früher den Allmächtigen angerufen hatte, den Kelch seines Jorns über das Schiff, über mich selbst und alle seine Bewohner auszugießen! Mein Gewissen peinigte mich in diesem fürchterlichen Augenblicke und meine Lasterworte erfüllten mich mit Schaam und Entsetzen. Mir schien es als ob der Himmel mich gehört hätte, als ob er meine gottlosen Wünsche in Erfüllung gehen lassen wollte und ich gelobte sogar in der Bitterkeit meines Herzens, wenn ich diesmal mit dem Leben davon käme, mich nie wieder einer solchen Ruchlosigkeit schuldig zu machen.

Diese Gefühle beschäftigten mich übrigens blos eine Minute, denn ich war ein zu eingestrichelter Seehund, um in einem solchen Momente noch lange unthätig dazustehen.

Ich kannte auf dem Vordertheil blos einen Mann, auf welchen ich mich in solcher Bedrängniß einigermaßen verlassen konnte und der war aus New-York mit Namen Jack Neal. Er stand in meiner Nähe und ich schlug ihm vor, trotz dem Einsturze des Fockmastes das Vormarsstegsegel loszumachen, da es sich vielleicht ausblähen und den Bügen der Brigg das Herumkommen erleichtern würde. Jack war rasch bei der Hand und es gelang ihm wirklich, das Segel loszubinden, das uns auch alsbald, wie ich glaube, sehr wesentlichen Beistand leistete.

Ich machte jetzt den Vorschlag, nach dem Hintertheil zu klettern, um zu versuchen, ob wir nicht das Steuer aufrichten könnten. Auch dies geschah, obwohl ich sehr in Frage stellen muß, ob das Ruder in der Lage, in welcher sich die Brigg befand, noch vieles auszurichten vermochte.

Wem es nun auch zuzuschreiben seyn mochte — ob der Ein-



wirkung des Vormarssegels oder einer von der Vorsehung herbeigeschickten Woge — kurz und gut, die Brigg fiel plötzlich ab, richtete sich auf und wußte sich unter einem schweren Rollen nach der Luvseite mit großer Kraft aufrecht zu erhalten. Das Stagsegel war hierbei gewiß nicht ohne Nutzen, denn das Stag war in dem Wrack steif geworden und der Wind hatte den Holzring herausgerissen. Das Steuerruder wurde hart aufgerichtet und sobald die Brigg demnach wieder Spielraum fand, flog sie wie ein Kreisel herum, kam gegen unsern Willen auf die andere Seite und hätte uns fast zum zweiten Male auf den Leebord geworfen; sie legte sich jedoch nicht ganz auf eine Seite, obgleich ich einen Augenblick lang Alles verloren gegeben hatte.

Sobald ich sah, daß das Schiff sich bewegen konnte, eilte ich nach vorn und es gelang mir endlich, das Wrack in die Takelage und die Bättingen hereinzuwängen, so daß die Brigg bald darauf dem Steuer gehorchte, ganz regelmäßig abfiel und sich wieder nach unserem Willen lenken ließ.

Um uns noch weiter aufzuhelfen, löste sich auch noch der Kopf des Rocken an dem oberen Brohk\* und wehte gegen das Wrack, so daß das Ganze eine Taumasse bildete, welche beinahe die Stelle eines Segels vertrat und der Brigg von den Stürzwellen klar zu werden half. Durch fortgesetzte Aufmerksamkeit auf das Steuer wurden wir in den Stand gesetzt, das Schiff am abermaligen Weidrehen zu verhindern und somit wieder in den regelmäßigen Kurs zu bringen.

Mit Untergang der Sonne ließ der Wind etwas nach und am andern Morgen hatten wir wieder das schönste Wetter. Als bald ging's nun an die Arbeit und Nothmasten wurden aufgetakelt, bis wir wenige Tage später New-York erreichten.

Hätte uns dieser Unfall bei Nacht betroffen, wie dies früher

\* Brohk ist ein kleines Tau, an dessen beiden Enden sich Blöcke befinden.



beim Scourge der Fall war, so würde unser Schicksal wahrscheinlich in wenigen Minuten entschieden gewesen sein, denn bei dem damaligen Zustande der See wäre es in einer halben Stunde mit unserer Brigg zu Ende gegangen.

Was meine Reue betrifft — wenn ich dieses Wort bei einer solchen Veranlassung und für ein derartiges Gefühl gebrauchen darf — so kann ich versichern, daß sie weit dauernder war, als sonst bei mir der Fall zu seyn pflegte. Ich bin seit der Zeit nie wieder so abscheulich ruchlos gewesen und oft, wenn ich im Begriffe stand, meiner Leidenschaft auf so empörende Weise den Lauf zu lassen, kam mir jener Augenblick wieder in's Gedächtniß, wo ich voll peiniger Zerknirschung auf den Bätlingen gestanden — mein Gelübde trat mir wieder vor Augen und ich hoffe, beides vereint ist nicht ohne Nutzen für mich gewesen, bis ich endlich dazu gelangte, die Irrthümer meines Lebens zu erkennen und einzusehen, wie nöthig ich hatte, alle meine Sünden der barmherzigen Vermittlung meines Erlösers anheimzugeben.

Diesmal fröhnte ich im Hafen nicht mehr derselben Sorglosigkeit und Zügellosigkeit, wie ich dies während der letzten Jahre in der Gewohnheit gehabt hatte. So trat ich denn auch, noch ehe all mein Geld verbraucht war, an Bord des „Henry Kneeland“ in Dienste, welcher über New-Orleans nach Liverpool abgehen sollte.

In ersterem Hafen angekommen, sahen wir uns plötzlich von einer ganzen Schaar von Landhaisfischen, in der Gestalt von Matrosenwirthten umlagert, welche uns vorstellten, wie sehr wir unsere Lage verbessern würden, wenn wir von unserem Schiffe entließen, statt auf demselben weiter zu segeln.

Wir schenkten diesen Mährchen Gehör und folgten einstimmig ihrem Rathe. Was die Sache aber weit schlimmer und unsere Aufführung noch unverantwortlicher machte, war, daß wir auf dem Henry Kneeland guten Lohn und gute Behandlung genossen hatten. Unsere Verföhler kamen in der Nacht mit zwei Booten heran,



welche wir mit unseren Habseligkeiten bepackten und, mit Ausnahme eines einzigen Mannes, welcher an Bord blieb, das Schiff verließen,

Gleich am andern Tag wurden wir an Bord des „Marion“, eines Zollamtskutters der Regierung, eingeschifft, wo ich als Quartiermeister mit fünfzehn Thalern monatlich angestellt wurde, und deren siebzehn zurücklassen mußte, um in diese Stelle vorzurücken.

Wir erhielten übrigens für unser Geld ein ganz gutes Fahrzeug: der Schooner war groß und bequem, führte einige leichte Kanonen und unser Dienst war nichts weniger als beschwerlich; auch die Behandlung erwies sich als gut, so daß wir uns doch einigermaßen über unsere Thorheit trösten konnten. Ehe wir in See stachen, starb einer von den Matrosen des Henry Kneeland an den „Schauern“ und wir begruben ihn in der Nähe der unteren Barren auf dem Plage, wo die Schiffe ihr Wasser einzunehmen pflegen.

Ich muß etwa vier Monate auf dem „Marion“ gedient haben, während welcher Zeit wir die verschiedenen Landungsplätze besuchten und auch in Key-West einliefen, wo unsere Mannschaft krank wurde, so daß auch ich unter andern an's Land geschafft und in einem Gasthause untergebracht werden mußte. Es dauerte beinahe einen Monat, bis wir die Mannschaft wieder zusammenbrachten und dann nach Norfolk absegelten; dort aber wurden sechs von uns rückfällig und mußten in's Spital gebracht werden: der Kutter segelte ohne uns weiter und ich habe ihn später nie mehr gesehen.

Ich blieb nur vierzehn Tage im Spital, denn meine Krankheit bestand bloß aus Fieber und Kopfsweh. In dem Augenblicke, da ich das Spital verließ, lief der New-Yorker Kutter, der „Alert“ \* ein, an dessen Bord ich geschickt und dadurch von der früheren Mannschaft des Henry Kneeland bis auf einen einzigen alten Mann — ganz getrennt wurde.

Der Alert war südwärts bestimmt und sein Auftrag stand mit

\* Der Flinte.



den „Nullifikationsunruhen“ \* in Verbindung; bald nachdem ich auf ihm in Dienste getreten war, ging er nach Charleston in Südkarolina unter Segel. Hier versammelte sich in Kurzem eine kleine Flotille von Kuttern, denn nicht weniger als sieben lagen in den Gewässern von Südkarolina vor Anker, um jede Verletzung der Tarifgesetze zu verhindern.

Ich war kaum einen Monat am Bord des Alert gewesen, als ein neuer Kutter, der „Jackson“ aus New-York eintraf, auf welchen, als auf das schönste Fahrzeug der ganzen Station, Offiziere und Mannschaft des Alert veretzt wurden, da unser Kapitän unter den anwesenden Zollschiffskapitänen der älteste war.

So mag ich wohl mindestens ein halbes Jahr in den Gewässern von Südkarolina gedient haben, ohne daß wir jemals in See stachen, indem wir gelegentlich blos bis zu der Rebellionsrheede hinabfuhren. An's Land durften wir nur sehr selten und ausnahmsweise, da die Verhältnisse, besonders gegen den Schluß dieser Periode, eine so drohende Gestalt annahmen, daß wir uns beinahe wie in Feindesland befindlich betrachteten.

Commodore Elliott langte auf dem „Natchez,“ einer Kriegsschaluppe, auf unserer Station an und der Kriegsschooner „Experiment“ lief gleichfalls in den Hafen, um längere Zeit daselbst zu verbleiben. Nach der Ankunft des Natchez übernahm der Commodore das Kommando der ganzen Flotille; wir mußten uns fortwährend in höchster Schlagfertigkeit erhalten und Nachts sogar einige Male auf den Posten bleiben, ohne daß ich den Grund dieser Maafregel erfahren hätte; es hieß aber, man habe einen Angriff gegen uns vorbereitet: General Scott besand sich im Fort und einige Wochen lang hatte Alles ein höchst kriegerisches Ansehen.

\* Die „Nullifikation“ bestand in der Nichtigerklärung der vom Kongreß im Jahr 1832 festgesetzten neuen Zölle von Seiten der südlichen Staaten, was beinahe eine Auflösung der Konföderation herbeigeführt hätte.



Endlich traf die Freudenbotschaft ein, daß die Nullifikation über Bord geworfen und darum nichts mehr zu befürchten sey. Es scheint, daß die Bemannung der verschiedenen Kutter gerade dieses Dienstes halber vermehrt worden war, und jetzt, da die Sache vorübergegangen, hatte man mehr Leute verfügbar, als die Regierung eigentlich brauchte, weshalb man uns mittheilte, daß diejenigen, welche ihre Entlassung wünschten, sich nur zu melden hätten, um dieselbe sogleich zu erhalten.

Ich war dieses Küstendienstes schon lange müde und meldete mich also sogleich auf diese Mittheilung hin; meine Zeit war beinahe abgelaufen, so daß ich auch außerdem bald ausgetreten wäre.

Ich stieg nun zu Charleston an's Land und lebte herrlich und in Freuden, so lange mein Geld ausreichte. Um jenen Schiffsbesitzer, dem ich einst das Schlüsselbein gebrochen hatte, bekümmerte ich mich jetzt nichts mehr und weiß auch nicht, ob er damals überhaupt noch am Leben war oder nicht. Kurz ich hatte bloß die Gegenwart im Auge, und Vergangenheit wie Zukunft waren mir beide völlig gleichgültig. Mein ehemaliger Herbergsvater war todt und ich fiel wieder ganz und gar einer neuen Harpye dieser Art in die Hände. Ich hatte in meinem ganzen Leben niemals die Vorsicht gebraucht, meinen Namen abzuändern, nur daß ich beim Unterzeichnen der Schiffsartikel meinen zweiten Taufnamen Robert wegließ; auch schrieb ich mich Myers und nicht Meyers, wie nach meiner Schwester Behauptung buchstabirt werden mußte: doch geschah dies bloß aus Unwissenheit und nicht mit Absicht, und so bin ich denn zu allen Jahres- und Tageszeiten, bei jedem Wetter, und in jedem Dienste als Ned Myers und als nichts Anderes gefegelt.

Bald sah ich mich genöthigt, von Neuem Dienste zu nehmen und kam denn auch an Bord der „Harriet und Jesse“, welche nach Havre-de-Grace bestimmt war. Die Reise dahin war leicht und angenehm und wir brachten auf dem Rückweg das ganze Schiff voll Passagiere mit, welche durchgängig Schweizer genannt wurden,



zum größten Theile aber, so viel ich weiß, aus Württemberg, dem Elsaß und den Rheinlanden herstammten.

Nach meiner Ankunft zu New-York begab ich mich nach Philadelphia, um mein Bißchen Habseligkeiten, die ich bei meinem Abgang mit der Amalia daselbst zurückgelassen hatte, wieder einzufordern — aber mein Gastwirth war todt, seine Familie zerstreut und mein Eigenthum verschwunden. Wer es an sich gezogen, konnte ich nie erfahren, aber ein Quadrant, eine Uhr und mehrere nagelneue Kleidungsstücke, im Ganzen wenigstens zweihundert Thaler im Werth, gingen mir durch diesen Schiffbruch verloren. — Doch was konnte mir dies im Ganzen verschlagen? Wäre es nicht auf diese Art zum Teufel gegangen, so würde ich es ja doch für lauter Grog aufgebraucht haben.

Ich blieb nur kurze Zeit in Philadelphia und segelte mit einer Brigg, mit Namen der „Topaz,“ nach der Havannah ab. Wir erreichten den Hafen nach kurzer Ueberfahrt und hier war es, wo ich mich einer so starken Versuchung zum Verbrechen ausgesetzt sah, wie sie einem armen Teufel wie mir nur jemals aufstossen mag.

Im Hafen lag nämlich eine schöne Sklavenbrigg, welche in Amerika erbaut und nach Afrika bestimmt war — das netteste, lieblichste Ding, das meine Augen jemals geschaut hatten und dessen bloßer Anblick die Sehnsucht in mir erweckte, an ihrem Borde aufgenommen zu werden. Sie bot mir vierzig Thaler monatlich und außerdem noch den Erlös von anderthalb Sklaven. Ich ging so weit, daß ich sogar einen Versuch machte, zu ihr an Bord zu kommen, stieß aber auf einige Schwierigkeiten, da meine Habseligkeiten mit Beschlag belegt worden waren: der Kapitän merkte meine Absicht, machte mich auf die Gefahr aufmerksam, der ich mich aussetzte und brachte mich glücklicher Weise wieder auf bessere Gedanken.

Ich will nicht läugnen, daß mir das Unmenschliche dieses Handels wohl bekannt war; aber mit dem Schmuggeln ist's ja dasselbe, wie ich denn beide Arten von Gesetzübertretung in jenem Sinne



als ziemlich gleichbedeutend betrachtete. Ich habe seitdem erfahren, daß unsere vaterländischen Gesetze jeden amerikanischen Bürger, der auf ein Sklavenschiff geht, für einen Seeräuber erklären und als solchen behandeln, was mir höchst sonderbar vorkommt, da ich nicht zu begreifen vermag, wie ein Spanier etwas thun kann, ohne Seeräuber zu werden, was den Amerikaner, sobald er's thut, zu einem solchen Verbrecher stempelt. Ich bin fest überzeugt, daß äußerst wenige Matrosen wissen, in welchem Lichte die Gesetze den Sklavenhandel betrachten. Seeräuberei ist nichts anderes als Raub, auf hoher See begangen und war zu allen Zeiten vom Gesetze verpönt; der Sklavenhandel dagegen wurde noch vor Kurzem von allen Nationen begünstigt und wir armen Theerjaken vermögen die ganze Veränderung nicht anders, denn als einen bloßen Wechsel der Politik zu betrachten. — Was mich betrifft, ich wäre auf jene Brigg gegangen, ohne die geringste Ahnung von den Gefahren zu haben, welchen ich mich blossstellte und hätte mich in moralischer Beziehung keinen Falls für schuldiger geachtet, als ich mich zu jener Zeit fühlte, da ich an der irischen Küste Taback und zu Canton Opium eingeschmuggelt hatte. \*

\* So lautet Ned's Ansicht von der Sache und auch ich habe dieses amerikanische Gesetz von jeher im Grundsatz für unrichtig und in der Strafbestimmung für allzu streng gehalten. Im Grundsatz unrichtig, weil Seeräuberei ein Verbrechen gegen das Völkerrecht ist, und es demnach einem einzelnen Staate gesetzlich nicht zusteht, den Bereich der internationalen Justiz willkürlich zu verengern oder zu erweitern. So gehört es namentlich zu der amerikanischen Politik — seitdem sich so viele ihrer Interessen auf das Bestehen des fraglichen Grundsatzes gründen — mit aller Strenge auf Beobachtung desselben zu halten. Die Todesstrafe ist zu streng, denn es ist wohl zu erwägen, daß wir manche Nabobs unter uns haben, welche damals, als jener Handel gesetzlich erlaubt war, als Sklavenhändler den Grund zu ihrem Reichthume gelegt haben. Plötzliche Aenderungen der sittlichen Maßstäbe lassen sich nicht nur so mit einem Federstriche bewerkstelligen, und selbst die öffentliche Meinung wird in einem sklavenhaltenden Staate schwerlich dazu zu bringen seyn, den Sklavenhandel als ein großes Verbrechen zu betrachten. Aber selbst die Todesstrafe möchte



Während der Topaz aus dem Hafen der Havannah nach der Heimath zurückkehrte, mußte er ungeschickterweise in der Höhe von Moro sein Wassersteg verlieren; ich machte mich sogleich daran, das Steg auszuwerfen, als ich von heftigen Krämpfen ergriffen wurde. Es war ein Anfall von Cholera, der mir beinahe das Leben gekostet hätte: der Kapitän ließ mich nach dem Hintertheil bringen, wo ich mit der größten Sorgfalt gepflegt wurde, so daß ich, Gott sey Dank, bald wieder genas, aber vor dem Einlaufen in den Hafen nur wenig zum Dienst verwendet werden konnte.

verhängt werden, wenn sich nur der Kongreß nicht die Gewalt anmaßen wollte, die Frage, was Seeräuberei sei und was nicht, aus eigener Machtvollkommenheit bestimmen zu wollen.

Man wird vielleicht entgegenhalten, der ganze Irrthum beruhe auf einem Sprachfehler und die Gerichtsbarkeit, wie sie hier ausgeübt werde, sey darum nicht minder gesetzmäßig. Ist dies aber auch richtig? Kann der Kongreß unter Autorität der Gesetze oder der Konstitution amerikanischen Bürgern Gesetze vorschreiben, während diese unläugbar unter der Gerichtsbarkeit auswärtiger Staaten stehen? Wird dieses Prinzip zugestanden, was soll dann den Kongreß davon abhalten, Handlungen zu bestrafen, welche die Politik fremder Staaten bei nur zeitweiligem Aufenthalte vielleicht sogar von uns verlangt? Kann der Kongreß mich als Seeräuber verurtheilen, wenn ich in fremden Ländern und unter fremder Flagge Sklavenhandel treibe, so kann er mich gleichermaßen verurtheilen, wenn ich gegen einen oder den andern seiner Bundesgenossen die Waffen trage und doch können von einem amerikanischen Bürger in auswärtigen Staaten unter besondern Umständen sogar Kriegsdienste verlangt werden. Dieselbe Schwierigkeit läßt sich dem Grundsatz nach auf die ganze Reihe gesetzlicher Verbrechen ausdehnen.

Der Kongreß besteht überhaupt nur zu besondern Zwecken. Er kann Seeräuberei bestrafen, kann aber für seine Person nicht bestimmen, was Seeräuberei ist oder nicht, da dies ein Eingriff in die Rechte der Völkergesetzgebung wäre. Daß er im Allgemeinen die Macht besitzt, die zur Aufrechthaltung seines Regierungssystems erforderlichen Gesetze zu erlassen, kann in dieser Beziehung kein Recht für ihn begründen, denn die Rückständen, welche die Nationen ihrem Verkehre unter sich schuldig sind, werden eine wirkliche Nothwendigkeit zu einer solchen doppelten Gesetzgebung nie und nimmermehr zugeben. Man sehe z. B. den Fall, England würde



„Kurze Reisen geben schmalen Lohn“ und ich war bald genöthigt, mich nach einem andern Fahrzeuge umzusehen. Diesmal traf ich den „Erie,“ Kapitän Funt, ein Postschiff, mit welchem ich bald darauf nach Havre absegelte. Es war ein nobles Schiff und die Behandlung konnte man sich gar nicht besser wünschen; unsere Hin- und Herfahrt war gleichmäßig angenehm, ohne irgend weiteren Stoff für meine Erzählung darzubieten. Im Hafen von Havre aber geschah es, daß eine arme Frau, welche als Passagier an Bord war und sich etwas auf dem Schiffe umsehen wollte, durch eine der Lücken herabfiel, während ich eben im Kielraume beschäftigt war, wobei sie sich so stark verletzte, daß sie zurückgelassen werden mußte.

Ich erwähne dieses Umstandes, bloß um zu zeigen, wie ich damals meinem ehemaligen Schiffsgenossen, der nunmehr diese Blätter für mich niederschreibt, so nahe war, ohne gleichwohl mit ihm zusammenzutreffen. Aus der Vergleichung unserer Notizen ergibt sich nämlich, daß er sich eben damals auf unserm Decke befand, wohin er einiger Effekten halber gekommen war, welche er nach New-York einschiffen ließ. Ich erinnere mich noch, wie diese nämlichen Effekten mir unter die Hand kamen und wie ich sie als das Eigenthum eines nach dem Vaterlande zurückkehrenden Passagiers betrachtete, ohne daraus auf ihren eigentlichen Herrn rathen zu können, da sie auf einen andern Namen adressirt waren. Mr. Cooper segelte aber damals nicht auf dem Erie zurück, sondern fuhr nach England, um

den Sklavenhandel wieder erlauben: könnten da wohl die vereinigten Staaten einen amerikanischen Bürger, der sich unter englischer Flagge und von einem brittischen Hafen aus am Sklavenhandel betheiligte, dem berühmten Ashburton'schen Vertrage zufolge zur Auslieferung verlangen? Würde England einen solchen Mann ausliefern? Gewiß ebensowenig, als es die Sklaven herausgibt, welche von einem amerikanischen Schiffe entlaufen, das durch ungünstige Witterung in einen englischen Hafen getrieben wird.

Es gehört offenbar zu den Fehlern der Philanthropie, daß sie häufig ihre eigene Politik überschreitet, indem sie alle gleichberechtigten Interessen und Grundsätze aus den Augen verliert. D. Herausg.



sich zu London einzuschiffen, und dies ist der Grund, warum ich ihn damals verfehlt habe.

Auf Postschiffen wie der *Grie* suchen die Kapitäne in der Regel die Brauchbaren unter ihren Matrosen so lange wie möglich in ihren Diensten zu behalten. Der *Grie* wie sein Kapitän war uns auf dieser Fahrt so lieb geworden, daß acht oder zehn von uns sich zum Bleiben entschloßen und auch bald wieder nach Havre ausliefen.

Diesmal war uns aber das Glück nicht so günstig; die Hinfahrt ging zwar ziemlich gut von Statten, aber die Rückreise war desto stürmischer und unangenehmer. Schon im Hafen von Havre hatte uns eine große Gefahr gedroht: in der Christnacht war nämlich Feuer in der Kajüte ausgebrochen und hätte uns vorn beinahe alle erstickt, ehe wir nur ein Wort davon wußten. Unser Hochbootsmann — er hieß *Everdy* \* — rettete das Schiff durch seine Umsicht und Energie, denn der Kapitän kam erst an Bord, als der Brand seinen Höhepunkt erreicht hatte. Wir verstopften alle Ritzen, bis eine Feuerspritze bei der Hand war, rissen dann eine der Lücken auf und steckten den Schlauch hinunter: das Wasser wurde nicht gespart und so das Schiff endlich gerettet. Wie das Feuer entstand, ist nicht bekannt geworden, der Schaden aber, den es anrichtete, war ziemlich bedeutend, und auch einige Güter hatten stark Noth gelitten.

Trotz dieses Unfalls war unser Schiff schon zu Anfang Januars 1834 wieder segelfertig. In der ersten Woche unserer Heimfahrt hatten wir mit heftigen Westwinden und schlimmer Witterung zu kämpfen, so daß wir uns kaum entschließen konnten, unsern Lootsen zu entlassen, und ihn den Kanal hinunter bis zum Leuchtturm von *Eddystone* mitnehmen mußten. Hier sahen wir den „*Sully*“ auf der Herfahrt begriffen vor dem Winde daher und den Kanal hinaufsegeln: Signale wurden zwischen beiden Schiffen gewechselt und unsere Brigg, welche ziemlich weit vom Lande entfernt war, näherte sich dem *Sully*,

\* So lautet der Name nach *Neb's* Aussprache. D. Herausg.



um mit ihm zu sprechen. Wir brachten unseren Lootsen an Bord dieses Schiffs, wodurch den beiderseitigen Wünschen entsprochen wurde.

Gegen Nachmittag hellte sich der Himmel auf und der Wind ließ nach; Kapitän Junk ließ die Segel füllen und das Schiff den für uns vortheilhaftesten Kurs in der Nähe der Küste einschlagen. Am Abend wurde aber die Bö wieder heftiger und blies schwer und anhaltend zwischen den Vorgebirgen Start und Lizard gerade in die Bai hinein.

Das Erste, was wir vorzunehmen hatten, war, vom Ufer abzuviere; dann mußten wir alsbald fast alle Segel einhissen, da die Bö fortwährend im Zunehmen begriffen war und die Nacht sehr finster zu werden drohte. Auf unserer Leeseite befanden sich zwar Häfen genug; es war aber ein gar zu riskantes Unternehmen, auch nur einen Fuß breit Boden zu verlieren, wenn man nicht genau voraus wußte, wohin man gelangte, und da wir keinen Lootsen hatten, so entschloß sich der Kapitän, die hohe See zu halten.

Ich habe noch selten einen heftigeren Sturm erlebt, als er in dieser Nacht in dem Kanale wüthete, und Stunden lang hing Alles davon ab, ob unser großes Marssegel, das wir dichtgerefft eingeseht hatten, aushalten würde. Außer dem Compaß konnte ich nirgends ein Zeichen gewahren, das uns hätte als Führer dienen können; erst gegen zehn Uhr fiel mir ein Licht in's Auge, welches dicht an unserm Leebug sichtbar wurde.

Es war der Leuchtturm von Eddystone, der zwischen den Vorgebirgen Start und Lizard so ziemlich in gerader Linie und über drei Meilen vom Lande entfernt liegt. Hielt unser Marssegel Stand, so konnten wir bei unserer jetzigen Richtung wohl daran vorbeikommen, wurde es aber vom Sturme entführt, so durften wir mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, auf jene berühmten Felsen geschleudert zu werden, wo ein Dreidecker innerhalb einer Stunde bei solchem Sturm in Stücke gehen konnte.

Ich muß wohl glauben, daß wir in sicherer Entfernung an



Eddystone vorüberfuhren, da der Kapitän sonst nicht windwärts davon zu gelangen versucht haben würde; mir aber kam es vor, als ob wir dem Riesenfelsen furchtbar nahe wären. Die See brach sich an dem Leuchtturm mit schrecklichem Ungestüm und man konnte ganz deutlich sehen, wie die Wogen an der Laterne vorbeischoßen. Endlich kamen wir aber glücklich vorüber, indem wir stets langsam weiter schritten, wiewohl unsere Abtrift sehr bedeutend gewesen seyn muß.

Die Gefahr war aber noch nicht vorüber, denn wir hatten noch immer Start Point und die westwärts davon gelegene Landspitze zu klären, welche beide eine ziemliche Strecke seewärts und nur ein wenig nach der Leeseite zu lagen. Bei ruhiger See und einer kräftigen Vollsegelbrise wäre es ein Leichtes gewesen, von Eddystone aus mit Südwestwind um Start Point herum zu kommen; bei solcher Bö aber, und besonders zur Fluthzeit, war es immerhin eine höchst bedenkliche Aufgabe; auch weiß ich gewiß, daß alle Matrosen, vorn und hinten, unsere Lage als äußerst gefährlich betrachteten.

Wir verbrachten ein paar höchst unbehagliche Stunden, nachdem wir das Feuer von Eddystone aus den Augen verloren hatten, bis wir endlich das Land in der Nähe von Start Point zu Gesicht bekamen: die Anhöhen glichen einer finsternen Wolke, welche über uns hereinhing, und das erstemal, als mich dieser Anblick überraschte, gab ich das Schiff völlig verloren.

Der Kapitän und der Steuermann berathschlagten jetzt zusammen, und Letzterer kam mit ruhiger, fester Miene auf uns zu.

„Kommt, Jungen,“ sprach er, „wir können eben so gut mit als ohne Masten an's Land geworfen werden, und unsere einzige Hoffnung ruht nun darin, daß wir mehr Segel als bisher einsetzen. Wir müssen beidrehen und das Schiff in Leinwand hüllen.“

Es bedurfte nur dieses Winks, um Alles in Bewegung zu bringen und das Borden des Focksegels war das Erste, was wir unternahmen; die Hörner desselben wurden mit einer Krastanstrengung herabgezogen, als wenn Segel und Schooten von lauter Riesen gehanda-



Habt würden. Endlich gelang es uns, dasselbe doppelt gerefft einzusetzen, wodurch es freilich das Ansehen eines Leinwandsegels erhielt, gleichwohl aber unverzüglich seine Wirkung auf das Schiff zu äußern anfing.

Zunächst versuchten wirs nun mit dem Vormarssegel: auch dieses stand bald enngerefft an seiner Maa und wir hatten sehr wohl daran gethan, denn ich bin überzeugt, daß das Schiff bereits auf den Grundwogen hintrieb, während der schwarze Berg jeden Augenblick über unsere Häupter hereinzufallen schien. Auch mit dem Kreuzsegel machten wir einen Versuch, fanden jedoch bald, daß es uns mit diesem nicht gelingen würde, worauf es nicht ohne große Mühe wieder beschlagen werden mußte.

Die Dinge sahen noch immer sehr bedenklich aus und das Land kam mit jedem Augenblicke näher und näher; jetzt gieng auch hinter das große Segel, welches ebenfalls doppelt gerefft in den Wind kommen sollte. Alles stand an den Schooten und Talsen versammelt und wir zogen dieses mächtige Stück Leinwand mit einer Leichtigkeit nieder, als ob es bloßer Mouffelin gewesen wäre.

Das treffliche Schiff zitterte jetzt wie ein überhitztes Ross; allein diese Postschiffe sind in der Regel stark gebaut und alle Segel hielten Stand. Noch nie habe ich den Schaum so heftig von den Bügen eines Schiffes abprallen sehen, als dies in jener Nacht bei dem Grie geschah.

Eine athemlose Viertelstunde verstrich, nachdem das große Segel eingesetzt war, denn Jeder erwartete voll Spannung, welches von unsern Segeln zuerst losreißen würde; jeder Bolzen, jedes Tau war bis aufs Aeußerste angespannt, aber Alles hielt fest.

Im entscheidendsten Moment erblickten wir das Licht eines Hauses, das sich, wie wir wußten, in der Nähe von Start Point befand; der Steuermann trat wieder zu uns, deutete darauf und sagte, wenn wir daran vorüber wären, dann seyen wir gerettet.

Raum hatte ich dies vernommen, als meine Augen sich stark



auf jenes Licht hesteten, und man wird sich meine Freude denken, als ich es allmählig immer weiter rückwärts und auf unserer Seeseite erblickte. Endlich hatten wir's ganz im Rücken und jetzt, wußte ich, waren wir außer Gefahr; das Land verschwand mit seinen düsteren Umrissen nach leewärts in einer tiefen breiten Bai und gab uns Seeraum in Fülle für unsere Reise.

Die Segel mußten nunmehr zur Erleichterung des Schiffes wieder eingehißt werden: das große wie das Vormarssegel wurde beschlagen und nur das große Mars-, das Fock- und Vormarsstagssegel dem Schiffe zur Weiterfahrt gegeben.

Ich betrachte diese Nacht als eine der schauerlichsten meines Lebens, da ich dem Schiffbruch gewiß noch selten näher gestanden war; unsere Rettung glaube ich nächst Gottes Barmherzigkeit der Standhaftigkeit unserer Offiziere, sowie der Tüchtigkeit des Schiffes und seiner Ausrüstung zu verdanken. Es war, wie wenn man ein Ross zur Anspannung jeder Nerve und Sehne anfeuert und endlich mit Hülfe des Sporns und der Peitsche den Sieg im Wettlaufe davon trägt, denn Holz, Eisen, Leinwand und Tauwerk vermögen offenbar nicht mehr zu leisten, als in jener Nacht von dem Grie geleistet wurde.

Am nächsten Morgen wurde die Sache beim Frühstück von der Mannschaft besprochen. Wir hatten einen harten Menschenschlag an Bord, denn die meisten waren langgediente Matrosen von sorglosem Charakter und leichtsinnigen Sitten. Einige der Gedankenlosesten gestanden, daß sie innerlich gebetet und den Himmel um Hülfe angefleht hätten, und ich meines Theils bin höchst dankbar dafür, daß auch ich es that. Diese Geständnisse wurden halb im Scherz gemacht, doch muß ich sie gleichwohl für wahr halten, wenn ich mich in meine eigene Lage zurückdenke. Gedankenlosen, thörichten Menschen mag es wohl recht tapfer vorkommen, wenn man bei solchen Veranlassungen mit Gleichgültigkeit prahlt, und doch bin ich überzeugt, daß nur Wenige dem Tode unter unseren damaligen Umständen in's Auge schauen werden, ohne sich selbst, wenn auch mit Widerstreben, einzugestehen,



daß eine Macht über uns waltet, welche allein leibliche Sicherheit wie geistlichen Trost zu gewähren vermag.

In dieser Beziehung hatten die Postschiffer von Havre für das zukünftige Wohl ihrer Seeleute eine ganz ungewöhnliche Sorgfalt an den Tag gelegt, denn es bestand zu Havre eine besondere Marinekirche, welche unser Kapitän wie seine Mates regelmäßig besuchten, während sie auch uns zur Nachfolge zu überreden suchten. Die Wirkung dieser Einrichtung war auch in der That eine gute, denn die Leute zeigten sich in der Regel weit nüchterner und ihre Aufführung wurde überhaupt sehr gerühmt.

Ein paar Tage nach jener Schreckensnacht drehte sich der Wind und traf uns so von der Seite, daß wir an den Scillyinseln vorbei ganz lustig in's atlantische Meer hinaussegelten. Etwa vierzehn Tage nach unserem Abenteuer bei Godystone verloren wir die Hacken unseres Steuerruders und wußten Letzteres nur durch jene neumodische Einrichtung zu retten, welche das Obertheil mittelst des Decks am Hinabfallen hindert. Um die Abtrift zu vermeiden und um das Ruder doch noch einigermaßen verwenden zu können, fanden wir für nöthig, Letzteres anzuschnüren und mittelst Spillen an den Hintersteven festzumachen: eine Spiere wurde quer über das Kompaßhäuschen und gerade auf das Ruder gelegt, endlich eine Kette durch das Steueröhr und über diese Spiere weggezogen, wozu man die dünnste Gabelkette verwendete, während das Ruder mittelst Schooten vom Deck aufgehoben wurde. Wir nahmen dann ein paar Rostenmarssegelschooten, schmarten\* sie tüchtig und zogen mit ihnen einen Limmerstich halbwegs um das Steuer, so daß das eine Ende in jede der großen Puttingen kam und mit Talsen wohl befestigt ward. Auf diese Art blieb das Rad noch ziemlich brauchbar, wiewohl wir das Schiff bei stürmischem Wetter beilegen mußten.

Die Puttingschooten hielten etwa einen Monat lang, dann aber gaben sie nach und bei näherer Untersuchung fand sich's, daß

\* „Schmarten“ — mit altem Segeltuch bekleiden.



die Schmarting unter das Schiffsheck\* gerathen und das Eisen durch das Kupfer beinahe ganz zerstört worden war. Sämmtliche Ketten des Schiffs, welche die erforderliche Dicke hatten, wurden nun zusammengenommen, tüchtig überschmartet, dann abermals, wie zuvor, mit einem Limmerstrich um das Ruder geschlungen und in die Klüsgaten gebracht, so daß die Bugten\*\* auf jeder Seite des Kiels herabhingen; die Enden wurden sodann in das Bratspill gesteckt und steif gedreht.

Diese Einrichtung entsprach ihrem Zwecke vollkommen und hielt aus, bis wir das Schiff nach New-York gebracht hatten. Die ganze Ueberfahrt war höchst stürmisch und dauerte, wenn ich mich recht erinnere, ihre vollen siebenzig Tage. Man hatte die Hoffnung auf unsere Ankunft beinahe gänzlich aufgegeben und die Freude, mit welcher wir begrüßt wurden, war deshalb nur um so größer.

Da der „Grie“ der Ausbesserung dringend bedurfte und also nicht sogleich wieder absegeln konnte, so traten die Meisten von uns auf den „Heinrich IV.“ über, welcher derselben Packetgesellschaft angehörte. Wir fanden ein schönes Schiff und gute Behandlung; auch die Reise war äußerst angenehm und glücklich.

Nach unserer Ankunft zu New-York kehrten wir beinahe durchgehend auf den Grie zurück, da wir das Schiff wie den Kapitän und die übrigen Offiziere sehr wohl leiden mochten; ich segelte an dessen Bord noch zweimal nach Havre hin und zurück, so daß ich im Ganzen vier Reisen auf dem Grie machte.

Nach Ablauf der vierten Reise nahm unser alter Steuermann seinen Abschied, um ein Geschäft am Lande zu betreiben, und obgleich wir seinen Nachfolger noch gar nicht erprobt hatten, so mißfiel er uns gleichwohl, denn Ersterer war bei uns außerordentlich beliebt gewesen, und alle schienen zu glauben, wenn er einmal ginge, so

\* „Heck“ nennt man den ganzen platten Theil des Hinterschiffes, vom Heckbalgen bis zum Heckbord. D. U.

\*\* Krumme Enden. D. U.



könnten wir auch nicht länger bleiben. Mag dem übrigens seyn, wie ihm wolle, beinahe sämtliche Matrosen ließen sich auf der „Silvie de Grasse“ anwerben, wo wir ebenfalls ein gutes Schiff, gute Offiziere und gute Behandlung antrafen.

Ueberhaupt waren sich die Havre-Packetboote in dieser Beziehung fast durchgehends sehr ähnlich; die Silvie de Grasse war schon das vierte, auf welchem ich diente, und sie kamen mir sammt und sonders nicht anders vor, als wenn sie von ein und derselben Familie wären.

Auch auf diesem Schiff machte ich zwei Fahrten nach Havre, worauf ich es mit der „Normandie“ vertauschte, welche derselben Gesellschaft angehörte. Zu diesem Tausche hatte mich ein verdrüßlicher Cigarrenhandel in Havre bewogen, bei welchem ich nur insofern theiligt war, als ich den Fehler eines Andern auf meine Schultern hatte nehmen müssen. Der Kapitän behandelte mich immer sehr freundlich, allein mein Temperament ist nun einmal von der Art, daß ich gleich aus der Haut fahren möchte, sobald irgend etwas „stromaufwärts“ geht. Es war nichts als eine Grille, was mich von der Silvie de Grasse vertrieb und mich auf ihr Schwester-Packetboot führte.

Ich gewann die „Normandie“ eben so lieb wie die übrigen Postschiffe, nur war sie ein äußerst schlechter Segler, an dessen Bord ich nur eine einzige Reise nach Havre machte, wie man aus dem nächsten Kapitel erfahren wird.

---

### Siebenzehntes Kapitel.

Ich hatte nun ohne Unterbrechung nicht weniger als acht Fahrten nach Havre mitgemacht, und meine ganze Beschäftigung war so regelmäßig geworden, daß ich mir nächstens selbst wie ein Theil eines solchen Packetbootes vorkam. Behandlung, Verpflegung, Schiffe und Offiziere — kurz, Alles war nach meinen Wünschen:



so oft wir nach Haus kamen, pflegte ich auf dem Schiffe so lange im Taglohn zu arbeiten, bis ich meinen Reisegehalt eingestrichen hatte, dann aber ließ Ned sich nicht eher wieder blicken, bis die Zeit der Abfahrt herannahte und er wieder an Bord gehen mußte.

Auch bei meinem Eintritte auf die „Normandie“ hatte ich's auf diese Art gehalten, nur war mein Urlaub diesmal ziemlich kurz gewesen. Mr. Overdy, unser früherer Steuermann auf dem „Grie“, war eben am Strande damit beschäftigt, die zu Güterpackern, Tackelmeistern u. s. w. geeignete Mannschaft einzuschreiben, als ich zu ihm ging und mich zum Dienst auf der Normandie meldete; er bemerkte mir, das Boot sey schon vollzählig, wenn ich mich aber am nächsten Morgen oben in der Stadt auf dem Schraubendock einfänden wollte, so wisse er mir am Bord einer Brigg eine treffliche Stelle zu verschaffen.

So nahm ich denn am andern Tage mein Essen in einem Gefäße mit und ging damit nach dem Dock hinauf. Unterwegs traf ich einen ehemaligen Schiffskameraden von der Marine, einen Unterbootsmann, Namens Benson, der mich befragte, wo ich denn mit meinem Gefäße hinsteuerte, worauf ich ihm meine Absicht mittheilte.

„Was hast du nur davon,“ meinte er, „daß du dich mit diesen Postschiffen herumschleppst, während du ein Kriegsfahrzeug unter deiner Lee hast?“

Er erzählte mir noch weiter, daß auch er im Begriffe stehe, sich einzuschiffen und rieth mir seinem Beispiel zu folgen; wir leerten ein Paar Flaschen zusammen und ich fühlte mich von seinen Vorstellungen schon halb und halb überzeugt, als mir endlich die Brigg wieder einfiel, worauf ich ihn alsbald verließ und nach dem Dock eilte. — Aber es war zu spät, denn als ich daselbst ankam, war das Schiff schon aus dem Dock abgefegelt und bereits auf seinem Wege stromabwärts begriffen.

Somit war mein Tagewerk für heute vollbracht und ich beschloß deshalb, einen vollen Feiertag zu machen. Auf dem Rückweg



begegnete ich Kapitän Mix, mit welchem ich zuerst auf den Seeen und später auf dem Delaware gedient hatte, wo er mein erster Lieutenant gewesen war; ich plauderte mit ihm über meine früheren Matrosenzeiten und kam so immer weiter bis ans Werbehau. Der dienstthuende Offizier war Mr. M'Kenny, mein ehemaliger erster Lieutenant auf dem Brandywine und ehe ich noch das Haus verließ, stand mein Name abermals auf Onkel Sam's Matrosen-Liste. So bin ich, rein dem Zufall mich überlassend, mein ganzes Leben lang auf der Welt herumsegelt und selten ließ ich mir Morgens davon träumen, was mir Abends zustoßen mochte.

Als die Zeit zur Abfahrt herankam, stellte ich mich pünktlich ein und man schickte mich an Bord des „Hudson“, welcher damals von Kapitän Mix kommandirt wurde. — Das eine tröstliche Bewußtseyn ist mir geblieben, daß ich auf keinem der eilf Kriegsschiffe, an deren Bord ich gedient habe — wenn ich nämlich groß und klein und Dienstzeiten von Jahren so gut wie die von Tagen zusammenrechne — weder davongelaufen bin noch jemals an so etwas auch nur gedacht habe.

Diesmal aber mußte ich so lange auf dem Aufnahmschiffe ausharren, daß ich dasselbe herzlich satt bekam und mich bei der nächsten besten Gelegenheit auf die „Constellation“ von achtunddreißig Kanonen meldete, welche damals zu Norfolk für unsere Station in Westindien ausgerüstet wurde.

Zu diesem Zwecke ward auch eine Abtheilung von uns nach jenem Schiffe transportirt und wir fanden, daß es die Werfte schon verlassen und sich zwischen den Forts vor Anker gelegt hatte. Als ich an Bord kam, überzeugte ich mich, daß ungefähr fünfzig von meinen Postschiffgenossen sich gleichfalls auf der Fregatte befanden: irgend ein gemeinsamer Beweggrund mußte sie veranlaßt haben, alle zu gleicher Zeit in der Marine Dienste zu nehmen. Mich hatte der oben erzählte Zufall hergeführt, wiewohl ich von jeher für die Marine eingenommen und jeden Augenblick bereit war, wenn's eine fröhliche Seereise galt, auf einem Kriegsschiffe einzutreten.



Commodore Dallas' Flagge wehte auf der „Constellation,“ als ich daselbst in Dienste kam; kurze Zeit später ging das Schiff nach Westindien unter Segel. Da uns während unserer Fahrt nichts von Bedeutung aufstieß, so ist es nicht nöthig, die Zeitfolge der Begebenheiten so streng einzuhalten. Unser Schiff kam nach Savannah, Trinidad, Curaçoa, Laguayra, Santakruz, Verakruz, Campeachy, Tampico, Key-West u. s. w., lauter Häfen, in denen wir sammt und sonders längere oder kürzere Zeit beilegten, ja zu Santakruz sogar einen großen Ball an Bord veranstalteten.

Nachdem wir mehrere Monate auf diese Weise zugebracht hatten, segelten wir nach Pensacola, wohin uns der „St. Louis“ begleitete, der zwar von Amerika nicht gleichzeitig mit uns abgegangen, dagegen fast die ganze Zeit über in unserer Gesellschaft geblieben war. Im nächsten Frühjahr zog das ganze Geschwader — in Allem etwa sieben bis acht Segel — zusammen nach Verakruz, um, wie ich glaube, die Mexikaner in Angst und Sorgen zu versetzen.

Der Floridakrieg beschäftigte uns übrigens unter Allem am meisten; ich wurde zu jeder Art von Expeditionen verwendet, muß aber gestehen, daß ich von den kriegsführenden Indianern keine, und von ihren Genossen nur diejenigen zu Gesicht bekam, welche sich freiwillig ergeben wollten. Ich war bald auf Dampfbooten, Kuttern, Langbooten, bald kam ich an die Küste und mußte, wie ein Soldat, mit der Muskete auf der Schulter einhermarschiren — in der That ein kostbarer Dienst für einen Matrosen!

Da es dem „St. Louis“ an Mannschaft gebrach, so wurde ich für eine Kreuzfahrt an dessen Bord gezogen, und machte mit ihm beinahe dieselbe Rundreise wie früher auf der Fregatte. Es war ein schönes Schiff, der St. Louis, er stand unter dem Kommando des Kapitäns Rousseau, eines allgemein beliebten und geachteten Offiziers; Mr. Byrne, mein früherer Schiffsgenosse auf dem Delaware, wurde als erster Lieutenant der Constellation zu



gleicher Zeit mit uns herüber versetzt, ohne aber die ganze Reise mit uns durchzumachen.

Im Ganzen blieb ich drei Jahre auf der Westindischen Station, mußte aber während dieser Zeit in Folge eines Beinbruchs mehrere Monate im Spitale zubringen. Unsere Fregatte ging über die Zeit meiner Dienstunfähigkeit in See und mußte mich also allein zurücklassen; nach ihrer Rückkehr wurde ich als invalider Matrose auf dem „Levant“ nach Haus geschickt, welcher von Kapitän Paulding, abermals einem soliden, trefflichen Offiziere, befehligt wurde.

Ueberhaupt war ich mit meinen Offizieren sehr glücklich und die Behandlung auf der Fregatte nur gut und gerecht. Auf der Constellation war der Dienst sehr hart und hatte viel Aehnlichkeit mit dem Soldatendienste, was für Solche, die daran gewöhnt sind, recht gut seyn mag, uns Blaujacken aber immer sehr sauer ankommt. Kapitän Mir, mit welchem ich die Expedition auf den Seen mitgemacht hatte, führte auf unserer Station das Kommando der Kriegsschaluppe „Concord“ und hatte nur zeitweise während Commodore Dallas' Abwesenheit unser eigenes Schiff zu kommandiren. So trifft es sich oft, daß alte Schiffsgenossen nach Jahren der Trennung plötzlich wieder zusammen geführt werden.

Im Spital wurde ich zum Thorwächter bestimmt; die Kapitäne Bolton und Latimer waren meine kommandirenden Offiziere, Ersterer als Direktor des Arsenal's, Letzterer als dessen Stellvertreter. Von diesen beiden Herren hatte ich mich so vieler Gunstbezeugungen zu erfreuen, daß es höchst undankbar von mir wäre, wenn ich ihrer hier nicht gedenken wollte. Auch Dr. Terrill, der Spitalarzt, war äußerst freundlich gegen mich, so lange ich mich unter seiner Behandlung befand.

Da ich in dem Hospitale viele freie Zeit für mich hatte, so übernahm ich die Besorgung des Gartens und versuchte mich ein wenig im Gärtnerhandwerk. Man rühmte von mir, daß ich den schönsten Garten in Pensacola besäße, was auch vollkommen richtig



sehn mochte, da außer dem meinigen überhaupt nur noch einer zu sehen war.

Die wichtigste Veränderung aber, welche während meines Aufenthalts im Spital mit mir vorging, bestand darin, daß in meinem Geiste plötzlich die Neigung erwachte, über mein künftiges Schicksal nachzudenken und religiöse Gegenstände mit ernstern Augen zu betrachten. Mr. Terrill hatte etliche Schwarze in seinen Diensten, welche zu bestimmten Zeiten kleine methodistische Zusammenkünfte hielten, wo allerhand fromme Hymnen gesungen und ernste Gespräche geführt wurden; ich nahm zwar nie daran Theil, da ich besonders hier in Pensacola für etwas der Art viel zu weiß war, konnte aber von meinem Stübchen aus ihr ganzes Treiben mit anhören. Einer der Kranken, von Konfession ein Katholik, besaß ein englisches Gebetbuch, das er mir lieh und worin ich mich gewöhnte, als Beginn meiner Verehrung des Allmächtigen, jeden Tag ein Gebet zu lesen. Seit der Zeit, da ich Mr. Marchinton's Behausung verlassen hatte, war dies die erste selbstthätige Handlung, welche sich einer wirklichen Andachtsübung von meiner Seite annäherte, denn die paar eifertigen Stoßgebetlein, welche ich zuweilen in Augenblicken der Gefahr vor mich hingemurmelt hatte, dürfen offenbar nicht hierhergerechnet werden.

Nach einiger Zeit fiel mir aber ein, daß ein geborener und getaufter Protestant eigentlich nicht in einem römisch-katholischen Gebetbuche studiren dürfe, und so gelang es mir denn, ein protestantisches Andachtsbuch aufzutreiben, welches ausdrücklich für Seelen geschrieben worden war und fortan von mir statt des katholischen benützt wurde.

Dr. Terrill hatte eine Anzahl Bibeln unter seiner Verwahrung, von denen ich gleichfalls eine bekam und mich daran gewöhnte, jeden Abend neben meinem Gebete auch ein Kapitel in der heiligen Schrift zu lesen. Diesmal las ich die Bibel nicht blos der Erzählungen halber, sondern in der ernstlichen Absicht, Geist und Herz



dadurch zu bessern und die nächste Folge davon war, daß ich das Trinken aufgab und auch mein Fluchen und Schwören ablegte.

So mochten mehrere Monate verlossen seyn, während mein Geist jeden Tag mit größerem Ernste nach Veredlung meiner Sittlichkeit, wenn auch nicht nach lebendiger Religiosität, strebte, als ich die Bekanntschaft eines neuen Hausmeisters machte, welcher eben erst im Spitale angekommen war.

Dieser Mann zeigte sich sehr bereitwillig, sich über die Bibel mit mir zu unterhalten, doch konnte ich bald gewahr werden, daß er ein Deist war. Trotz meines Dranges, über meine wahre Lage mit Eifer nachzudenken, hegte ich doch über die Lehre, welche den Erlöser zu Gottes Sohn machte, gar mancherlei Zweifel: sie schien mir durchaus unwahrscheinlich und ich gerieth in jene bei Anfängern so häufig vorkommende Gefahr, daß ich zu selbstgenügsam wurde und den Mangel an Glauben durch menschliche Weisheit ersetzen wollte.

Der Hausmeister hatte bald meinen Zustand ausfindig gemacht und gab mir nun einige von Thomas Paine's Werken in die Hand, um mich noch mehr im Unglauben zu bestärken. Statt der Bibel las ich nun Thomas Paine und konnte bald den Beweis von den schlimmen Wirkungen eines elenden Systems an mir selbst verspüren, denn mit meiner Sittlichkeit ging es bereits wieder den Krebsgang: ich fing an wie früher zu trinken, ohne mich jedoch zu berauschen, und meine Bibel, mein Gebetbuch waren mir in Kurzem wieder eben so gleichgültig wie meine ganze Zukunft geworden. Ich fing an mich dem Glauben zu überlassen, man müsse sich der Güter dieser Welt erfreuen und wer seine Zeit in dieser Weise am besten benütze, der sey auch von Allen der Weiseste zu nennen.

Auch muß ich gestehen, daß die schlimmen Beispiele, welche ich von manchen Menschen, die doch auch Christen seyn wollten, vor Augen sah, sehr viel dazu beitrugen, mir die Religion gänzlich zu entleiden. Der große Irrthum, in dem ich befangen



war, bestand darin, daß ich mein Herz schon wesentlich umgestaltet glaubte, während ich bis jetzt bloß durch die Umstände zum Nachdenken, durch das Nachdenken aber zu ernster Würdigung von Dingen geführt worden war, welche ich früher mit Leichtfertigkeit abgewiesen hatte: so war mir die Gnade Gottes fortwährend noch fern, indem ich den Lehren und Beweisführungen des Hofmeisters und seines großen Propheten und Meisters, Mr. Paine's, als traurige Beute überlassen blieb.

Im Spital und an einem Orte wie Pensacola fand ich nur wenig Veranlassung in meine früheren Ausschweifungen zurück zu verfallen, wiewohl ich ein oder zwei Mal sogar hier dem Rum nicht widerstehen konnte und mich dadurch bald in einigen Mißcredit brachte. Im Ganzen aber hielt mich die Disciplin, meine Lage, so wie mein eigener Wille so ziemlich in der Ordnung.

Ueberhaupt ist es einzig und allein der auf Schiffen eingeführte Zwang, welcher die Matrosen vor einem viel früheren Tode bewahrt, als er sie sonst wohl treffen würde; denn so viel ist gewiß, daß kein Mensch es lange aushalten könnte, wenn er jedes Jahr drei bis vier Monate hindurch Ausschweifungen nachhängen wollte, wie ich mich ihnen nach meiner Rückkehr von größeren Reisen zu öfteren Malen überlassen habe. Dies ist einer der Vortheile des Seelebens, denn zwei bis drei Tage der Schwelgerei sind alles, wozu unser Giner nach einer dreijährigen Kreuzfahrt in der Regel gelangen kann.

Wer je einmal, besonders in früheren Zeiten, auf Kriegsschiffen gewesen ist, hat gewiß Gelegenheit gefunden, die Folgen wahrzunehmen, welche das dort beobachtete System und die regelmäßige Lebensweise auf die Mannschaft äußert. Im Anfang, wenn die Leute an Bord kamen, waren sie vor lauter Ausschweifungen ganz abgestumpft, fast ohne Leben, und einige mochten wohl an den „Schauern“ leiden — wenige Wochen regelmäßiger Lebens-Ordnung aber genügten, um alle wieder aufzurichten und am



Ende der Reise, wenn man im Hafen angelangt war und ausbezahlt wurde, hatten die meisten ihre volle Gesundheit wieder erlangt. Jetzt ist's allerdings etwas besser, da die Leute sich nur im Allgemeinen für den Dienst anwerben lassen und gewöhnlich auf einem Aufnahmeschiffe eine kurze Lehrzeit durchzumachen haben, ehe sie an Bord eines Seefahrers versetzt werden. Daher kommt es denn, daß sie auf letzterem in etwas geordneterem Zustande als früher anlangen; aber auch jetzt noch sind sechs Monate auf einem Kriegsfahrzeuge genügend, um einen Matrosen zu einem ganz neuen Menschen umzugestalten.

Ich bin weit entfernt, meine Uebelthaten vor der Welt verbergen oder mich gar vor ihr weiß waschen zu wollen, bekenne sie vielmehr in der Hoffnung, daß die Schilderungen, welche sie darbieten, auf die Besserung Anderer vielleicht einen heilsamen Einfluß ausüben mögen: so sagte ich oben, ich hätte mich durch meine Trunksucht im Spital zu Pensacola einigermassen in Mißcredit gebracht — die Sache verhielt sich folgendermaßen.

Der Doktor, der sich fortwährend als mein Freund erwiesen und mir häufig den trefflichsten Rath ertheilt hatte, war in den Norden abgereist, um seine Frau nach Pensacola abzuholen. In Folge der Verletzung, welche mich in das Spital gebracht hatte, hielt man mich dort zu einer Pension für berechtigt und der Doktor hatte versprochen, während seines Aufenthaltes zu Washington ein gutes Wort für mich einlegen zu wollen, hatte aber dieses sein Versprechen nicht halten können, weil er gegen seine Erwartung gar nicht durch Washington gekommen war.

Ich bin nun einmal von Natur der Art, daß jeder Verdruß oder jede Enttäuschung mich gegen Alles gleichgültig macht und sogleich den Wunsch in mir erweckt, mich so zu sagen an mir selbst zu rächen. Es ist dasselbe Gefühl, das mich von Halifax entfernt, dasselbe, das mich von dem Sterling vertrieben und all' mein



Leben lang meine Ausichten so oft verändert, zuweilen auch ganz vernichtet hat.

Sobald ich also vernahm, daß über meine Pensionirung nichts verhandelt worden war, bemächtigte sich meiner eben jene höchst gefährliche Stimmung und ich überließ mich wieder meinem früheren Leichtsinne. Ich hatte seit Monaten keinen Grog mehr bezogen und das Trinken in der That gänzlich aufgegeben: jetzt aber beschloß ich, bei der ersten besten Gelegenheit mich wieder toll und voll zu trinken. Ich wollte die Offiziere tüchtig ärgern, indem ich etwas that, was sehr unrecht war und worüber ich mir selber hätte zürnen sollen.

Ich hatte die Schlüssel zum Keller des Hospitals in Verwahrung und schaute mich nun zuerst nach einem Bundesgenossen um, den ich auch in der Person eines Baltimorer Matrosen fand, welcher aus purer Trinksucht auf meinen Plan einging; dann schaffte ich ein Quantum Wein auf mein Zimmer und wir beide setzten uns nun ernstlich dahinter. Es war ächter Keres, und wir brauchten neun Flaschen, um endlich die rechte Höhe zu erreichen: selbst dieses Uebermaß hatte mich noch nicht völlig zum Vieh gemacht, aber ich war jetzt frech und ingrimmig geworden, schimpfte den Doktor und war nahe daran, mich sogar gegen Kapitän Latimer zu vergessen, der übrigens nicht zu den Offizieren gehört, mit welchen ein Spaß immer räthlich ist.

Gleichwohl hatten diese Herrn, auch Kapitän Bolton mit eingeschlossen, weit mehr Rücksicht für mich, als ich selber besaß, und ließen mich mit einem scharfen Verweise durchschlüpfen; doch war dieser dumme Streich daran Schuld, daß ich, wie sie es dort nennen, in das Heimathspital gebracht wurde, als ob Pensacola nicht auch zu den Vereinigten Staaten und somit zur „Heimath“ gehörte.

Sobald der „Levant“ mich ans Land gesetzt hatte, schickte man mich in das Marinespital nach Brooklyn, wo ich einige Tage blieb



und dann beschloß, den Sitz der Regierung zu besuchen, um die dort aufgestellten großen Kanonen, den Onkel Sam selbst und Alles in Augenschein zu nehmen. Die Löhnung vom Levant wurde mir augenblicklich ausbezahlt: ich ließ den Ueberschuß in den Händen des Marinezahlmeisters zurück und machte mich mit fünfzig Dollars in der Tasche auf den Weg; dieselbe Summe soll, wie man mir sagt, ein Kongreßmitglied als Reisediät auf solche Entfernung anzusprechen haben — sie mußte also jedenfalls hinreichend seyn, wenn ein Kongreßdeputirter, der doch gewiß für sich Sorge trägt und sich nichts abgehen läßt — mit diesem Gelde auskommt.

Auf dem Süd-Amboy-Boot, wohin ich mich verfügte, fand ich eine Anzahl Indianer, welche, wie ich selbst, in's Hauptquartier zogen. Der Anblick dieser Bursche war dazu geeignet, meine ganze Tafelage wieder aufzusetzen und ich fühlte mich zu allerlei Scherzen und losen Streichen aufgelegt. Ich lud sie sämmtlich zum Frühstück ein und gab ihnen so viel zu trinken, als sie nur immer zu schlucken vermochten; wir wurden sehr lustig und überließen uns in der gewöhnlichen, gedankenlosen Weise der Matrosen den rohesten, sinnlosesten Späßen.

Dies war ein schlimmer Anfang und als wir erst eine Schenke erreichten, war ich sogleich bereit, meinen Anker wieder auszuwerfen. Wo dies geschah, weiß ich nicht anzugeben, denn ich war nicht mehr im Stande, eines Schiffes Logbuch zu führen; so konnte ich auch nicht sagen, ob mir von meinem Gelde gestohlen wurde oder nicht, von meinen Kleidern weiß ich's aber gewiß, denn von ihnen vermifste ich mehrere Stücke.

Den Tag darauf zog ich nach Philadelphia, wo ich abermals eine Nacht durchschwärmte, worauf ich mich endlich zusammennahm und nach Washington hinüber reiste, ohne auf der übrigen Strecke noch einmal einzukehren. Unterwegs traf ich einen armen Teufel von Soldaten, der keinen Kreuzer Geld hatte und einer Pension halber nach Washington ging: ich hielt ihn natürlich frei, fand



aber auch bei der Ankunft zu Washington meine Kasse bis auf drei und einen halben Thaler zusammengeschmolzen. So hatte ich also zu einer Reise, welche man ganz anständig mit zehn Thalern hätte machen können, für lauter Branntwein und thörichte Späße sechs und vierzig und einen halben Thaler vergeudet!

Ich ließ mir von meinem Reisegefährten ein Gasthaus empfehlen, wo ich mich alsbald zu Bett verfügte, da ich mich von meinen Ausschweifungen ganz elend fühlte. Am nächsten Morgen waren die viertelhalb Thaler auch dahin und ich noch immer so übel auf, daß ich nicht nach dem Marinement gehen konnte und mich also des Essens und Trinkens enthalten mußte.

Am andern Tage nahm sich mein Gastwirth die Mühe, sich nach dem Zustande meiner Kasse zu erkundigen und ich erklärte ihm offen die Wahrheit, was eine ziemlich freimüthige Auseinandersetzung zwischen uns beiden zur Folge hatte, worin mir zu verstehen gegeben wurde, daß ich in diesem Hause nichts mehr zu schaffen hätte. Ich erfuhr später, daß ich in eine ächte Soldatenkneipe gerathen war und brauchte mich also nicht mehr zu wundern, wenn sie eine alte Theerjacke in jenem Hause nicht zu behandeln verstanden.

Kapitän Mix hatte mir an den damals noch lebenden Commodore Chauncey, der zugleich Marinecommissair war, Empfehlungsbriefe mitgegeben. Ich konnte nicht daran zweifeln, daß der alte Herr einen von den früheren Matrosen des Scourge im Hauptquartiere nicht elendiglich Schiffbruch leiden lassen würde, und krabbelte also nach dem Marine-Departement, wo ich alsbald Zutritt bei ihm erhielt.

Der Commodore schien erfreut, mich zu sehen, befragte mich über allerlei Umstände bei dem Untergange des Schooners und gab mir zum Schlusse die nöthige Weisung, an wen ich mich zu wenden hätte. Ich erfuhr nun auch, daß das zu meiner Pensionirung erforderliche Krankheitszeugniß bereits zu Washington eingetroffen, wegen eines Formfehlers aber wieder nach Pensacola zurückgeschickt



worden war, was mich zu einem längern Aufenthalt in Washington nöthigte.

Ich fühlte mich unwohl und begab mich mit dieser Nachricht zu meinem Gasthause zurück. Der Wirth war aber hiemit nichts weniger als zufrieden und ließ ein Wörtchen fallen, das augenblicklich die Thüre zwischen uns brachte. — Dies war das erste Mal in meinem Leben, daß mir die Thüre vor der Nase verschlossen wurde und ich danke meinem Gott, daß mir so etwas nur in einer Soldatenschenke begegnete. Ich gab dem Manne alle meine entbehrlichen Kleider in Verfaß und schüttelte mir vor seiner Thüre den Staub von den Sohlen.

Ich hatte mir durch meine neulichen Excesse abermals einen Anfall der „Schauer“ zugezogen; während ich durch die Straßen ging, meinte ich, Jedermann wolle mich verhöhnen und wenn ich auch vor Durst beinahe verschmachtete, so scheute ich mich doch in ein Haus zu treten, und wäre es auch nur gewesen, um einen Trunk Wasser zu fordern. Ein Schwarzer zeigte mir, wo es nach dem Marinearsenal zging und darnach änderte ich meinen Kurs, fühlte mich aber unterwegs so elend, daß ich mich am Liebsten zum Sterben niedergelegt hätte.

Halbwegs auf der baumlosen Ebene zwischen dem Kapitale und dem Marinearsenal setzte ich mich unter einem hohen Staketenzaune nieder und der Satan raunte mir in's Ohr, es wäre wohl am Besten, den Leiden, die mir zu hart zu tragen schienen, mit einem Male ein Ende zu machen und mich an diesem nämlichen Zaune aufzuhängen. Ich knüpfte mein Halstuch los, machte eine laufende Boline daraus und ging sogar so weit, eine stehende Boline vorzubereiten, welche ich nachher über die Spitze eines der Hauptpfähle zu werfen gedachte.

Ich stand nun auf und begann mich nach einem geeigneten Pfahle umzuschauen, an welchem ich mein Halsband befestigen wollte, als ich plötzlich die Mastenspitzen der Flotte im Seearsenal und die Flagge zu Gesicht bekam, unter der ich so lange gedient hatte!



Mir war zu Muth wie einem Seefahrer, der in der höchsten Gefahr plötzlich einen Leuchtturm erblickt, und sogleich kam mir der Gedanke, in jener Gegend müßten sich Freunde von mir befinden; ich fühlte wieder Muth und Kraft bei diesem Anblick und schwur mir zu, meinen alten Schiffskameraden nimmermehr die Schande zu bereiten, daß eine Blaujacke sich in einem Anfälle der „Schauer“ an einem Gartenpfosten aufgehängt habe.

Ich riß die Boline auf, knüpfte das Tuch wieder um den Hals und steuerte so rasch ich konnte auf jene gesegneten Mastenspitzen zu, welche diesmal durch Gottes Gnade das Mittel wurden, mich an dem Verbrechen des Selbstmordes zu hindern.

Wie ich mich dem Thore des Arsenal's näherte, hörte ich den dort aufgestellten Marineposten mir zurufen:

„Hollah, Myers, wo kommst denn du her? Du siehst ja aus, als ob du durch den D — geschleift und mit einem Kohlensacke durchgeprügelt worden wärest!“

Dieser Mann, der erste, den ich im Marinearsenal antraf, hatte drei Jahre mit mir auf dem Delaware gedient und erkannte mich trotz meines elenden Aussehens wieder. Er rieth mir, mich an Bord des „Fulton“ zu begeben, welcher eben damals auf der Werfte lag; dort könnte ich noch einige andere Kameraden vom Delaware antreffen, welche mit dem besten Willen für mich sorgen würden.

Ich folgte seiner Weisung und als ich an Bord kam, traf ich in der That eine Menge alter Bekannter; die einen brachten mir alsbald Thee, die andern Grog zur Stärkung herbei und ich begann ihnen offen mein Glend zu klagen. Die guten Bursche entwarfen augenblicklich den Plan, in derselben Nacht noch Urlaub zu nehmen, um das Haus, wo man mir die Thüre gewiesen hatte, von Grund aus zu rasiren; ich suchte ihnen aber diesen Gedanken auszureden, und es gelang mir, jenen schlimmen Gastwirth vom Verderben zu retten.

Nach einer Weile wies man mich in ein Gasthaus in der Nähe des Arsenal's, wo ich dem Wirth'e ankündigen sollte, daß meine



alten Schiffsgenossen für die Bezahlung der Zechen Bürgschaft leisten wollten. Letzterer wollte aber davon nichts hören, sondern nahm mich um meiner selbst willen auf, indem er äußerte, von seiner Thüre sollte keine Blaujacke, die sich in Noth befände, ungetröstet weggewiesen werden. — Hier blieb ich denn und erquickte mich durch eine köstliche Nachtruhe: am andern Tag war ich wirklich ein ganz anderer Mensch und konnte meine „Deck's wieder gehörig aufstakeln,“ worauf ich mich zum zweiten Mal nach dem Marineministerium verfügte.

Auf dem Bureau erwiesen sich Alle sehr freundlich gegen mich und unterstützten mich durch ihren Rath, wie durch ihre Dienste. Der Sekretär des Pensionsfonds gab mir einen Brief an Mr. Boyle, den ersten Sekretär, welcher mir seinerseits an den Commodore Patterson, den Kommandanten des Marinearsenals, ein Empfehlungsschreiben einhändigte.

Wie es scheint, hat die Regierung für uns arme Pensionäre ein Gasthaus bestellt, wo wir so lange Aufnahme finden, als wir zu Washington in unseren Angelegenheiten beschäftigt sind. Mr. Boyle's Brief verschaffte mir eine Unterkunft in jenem Hause, wo sechs Wochen lang für alle meine Bedürfnisse gesorgt, ja sogar auf das Waschen und Flickten Bedacht genommen wurde. Durch den Zahlmeister zog ich einen kleinen Wechsel auf den Kassenbeamten zu New-York und fing nun wieder an, mich eines ziemlich nüchternen und ehrbaren Lebens zu befleißigen.

Der Gasthof, in welchem ich wohnte, war halb und halb eine Art Spital und mochte sechs bis acht Invaliden enthalten, von denen einige durch Wunden und Verletzungen zu Krüppeln geworden waren, worunter sich namentlich ein ganz alter Kriegsschiffmatrose, Namens Reuben James befand, der von seiner Jugend auf unausgesetzt in der Marine gedient hatte. Dieser Mann stand in dem Rufe, dem Commodore Decatur vor Tripoli das Leben gerettet zu haben; er selbst gestand mir aber, er sey nicht derjenige,



welchem man dieses tapfere Stückchen zuschreibe; er habe zwar an jenem denkwürdigen Kampfe Antheil genommen und neben Decatur das feindliche Schiff geentert, ohne aber seinem Kommandanten das Leben zu retten. Er war oft verwundet gewesen und hatte sich noch vor Kurzem in Folge einer alten Wunde, welche er, wie ich glaube, im Kriege von 1812 davontrug, ein Bein abnehmen lassen müssen — so weit hatte ihn der Branntwein gebracht.

Der Leser wird sich erinnern, daß ich in der Nacht, da der Scourge zu Grunde ging, von dessen Klüverschotenblock einen heftigen Schlag erhielt. Auf der verwundeten Stelle hatte sich bald ein Geschwür gebildet, welches sich nach und nach so sehr vergrößerte, daß es jetzt wenigstens die Größe meiner Faust erreicht hatte. Ich ließ James eines Tags dieses Geschwür sehen; er erzählte die Sache unserem Hausarzte, dem Dr. Foltz, der hierauf meinen Arm untersuchte und mir eine Operation anrieth, da das Geschwür, das bereits so groß war, daß es mich vielfach belästigte, sonst nur noch weiter um sich greifen würde; ich kann zwar nicht sagen, daß es mir gerade Schmerz verursachte, doch war es immerhin ein höchst unbequemer Ansaß, den ich nicht gern auf der Schulter herumtragen mochte.

Uebrigens fand ich kein sonderliches Vergnügen an dem Gedanken, mich schneiden zu lassen und hätte mich wahrscheinlich geweigert, mich der Operation zu unterwerfen, hätte mir Thomas nicht zur Ermunterung seinen Stumpf vorgewiesen und mir dabei gesagt, er würde solch ein Bunker-Hill nicht an seinem Arme herumtragen. Er schien von der Ansicht auszugehen, ein alter Seemann müsse in einem gewissen Lebensalter nothwendig ein hölzernes Bein oder etwas dergleichen aufzuweisen haben. — Wie dem auch sey — es gelang ihm wirklich mich dahin zu bringen, daß ich den Doktor Hand anlegen ließ und ich bin nun herzlich froh, daß er es that, da Alles sehr gut von Statten ging.

Doktor Foltz nahm mich erst eine Woche lang in die Kur und



operirte mich dann mit einer Geschwindigkeit, wie man sie sich nur wünschen mochte. Er sagte mir, das abgeschnittene Geschwür wiege ein und drei Viertel Pfund, um welche ich nunmehr leichter war, und nachdem ich etwa noch einen Monat in ärztlicher Behandlung gestanden, wurde ich endlich wieder für seetüchtig erklärt.

Ich machte mich nun ernstlich an Verfolgung meines Pensionsgesuchs, welches sich auf die an Bord der Konstellation erlittene Verletzung gründete; es war freilich nur eine Kleinigkeit — nicht mehr als drei Thaler monatlich — da nur eine von den kleinen Pensionen dafür ausgesetzt wurde; als aber die Sekretäre von meinem andern Leibschaten hörten, wegen dessen Dr. Folk mich operirt hatte, riethen sie mir ein Zeugniß hiesfür herbeizuschaffen und mir auch wegen dieser Verletzung eine Pension verwilligen zu lassen.

Ich sprach Mr. Paulding, den Sekretär, über die Sache und die Herren waren so gütig, in ihren Papieren nachzuschlagen, wer jetzt noch als Zeuge hiesfür aufzufinden seyn möchte. Sie schrieben dann an Kapitän Deacon, den damaligen Kommandanten des Growler; der wußte aber nichts von mir, da ich nie an Bord seines Schooners gedient hatte, schrieb mir dafür aber einen eigenhändigen Brief, worin er mich einlud, ihn zu besuchen — ein Wunsch, den ich leider nicht zu erfüllen vermochte, und jetzt, höre ich, soll er gestorben seyn. Mr. Trant war schon viele Jahre todt und Mr. Bogardus betreffend, so wußte ich vollends nicht, was aus ihm geworden war; er stand nicht auf der Beförderungsliste und mußte wahrscheinlich nach dem Frieden die Marine verlassen haben.

Endlich stieß der Sekretär beim Durchgehen der Bücher auf den Namen Lemuel Bryant; er hatte für die bei Little-Nock empfangene Wunde eine Pension erhalten, war damals bei dem Untergange des Scourge von mir in's Boot eingenommen worden und lebte nunmehr zu Portland im Staate Maine, seinem eigentlichen Geburtsland. Sein Zeugniß sollte ich mir zu verschaffen suchen,



meinte Mr. Paulding, denn er, wie die übrigen Herrn des Departements, schien sehr zu wünschen, daß ich mit einer besseren Pension als meinen drei Thalern wegkommen möchte und ich versprach ihnen auch, Semuel Bryant zu besuchen und sein Zeugniß beizuschaffen.

Von Washington wandte ich mich nun nach Alexandria, wo ich mich an Bord der Brigg „Isabella“ nach New-York einschiffte und zu gehöriger Zeit jenen Hafen erreichte. Ich ließ mir hier den Rest meines Geldes ausbezahlen und hielt mich, wie ich fürchte mehr meiner Wunden halber, als aus einem anderen Grunde, ziemlich mäßig und eingezogen, trank aber immer noch zu viel und zog mich deshalb, um mir selbst Schranken zu setzen, nach dem „Sailor's Retreat“ \* auf Staten Island zurück, wo ich mich ganz außer den Bereich geistiger Getränke versetzt sah.

Hier blieb ich acht bis zehn Tage, bis meine Wunden geheilt waren. Am letzten Tage meines dortigen Aufenthalts — es war gerade ein Sonntag — kam der Arzt, um mir zu sagen, ein Geistlicher der deutsch-reformirten Kirche, Namens Miller, werde im unteren Stock Gottesdienst halten, und er glaube, es würde mir gar nicht schaden, wenn ich daran Theil nehmen wollte.

Auf dieses Ansinnen, das eben so höflich als wohlmeinend ausgesprochen wurde, gab ich zur Antwort, mir sey von der Handlungsweise frommer Männer schon so viel vor Augen gekommen, daß ich vollkommen genug daran bekommen hätte, und ich fühlte mich überzeugt, daß die Geschichte, die ich eben in dem Pfennigmagazin las, mir dieselben Dienste wie eine Predigt leisten würde.

Der Arzt sprach noch einige Worte der Ermahnung und des Vorwurfs und verließ dann das Zimmer.

Sobald er uns den Rücken gekehrt hatte, begannen einige meiner Kameraden den Stolz, welchen ich bewiesen, überhaupt die Antwort, die ich dem Doktor gegeben hatte, mit Lobsprüchen zu überhäufen. Ich aber war nichts weniger als mit mir selbst zufrieden,

\* Matrosen-Asyl.



denn ich fühlte mehr innerliche Ehrfurcht vor solchen Gegenständen, als ich öffentlich zugestehen mochte und mein Gewissen tadelte mich über die Art und Weise, wie ich einen so wohlmeinenden Vorschlag von mir gewiesen hatte. Ich äußerte daher plötzlich gegen meine Umgebung, mein Sinn habe sich geändert und ich wolle jetzt dennoch hinabgehen und die Predigt mitanhören — ein Entschluß, den ich auch unverzüglich in's Werk setzte.

Welchen Text Mr. Miller zu seiner Predigt gewählt hatte, konnte ich mich nicht mehr erinnern, vielleicht daß ich in dem Augenblicke, da er ihn ablas, gar nicht darauf Acht gab: ich weiß nur soviel, daß ich mir während der ganzen Predigt einbildete, der Geistliche habe sich vorzugsweise an mich gewendet und seine Blicke seyen fortwährend auf mich geheset. Daß er mein Gewissen rührte, das weiß ich, denn wenn auch der Eindruck seiner Rede nicht ununterbrochen bei mir fortwirkte, so ist er mir doch bis auf die jetzige Stunde im Gedächtniß geblieben. Ich faßte lauter vortreffliche Vorsätze und beschloß in meinem Innern, ein anderer Mensch zu werden und fortan ein besseres Leben zu führen: die ganze Nacht über waren meine Gedanken mit dem, was ich vernommen hatte, beschäftigt und mein Gewissen war sehr lebhaft angeregt.

Am nächsten Morgen verließ ich das Asyl, ohne Mr. Miller noch einmal gesehen zu haben, dagegen nahm ich wenigstens viele Vorsätze mit mir, welche in der That bewundernswürdig gewesen wären, wenn ich sie gewissenhaft befolgt hätte.

Von welcher kurzen Dauer diese Besserung war und wie sehr ich in den Fesseln einer lasterhaften Gewohnheit schmachtete, wird der Leser aus dem Geständnisse erkennen, daß ich schon bei meiner Landung zu New-York wieder auf meinen alten schlimmen Abweg gerieth und einige Milizsoldaten, welche sich mit mir auf dem Dampfboote befanden, bei der Uebefahrt über die Bai mit einem Duzend Gläsern warmen Punsch's regalirte. Ich hatte nämlich sehr viel Geld und besaß noch in vollem Maaße jene sorglose Verschwendungssucht der



Matrosen, mit der sie in eingebildeter Großmuth das schwer Errungene leichtsinnig verschleudern. Es war am Tage vor Mariä Reinigung und zufällig grimmig kalt, so daß der heiße Punsch Allen höchst erwünscht kam.

Und dies war noch nicht Alles, denn als wir am Whitehall-Slip\* vorüberkamen, sah ich den ersten Kutter des „Ohio“ daselbst vor Anker liegen und der Zufall wollte, daß ich nicht nur den Offizier desselben, der auf der Constellation als Midshipman gedient hatte, sondern auch die Mehrzahl der Mannschaft ganz genau kannte. Ich wurde natürlich angerufen und bat sofort um die Erlaubniß, die Leute bewirthen zu dürfen, die ich auch sogleich erhielt und bald, in Folge meiner Freigebigkeit, in einen Zustand gerieth, welcher es für mich dringend nöthig machte, unter Leitung eines „Bootsen“ vollends in den Hafen einzulaufen. Und dennoch hatte ich die Predigt, sowie meine guten Vorsätze noch nicht gänzlich aus dem Gedächtnisse verloren.

In meiner Herberge machte ich die Bekanntschaft eines Preussen, Namens Gottfried, eines ernstern, gesezten Mannes, und wir kamen mit einander überein, nach Savannah zu gehen, um dort den Winter über am Häringefange Theil zu nehmen und auf das Frühjahr wieder nach dem Norden zurückzukehren.

Mein Gastwirth war nicht allein krank, sondern hatte bei großer Armuth auch noch einen Haufen Kinder zu ernähren und als Beweis, daß ich meine guten Vorsätze nicht ganz vergessen hatte, mag der Umstand dienen, daß ich diesmal zum Abgang nach dem Süden bereit war, noch ehe ich mein Geld ganz ausgegeben hatte, und daß ich es während meiner Abwesenheit zu einem guten Zwecke verwendet wissen wollte. Eine Fünzigthaler-Note war noch unberührt geblieben und ich übergab sie diesem Manne mit der Weisung, das Geld einzuziehen, es zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu

\* Diesen Namen trägt zu New-York ein Theil der Küste, wo die Werften sich befinden. D. U.



verwenden und dasselbe, wenn er könnte, bei meiner Rückkehr mir wiederzuerstatten. Die Summe wurde auch richtig erhoben, aber der Mann starb und ich habe nie wieder einen Heller davon gesehen.

Gottfried und ich kamen auf ein Schiff, welches der „William Taylor“ hieß und zu den regelmäßigen Savannah-Packetbooten gehörte. Unsere Absicht war, das Fahrzeug, sobald es zu — — eingelaufen wäre, zu verlassen, und wenn es nöthig schiene, sogar heimlich zu entweichen.

Unsere Ueberfahrt gestaltete sich sehr schlimm und wir hätten bei Gatteras nahezu Schiffbruch gelitten; nur der Umstand, daß wir bei dem schweren dicken Nebel unvermuthet den Leuchthurm zu Gesicht bekamen, rettete unsere Brigg und auch da konnten wir nichts weiter thun, als unter dichtgeriffem Marssegel um das Vorgebirge herumzukommen zu suchen, worauf wir nach überstandener Gefahr Savannah in kurzer Zeit erreichten.

Gottfried hatte schon vor unserer Ankunft die Blattern bekommen und wurde sobald als möglich in ein Spital befördert; um nun nicht wieder mit auslaufen zu müssen, stellte auch ich mich krank und ward sofort in einem andern Spital untergebracht. Der Kapitän besuchte mich zwar mehrere Male, doch war mein Gewissen durch die unter Seeleuten gewöhnlichen Kunstgriffe dermaßen verhärtet, daß ich nicht den geringsten Anstand nahm, meine Verstellung noch länger fortzusetzen. So sah sich die Brigg genöthigt, ohne mich abzusegeln und noch am selben Tage wurde ich eben so schnell wieder gesund, als die Krankheit mich zuvor befallen hatte.

Es dauerte nicht lange, so hatte ich mit einem Fischer einen Handel abgeschlossen, wonach ich ihm beim Häringefange zu helfen versprach. Diese ganze Zeit über wohnte ich in einer Matrosenherberge und war von lauter Seeleuten umgeben, welche ihre Schiffe sogleich nach deren Ankunft, gleich mir, verlassen hatten.

Eines Abends kam der Kapitän eines Fahrzeuges, das den Namen „die Hoffnung“ führte, nach unserer Herberge, um Matrosen für



sein Schiff anzuwerben, das nach Rotterdam bestimmt war und an der zweiten Barre unten zur Abfahrt bereit lag. Nach einigem Hin- und Herreden entschloß sich endlich einer der Anwesenden, die Artikel zu unterzeichnen; ihm folgte ein Zweiter, ein Dritter und so fort, so daß die Mannschaft bis auf den letzten Mann in Kurzem beisammen war. So wurde denn auch ich aufgefordert, mich anwerben zu lassen, und als ich meinen Vorsatz äußerte, Haringfischer zu werden, lachten mich meine Kameraden aus und wußten meinen Stolz dermaßen zu treffen, daß ich mich gleichfalls zur Abfahrt entschloß und meinen Fischersmann im Stiche ließ.

Es zeigte sich bald, daß die „Hoffnung“ ein regelmäßiger Ostindienfahrer war, und da ich schon so manche „Flieger“ und „Pfeilschiffe“ unter der Hand gehabt hatte, so war ich boshaft genug, mich über die sparsame Ausstattung und den langsam-gravitätischen Gang des Schiffes lustig zu machen. Ich kam schon halb betrunken an Bord und machte mich von der ersten Stunde an durch allerlei hämische Ausfälle bemerklich.

Der Kapitän behandelte mich mild, ja sogar mit Freundlichkeit, ich verharrete aber gleichwohl fast während der ganzen Reise bei meinen Spöttereien. Ich war durch und durch Seemann und that meine Pflicht; aber damit ließ ich's auch genügen: ich hatte einen Widerwillen gegen das Schiff gefaßt und wenn ich auch seit der Stunde, da die „Susanna und Maria“ auf ihre Balkenenden geworfen worden war, nie mehr gelästert hatte, so konnte man dagegen sagen, daß ich auf der „Hoffnung“ während der ganzen Hinreise des Schimpfens und Fluchens kein Ende fand, obgleich die Behandlung und Verpflegung sehr gut war.

Zu Rotterdam erhielten wir etwas Geld und auf einige Zeit Urlaub; als der letztere abgelaufen war, bat ich um Verlängerung, der Kapitän schlug es aber ab, und dies versetzte mich in solche Wuth, daß ich hoch und theuer schwur, das Schiff unwider-ruflich verlassen zu wollen. Nach einiger Zeit gab der Kapitän



seine Einwilligung, so gut er's vermochte, und ließ meinen Lohn auf dem Kajütentische zurück, wo ich ihn alsbald zu mir nahm; zum Abschied sagte er mir noch, ich würde meine jetzige Handlungsweise gewiß noch bereuen — eine Prophezeiung, von welcher ich mir damals wahrlich nicht träumen ließ, daß sie noch auf so traurige Weise erfüllt werden würde.

### Achtzehntes Kapitel.

Ich hatte die „Hoffnung“ in einem Anfälle übler Laune verlassen; das Schiff war mir immer zuwider gewesen, obwohl ich jetzt, da ich ruhig auf die Vergangenheit zurückblicke, anerkennen muß, daß der Kapitän sowohl als der Steuermann höchst achtungswerthe, umsichtige Männer waren, welche mein eigenes Wohl weit mehr als ich selbst im Auge hatten.

Im Hafen lag ein amerikanisches Schiff, der „Plato“ genannt, das soeben von Batavia angekommen war und nach New-York zurückkehren sollte und auf dem ich halb und halb Lust hatte, mein Glück zu versuchen; der Kapitän des Schiffes war aber als ein Hitzkopf und Neuling in seinem Fache verschrien und einige meiner Kameraden äußerten starke Zweifel darüber, ob man sich einem solchen Kommandanten anvertrauen sollte; dazu konnten wir bei unserem Soudiren in Kurzem die Bemerkung machen, daß er gar nichts mit uns zu schaffen haben wollte, sondern seine ganze Mannschaft aus Holländern zusammensetzen gedachte. Ob der Kapitän rechtlich hiezu befugt war und ob er seinen Plan überhaupt ausführte, ist mir nicht bekannt; ich erzähle blos, was mir darüber zu Ohren kam.

Außer diesem Schiffe lag noch ein schwerer holländischer Indiensfahrer zu Rotterdam, der sich zur Abfahrt nach Java vorbereitete; der Name dieses Schiffes war der „Stadtdeel“ — so wird



es nämlich mündlich ausgesprochen; wie sich's übrigens buchstabirt, davon habe ich keine Idee — und ich gerieth auf den Gedanken, einmal auf diesem Schiffe eine Reise zu versuchen.

Wie es gewöhnlich Leuten ergeht, welche große Ursache haben, mit sich selber unzufrieden zu seyn, so ging es auch mir — ich hatte mich mit der ganzen Welt überworfen und fing an, mich als eine Art Geächteten zu betrachten, ohne zu bedenken, daß ich meine natürlichen Verwandten verlassen hatte, meinem Lehrherrn davongelaufen war und manche Freunde, welche mir mit dem besten Willen und aus allen Kräften zu dienen bereit gewesen waren, muthwillig von mir gewiesen hatte. Ich habe von Natur ein fröhliches Temperament und zweifle keinen Augenblick, daß der düstere Trübfinn, mit welchem ich nunmehr Alles um mich her zu betrachten anfing, von nichts anderem als vom Trinken herkam: ich mußte mich wieder zur See begeben, denn nur dort war ich durch die Disciplin wie durch die Nothwendigkeit an jeder Art von Excessen verhindert.

Nachdem wir uns noch eine Zeit lang umgesehen und die Sache mit einander besprochen hatten, ließen wir uns zu fünf auf dem „Stadtdeel“ anwerben; was die Andern beabsichtigten, weiß ich nicht, mein Plan aber war, jenseits des Raps der guten Hoffnung zu gelangen, um nie mehr in die Heimath zurückzukehren: dort auf der andern Seite unserer Halbfugel mußten sich Gelegenheiten genug darbieten, mir ein behagliches Auskommen zu sichern, und ich war ja auch in den Mitteln und Wegen in jenem Theile der Erde keineswegs unerfahren: ich konnte zwischen Bombay und Canton genug zu thun finden und war dies auch nicht möglich, so hatte ich immer noch die Inseln und den ganzen stillen Ocean vor Augen. Den Seemannsdienst verstand ich aus dem Fundament, genoß dabei einer erträglichen Gesundheit und Leibesstärke und wußte, daß man solche Leute überall brauchen konnte; wo nur ein Schiff zu finden



war, durfte auch der Matrose nicht fehlen, denn Schiffe, Thaler und Grobiane sind ja jetzt allenthalben auf dem ganzen Erdenrunde zu treffen.

Der Stadtdeel lag zu Dort, weshalb wir uns nach jenem Hafen begeben mußten; das Schiff war noch nicht segelfertig, und da Alles nach ächt holländischer Weise recht sicher und bedächtig betrieben wurde, so blieben wir fast sechs Wochen in Dort liegen, bis das Schiff endlich zur Abfahrt bereit war.

Dasselbe hatte die Größe einer Fregatte und führte zwölf Kanonen mit einer Bemannung von etwa vierzig Köpfen, was für ein solches Fahrzeug sehr wenig war. Eben diese Mannschaft bot eine sonderbare Mischung von Seeleuten dar: die Meisten waren aus dem Norden von Europa, wie z. B. Russen, Dänen, Schweden, Preußen, Engländer und Nordamerikaner; Holländer waren nur sehr wenige darunter. Einer von den Steuermännern und zwei von den Unteroffizieren sprachen etwas Englisch, so daß wir im Ganzen unserer achte waren, welche in dieser Sprache mit einander verkehren konnten. Wir mußten Holländisch lernen, so schnell wir's vermochten und kamen auch ziemlich gut damit zurecht, denn noch vor unserer Abfahrt konnte ich die gewöhnlichen Kommando's ohne sonderliche Mühe verstehen, da jene Sprache in der That nichts anderes, als ein etwas platt gedrücktes Englisch ist.

So lange wir zu Dort verblieben, war die Behandlung an Bord unseres Schiffes recht erträglich: die Verköstigung wollte sich zwar nicht sonderlich gut anlassen, konnte aber wenigstens für ausreichend gelten; dagegen war die Arbeit sehr streng und das Wetter kalt, was mich übrigens Alles nicht abzuschrecken vermochte. Unser Lohn belief sich auf acht Thaler monatlich — ich hatte dieser Anstellung halber auf einem amerikanischen Schiffe achtzehn Thaler zurückgelassen und man sieht, welch trefflichen Dienst mein launisches Temperament mir wieder geleistet hatte!

Raum war der Stadtdeel in den Fluß ausgelaufen, als die



Behandlung auf demselben sich wesentlich änderte: Angesichts unseres Abfahrtsplatzes wurden wir auf ein Minimum von Nahrung und Wasser herabgesetzt und das Lauende begann unter der Mannschaft zu fliegen, mit Ausnahme von uns Fünfen, welche man nie zu berühren wagte, ohne daß ich einen andern Grund dafür anzugeben wüßte, als daß man vielleicht in dem Ausdrücke unserer Mienen das Geheimniß dessen, was in uns vorging, lesen mochte. Dagegen wurden wir — was wir freilich bloß vermuthen konnten — mit einer wahren Fluth von plattdeutschen Flüchen traktirt, welche wir ihnen aber auf gut Englisch mit reichen Zinsen zurückgaben.

Ich brauche wohl kaum beizufügen, daß wir Engländer und Amerikaner den Schritt, den wir gethan hatten, sehr bald zu bereuen anfingen; mit Sehnsucht wünschte ich mich jetzt an Bord der „Hoffnung“ zurück, denn die Prophezeiung meines früheren Schiffsherrn war nunmehr — und vielleicht früher, als er selbst geahnt hatte — zur traurigen Wahrheit geworden. Diesmal war der Widerwille gegen mein Dienstschiß in vollem Maße gerechtfertigt, doch hatte ich die Strafe, welche mir jetzt zu Theil wurde, reichlich verdient: denn wer hieß mich so blindlings in einen Dienst eintreten, der in jeder Hinsicht den Leistungen, welche mir gebührten, so gewaltig nachstand?

Das Brod auf dem Schiffe war zwar gesund, wie ich glaube, dabei aber fast ganz schwarz und von einer Gattung, wie ich es durchaus nicht gewöhnt war. Doch erhielten wir selbst von dieser geringen Qualität nur fünf Pfund wöchentlich, während in unserer Marine jeder Mann auf die Woche sieben Pfund trefflichen Brodes empfängt, wie man es sogar an einer vornehmen Tafel serviren könnte. Das Fleisch war dem Gehalte nach nicht viel besser als das Brod und in eben so knickrigen Portionen ausgetheilt: es gab nur ein gutes Gericht auf dem Stadtdeel, und das bekamen wir auch jeden Morgen, nämlich Gerstengröße, welche ich mit der Zeit sehr gerne genoß und die mir einzig und allein die nöthige Stärke zur



Verrichtung meines Dienstes verschaffte. In der That war sie eines der besten Gerichte, welche mir jemals auf der See vorgekommen sind und würde sich, wie ich glaube, mit großem Vortheil auch in unserm Dienste einführen lassen, denn „gute Kost gibt gute Arbeit,“ ist ein Sprüchwort, dessen Wahrheit auf Schiffen am besten bewährt wird.

Wie alle unsere Bewegungen gemächlicher und langsamer Art waren, so blieb unser Schiff in Erwartung von Passagieren volle drei Wochen zu Helvoetsluis liegen, und während dieser Zeit fasten wir fünf, nämlich drei Engländer und zwei Amerikaner, den vernünftigen Entschluß, das Schiff zu verlassen. Wir wollten uns nämlich, während wir den Kanal hinabfuhrn, eines Bootes bemächtigen und damit nach England übersetzen, denn wir wünschten uns lieber der ganzen Gefahr eines solchen Schrittes auszusetzen, als eine so lange Reise unter einer Behandlung und Verköstigung auszuhalten, welche unsere Unzufriedenheit allmählig bis zum Widerwillen gesteigert hatte.

Endlich hatten wir alle Passagiere eingenommen, bestehend aus einer Familie, deren Haupt in holländischen Diensten Admiral war oder diese Stelle wenigstens begleitet haben sollte: dieser wollte jetzt mit seiner Gemahlin, mehreren Kindern, Dienern und einer Dame, welche eine Begleiterin seiner Frau zu seyn schien, nach Java übersegeln, um daselbst zu verbleiben.

Sobald diese Familie am Bord war und der Wind sich günstig gestaltete, gingen wir unter Segel; der Plato stach zu gleicher Zeit mit uns in See und wenn ich mich auch an dessen Bord zurücksehnte, so ließ ich mir doch nicht träumen, daß ich so bald auf dieses nämliche Schiff — das letzte, auf welchem ich unter Segel war, geworfen werden sollte.

Ich hatte eben das Lothen zu besorgen, als wir an dem Plato vorüberfuhrn, denn unser Schiff, wenn auch ein Holländer, besaß doch ein paar flüchtige Fersen, segelte und arbeitete vortrefflich und war besonders in Allem, was sich auf die Sicherheit eines Fahrzeuges bezieht, ein Kapitalkerlchen, so schlecht auch Kost und Behand-



lung auf demselben beschaffen seyn mochten. Es war dieß seine erste Reise und er galt allgemein für das größte unter allen Rotterdamer Schiffen.

Der Stadtdeel muß im Mai 1839, also ungefähr dreiunddreißig Jahre, nachdem ich von New-York aus meine erste Fahrt auf dem Sterling angetreten hatte, von Helvoetluys abgegangen seyn. Diese ganze Zeit hindurch hatte ich mich auf der See umhergetrieben, mich wie ein Hund geplagt, hatte Gesundheit und Leben in der mannigfaltigsten Weise aufs Spiel gesetzt, und dieses Schiff mit der Stellung, welche ich darauf bekleidete, war so ziemlich Alles, was ich als Frucht meiner Mühen aufzuweisen hatte. Doch, Gott sey gelobt! meine Reise, welche sich im Anfang so unvortheilhaft anließ, wurde am Ende noch die glücklichste, an der ich jemals Antheil genommen hatte.

So lange wir uns im Kanale befanden, zeigte sich nirgends eine Gelegenheit für uns, den entworfenen Entweichungsplan endlich zu vollführen: der Wind war günstig, aber auch so stark, daß es nicht leicht gewesen wäre, ein Boot in's Wasser zu bringen, und überdieß war es noch heller Tag, als wir nur wenige Stunden nach unserer Abfahrt die Straße von Dover passirten. Der Wind hielt sich in dieser Richtung, bis wir die Region der Nordostpassatwinde erreichten und in raschem Laufe bis zu den ruhigen Breiten hinabfuhren.

Diese ganze Zeit über war die Behandlung so schlecht wie immer oder womöglich noch schlechter, und unsere Unzufriedenheit stieg mit jedem Tage. Mit Ausnahme der Schiffsjungen befanden sich nur ein paar geborene Holländer auf dem Vorkastell, und unter diesen ein Mann, der sich als gemeiner Matrose eingeschifft hatte. Er war, glaub' ich, Soldat gewesen, wenigstens trug er eine Medaille, welche er bei einer der letzten Affairen zwischen Holland und Belgien davongetragen hatte. Der Mann mochte wahrscheinlich im Seemannsdienste noch keine sonderliche Geschicklichkeit besitzen, möglich,



daß er auch ein Trinker war, obgleich er mir zur Zeit des Vorfalles, den ich zu erzählen im Begriffe stehe, ganz nüchtern vorkam.

Der Kapitän war eines Tages ungehalten auf ihn, schimpfte und tobte und schlug ihn heftig mit einem Fauststücke; die Damen mischten sich in die Sache und halfen dem armen Burschen aus der Klemme, worauf ihn der Kapitän gehen ließ und ihn auf das Vorkastell beorderte. Wie er nun eben diesem Befehle gehorchte, stieß er auf den Obersteuermann, welcher von Neuem über ihn herfiel und ihn noch viel ärger durchprügelte. Der Mann ging nun hinunter und schickte sich an, wie der Kapitän befohlen hatte, seine Hängematte zu suchen — was mir allerdings wahrscheinlich macht, daß er eigentlich doch betrunken gewesen war — als der Untersteuermann, vielleicht ohne zu wissen, was vorgegangen, ihn auf seinem Posten vermißte, zu ihm hinabeilte und ihn mit Schlägen wieder auf's Verdeck heraufjagte.

Diese wiederholten Mißhandlungen schienen den armen Burschen in eine verzweifelte Stimmung versetzt zu haben; er rannte plötzlich nach der unteren Leesegelespiere des Steuerbords und stürzte sich von da in's Meer hinab. Das Schiff befand sich gerade in der Region der Nordostpassatwinde und machte acht bis neun Knoten in der Stunde, drehte aber trotz dem sogleich bei und ließ ein Boot aussetzen — ohne daß der Mann wieder aufgefunden werden konnte.

Es ist etwas Ergreifendes um den Anblick eines armen Nebenmenschen, der zu derlei wahnsinnigen Handlungen getrieben wird, und die Scene machte, so viel ich bemerken konnte, auf uns alle einen gleich tiefen, düstern Eindruck.

Ich will nicht behaupten, daß dieser Mann keine Züchtigung verdient oder daß die beiden Steuermänner um das, was er früher durch den Kapitän erlitten, gewußt hatten — allein die brutalste Behandlung war an Bord dieses Schiffes dermaßen zur Regel geworden, daß der Vorfall uns Fünf beinahe zur Verzweiflung brachte. Hätte die Mannschaft aus Amerikanern bestanden, — sie würden ganz



gewiß die Offiziere fest genommen und das Schiff in den Hafen zurückgebracht haben. Zwar scheint die Peitschenstrafe für manche Naturen unerläßlich, und ich will keineswegs behaupten, daß man eine Mannschaft wie die unsere ohne sie hätte zurecht bringen können; aber eben so gewiß ist auch wieder, daß man uns oft als Menschen hätte behandeln dürfen, ohne daß ein Schaden daraus entstand.

Wie gesagt, der Tod dieses Mannes machte auf dem ganzen Schiffe einen sehr tiefen Eindruck: die Passagiere schienen schmerzlich davon ergriffen und der Kapitän besonders schien die Sache sehr zu bedauern. Er war vielleicht nicht im Geringsten zu tadeln, denn die Strafe, welche er über den armen Teufel verhängt hatte, war ganz der Art, wie Schiffsherrn sie oft ihren Leuten diktiren: dagegen zeigte sich die Mannschaft gegen die beiden Steuermänner, von denen besonders der Eine allgemein verhaßt war, auf's Tiefste ergrimmt. Was unser kleines Häufchen betraf, so begannen wir abermals ein Komplott zu schmieden, um endlich des Schiffes los zu werden und kamen nach langer Berathung zu folgendem Entschlusse.

Ungefähr ein Duzend von uns nahm an der Verschwörung Theil, welche keine Seeräuberei, überhaupt keine Gewaltthat beabsichtigte, sofern letztere nicht durch die Selbstverteidigung geboten würde — und eben so wenig auf Plünderung irgend einer Art ausging, so weit nämlich unser Zweck dies nicht unerläßlich machte. Während das Schiff die Straße von Sunda passirte, wollten wir so viele Boote, als wir brauchten, in's Wasser bringen, dieselben mit Waffen, Lebensmittel und Wasser versehen und sodann das Schiff verlassen: unsere übrigen Kameraden, wenn sie nicht etwa zum größten Theile mit uns abzögen, würden, wie wir mit Zuversicht erwarteten, sich unserem Vorhaben wenigstens nicht widersetzen.

Ich sehe jetzt recht gut ein, daß dies ein verzweifelter, nicht zu rechtfertigender Plan war, ich selbst aber war allmählig an Bord dieses Schiffes zu einem verzweifelten Troze getrieben worden und wollte lieber mein Leben wagen, als noch länger daselbst verweilen.



Auch will ich nicht läugnen, daß ich zu den Räbelsführern in der ganzen Sache gehörte, obwohl ich mir deutlich bewußt bin, keinen andern Beweggrund, als den Wunsch der Flucht gehabt zu haben. Es war offenbare Meuterei, was wir vorhatten — und der einzige Fall dieser Art, in welchen ich jemals verwickelt gewesen.

Ich habe schon tausendmal Grund genug gehabt, mich darüber zu freuen, daß der Anschlag gar nicht zur Ausführung kam, denn bei der feindseligen Gesinnung der Mannschaft gegen die Offiziere — besonders gegen die beiden Steuermänner — bin ich fest überzeugt, daß er eine fürchterliche Scene des Blutvergießens zur Folge gehabt hätte. Ich dachte damals nicht daran und hoffte mit Zuversicht, unsere Flucht bewerkstelligen zu können, ohne auf Widerstand zu stoßen; aber wäre sie uns gelungen — welches Loos hätte wohl unser kleines Häuflein Matrosen getroffen, wenn wir in Schiffsbooten in einen englischen Hafen eingelaufen wären? Wahrscheinlich wären wir als Seeräuber vor Gericht gestellt und auch einige, wenn nicht gar alle, zur Strafe aufgehängt worden.

Das Schiff war bereits an der Insel St. Paul vorüber, und wir warteten ungeduldig auf seinen Eintritt in die Sundastraße, als sich ein Vorfall ereignete, welcher der beabsichtigten Meuterei ein Ziel setzte und wie ich in Demuth hoffe, dem ganzen Ströme meines ferneren Lebens eine andere Richtung anwies.

In einer stürmischen Nacht, als eben die Mittelwache aufgerufen wurde — das Schiff stand gerade unter dicht gerefften Marssegeln und hatte das große Segel völlig beschlagen — ging ich wie gewöhnlich aufs Verdeck an meinen Posten. Auf meinem Wege zwischen dem Langboot und der Kombuse mußte ich über einige Stengen steigen, welche dort festgebunden waren, und während ich eben auf dem Spierenhause stand, that das Schiff einen plötzlichen Ruck, ich verlor das Gleichgewicht und fiel der ganzen Länge nach auf meine linke Seite. Ich hatte eben die Arme in die Höhe gehoben, um dort nach einer Handhabe zu greifen; so war mein



Sturz durch nichts gehemmt und ich fiel mit meiner ganzen Schwere aufs Verdeck, so daß meine Hüfte die volle Gewalt des Stoßes auszuhalten hatte. Der Schmerz, den ich empfand, war sehr heftig und es dauerte längere Zeit, bis meine Kameraden mich nur anrühren durften.

Nach einiger Zeit wurde ich in das Volkslogis\* getragen, wo man für nöthig fand, mich statt in die Hängematte — auf ein Rüstenwrack zu binden. Wir hatten einen Arzt an Bord, der aber nichts für mich thun konnte; meine Kleider durfte man mir nicht abnehmen und so lag ich da, Stunde um Stunde, durchnäßt und unter Schmerzen, welche sich nur schwer beschreiben ließen.

Ich befand mich jetzt in der That auf einem wahren Bett der Reue: körperlich völlig hüßlos, schien mein Geist ungleich thätiger zu seyn, als er je zuvor gewesen war. Mein ganzes Leben seit der Stunde, da ich mich als Knabe zum ersten Male betrunken hatte, zog in fortlaufenden Bildern an mir vorüber; jede Gefahr, deren ich in dieser meiner Lebensskizze erwähnte und viele andere, von denen ich nicht gesprochen habe, tauchten mit einer Treue, einer Wahrheit vor mir auf, welche mir deutlich bewiesen, daß man ein Tagebuch nicht so genau zu führen vermag, als unser Gewissen die Thaten dieses Lebens aufzeichnet. Ich erkannte nunmehr, daß ich selbst mein schlimmster Feind gewesen war und wie viele treffliche Gelegenheiten, in der Welt vorwärts zu kommen, ich leichtsinnig und muthwillig an mir vorbei gelassen hatte. Das Laster des Trunks, das mich in schlechte Gesellschaft gelockt, meine Gesundheit und Körperkraft untergraben und meine Hoffnungen vernichtet hatte, war allein die Wurzel aller Unglücksfälle und Verirrungen meines Lebens. Ich versuchte zu beten, wußte aber nicht wie, und es kam mir vor, als ob ich ohne Aussicht auf Gnade körperlich und geistig für immer verloren wäre.

\* Auf Rauffahrteischiffen der Vorplatz vor der Kajüte, wo die Matrosen wohnen. D. U.



Meine Kameraden besuchten mich verstohlener Weise und ich suchte ihnen, so klar als ich dies in meiner Gewalt hatte, die Thorheit und Gottlosigkeit unserer beabsichtigten Meuterei vor Augen zu stellen; ich sagte ihnen, daß wir freiwillig an Bord des Schiffes gekommen wären und kein Recht besäßen, in unserer eigenen Sache als Richter aufzutreten; daß wir eine Grausamkeit begehen würden, wenn wir ein Schiff, das Frauen und Kinder an Bord führe, auf hoher See verließen; daß die Malayen uns wahrscheinlich die Kehlen abgeschnitten hätten und der Stadtbeel höchst wahrscheinlich einem Schiffbruche entgegen gegangen wäre. All' dieses Unheil hätten wir verschuldet und besäßen also vollen Grund, dankbar dafür zu seyn, daß unser Vorhaben vereitelt worden sey.

Die Leute hörten mir aufmerksam zu, versprachen jeden Gedanken an Vollführung des Aufruhrs aufgeben zu wollen und hielten auch wirklich Wort, denn ich hörte später nie mehr, daß von der Sache wieder gesprochen worden wäre.

Welchen Schaden ich eigentlich genommen hatte — das war nicht leicht anzugeben. Der Doktor bewies sich sehr freundlich gegen mich, konnte aber nicht mehr thun, als mir bessere Kost und kleine Erleichterungen zukommen lassen. Der Kapitän aber hatte sich, scheint es, durch den Steuermann gegen mich einnehmen lassen, und dieser mußte offenbar glauben, ich wolle meine Verletzung für weit bedeutender ausgeben, als sie in der That war.

Am Bord des Schiffes befand sich ein Knabe aus gutem Stand, welcher hier seine Seemanns-Laufbahn antreten sollte; seine Back hatte er im Hintertheile des Schiffes und war eine Art von seinem Kajütenjungen; er konnte nicht über zehn bis elf Jahre alt seyn, bewies sich aber gegen mich wahrhaft als mein Schutzengel. Er brachte mir Leckerbissen und zeigte mir viele Theilnahme, so daß wir oftmals Thränen mit einander vergossen. Auch die Damen und Kinder des Admirals besuchten mich zuweilen und bezeugten



das tiefste Mitgefühl für meine traurige Lage, was mein Gewissen besonders wegen der mannigfaltigen Gefahren, denen ich sie auszusetzen beabsichtigt hatte, auf's schwerste peinigte. Die Scenen, welche ich täglich vor mir hatte, sowie meine Lage besänftigten allmählig mein Herz und so begann das Bild meiner moralischen Häßlichkeit sich mir nach und nach in einer Weise vor Augen zu stellen, welche sehr heilsam auf meine Rettung hinwirkte.

Ich blieb zwei Monate auf meinem Schmerzlager und wahrlich, es waren bittere Monate für mich. Das Schiff war zu Batavia angelangt, und der Kapitän wie der Steuermann kamen herbei, um zu sehen, was mit mir anzufangen sey. Ich verlangte ins Spital gebracht zu werden; der Steuermann aber blieb steif und fest auf seiner Meinung, daß mir gar nichts fehle, und wollte mich auf dem Schiffe zurückbehalten sehen.

Dies geschah und ich fuhr nach Terragall, wo unsere Passagiere ans Land gebracht wurden. Letztere nahmen zuvor noch alle von mir Abschied; der Admiral schenkte mir eine Menge Taback nebst einer noch ganz guten Jacke, welche er selbst zur See getragen hatte und die ich mir bis auf diesen Augenblick aufbewahrt habe, auch seine Damen sprachen sehr freundlich mit mir und jedes ihrer Worte verwundete auf's Neue mein schuldbewusstes Herz.

Von Terragall segelten wir nach Sourabaya, wo ich den Kapitän endlich dazu vermochte, mich in das Spital zu schicken, trotzdem daß der Steuermann noch immer hartnäckig behauptete, meine anscheinende Arbeitsunfähigkeit sey reine Verstellung. Die Aerzte zu Sourabaya — der eine von ihnen war ein Schotte — waren mit dem Steuermann gleicher Meinung, so daß ich nach Verlauf von zwanzig Tagen abermals an Bord des Schiffs gebracht wurde, das nach Samarang weiter segelte.

Zu Sourabaya traf ich fünf englische Matrosen im Spital, welche eben so elend und verlassen wie ich selbst dalagen, so daß der Tod uns Allen jeden Augenblick ins Gesicht grinste. Von den Leuten,



welche ins Spital gebracht wurden, starben nämlich manche schon am andern Tag und keiner von uns wußte, an wen zunächst die Reihe kommen würde. Wir sprachen oft in unserer ungelehrten Weise über religiöse Gegenstände und sehnten uns sehr nach einer englischen Bibel, welche leider an diesem Orte nicht zu haben war. Hier war es auch, wo mir jene Predigt, die ich auf Staten-Island gehört und die abermals gebrochenen Besserungsvorsätze, welche ich zu mir gefaßt hatte, wieder in den Sinn kamen und mehr als einmal stieg der Gedanke in mir auf, wenn Gott mich die Heimath wieder erreichen ließe, so wollte ich jenen Priester aussuchen und ihn um seinen geistlichen Rath und sein Gebet anflehen.

Bei unserer Ankunft zu Samarang brachte der Steuermann von einer holländischen Fregatte einen Doktor herbei, welcher mich für ferngesund erklärte. Auf diese Art wurden, meine vier Landsleute und den kleinen Jungen ausgenommen, fast alle andern Matrosen auf dem Schiff sehr gegen mich aufgebracht, denn sie glaubten, ich sey ein verstockter Faulenzler, der alle Arbeit auf ihre Schultern abladen wolle, und so wurde mir befohlen, mich auf's Verdeck zu begeben und Ringbolzen für die Kanonen anzufertigen, damit ich wenigstens einigermaßen beschäftigt wäre.

Gehen konnte ich nicht und mußte also im wörtlichen Sinne auf Händen und Füßen auf dem Verdeck umherkrabbeln, was mir große Schmerzen verursachte, ohne daß ich Glauben für meine Klagen gefunden hätte. Die Arbeit selbst war freilich ganz leicht, sobald ich einmal auf dem Boden saß, aber jede Bewegung von der Seite erneute meine unbeschreiblichen Leiden.

Ich war übrigens nicht der Einzige, der für einen Faulenzler gehalten wurde, denn der Doktor selbst wurde krank und auch ihn wollte der Steuermann, wie er's bei mir gemacht, der absichtlichen Dienstentziehung beschuldigen. Unglücklicher Weise wurde er aber durch den zweiten Patienten Lügen gestraft, denn dieser starb nach wenigen Tagen.



Ich wurde zu dem oben beschriebenen Geschäfte angehalten, bis das Schiff abermals Batavia erreichte. Hier kam von einem andern Schiffe ein Arzt zu uns auf Besuch, welchem man auch meinen Krankheitsanfall erzählte; der Steuermann rief mich auf's Quarterdeck, um mich daselbst untersuchen zu lassen. Ich kroch mühsam nach dem Hinterkastell und man brachte mich dann in die Kajüte, wo der fremde Doktor mich besichtigte und erklärte, ich müsse auf der leidenden Stelle gebrannt werden — natürlich nur um mich vermöge der Angst wieder zum Dienst anzutreiben.

Nach dieser Untersuchung ging ich wieder auf mein Vorkastell und weigerte mich nun auf's Bestimmteste, noch ferner eine Hand anzulegen. Da lag ich denn, von Allen — außer meinen vier Freunden — gescholten und vernachlässigt: mein Leiden hatte mich zur Verzweiflung gebracht, ich kümmerte mich jetzt nichts mehr um die weiteren Folgen und erklärte dem Steuermann, meine Schmerzen seyen zu heftig, als daß ich arbeiten könnte — ich müsse nothwendig an's Land gebracht werden.

Zum Glück für mich erkrankten zwei von der Mannschaft an Fieber und Kopfsweh und da unser Doktor todt war, so ließ man den Arzt des Admiral-Schiffes zum Besuche der Kranken herbeiholen. Der Steuermann hätte gar zu gerne einen neuen Beweis gegen mich aufgebracht und hat deshalb den Admirals-Arzt, auch zu mir herabzukommen und mich zu besichtigen.

Kaum hatte dieser seinen Blick auf mich geheftet, als er die Hände über den Kopf zusammenschlug und laut ausrief, ob man mich denn tödten wolle, denn er erkannte sogleich, daß ich kein Betrüger war und gab dies — so viel ich von seiner Rede verstehen konnte, in sehr deutlichen Worten zu erkennen.

Der Steuermann schien von Schaam und Reue betroffen und ich glaube, daß Jedermann auf dem Schiff die Härte und Ungerechtigkeit bedauerte, mit der man mich behandelt hatte. Ich nahm mir Gelegenheit, gegen den Steuermann mein Herz auszu-



leeren und ihm die Nothwendigkeit vorzustellen, mich unverzüglich in's Spital zu senden. Er versprach, dem Kapitän meine Angelegenheit vorzutragen, worauf ich den andern Tag an's Land gebracht wurde.

Meine beiden höchsten Wünsche waren — ins Hospital zu gelangen und mir eine Bibel zu verschaffen: ein Aufkommen erwartete ich nicht mehr, da das eine meiner Beine schon über die Hälfte zusammengeschrumpft war und offenbar immer schlimmer wurde — konnte ich also Ruhe für meinen Körper und Trost für meine Seele finden, so fühlte ich, daß ich glücklich werden würde.

Von meinem amerikanischen Schiffskameraden, einem New-Yorker Landsmanne, der vom Hudson-Flusse stammte, hatte ich äußern hören, daß er eine Bibel besitze; ich hatte sie aber nie gesehen, denn nach ächter Matrosensitte ließ er sie unberührt auf dem Boden seiner Kiste liegen. Ich bot ihm für seine Bibel eines meiner Hemden; er wollte aber keine Bezahlung annehmen und machte sich ein Vergnügen daraus, mir das Buch zum Geschenke zu geben, worauf ich ihm übrigens doch noch mein Hemd als eine Art von Andenken aufdrang.

Jetzt hatte ich zwar das gewünschte Buch, konnte aber nicht darin lesen, da es mir an einer Brille gebrach. Ich hatte nunmehr ein Lebensalter erreicht, wo die Schärfe der Augen nachzulassen anfängt, und den meinen hatte der frühere Aufenthalt zu Florida bedeutend geschadet. Im Spital zu Sourabaya hatte ich durch den Verkauf eines schwarzseidenen Halstuches einige Rupien eingenommen und da ich jetzt eine Brille nöthig fand, so verhandelte ich ein Paar Stiefel, deren geringen Erlös ich zu der noch aufbewahrten Summe schlug und mich reich und glücklich fühlte in der Aussicht, das Wort Gottes fortan ganz nach dem Orange meines Herzens studiren zu können.

Als ich das Schiff verließ, drückten mir Alle vom Vor- und Hinterkastell die Hand, denn der Ausspruch des Admirals-Arztes hatte



die allgemeine Meinung über mich und mein Benehmen gänzlich umgewandelt. Der Kapitän schien seine strengen Maaßregeln gegen mich zu bereuen und wollte gern Allem ausbieten, um mir meine Lage erträglich zu machen: mein Matrosenlohn wurde bei einem Kaufmannshause deponirt und sollte mir ausbezahlt werden, sobald ich das Spital oder die Insel verlassen könnte; in ersterem Falle sollte ich nach Holland geschickt werden und überhaupt Alles geschehen, was Gesetz und Recht für meine Lage vorschrieben.

Der Leser darf sich übrigens nicht einbilden, daß ich mich während dieser Zeit als einen duldbenden Heiligen betrachtet habe — im Gegentheil, als man mich für einen Betrüger erklärte, erinnerte ich mich, wie ich einst auf dieser nämlichen Insel in der That eine Krankheit geheuchelt hatte, und als ich das Spital betrat, konnte ich der Umstände nicht vergessen, unter denen ich fünfzehn bis zwanzig Jahre früher zu dessen Bewohnern gehört hatte. Damals stand ich in der Blüthe meiner Kraft und Jugend und jetzt — wie zur Strafe für meinen früheren Betrug zum elenden Krüppel geworden — lag ich unter einem halben Duzend derselben Betten, auf welchen ich damals ruhte, als ich eine Krankheit vorgegeben hatte, welche nicht wirklich vorhanden war. Unter solchen Umständen ist unser Gewissen ein sicherer Mahner, einen Sünder an jede seiner Missethaten zu erinnern.

Der Hospitalarzt setzte mich auf sehr schmale Diät; er gab mir eine Salbe, um mich damit „einzuschmierer“, wie er's nannte, und befahl mir, das Bett nicht zu verlassen. Durch einen von den Coolies\* des Spitals verschaffte ich mir eine Brille aus der Stadt — von einer Form und Größe, daß die Leute in Amerika ihre Ueberreste noch heutigen Tags als eine Kuriosität anstaunen. Sie erfüllte aber jedenfalls ihren Zweck und setzte mich in den Stand,

\* Coolies — ein hinduisches Bergvolf in Bengalen, das in neuerer Zeit theilweise zur Ansiedlung nach der Insel Mauritius versetzt worden ist.



das kostbare Buch zu lesen, das ich von meinem Schiffskameraden und Landsmanne erhalten hatte.

Dieses Buch war ein Exemplar aus der Druckerei der amerikanischen Bibelgesellschaft und wenn auch keines ihrer Werke etwas Gutes gestiftet hätte, so müßte doch das fragliche als eine Ausnahme betrachtet werden, wie es denn auch seitdem zum Andenken der großen Umwandlung, welche es in mir bewirkte, auf der Bibliothek derselben Gesellschaft aufgestellt worden ist.

Meine einzige Beschäftigung war Lesen und Nachdenken. Auf einer fernen Insel lag ich hier, von Krankheit umringt, während der Tod täglich, ja stündlich unter meiner Umgebung einkehrte, welche größtentheils aus Leuten bestand, deren Sprache mir nicht einmal bekannt war. Es dauerte mehrere Wochen, bis ich nur mein Lager verlassen durfte: schon ehe ich das Schiff verließ, hatte ich zu lesen angefangen und setzte diese Uebung fast stündlich fort, bis ich die Erlaubniß zum Aufstehen erhielt.

Ein bekehrter Lascare befand sich gleichfalls im Spital und als dieser meine Beschäftigung sah, kam er zu mir, um sich in seinem gebrochenen Englisch mit mir zu unterhalten. Er gab mir ein Gesangbuch, und eines der ersten Lieder, die ich las, gewährte mir einen wunderbaren Trost, denn es war von einem Manne verfaßt, der eben so wie ich Matrose und dazu fast eben so gottlos wie ich gewesen war, seither aber durch Lehre und Beispiel unendlich viel Gutes gestiftet hat.

Dieses Gesangbuch las ich nun neben meiner Bibel; aber wie soll ich das Entzücken ausdrücken, welches ich empfand, als mir der nämliche Lascare ein Exemplar der „Pilgerfahrt“ \* einhändigte, ein Buch, das in meinen Augen höchstens der Bibel nachsteht und mich erst recht in den Stand setzte, gar Vieles von dem, was ich im Worte Gottes gefunden hatte, richtig zu verstehen und anzuwenden — ein Buch, das so viele Ausichten auf Hoffnung vor meinen Augen

\* „Pilgrim's Progress,“ von dem bekannten Bunyan.



entfaltete, daß ich erst jetzt zu fühlen begann, wie Christus für mich eben so gut wie für die übrige Menschheit in den Dpfertod gegangen sey. Ich dachte, wenn der Verbrecher am Kreuze noch Rettung finden konnte, so bedürfe es selbst bei einem gottlosen Sünder, wie ich gewesen war, nur des Glaubens und der Reue, um Antheil an der Gnade des Erlösers zu gewinnen.

Die ganze Zeit über sehnte ich mich sehr nach religiösem Unterricht und meine Gedanken kehrten immer und immer zu jener Predigt im Matrosenasyle, wie zu dem Geistlichen zurück, welcher dieselbe gehalten hatte.

Im Fieberhospital lag ein amerikanischer Zimmermann, der mir, sobald er von meinem Zustande hörte, einige Traktätchen übergab, die er aus der Heimath mitgebracht hatte. Er selbst war nicht gerade fromm, die Umstände hatten ihn nur ernsthaft gestimmt und da er im Begriffe stand, den Ort zu verlassen, so war er gern bereit, meinen Bedürfnissen abzuhelpen. Er erzählte mir, in seinem Hospital befänden sich mehrere Engländer, ebenso ein Amerikaner, die eines geistlichen Trostes in hohem Grade bedürften; er gab mir den Rath, mich von meinem Lager aufzuraffen und sie zu besuchen, was ich auch that, sobald es meine Kräfte zuließen.

Anfänglich hielt ich mich für zu gottlos, um diesen Leuten meine Gebete und meine Unterhaltung anzubieten, aber mein Gewissen ließ mir keine Ruhe, bis ich es that, denn es kam mir jetzt vor, als ob die Bibel mir eben so gut zu ihrem, als zu meinem Nutzen in die Hand gegeben worden sey und ich konnte nicht eher ruhen, als bis ich ihnen all den Trost gewährt hatte, den ich meinerseits ihnen angedeihen lassen konnte. Ich las zwei bis drei Wochen lang mit diesen Männern in frommen Büchern; Chapman, der Amerikaner, war derjenige, der seinen sittlichen Zustand als den hoffnungslosesten betrachtete. War ich nicht im Stande selbst zu ihnen zu gehen, so schickte ich ihnen meine Bücher, und



die Bibel nebst der Pilgerfahrt wurde auf diese Art Woche um Woche beständig unter uns gewechselt.

Diese ganze Zeit verlebten wir so zu sagen auf einem blutigen Schlachtfelde; in ganzen Schaaren starben die Menschen um uns her und meistens schon in den ersten Stunden ihrer Krankheit. In Batavia ist gerade diese Jahreszeit im höchsten Grade ungesund und war auch die Gefahr keineswegs so groß, als sie bei meinem ersten Besuche gewesen war, so glich die Stadt doch immer noch einem Golgatha — einer Schädelstätte. Ueber die Hälfte derer, welche in das Fieberspital gebracht wurden, durften es nur als Leichen wieder verlassen.

Unter meinen englischen Freunden, wie ich sie nenne, befand sich ein auch junger Schotte von etlichen fünf und zwanzig Jahren; er hatte unseren meisten Vorlesungen und Unterredungen angewohnt, ohne übrigens, wie mir schien, die Nothwendigkeit zu fühlen, sich gleich seinen Kameraden um sein Seelenheil zu bekümmern. Eines Tages besuchte er mich, um Abschied von mir zu nehmen — er sollte nämlich das Hospital am andern Morgen verlassen.

Ich sprach mit ihm über sein zukünftiges Leben und suchte einige dauernde Empfindungen für so ernste Dinge in ihm zu erwecken. Er hörte mir mit geziemender Achtung zu, aber seine Antworten waren leider höchst leichtfertig, obgleich er um kein Haar anders dachte, als neun Zehntheile der Menschen, wenn sie überhaupt über derlei Gegenstände nachsinnen, zu räsonniren pflegen.

„Wozu soll ich so frühzeitig entsagen?“ so lautete seine Antwort; „ich bin jung, kräftig, bei guter Gesundheit und habe nach leewärts noch Seeraum in Fülle, um später, wenn's einmal Gelegenheit gibt, das Alles zur Genüge einzuholen. Wer nicht lebt, so lange er kann, wird niemals zum Leben kommen.“

Ich las ihm zwar das Gleichniß von den flugen und thörichten Jungfrauen; er schien aber gleichwohl, als er mich verließ, noch hartnäckig auf seiner Gesinnung zu beharren.



Meinem Verschlage gegenüber befand sich das Leichenhaus, wohin in der Regel die Körper aller im Spital Gestorbenen zur Sektion geschafft wurden, und nur selten entging einer dem Loose, dem anatomischen Messer anheimzufallen. Dieses Leichenhaus war etwa achtzig bis hundert Schritte vom Hospitale entfernt; zwischen beiden befand sich ein Hof, welcher mit einigen großen Bäumen bewachsen war.

Unter einen von diesen Bäumen pflegte ich meistens hinzuhumpeln, sobald ich so weit bei Kräften war, daß ich ausgehen konnte; dort saß ich dann Stunden lang, mit Lesen und Nachdenken beschäftigt. Der Ort war ganz dazu geschaffen, einen Menschen über die Nichtigkeit der irdischen Dinge nachsinnen zu lassen, denn ringsum war man von Tod und Krankheit umgeben und oft sah ich sechs bis acht Leichen über den Hof tragen, während ich auf meinem Plätzchen saß, trotzdem, daß viele bei Nacht in das Leichenhaus geschafft wurden. Hunderte, ja wohl gar Tausende befanden sich im Spital, von denen ein großer Theil mit Tode abging.

Am Morgen des zweiten Tags, nachdem ich von dem jungen Schotten Abschied genommen hatte, saß ich wie gewöhnlich unter einem Baume, als ich einige Koolies einen Leichnam über den Hof tragen sah; sie kamen ganz nahe an mir vorüber, und einer der Koolies gab mir zu verstehen, daß es eben jener oben erwähnte Jüngling sey, den sie hier vorbeitragen! Kurze Zeit nachdem er mich verlassen hatte, war er vom Fieber ergriffen worden und alle seine Pläne künftigen Genusses, seine Lebenshoffnungen und seine Vorsätze späterer Reue — Alles hatte sein Ziel erreicht!

Solche Dinge sind auf jener Insel keineswegs selten, aber auf mich machte der Vorfall einen unauslöschlich tiefen Eindruck; er half mich in meinem eigenen Entschlusse befestigen und ich benützte ihn — wie ich hoffen darf, mit Erfolg — bei meinen Gefährten, deren Leben bis jetzt noch immer verschont geblieben war.

Die Engländer genasen sämmtlich und wurden sofort entlassen;



Chapman, der Amerikaner aber blieb noch zurück, da ihn die Krankheit des Landes ausnehmend geschwächt hatte. Mit diesem armen jungen Manne betete und las ich jeden Tag, so gut ich's selber verstand, nicht ohne ihm, wie ich glaube, viel Trost und Erleichterung zu gewähren.

Der Leser kann sich denken, wie ein Sterbender in einem fremden Lande unter lauter Götzendienern sich an den einzigen Landsmann anschmiegen mochte, welcher bereit war, ihm Beistand zu leisten: gerade so stützte sich Chapman auf mich, während alle meine Bemühungen darauf hinzielten, ihm Glauben und Vertrauen zu seinem Erlöser einzusößen. Er hielt sich für einen zu großen Sünder, um noch zu irgend einer Hoffnung berechtigt zu seyn und meine Hauptaufgabe ging somit dahin, einige jener scharfen Gewissensstacheln bei ihm zu überwältigen, deren Mahnung durch Gottes Gnade in mir selbst zum Schweigen gelangt war.

Eines Tags — es war in der letzten Zeit, da ich mit ihm zusammen war — hatte ich ihm die Geschichte von dem Missethäter am Kreuz vorgelesen; er horchte emsig zu und nachdem ich geendet hatte, ließ er zum Erstenmal einige Zeichen der Freude und Hoffnung an sich gewahren. Als ich ihn verließ, nahm er Abschied von mir, indem er sagte, wir würden uns nicht wiedersehen, und mich bat, ihn in mein Gebet einzuschließen, was ich ihm auch versprach.

Ich ging dann auf meine eigene Zelle und war noch eben damit beschäftigt, mein ihm gegebenes Versprechen zu lösen, als mir schon die Nachricht seines Todes überbracht wurde. Er ließ mir sagen, er sey als ein glücklicher Mensch gestorben: der arme Bursche — „der glückliche“ wäre jedoch der passendere Ausdruck — schickte alle Bücher zurück, welche er von mir entlehnt hatte und es wird wohl dazu beitragen, einen Begriff von der Lage zu geben, in welcher wir uns in Betreff der äußeren Umstände befanden, wenn ich noch beifüge, daß er mir auch einige Kupferstücke zustellen ließ, welche zur Erleichterung seiner Landsleute dienen sollten.



### Neunzehntes Kapitel.

Ungefähr drei Monate nach Chapman's Tod war ich wieder soweit hergestellt, daß ich das Hospital verlassen durfte: gehen konnte ich aber bloß mit Hülfe von Krücken und hatte auch keine Hoffnung vor mir, jemals wieder ganz gesund zu werden. Ich fühlte natürlich eine heisse Sehnsucht, die Heimath wieder zu erreichen, denn all' mein Menschenhaß, mein Groll und meine Entschlüsse, das Vaterland nicht mehr zu sehen, waren verschwunden, seit in meinem Innern eine so wesentliche Aenderung vor sich gegangen war.

Meine Gesundheit war im Ganzen gut: Mäßigkeit, Enthalt- samkeit und eine glückliche Gemüthsstimmung hatten sich als treffliche Aerzte an mir bewährt und wenn ich mich gleich von den Folgen meines Falles nicht ganz erholt hatte und auch nie völlig erholen werde, so war ich doch der gräßlichen „Schauer“ los geworden, deren letzter Anfall mich in eben dem Augenblicke traf, wo ich mich von meinem sündhaften Zustande vollständig überzeugt hattz. Ich wußte nichts von Mäßigkeitsvereinen — hatte nie von solchen Dingen gehört oder wenn auch — es wenigstens sogleich wieder vergessen, und dennoch war ich, ohne es selbst zu wissen, ein Mitglied der wirksamsten und dauerhaftesten aller jener Gesellschaften geworden. Seit meinem Falle habe ich mit Ausnahme von Medizin, die ich nur in sehr kleinen Quantitäten zu mir nahm, keinen Tropfen geistigen Getränkes genossen und fühle jetzt auch nicht das geringste Verlangen darnach: der große Fluch meines Lebens war durch Gottes Barmherzigkeit von mir genommen, und ich habe die letzten fünf Jahre in musterhafter Nüchternheit verlebt. Ich betrachte den Trunk als eines der Hauptwerkzeuge, welches die Hölle zum Verderbniß der Seelen anwendet, und kehre mich fast mit dem-



selben Abscheu davon ab, mit welchem ich seither die Sünde zu fliehen suche.

Ich schrieb dem Kaufmann, der meine Löhnung in Händen hatte, daß ich das Spital verlassen werde — erhielt aber keine Antwort und beschloß deshalb, mich in eigener Person nach Batavia zu begeben. Zu diesem Zwecke besorgte ich meine Entlassung aus dem Hospital und kann mit Ueberzeugung versichern, daß ich diesen Ort, welchen ich als ein elender Krüppel und mit gebrochenem Herzen betreten hatte, trotzdem, daß ich jetzt nichts, ja nicht einmal soviel besaß, um mir irgendwo ein Unterkommen suchen zu können — als ein wahrhaft glücklicher Mensch verließ, denn die schwerste aller meiner Bürden war mir vom Herzen genommen und frei und freudig konnte ich durch die Welt ziehen, wenn ich mich auch buchstäblich nur auf Krücken zu bewegen vermochte.

Das Hospital liegt sieben Meilen von der Stadt entfernt und ich legte diese Strecke nach holländischer Sitte in einem Kanalboote zurück. Es gibt auf Java viele solcher Kanäle und sie haben die heilsame Wirkung gehabt, die Insel durch Austrocknen der Moräste viel gesunder zu machen: so wurde mir erzählt, daß der Kanal, auf dem ich mich befand, sich bis auf fünfzig Meilen in das Innere des Landes erstreckte und unter der Leitung der gebietenden Holländer ausschließlich durch die Eingebornen ausgeführt worden sey.

Nachdem ich die Stadt erreicht hatte, humpelte ich zu dem mir angewiesenen Kaufmann, bei welchem ich aber eine sehr kühle Aufnahme fand: er sagte, ich hätte bisher schon zu viel gekostet und müßte auf so lange in's Spital zurückkehren, bis sich eine Gelegenheit darböte, mich nach Holland zurückzuschicken. Dies wollte ich jedoch um keinen Preis, denn in's Spital zurückzukehren, konnte mir, wie ich wohl wußte, zu nichts helfen, und mein sehulicher Wunsch war der, mein Heimathland wieder vor Augen zu haben.

Ich verfügte mich nun zu dem amerikanischen Konsul, der mich sehr freundlich empfing, mir aber bedeutete, daß er nichts für mich



thun könne, da ich auf einem holländischen Schiffe angekommen sey, wofern ich nicht alle Ansprüche auf meine Löhnung wie auf Vertretung vor holländischen Gerichten fallen lassen wolle. Mein Lohn war eine Kleinigkeit, ihn zurückzulassen kostete mich also nicht viel Ueberwindung und was eine Verfolgung von Ansprüchen betraf, so hatte ich keine Lust, vor der holländischen Justiz welche zu erheben.

Der Konsul besprach sich nun mit dem holländischen Kaufmann und brachte die Sache mit ihm in's Reine. Der „Plato“, den ich muthwillig verlassen und der uns von Helvoetsluis aus Gesellschaft geleistet hatte, befand sich gerade zu Batavia, um eine Ladung nach Bremerhaven einzunehmen; er hatte einen neuen Kapitän und willigte ein, mich als einen vom Konsul Empfohlenen an Bord zu nehmen.

Dies Alles geschah noch am selben Tage, da ich in die Stadt gekommen war und am nächsten Morgen sollte ich auf dem Schiffe aufgenommen werden.

Ich hatte den Konsul nicht um Geld gebeten, sondern sein Bureau in der Erwartung verlassen, daß ich von dem holländischen Kaufmann welches erhalten würde; den ganzen Tag hatte ich noch keinen Bissen genossen und als ich das Haus des Holländers erreichte, fand ich diesen eben im Begriff auf's Land zu gehen, denn wer's nur irgend vermeiden kann, wird zu dieser Jahreszeit die Nacht gewiß nicht in der Stadt zubringen. Der Kaufmann nahm aber keine Notiz von mir, sondern ließ mich ganz ohne Beistand: vielleicht war ich auch gesetzlich nicht dazu berechtigt.

Ich setzte mich nun auf einige Kisten nieder und wollte bis zum Morgen auf diesem Flecke ausharren. — In dieser Stadt und zu solcher Jahreszeit die Nacht in freier Luft und mit leerem Magen zuzubringen, würde mir aber ohne Zweifel den Tod zugezogen haben, auch wenn ich so glücklich gewesen wäre, dem Dolche der mörderischen Malayen zu entgehen, die mich ohne Zweifel um meiner Kleider willen angefallen hätten.



Die Vorsehung nahm sich aber meiner an, denn einer von den Handlungsgehilfen des Holländers, ein geborener Portugiese, erbarmte sich meiner und führte mich nach einem Hause, das von einem neubekehrten Neger bewohnt wurde. Wir fanden indeß große Schwierigkeiten, bis wir Zutritt erhielten, denn der Schwarze behauptete, die Engländer und Amerikamer seyen alle so gottlos, daß er sich vor ihnen fürchte; er änderte aber seine Sprache, sobald er an meinen Reden wahrnahm, daß ich nicht zu den christlichen Heiden gehörte. Der Neger erschien wirklich dadurch wie umgewandelt: nichts schien jetzt gut genug für mich zu seyn, er speiste mich und ließ meine Kiste holen, welcher als Geschenk des mildthätigen Gehilfen ein Bett nebst drei Bettdecken beigelegt war.

So hatten sich meine Aussichten für diese Nacht mit einem Male auf eine höchst glückliche Weise geändert und ich durfte Gott aus der innersten Tiefe meines Herzens für alle seine Barmherzigkeit danken.

Der alte Neger, der nicht unbemittelt war, stand gleichfalls im Begriff, die Stadt zu verlassen, fragte mich aber noch zuvor, ob ich eine Bibel besäße: ich bejahte seine Frage, er ruhte jedoch nicht eher, als bis er mir eine große Bibel in englischer Sprache, die er sehr gut verstand, aufgenöthigt hatte. Das Buch enthielt Gebete für Seeleute, besonders beigegeben; es war nicht allein Bibel, sondern gewissermaßen auch englisches Gebetbuch: ich nahm es an und besitze es noch heutiges Tags.

Sobald der Alte, welcher für den Augenblick seinen Sohn zurückgelassen hatte, fortgegangen war, fing ich an, sehr emsig in meinem „des Christen Wallfahrt“ zu lesen. Der junge Mann, welcher vortrefflich Englisch verstand, drückte den Wunsch aus, das Buch durchsehen zu dürfen und hatte kaum eine Zeit lang darin gelesen, als er mich darum bat, indem er sagte, er habe noch zwei Schwestern, denen der Besitz dieses Schazes unendlich viel Freude machen würde.

Ich konnte ihm seine Bitte nicht abschlagen, und er versprach mir dagegen, mir ein anderes Buch zu schicken, das mir



gewiß ebenso gut gefallen sollte. Dann verließ er mich, indem er des Christen Wallfahrt mit sich nahm. Nach einer halben Stunde brachte mir ein Diener das versprochene Buch, welches Doddridges „Rise and Progress“\* war und zwischen dessen Blättern ich beim Umschlagen einen mexikanischen Thaler eingeklebt fand.

Das Alles betrachtete ich als ein Werk der Vorsehung und als einen Beweis, daß Gott mich nicht verlassen werde: auch entsprach meine Dankbarkeit, wie ich hoffe, diesen Gnaden-Erweisen des Höchsten.

Der ganze Haushalt des Regers schien aus religiösen Leuten zu bestehen, denn ich verbrachte die halbe Nacht mit den malayischen Dienern in Gesprächen über das Christenthum, über welches sie schon manche richtige Ansichten in sich aufgenommen hatten. Ich wußte wohl, daß mein Unterricht dem des Blinden gleich, der einen andern Blinden über Farben belehren will; gleichwohl hatte er das Verdienst, daß er von Gott kam, wenn er auch in einer Weise gefaßt war, wie sie meinen demüthigen Ansprüchen an Seine Gnade am Besten entsprechen mochte.

Am andern Morgen reichten mir diese Malayen ein Frühstück und trugen meine Kiste nebst meinen sonstigen Geräthschaften nach dem vom Plato ausgefetzten Boote. Ich fühlte mich höchst glücklich, mich abermals unter meiner vaterländischen Flagge mit ihren Sternen und Streifen zu sehen, wo ich sehr gut empfangen, höchst menschenfreundlich behandelt wurde und etwa zwanzig Tage, nachdem ich an Bord gekommen war, nach Bremen unter Segel ging.

Ich konnte natürlich während der Reise nur wenig arbeiten, vermochte auf dem Verdeck nicht anders als herumzukriechen und konnte blos mit Nadel und Platen\*\* thätig seyn. Bierzehn Tage nach unserer Abfahrt von Batavia starb der Schiffszimmermann, ein geborner New-Yorker, mit dem ich zu lesen und zu beten versucht hatte, ohne daß er aber ein klares Bewußtsein seines wahren

\* „Wachsthum und Fortschritt.“

D. U.

\*\* Eine Art von Fingerhut bei den Matrosen.

D. U.



Zustandes an den Tag gelegt hätte. — Zu St. Helena legten wir an, um Wasser einzunehmen und da Napoleon mittlerweile gestorben war, so wurden wir ohne Schwierigkeiten an's Land gelassen, um uns mit Wasser zu versorgen, worauf wir wieder absegelten und zu gehöriger Zeit unsern Hafen erreichten.

So war ich denn wieder in Europa — einem Welttheile, welchen ich vor zehn Monaten kaum wiederzusehen gehofft hatte; doch meine Sehnsucht trieb mich nach Amerika und ich erhielt die Erlaubniß, auf dem Schiffe bleiben zu dürfen. Ich wurde von Kapitän Bunting, sowie von dessen Steuermann, Mr. Bowden, der mich mit allem Nöthigen versorgte, auf's Freundlichste behandelt und segelte nach Verfluß von wenigen Wochen nach New-York zurück, wo ich im Monat August 1840 glücklich anlangte.

Ich verließ den Plato auf dem Quarantäneplatze und begab mich nach dem Matrosen-Asyl, wo der Arzt mich versicherte, daß mein Bein zwar nie mehr so gesund wie zuvor werden, dagegen aber allmählig wieder an Stärke zunehmen würde, so daß ich am Ende noch ohne Krücken werde gehen können.

Diese Prophezeiung hat sich als wahr erwiesen; der Schmerz hatte mich schon lange verlassen und nur die Schwäche war es, mit der ich noch zuweilen zu kämpfen hatte. Mein Uebel bestand nämlich in einer so starken Verletzung des Hüftgelenks, daß ich auch jetzt noch genöthigt bin, mich beim Gehen mit allen Kräften auf einen Stock zu stützen.

Zu Matrosenasyl traf ich Mr. Miller wieder und erhielt jetzt zum ersten Mal religiösen Unterricht, der sich als eine große Wohlthat an mir bewährte. Nachdem ich einen Monat in dem Sailor's Retreat verweilt hatte, beschloß ich um Aufnahme in den „Sailor's Snug-Harbour“\* zu bitten, einen reich ausgestatteten Zufluchtsort für Seeleute, welcher sich auf derselben Insel befindet.

Um zugelassen zu werden, mußte man wenigstens fünf Jahre

\* Wörtlich: „behaglicher Matrosenhafen.“



unter der nordamerikanischen Flagge gedient und ein gutes Prädikat aufzuweisen haben. Mit zwei kurzen Unterbrechungen hatte ich vier und dreißig Jahre unter der Flagge zugebracht, war, glaub' ich, diese ganze Zeit über, mit Ausnahme der neunzehn Monate, die ich in der Gefangenschaft verlebte, nicht volle zwei Jahre außer Dienst gewesen und muß in der That zum Wenigsten ein Vierteljahrhundert zur See gedient haben. \*

Ich ging nun nach New-York und suchte Kapitän Bell auf, mit welchem ich auf dem „Sully“ und der „Normandie“ gedient hatte: er stellte mir ein Zeugniß aus und schenkte mir beim Abschied einen Dollar — der ganze Reichthum, über den ich vor der Hand auf Erden zu gebieten hatte. Später fand ich Kapitän Witheroudt von der „Silvie de Grasse“, der mich ganz eben so behandelte; ich sagte ihm zwar, ich hätte schon einen Thaler, er bestand aber darauf, daß es zwei seyn müßten. Mit diesen beiden Thalern in der Tasche ging ich die Wallstreet hinauf, wo ich mich beim Umschauen dem Pensionsbureau gegenüber sah.

Der Leser wird sich erinnern, daß ich Washington in der Absicht verließ, meinen alten Bekannten Lemuel Bryant aufzusuchen, der mir ein Zeugniß über die auf dem Scourge erlittene Verletzung

\* In dem ich Ned's Papiere und Notizen durchlese, finde ich, daß er mit Ausschluß aller Gefangenen-, Transport- und sonstigen Schiffe, auf denen er einzelne Ueberfahrten machte, auf zwei und siebenzig Fahrzeugen zu regelmäßigem Dienste eingeschrieben war, und auf manchen derselben weit mehr als eine Reise mitmachte. Auf dem „Sterling“ wohnte er gemeinschaftlich mit dem Verfasser mehreren Fahrten und später überdies noch vier europäischen Reisen bei: ebenso zählt er vier Fahrten nach Havre auf dem „Grie“, der auf der obigen Liste nur als ein Schiff gerechnet ist, drei nach London auf dem „Washington“ u. s. w. u. s. w., und außerdem noch häufig zwei Reisen auf einem und demselben Fahrzeuge. Ich bin der Meinung, daß Ned's Berechnung mit den fünf und zwanzig Jahren, welche er zugebracht, ohne das Land auf länger zu Gesicht zu bekommen — so ziemlich richtig ist: er muß auf alle Fälle nahezu auf hundert verschiedenen Schiffen herumgekommen sehn. D. Herausg.



ausstellen sollte, damit ich um eine Pension dafür nachsuchen könnte. Mit diesem Plane hatte ich den weiteren verbunden, nach Boston zu gehen, um in dem dortigen Marinearsenal eine Beschäftigung zu finden, weshalb meine Pensionsanweisung auf Boston ausgestellt worden war. Meine Ankunft zu New-York und mein alsbaldiger Auszug auf den Heringfang hatte diesen Plan wieder aufgehoben; ich hatte vor meinem Abgang in die Savannah mein Pensionsbillet dem Agenten eben dieses Büreaus in der Wallstreet übergeben und ihn gebeten, dafür ein anderes auf New-York ausstellen zu lassen.

Dies war das letzte Mal gewesen, daß ich mein Billet gesehen und überhaupt an meine Pension gedacht hatte; jetzt aber ging ich über die Straße, trat in das Büreau ein und wurde augenblicklich wieder erkannt. Alles war in Ordnung und ich verließ das Büreau mit sechs und fünfzig Thalern in der Tasche! Bei meiner Ankunft in der Stadt hatte ich gar nicht mehr an die Pension gedacht und jetzt besaß ich eine Masse Geldes, das plötzlich gleichsam auf mich herabgeregnet kam.

Für einen Mann von meiner Lebensweise, der sich des Trinkens völlig enthielt, war ich nunmehr eigentlich reich zu nennen: statt aber in der Stadt zu bleiben, verfügte ich mich augenblicklich nach dem „Harbour“ hinab, wo ich mich dem höchst achtungswerthen Vorsteher desselben, dem ehrwürdigen Kapitän Whetten,\* vorstellte. Ich wurde ohne alle Schwierigkeit in die Anstalt aufgenommen und habe ihr bis auf diesen Augenblick als Mitglied angehört.

Mein Eintritt in „Sailor's Snug-Harbour“ fand am 17. September 1840 Statt — gerade einen Monat, nachdem ich im „Sailor's Retreat“ gelandet hatte. Der letztere der beiden Orte ist ein Hospital für Matrosen, wo man bloß zum Behufe einer Heilung Aufnahme findet, und wird durch eine vor vielen Jahren gemachte Stiftung unterhalten, welche von einem alten Schiffsherrn herrührt,

\* Eigentlich „Wheaton.“



dessen Gebeine dem Gebäude gegenüber beerdigt liegen, während der „Snug-Harbour“ ausgedienten Matrosen einen lebenslänglichen Zufluchtsort darbietet.

Seit ich wußte, daß ich für den Rest meiner Tage ein ruhiges Plätzchen gefunden hatte — falls dasselbe mir nämlich zusagte und ich würdig blieb, der Wohlthaten einer so vortrefflichen Anstalt zu genießen — fing ich auch an, mich wie einen Mann zu betrachten, der sich endlich einmal in der Welt festgesetzt hat. Eine meiner ersten Sorgen war die, mich einer längst gefühlten Pflicht zu entledigen und öffentlich einer der christlichen Kirchen beizutreten, um auf diese Art mein Festhalten an Christi Gnade und Erlösungswerk anzuerkennen. Mr. Miller, dessen Predigten einen so tiefen Eindruck auf mein Gemüth gemacht hatten, wohnte nur anderthalb Meilen vom Harbour entfernt und er war es denn auch, an den ich mich in meinem Drange wendete.

Ich war als Kind in der bischöflichen Kirche getauft worden und achte diese Form der Gottesverehrung noch eben so hoch wie irgend eine andere; auf Sekten halte ich aber nicht viel, denn unter Gottes Beistand ist das Herz bei mir das „Hauptstg.“ Wir traten unser zwei in Mr. Miller's Kirche und ich bin seither immer einer seiner Communicanten geblieben, ohne übrigens der Gemeinschaft meiner eigentlichen Kirche, in welcher ich getauft wurde, gänzlich zu entsagen, da ich von Zeit zu Zeit auch an Mr. Moore's Altare kommunizire. Für mich besteht zwischen Beiden nicht der geringste Unterschied und wenn auch gelehrtere Christen als ich in den Distinktionen, welche zwischen beiden Kirchen existiren, mancherlei Stoff zu Disputationen finden mögen, so werde ich hoffentlich nie mit einer von ihnen in Streit gerathen.

Zu meiner Verwunderung erfuhr ich einige Zeit nach meiner Aufnahme im Harbour, daß meine Schwester nach New-York übergesiedelt war und noch jetzt an diesem Orte wohnte. Ich hielt es für meine Pflicht, sie nunmehr aufzusuchen, um sie nach einer



fünfundzwanzigjährigen Trennung wiederzusehen. Das that ich denn auch; sie wußte mir übrigens nur sehr wenig von meiner Familie zu erzählen, doch erfuhr ich wenigstens zum ersten Mal, daß mein Vater in der Schlacht gefallen war. Wer oder was er gewesen, habe ich immer noch nicht ausfindig machen können, und nur die wenigen Thatsachen, die ich am Eingang meiner Biographie erzählte, sind mir von meiner Kindheit her im Gedächtniß geblieben.

Die gütige Behandlung Kapitän Johnston's war mir stets in freundlicher Erinnerung geblieben, und der Zufall ließ mir einige Kunde über diesen Herrn zu Ohren kommen. Unser Vorsteher hatte mir nämlich die Aufsicht über die Bibliothek der Anstalt anvertraut und so hörte ich eines Tags einige der Besuchenden von Wiscasset sprechen. Ich wagte es hierauf, mich nach meinem ehemaligen Lehrherrn zu erkundigen und erfuhr zu meiner großen Freude, daß er nicht nur noch am Leben war, sondern sich auch einer guten Gesundheit und glänzender Umstände erfreute: ein Neffe von ihm sollte, wie ich zu meiner Ueberraschung hörte, kaum eine Meile von mir ansässig seyn.

Im September 1842 ging ich nach Wiscasset, um Kapitän Johnston zu besuchen, und wurde von ihm wie der reinige Sohn in der Bibel empfangen; der alte Herr und seine Schwestern schienen sehr erfreut, mich wiederzusehen und ich erfuhr, daß Ersterer der See Lebewohl gesagt hatte, aber immer noch Schiffseigentümer war und ein stattliches Fahrzeug von fünfhundert Tonnen besaß, das bis auf diesen Augenblick den Namen unseres ehemaligen Schiffes, des „Sterling“, trägt.

Ich blieb mehrere Wochen zu Wiscasset; Kapitän Johnston und ich sprachen während dieser Zeit natürlich sehr oft über die vergangenen Tage und ich erzählte ihm, daß, wie ich glaubte, auch ein anderer ehemaliger Schiffsgenosse von uns noch am Leben sey. Als er sich nach dessen Namen erkundigte, fragte ich ihn, ob er sich noch



eines Junkers, Namens Cooper, erinnere, der mit mir auf dem Sterling gedient habe.

Er befahte dies alsbald und meinte, dies werde vermuthlich jener Kapitän Cooper seyn, der eben damals in der Marine diente. Auch ich hatte dies eine Zeit lang für wahrscheinlich gehalten, war aber zufällig zu New-York an Bord des „Hudson“ gewesen, als ein Kapitän Cooper daselbst auf Besuch ankam und hatte mich, sobald ich seinen Namen hörte, unverzüglich aufs Verdeck begeben, um ihn zu sehen, wo ich mich bald überzeugen konnte, daß er nicht mein alter Schiffsgefährte war.

Wir haben zwei Kapitäne, Namens Cooper, in der Marine — Vater und Sohn — von denen aber Keiner auf dem Sterling gedient hatte. Nun wußte ich, daß der Verfasser so vieler Seeromane und unserer Marinegeschichte aus Cooperstown in New-York herkam und hatte mir nun einmal in den Kopf gesetzt, er müsse dieselbe Person seyn, die mit mir auf dem Sterling gewesen war. Kapitän Johnston wollte zwar meiner Vermuthung keinen Glauben schenken, ich beschloß aber gleichwohl, mich sogleich bei meiner Rückkehr nach New-York über die Sache in's Klare zu setzen.

Ich verließ also Wiscasset und kam im November 1842 in den Harbour zurück. Ich habe vergessen zu sagen, daß diejenigen unter den Pensionärs jener Anstalt, welche sich guter Zeugnisse erfreuen, jederzeit Urlaub erhalten können, wohin und auf wie lange es ihnen beliebt, denn der eigentliche Zweck des Instituts ist der, alten Theerjacks ein behagliches Leben zu verschaffen, weshalb auch kein größerer Zwang besteht, als eben gerade zur Aufrechthaltung der Ordnung und eines freundlichen Zusammenlebens nöthig ist.

Bald nach meiner Rückkehr in meine Pension schrieb ich einen Brief an Mr. Fenimore Cooper und schickte ihn an seinen Wohnort Cooperstown, indem ich die nöthigen Fragen an ihn stellte, um endlich einmal zu erfahren, ob er der nämliche Mr. Cooper sey, der mit mir auf dem Sterling gedient hatte.



Ich erhielt eine Antwort, welche mit den Worten begann: „Ich bin Euer alter Schiffsgenosse, Ned,“ und worin Mr. Cooper mich benachrichtigte, wann er nach New-York kommen und wo er wohnen würde.

Im Frühjahr kam ein Bote von Mr. Blancard, dem Inhaber vom Globe-Hotel sowie von Brighton, nahe am Harbour — um mir zu melden, daß sich Mr. Cooper in der Stadt befinde und mich zu sehen wünsche.

Am andern Tag ging ich demgemäß hinauf, traf ihn aber nicht und wollte eben, nachdem ich einige Besuche gemacht hatte, Broodway entlang nach dem Globe-Hotel zurückhumpeln, als ich Commodore Bolton, meinen ehemaligen Commandanten zu Pensacola, Arm in Arm mit einem Fremden die Straße herunter kommen sah. Ich grüßte den Commodore, welcher mir freundlich zunickte, und dies bewog den Fremden, sich nach mir umzusehen.

Plötzlich hörte ich den Namen „Ned!“ von einer Stimme rufen, welche ich augenblicklich erkannte, obwohl ich sie seit sieben- unddreißig Jahren nicht mehr vernommen hatte — es war mein alter Schiffsgenosse, derselbe, der nach meiner mündlichen Erzählung der Thatsachen die vorliegende Schilderung meiner Laufbahn niedergeschrieben hat.

Mr. Cooper lud mich ein, ihn nach seinem Wohnort auf dem Lande zu begleiten und einige Wochen bei ihm zuzubringen; ich nahm die Einladung mit Freuden an und so erreichten wir Cooperstown zu Anfang Juni's. Ich fand hier ein niedliches Dorf, einen schönen, neun Meilen langen See und überhaupt eine höchst malerische Umgebung; seit meiner Expedition auf dem Ontariosee war ich noch nie so weit von dem Meere entfernt gewesen.

Cooperstown liegt in einem Thal, erhebt sich aber gleichwohl, wie Mr. Cooper mir sagt, mehr als zwölfhundert Fuß über die Meeresfläche. Mir kamen die Wolken dort so niedrig vor, daß ich beinahe glaubte, ihnen die Hand schütteln zu können, wie denn überhaupt



Luft und Gegend durchaus verschieden waren von Allem, was ich noch je geathmet und gesehen hatte.

Mein alter Schiffsgefährte nahm mich oft auf den See, der, wie ich hier bemerken will, für die Schifffahrt ein ziemlich gefährlicher Ort ist. Ich glaubte alle Sorten von Winden kennen gelernt zu haben, ehe ich den Ostego sah; auf diesem See geschah es aber öfter, daß der Wind aus zwei bis drei Richtungen zu gleicher Zeit wehte.

Während wir so in einem guten starken Boote auf diesem Fleckchen Wasser herumfuhren, pflegte ich meinem ehemaligen Schiffs- genossen so manche Ereignisse meines vielbewegten Lebens zu erzählen, bis er eines Tages auf den Gedanken gerieth, es möchte wohl der Mühe lohnen, dieselben der Dessenlichkeit zu übergeben. Ich war gerne dazu bereit, falls das Werk meinen Standesgenossen oder andern Personen nützlich werden könnte, die sich denselben Versuchungen ausgesetzt sehen dürften, welche mir die Hoffnung für dieses wie für das künftige Leben beinahe zerstört hätten.

So machten wir uns also an das Werk, dessen Resultat hiemit der Welt vor Augen gelegt wird und über welches ich nur noch zu bemerken habe, daß es Wort für Wort meine Geschichte enthält, wie mein alter Schiffsgefährte sie niedergeschrieben hat.

Jetzt ist's aber wohl Zeit, die Segel einzureffen, denn wenn Einer einmal Alles gesagt hat, was er zu sagen weiß, so thut er am besten, je eher je lieber zu schweigen. Wahr ist jedes Wort, das ich erzählt habe, wenigstens glaube ich so: und wenn ich etwa Unrecht hätte, so wäre es bloß meiner Unwissenheit oder dem Mangel an Gedächtniß zuzuschreiben; in der Angabe der Daten und Zeitabschnitte mag sich wohl manchmal ein unbedeutender Irrthum eingeschlichen haben, doch wird man, denk' ich, selbst bei genauer Untersuchung deren nur wenige finden. In vielen Fällen habe ich natürlich nur meine eigenen Eindrücke geschildert, und sie können gleich denen anderer Menschen eben so gut richtig wie unrichtig seyn: die Haupt-



sachen aber kann ich jedenfalls als wahr verbürgen und glaube auch in den Einzelheiten den rechten Weg nicht oft verfehlt zu haben.

Jetzt genieße ich der glücklichsten Periode meines Lebens; sie dauert seit dem Augenblicke, da ich das Hospital zu Batavia verließ und ich erinnere mich nie einen lieblicheren Sommer verlebt zu haben, als sich der gegenwärtige für mich erwiesen hat, und ich wäre mit Allem vollkommen zufrieden, wenn ich in der Pension nicht so ganz ohne alle Beschäftigung bliebe. Ich bedarf etwas, um meine Mußestunden auszufüllen und habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, später noch einmal eine Lebensweise ausfindig zu machen, welche mehr als meine jetzige mit der Mäßigkeit meiner früheren Tage im Einklange steht. Ich besitze Freunde genug — mehr als ich eigentlich verdiene — und doch kann ein Mann, der Lust und Kraft zur Arbeit besitzt, nicht gänzlich ohne Beschäftigung bleiben. Was kommen soll, liegt in der Hand der Vorsehung, welche, wie ich demuthsvoll vertraue, bis an mein Ende für mich sorgen wird, wie sie seither bei so vielen Scenen der Prüfung und Gefahr über mir gewacht hat.

Mein sehnlicher Wunsch ist nunmehr, daß dieses Gemälde der Mühen und Fährlichkeiten eines Seemannes einigermaßen dazu beitragen möge, die nützliche und zahlreiche Klasse meiner Berufsgenossen zum Nachdenken über ihre Lebensgewohnheiten zu veranlassen. Hätte ich das Geld, das ich — weit schlimmer, als wenn ich's in die See geworfen — zur Nahrung eines Lasters verschwendete, welches mir die „Schauer“, diese geistige Vorhölle, zuzog und mich einmal wenigstens an den Rand des Selbstmordes führte — hätte ich es vernünftig angelegt, so würde es ohne Zweifel eine Summe ausmachen, welche mir für meine alten Tage ein behagliches, anständiges Leben sicherte. Es müßte schlimm gehen, wenn sich der Matrose nicht jährlich hundert Thaler zurücklegen könnte — oft habe ich, neben meinen nothwendigen Auslagen, das Doppelte dieses Betrages zusammengebracht — und hundert Thaler jährlich geben nach dreißig Jahren ein Sümichen, das einem Manne wie ich, für den



Rest seiner Tage eine unabhängige Existenz gewährt. Und dies ist bei weitem noch nicht Alles — der Besitz solcher Mittel würde auch den Wunsch nach Beförderung in seinem Stande erwecken, und Tausende von Denen, welche jetzt ihr Leben lang vor dem Maste bleiben, wären schon längst Offiziere geworden, wenn sie die Selbstachtung, welche der Besitz so leicht erzeugt, etwas früher gekannt hätten.

Ueber die Trunksucht weiß ich nichts zu sagen, was nicht von Andern weit besser, als ich es vermöchte, gesagt worden wäre. Ich glaube zwar in diesem Punkte noch nicht völlig so schlimm wie die Mehrzahl meiner Genossen gewesen zu seyn; doch wird diese Erzählung jedenfalls den Beweis liefern, wie oft die Gewohnheit übermäßigen Trinkens meinem Vorrücken hinderlich in den Weg trat. Sie stand nahe daran, mich in ein dem Menschen untergeordnetes Wesen zu verwandeln und hätte mich ohne Gottes Barmherzigkeit leicht zu Verbrechen veranlaßt, an die ich in meinen jetzigen gesunden und nüchternen Augenblicken nur mit Schauder denken dürfte.

Die Vergangenheit habe ich so treu geschildert, als ich's nur immer im Stande war. Die Zukunft ruht bei Gott, denn Sein ist die Kraft und die Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!





Auslassung. S. 1. 3. 4. v. o. lies: der Welt vor Augen zu legen.



französische Erzieherin

der ersten Theil

**Die französische Erzieherin.**

James Frumant Cooper

aus dem Englischen

Übersetzt von

Richard Wagner

Verlag von G. B. Neumann

1843



Die französische Regierung



Die  
französische Erzieherin

oder

Das gestickte Taschentuch.

---

Eine Erzählung

von

James Fenimore Cooper.

---

Aus dem Englischen

von

Eduard M a u c h.

---

Stuttgart.

Verlag von C. G. Riesching.

1845.



Die

französische Regierung

von

aus der Geschichte des Kaiserthums

des Reichthums

von

James Fenimore Cooper

aus dem Englischen

von

Ed. W. W. W.

Stuttgart

Verlag von G. Neumann

1845



## Erstes Kapitel.

Ich kenne gewisse Moralisten, welche dem menschlichen Hochmuth, der oft auf sogar schwachen Füßen steht, eine wohlverdiente Beschämung durch die Lehre bereiten, daß jedes Menschenkind innerhalb einer Anzahl von Generationen eine ganze Million von Ahnen aufzuzählen habe. Nach dieser Lehre gäbe es demnach keinen Fürsten, der nicht einige wenige Tropfen Bettlerbluts in den Adern trüge, wie denn auch umgekehrt jeder Bettler sich eines unbezweifelten Antheils an fürstlichem Geblüte rühmen dürfte. Diese allgemeyn waltende Regel hat ihren Einfluß sogar auf meine eigene Benigheit geübt und auch ich mußte den Gesetzen der Natur gehorchen, trotzdem daß ich meine durchaus vegetabilische Abstammung durch Beweise erhärten kann, wie denn meine Vorfahren nach den ältesten Nachrichten, welche ich von meiner Familie besitze, zu dem ehrsamem Geschlechte der Flachstauden *Spec. Linum usitatissimum* gehörten, das in tausend und tausend Brüderpflanzen erblüht, welche alle denselben tadellosen Bau und die auffallende Gleichförmigkeit aufweisen, die ihre Produktion so lohnend macht. In diesem Stücke darf ich mich also sogar noch eines Vorzugs vor den Bourbonen rühmen, welche seit tausend Jahren die bedeutendsten Throne einnahmen und sogar jetzt noch die Kronen von vier europäischen Staaten auf dem Haupte tragen.

Wenn unsere Familie in dem oben erwähnten Punkte dem allgemeynen Gesetze der Menschheit folgte, so begründet sie dagegen eine auffallende Ausnahme von der Regel, welche, was Einwanderung

Das gestickte Taschentuch.



und Ureinwohnerschaft betrifft, alles weiße Blut auf unserem Kontinent \* so despotisch beherrscht. Will nämlich der Amerikaner die Geschichte seiner Ahnen erfahren, so muß er sich nach zehn, höchstens zwölf Generationen zu irgend einem europäischen Lande zurückflüchten, wogegen bei uns gerade der umgekehrte Fall stattfindet, indem wir die ersten Anfänge unseres Geschlechts in Amerika zu suchen haben und Europa nur in sofern angehören, als unsere spätere Kultur und Erziehung in letzterem Lande betrieben wurde.

Ich habe oben von den „frühesten Nachrichten“ gesprochen, „welche ich von meinen Ahnen besitze,“ und habe darunter natürlich nur authentische Nachweisungen verstanden, denn gleich anderen Geschlechtern haben auch wir unsere altergrauen Mährten, welche uns bei Erforschung unseres ursprünglichen Gebiets und unserer Privilegien leicht bis auf den Boden der alten Welt zurückführen dürften. Ich ging jedoch bei Abfassung dieser Geschichte gleich anfangs von dem festen Entschlusse aus, nichts als anerkannte Wahrheiten in ihren Faden aufzunehmen und Alles zu verwerfen, was dem Gebiete der Muthmaßungen oder unverbürgten Erzählungen angehört. So bin ich denn, unter obigen Einschränkungen, von jeher der Ansicht gewesen, daß meine Familie ihrem Ursprunge nach dem amerikanischen und nur vermöge ihrer Auswanderung dem europäischen Kontinente beizuzählen und erst durch die Umwandlungen und Berechnungen der Industrie und des Handels dem väterlichen Boden wieder geschenkt worden sey.

Die gloriwürdige Familie von Schwesterpflanzen, von welcher ich mein Daseyn ableite, erblühte in einem lieblichen Thale von Connecticut, ganz nahe an den Ufern des berühmten Flusses gleichen Namens, so daß wir uns dem Ursprunge nach zu den ächten Dankes zählen dürfen — eine Abstammung, deren sich alle diejenigen zu rühmen pflegen, welche desgleichen Glücks theilhaftig geworden sind. Es ist dies auch, so viel mir bekannt, die einzige Art von

\* „Amerika“ nämlich.



Eitelkeit, der man nachhängen kann, ohne den Neid seiner Mitgeschöpfe zu erwecken, weshalb ich sie zum wenigsten für höchst harmlos, wenn nicht gar für lobenswerth zu halten geneigt bin.

Es existiren unter uns noch mancherlei Sagen aus der Zeit jener goldenen Tage, welche unsere Vorfahren auf den fruchtbaren cisatlantischen Gefilden verträumten — ein glückliches Geschlecht üppiger, in aller Fülle prangender Flachsstauden: doch ich übergehe jene Zeiten mit Stillschweigen, nur sey mir noch erlaubt, darauf hinzuweisen, wie die gütige Natur für die Glückseligkeit aller Kreaturen so reichliche Fürsorge getroffen hat, daß jedes Wesen Ursache findet, sich seiner Erschaffung zu freuen und den göttlichen Urheber seines Daseyns auf die ihm eigenthümliche Art zu verherrlichen.

Nachdem die rechte Zeit gekommen war, wurde das Feld, auf welchem meine Voreltern standen, geleert, der Saamen in den Schwingen von der Spreu gesäubert und in Tonnen verpackt, worauf die gesammte Erndte nach Irland eingeschifft wurde. Nun aber ereignete sich einer jener Zufälle, welche häufig die Geschicke von Pflanzen so gut wie die von Menschen entscheiden und der mich das Licht der Welt als Normannin und nicht als Milesterin\* erblicken ließ. Die Verschiffung meiner Vorfahren fand nämlich — ein sehr auffallender Umstand — auf einem englischen Fahrzeuge und zwar gerade um die Zeit statt, da der letzte Weltkrieg seinen Höhepunkt erreicht hatte; das Schiff wurde auf der Heimfahrt von einem französischen Raper aufgebracht, der Leinsamen wurde verurtheilt und verkauft und so fielen meine Ahnherrn in Bausch und Bogen einem Landwirth in der Nachbarschaft von Coreux zu, der mit solchen Artikeln bedeutenden Handel trieb.

Ich kenne mehrere übelwollende Pflanzenkreaturen, welche uns diesen Verkauf als einen Mackel an unserer Familiengeschichte vor-

\* Milester werden die Irländer hier genannt, weil der Taufname „Miles“ gleich dem ihres Schutzpatrons „Patrick“ in jenem Lande ungemein verbreitet ist.



zuwerfen für gut finden: ich meines Theils konnte in diesem Umstande niemals einen Grund zur Beschämung erkennen, denn ebenso gut könnte man einem D'Uzes zumuthen, für die Räubereien eines der alten Barone des Mittelalters zu erröthen. Eins wie das Andere ist ja nur ein Schritt in der Kulturentwicklung, und Mensch wie Pflanze verfolgen gleichermaßen die Richtung, welche ihnen die Vorsehung zur Erfüllung ihrer Bestimmung vorgezeichnet hat.

Man weiß, daß Pflanzen so gut wie Thiere die Fähigkeit besitzen, Eindrücke in sich aufzunehmen, nur daß Letztere über ihr Daseyn vor der leiblichen Geburt gar kein und auch über den Zeitraum, welcher jener unmittelbar folgt, nur ein schwaches Bewußtsein besitzen, wogegen bei uns ein ganz anderes Naturgesetz obwaltet. Die Einrichtung unseres Geistes ist nämlich so vollkommen, daß sie uns unsere geistige Existenz bis zu einer Periode zurückzuführen erlaubt, welche die Erfahrung, die Ansichten und Gefühle mehrerer Generationen vor uns umfaßt. In allen logischen Schlussfolgerungen z. B. geht das *Linum usitatissimum* sogar bis auf drei oder vier verschwundene Geschlechter zurück und besitzt an den intellektuellen Eroberungen jener Epochen ebenso gut seinen Antheil wie an denen seines eigenen Zeitalters. Mit einem Worte, die ganze Summe von Kenntnissen, welche der Mensch aus Büchern, durch wechselseitigen Unterricht in Schulen, Collegien und Universitäten überkömmt, vermögen wir uns mittelst gewisser feiner, in unsere organische Gestaltung verwobener Agentien zu erwerben, welche eine Art von erblichem Mesmerismus, ein vegetabilisches Hellsehen herbeiführen, das uns in den Stand setzt, mit den Augen unserer Vorfahren zu sehen, mit ihren Ohren zu hören und mit ihrem Erkenntnißvermögen zu urtheilen.

Dieser bevorzugten Organisation verdanke ich einige der glücklichsten Momente meines vorleiblichen Daseyns, während unsere Familie auf den Feldern der Normandie emporschwamm. Dicht an der Gränze unseres Gebiets befand sich nämlich ein hübscher Punkt,



den sich ein berühmter Astronom als Lieblingsstelle für seine Beobachtungen und Vorträge ausersehen hatte, welche letztere ich mir noch jetzt mit unnennbarem Vergnügen in's Gedächtniß zurückrufe. Noch glaube ich ihn vor mir zu hören, als wäre es erst gestern gewesen — und doch sind vierzehn lange, lange Jahre darüber hingegangen — wie er seinen Schülern die Wunder des unbegrenzten leeren Raumes erklärte und mich die ungeheure Klust erkennen ließ, welche zwischen dem Schöpfer aller Dinge und zwischen seiner Hände Werke besteht.

Wie Viele leben befangen in dem engen Kreise menschlicher Interessen und Gefühle und doch standen auch ihnen von jeher, aber unbemerkt und beinahe unbeachtet, die klarsten, demüthigendsten Beweise ihrer eigenen vergleichungsweisen Wichtigkeit in der Stufenreihe der Schöpfung leuchtend vor Augen! Wie gut wäre es für diese anerkannten Gebieter der Erde und Alles dessen was sie enthält, wenn sie diese Flammenzeichen beachten und sich eine richtige Ansicht von dem bilden wollten, was sie sind und was sie ihrer Bestimmung nach seyn sollten!

Noch immer ist mir, als höre ich den gelehrten und gottesfürchtigen Mann — denn seine Seele war voll Ehrfurcht vor dem erhabenen Wesen, das ein Weltall seinem Willen unterworfen hält — wie er mit inniger Freude bei all den Entdeckungen verweilte, welche die Astronomie an der Hand der neueren Fortschritte in den mechanischen Wissenschaften an den Himmelskörpern zu machen im Stande war.

Ein Glück für mich, daß seinen Vorträgen ein durchdachter Plan stufenweisen Fortschrittes zu Grunde gelegt war, welcher seine Zuhörer gleichsam Schritt für Schritt weiter führte und selbst dem allgewöhnlichsten Fassungsvermögen das Verständniß möglich machte. So erhielt ich zum ersten Mal in meinem Leben richtige Begriffe von der fast unbegreiflichen Ausdehnung des Raumes, welcher wohl ebenso wenig eine Gränze kennt, als die Ewigkeit



einen Anfang oder ein Ende zuläßt. „Sind solche Wunder möglich,“ dachte ich bei mir selbst, „wie mitleidswerth erscheint dann der Dünkel derer, welche Alles in den kleinen Gesichtskreis ihrer eigenen Fassungskraft und Erfahrung einengen wollen! Laßt sie immerhin ihren hohen und gepriesenen Verstand ausbieten, um die Unendlichkeit in irgend einer Sphäre zu begreifen — der Erfolg soll ihr Bemühen richten! Sei es der Raum: da kommen sie und wollen Gränzpfähle einschlagen im Gebiete des Unermesslichen, bis sie über das Fehlschlagen des ersten Versuches beschämt einen zweiten und dann einen dritten und vierten wagen — Alles nur um neue Beweise für die Unzulänglichkeit alles Irdischen zu liefern, sobald man unternimmt, Wahrheiten, deren Anerkennung Empirie wie Logik, Anschauung wie Offenbarung von uns fordern, in den Bereich menschlicher Fassungskraft zu bringen.

„Der Mond hat keinen Dunstkreis“ — sprach eines Tages unser Astronom, „und wenn er überhaupt Bewohner enthält, so muß ihr Bau auf's wesentlichste von dem unsrigen verschieden seyn. Nichts, was Leben hat, weder Thiere noch Pflanzen — so weit wir sie kennen — kann ohne Luft bestehen: folglich läßt sich nach unsern Erfahrungsbegriffen überhaupt kein Leben auf dem Monde denken, und sollte gleichwohl das Gegentheil Statt finden, so könnte es nur unter so starken Abweichungen von allen uns bekannten Thatsachen geschehen, daß es auf dasselbe herauskäme, wenn man überhaupt ganz andere Gesetze des Lebens dort oben annehmen wollte.

„Vierzehn Tage lang“ — fuhr er fort — „erfreut sich die eine Hemisphäre dieses Planeten der belebenden Sonnenwärme, und Finsterniß deckt unterdessen die andere. Auf der erleuchteten Seite müssen Licht und Wärme einen für uns unerträglichen Grad erreichen, während die abgekehrte Hälfte von Eis starrt, vorausgesetzt, daß Wasser zum Gefrieren vorhanden ist. Der Mond hat aber keine Meere, soweit wir uns wenigstens davon überzeugen können; vielmehr deutet seine wunderbar mit Bergen übersäte Oberfläche auf



vulkanische Textur. Wir können sogar mit Hülfe unserer Instrumente Krater von eben derselben Höhlung wahrnehmen, wie sie unsere Vulkane zeigen, was wohl zu der Annahme berechtigt, daß in irgend einer entfernten Zeit zahllose feuerspeiende Berge in Thätigkeit gewesen seyn mögen. Ich habe also wohl kaum nöthig beizufügen, daß, abgesehen von dem Mangel an atmosphärischer Luft, von allen uns bekannten Wesen keines unter so raschen Uebergängen von der äußersten Hitze zur höchsten Kälte nur zu existiren vermöchte.“

Mir entging kein Wort von diesen Aufschlüssen: sie erfüllten mich mit Bewunderung, und ich lernte mich in meiner eigenen Stellung glücklich fühlen.

Von welcher Bedeutung war es nun wohl für meine Bestimmung als *linum usitatissimum*, ob der Boden, der mich trug, mehr oder weniger fruchtbar war: ob meine Fasern sich zu jener unübertroffenen Feinheit heranbilden konnten, welche den Stolz des Fabrikanten ausmacht, oder ob ihnen dieser Vorzug unerreichbar blieb! War ich ja doch nur ein Pünktchen unter Myriaden von Wesen, aus der Schöpferhand Gottes hervorgegangen, um — jedes in seiner Art — den weisen Zwecken ihres Urhebers zu dienen und Seinen Namen zu verherrlichen. Auch ich sollte leben, meine Zeit in Zufriedenheit erfüllen und in meiner Sphäre das Lob des Höchsten verkünden — dies war die Aufgabe meines Daseyns. Könnten doch Gottes Geschöpfe — ob Menschen oder Pflanzen — auch nur ein einziges Mal ihre Gedanken bis zur Anschauung des ungeheuren Ringes der Schöpfung erheben: wie gründlich würden sie das eigene Nichts erkennen — wie würden sie die Eitelkeit aller Klagen einsehen und den unermesslichen Abstand zwischen Zeit und Ewigkeit begreifen lernen! Ich glaube, es könnte keine eindringlichere Lection über die Kardinaltugend der Zufriedenheit geben!

In einem andern Vortrage hatte unser Lehrer Anlaß genommen, von der Größe und Beschaffenheit der Sonne zu sprechen, und die Art und Weise, wie er es anging, um seinen Zuhörern einen



richtigen Begriff von ihrer Größe beizubringen — so gewöhnlich diese Lehrmethode auch bei den Astronomen ist — äußerte gleichwohl auf mich einen tiefen und unerwarteten Eindruck. „Unsere Instrumente“ — sagte er, „haben einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, daß wir manche Verhältnisse von unberechenbarer Wichtigkeit mit nahezu absoluter Genauigkeit zu bestimmen vermögen. Von allen Himmelskörpern ist uns der Mond am nächsten, folglich unserer Beobachtung am zugänglichsten. Nehmen wir das Doppelte seines Erdabstandes, der auf 237,000 Meilen berechnet ist, und setzen wir noch den Durchmesser unserer Erde hinzu, so haben wir den Diameter der Bahn, in welcher der Mond sich um jene bewegt. Die Rechnung ergibt 480,000 Meilen. Versuchen wir nun diese Bahn — indem wir sie uns als wirkliche feste Ebene vorstellen — gegen die Sonne zu halten, so würde sie nur wenig über die Hälfte der Sonnenhemisphäre decken, da der Durchmesser der Sonne 882,000 Meilen beträgt, diese somit 1,384,472 Mal größer als die Erde ist!

„Ueber die Sonnensubstanz ist unser Wissen weit mangelhafter. So viel läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, wenn schon die positive Gewißheit noch fehlt — daß wir zuweilen die wirkliche Oberfläche dieses Himmelskörpers zu Gesicht bekommen und dieß ist ein Vortheil, dessen wir bei keinem andern Himmelskörper genießen, den Mars und den Mond allein ausgenommen. Licht und Wärme der Sonne beruht nämlich muthmaßlich in ihrer Atmosphäre, und die so oft beobachteten „Sonnenflecken“ sind wohl nichts anderes, als Reflexe der eigentlichen Sonnenmasse, welche uns bei Gelegenheit eines Risses in dem sie umgebenden Dunstkreise vor Augen kommen. Wenigstens ist dieß die natürlichste und ungezwungenste Erklärung jener Erscheinungen.

„Wir werden übrigens einen deutlicheren Begriff von der Größe des Weltensystems im Ganzen erhalten, wenn wir uns vorstellen, daß seinen riesenhaften Dimensionen gegenüber die Entfernungen



unseres gesammten Sonnensystemes beinahe zu Null zusammenschrumpfen, denn während z. B. unsere Erde einen Weg von etwa 200,000,000 Meilen um die Sonne beschreibt, zeigt sich gleichwohl diese Bahn als so unbedeutend, daß sie in der Stellung von Tausenden von Fixsternen, welche wahrscheinlich die Sonnen anderer Systeme sind, keine wesentliche Veränderung hervorzubringen vermag. Es ist auch vielfach die Vermuthung ausgesprochen worden, daß alle diese Sonnen sammt ihren Systemen — das unsrige nicht ausgenommen — Einem ungeheuren Ganzen angehören und ein unserer Beobachtung unzugängliches Kardinalcentrum — den wirklichen Thron Gottes — umwandeln. Die Kometen, welche wir von Zeit zu Zeit beobachten, wären nach dieser Ansicht himmlische Sendboten, welche beständig zwischen diesen Weltensfamilien hin und her gehen.“

Ich entsinne mich, daß einer von den Jünglingen des Astronomen sich hier eine Erläuterung über die Verschiedenheit der Planeten erbat, von denen wir einige, wie man glaube oder vielmehr gewiß wisse, wirklich mit unseren Blicken erkennen könnten, während bei andern die wahre Oberfläche für uns unsichtbar bleibe.

„Ich habe euch gesagt“ — erwiederte der Mann der Wissenschaft, „daß jenes der Fall ist bei der Sonne, dem Monde und dem Mars. Nun stehen uns allerdings sowohl die Venus als der Merkur näher als Mars; allein da beide einen geringeren Sonnenabstand haben, als dieser, so tritt uns der bekannte Satz, den schon die tägliche Erfahrung bei jedem, einem sehr intensen Lichte zu nahe gerückten Körper nachweist, störend in den Weg. Unser Auge wird nämlich geblendet, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, und vermag nicht mehr genau zu unterscheiden. Anders verhält sich's beim Mars; er hat wohl gar keinen oder doch einen ungewöhnlich dünnen Dunstkreis und, da überdieß seine Bahn nicht in der Fläche der unserigen liegt, so können wir die Umrisse von Kontinenten und Meeren ganz leicht auf seiner Oberfläche erkennen. Man glaubt sogar, daß die röthliche Färbung des Letzteren von einer Formation



rothen Sandsteins herrühre, wie er auch auf unserer Erde häufig vorkommt, nur von lebhafterem Kolorit, und zwei weißstrahlende Stellen — vermuthlich seine Pole — hält man für die Reflexe von Polar Schnee, welche halb mehr bald weniger blendend in's Auge fallen, je nachdem jene Pole aus dem Frost eines zwölfmonatlichen Winters emporstarren oder der schmelzenden Gluth eines eben so langen Sommers ausgesetzt sind.“

Ich hätte mein Leben lang den Lehren dieses Astronomen zuhören können — Lehren, die jedem Geschöpfe so eindringlich die Tugend der Demuth predigten und vom stillen Lobe der Allmacht des Schöpfers überströmten. Wie gleichgültig war mirs nun, ob ich als bescheidene Staude von anderthalb Fuß Höhe oder als die stolzeste Walbeiche, ob ich als Mensch oder als Pflanze geschaffen war? War mir doch mit klaren Worten als Pflicht meines Daseins die vorgeschrieben, das erhabene Wesen, welches alle diese Wunder geschaffen hatte, zu preisen und meine Zeit in Zufriedenheit, in Andacht und im Lobe des Höchsten zu verleben. Wenn ich meine Eindrücke nicht durch die thierischen Organe des Gehörs empfing, wenn sie von meinesgleichen nicht durch jene der Sprache weiter fortgepflanzt, jene Funktionen vielmehr mittelst eigener Sinneswerkzeuge und durch Organe verrichtet wurden, welche durch ihre Feinheit der gewöhnlichen Beobachtung entgingen — war dies für mich ein Grund, mich zu beklagen? Konnte es mir nicht genügen, daß ich die Größe und Güte Gottes erkennen, begreifen und fühlen konnte?

Ich darf wohl sagen, daß jene Vorträge mir zuerst den Weg zur wahren Philosophie bahnten, denn dort lernte ich zwischen Endlichem und Unendlichem unterscheiden, von dort an hörte ich auf, Andere zu beneiden, während ich alle meine Verehrung nur dem Einen höchsten Wesen widmete. Die Gnade der Vorsehung erstreckt sich über alle Geschöpfe und jedes empfängt ihren Segen in der Weise, wie sie am besten zu seinem Bervollkommungsvermögen paßt.

So habe ich — in enge Verbindung mit Menschen, zunächst



mit Frauen zu treten bestimmt — jenen stummen Verkehr mit meinem Astronomen immer als eine Vorbereitungsschule betrachtet, welche mich für meine Zukunft erziehen und mich namentlich vor einer ungebührlichen Ueberschätzung meiner künftigen Genossenschaft bewahren sollte. Zwar wird ohne Zweifel mancher die Nase rümpfen, wenn ein Taschentuch von Selbstgefühl und überhaupt von Geist spricht; aber nur Geduld — ich hoffe, es soll mir gelingen, diese Kritiker alle im Verfolge dieser Blätter eines Besseren zu belehren.

### Zweites Kapitel.

Es dürfte wohl kaum nöthig seyn, bei der Zeit meines Lebens, welche zwischen meiner Geburt, d. i. meinem Emporkommen aus der Erde und der Periode, wo ich „ausgerauft“ wurde, verfloß — noch länger zu verweilen. Es war ein höchst schmerzlicher Tag, der mich noch überdies vor dem Eintritt meiner vegetabilischen Reise ereilte, da ich schon sehr frühzeitig dazu bestimmt ward, in Fäden von ungewöhnlicher Feinheit versponnen zu werden. Ich will daher von meiner Jugend nur so viel sagen, daß sie eine Zeit harmloser Freuden war, indem meine höchste Glückseligkeit darin bestand, meine einfach-schöne Blüthe zur Ehre Dessen, der sie hervorgerufen hatte, zu entfalten.

Zur Zeit der Flachserndte wurde unser ganzes Feld umgelegt und nun folgte eine Scene geschäftiger Verwirrung, an die ich nicht ohne ein sehr peinliches Gefühl zurückdenken kann. Von dem ganzen Zubereitungsproceß, der nunmehr Statt hatte, bildete das „Rösten“ die schmachvollste Parthie, wiewohl es mit uns in klarem, fließendem Wasser vorgenommen wurde; die empfindlichste aber von allen war das „Brechen“. Glücklicherweise blieb uns die Seelenangst erspart, welche das Brechen auf dem Rad in der Regel begleitet, obgleich wir uns nicht rühmen durften, der Pein der Zurüstung gänz-



lich entgangen zu seyn. Unschuld war unser Schirm, und hatten wir auch den Theil von Schmach zu tragen, welchen schon bloße Formen mit sich bringen können, so blieb uns doch der Trost, den keine Grausamkeit, kein Raffinement harmlos Leidenden zu rauben vermag. Zudem fehlte unserem Schmerze jene empfindliche Zugabe des Bewußtseyns, unverbient zu leiden.

Von der „Hechel“ zum „Spinnrad“ führt der Weg durch eine Uebergangsperiode, welche ich unmöglich beschreiben kann. Alles rings um mich her erschien mir in einem Zustande unauflösllicher Verwirrung, bis das Chaos sich endlich lichtete und die Gestalt eines Stückes Battist annahm, dessen Feinheit die Arbeiter von nah und fern zur Bewunderung herbeilockte.

Wir bildeten in diesem eigenthümlichen Prozeß eine besondere Familie von Zwölfen, worunter ich, wie ich mich noch wohl entsinnen kann, in der Rangordnung und also natürlich auch in der Anciennetät die siebente Stelle einnahm. Nachdem man uns zuletzt noch kunstmäßig zusammengefaltet und in einen bequemen Umschlag gesteckt hatte, wurden wir an einem sicheren und sogar ehrenvollen Orte untergebracht, wo wir aller unangenehmen Eindrücke des Gesichtes und Geruches enthoben waren, wie denn der Mensch selten ermangelt, sein werthvolleres Eigenthum mit Aufmerksamkeit zu behandeln.

Wie lange wir in den Händen des Fabrikanten in diesem leidenden Zustande verharren, vermag ich nicht mit Sicherheit anzugeben; jedenfalls mußten mehrere Wochen, wenn nicht gar Monate darüber verstrichen seyn. Unsere Unterhaltung drehte sich während dieser Zeit hauptsächlich um unsere künftigen Schicksale. Da waren Ehrgeizige unter uns, welche von nichts Anderem als von dem wahrscheinlichen oder vielmehr ganz unzweifelhaften Glücke hören wollten, daß wir, sobald unsere Ankunft zu Paris bekannt wäre, von dem König in eigener Person für die Dauphine, damals die erste Dame in Frankreich, gekauft werden würden. Die Herzogin



von Angoulême fand wegen ihrer hohen Eigenschaften bei Einigen von uns die unbedingteste Anerkennung, während sie von Anderen, wie ich bald entdeckte, mit ganz anderen Gefühlen als denen der Verehrung und Huldigung betrachtet wurde. Mit dieser Meinungsverschiedenheit in Betreff eines Gegenstandes, über welchen uns wohl schwerlich Jemand ein kompetentes Urtheil zutrauen wird, hatte es eine so alltägliche Bewandniß, daß wir uns jedes Berichtes als einer unnöthigen Mühe überheben würden, wenn nicht das Interesse der Vollständigkeit unserer Erzählung eine Erläuterung nothwendig machte.

Der Zufall wollte nämlich, daß unser Linnenstück noch auf der Bleiche über zwei verschiedene Aufsichtsbezirke zu liegen kam, deren einer einem Legitimisten, der andere aber einem Liberalen zur Besorgung zugewiesen war. Nun kam zwar keine dieser beiden Personen mit uns in Berührung, da wir uns unter der besonderen Aufsicht des ersten Arbeiters befanden; allein gleichwohl war es uns unmöglich, ganz und gar unmöglich, den Folgen dieser eigenthümlichen Lage zu entgehen. Der Legitimiste las nichts als seinen *Moniteur*, während sich der Liberale einzig und allein mit dem *Journal de Le Temps* beschäftigte, welches dazumal zur Vertretung der vermeintlichen Interessen menschlicher Freiheit eben gegründet worden war. Jeder dieser Beiden erhielt zu einer bestimmten Stunde ein Stück Papier, das er mit möglichst guter Manier und mit bemerkenswerther Ausdauer — da sich Keiner vom Andern überschreien lassen wollte — einem Kreise von Bleichknechten vorlas, welche räsonnirten wie er räsonnirte, auf seine Schwüre schwuren und mit demselben jedesmal zu denselben Schlussfolgerungen gelangten. Die größere Zahl und wohl auch die geistige Ueberlegenheit war auf Seiten des Liberalen, da der *Moniteur* unter allen Dynastien und Ministerien, welche seit seinem Bestehen in Frankreich am Ruder waren, die schwerfällige Amtsmiene eines offiziellen Blattes keinen Augenblick abgelegt hat.



Doch ich habe es ja nur mit der Wirkung zu thun, welche diese Vorlesungen auf uns Taschentücher, nicht aber mit jenen, welche sie auf die Tagelöhner äußerte. Die beiden Enden unseres Stücks bildeten eine förmliche „Rechte“ und „Linke“ — mit anderen Worten, auf dem rechten Flügel des Stücks wurde Alles eifrig bourbonisch und man glaubte in tiefer Ergebenheit, daß Fürsten, deren Namen täglich mit so vieler Ehrfurcht und Huldigung genannt wurden, wahre Muster von Vollkommenheit seyn müßten, während man auf der andern Seite von der Ansicht ausging, daß von Nazareth nichts Gutes kommen könne. Auf diese Art wurden vier von uns entschiedene Politiker, d. h. sie wollten sich ihren respectiven Gegner gegenüber nicht einmal mit der gründlichsten Verachtung begnügen, sondern fingen sogar an, Gefühlen Raum zu geben, welche dem wirklichen Hasse näher verwandt waren.

Diese Gefühle behaupteten ihre größte Stärke auf den Flügeln und verloren an Intensität, jemehr man sich der Mitte näherte, wie sich der Leser leicht selbst vorstellen wird. Ich selbst mochte etwa zum linken Centrum gehören, denn dort war zufällig mein Platz in der Fabrik, wo ich also naturgemäß die Ansichten jener Schattirung in mich aufnehmen mußte. Es wird sich in der Folge herausstellen, wie lange jene frühen Eindrücke in mir nachklangen und in wie fern es überhaupt für bloße Taschentücher der Mühe werth war, Zeit und Gefühle an Interessen zu hängen, deren Wahrung uns nun einmal durchaus nicht zusteht und worüber wir uns selbst unter den günstigsten Umständen fast immer nur sehr zweifelhafte Kunde verschaffen können.

Diese Stimmung hatte zur Folge, daß die Nachricht, wir sündeten im Begriff, der unglücklichen Tochter Ludwigs XVI. in die Hände zu fallen — beträchtliche Aufregung und viel Mißvergnügen unter uns erregte. Trotz meiner großen Mäßigung in politischen Neigungen und Antipathien muß ich gleichwohl bekennen, daß ich von einer gewissen politischen Aufregung nicht frei war, wie ich



denn rund heraus erklärte, daß ich mir, wenn denn der Hof nun einmal doch mein Loos seyn sollte, auf keinen Fall eine höhere Ehre wünschte, als die, der vortrefflichen Prinzessin Amalie anzugehören, welche damals als Tochter und Schwester eines Königs im Palais Royal den ersten Rang einnahm, gleichwohl aber ebensowenig die Aussicht hatte, die Krone auf ihrem eigenen Haupte zu sehen, als ihre Wünsche diesem Ziele zugewendet waren.

Mein Verlangen wurde von der „Rechten“ für niederträchtig und noch schlimmer als republikanisch erklärt, wogegen die „Linke“ meine geheimen Absichten auf ein Nemptchen bespöttelte, die ich nicht den Muth besäße, offen vor der Welt einzugestehen. Allein das Eine war so ungegründet als das Andere, denn keinerlei unwürdige Gefühle hatten auf meine Entscheidung einen Einfluß ausgeübt: der Zufall hatte mich die Tugenden jener verehrungswürdigen Dame kennen gelehrt und ich war fest überzeugt, daß sie auch ein Taschentuch nicht anders als gütig behandeln würde; auch hat ihr seitheriges Benehmen unter den schwierigsten und überraschendsten Verhältnissen die gute Meinung vollkommen bestätigt, welche ich schon so frühzeitig für sie gefaßt hatte. Hätte sie doch niemals des Thrones Stufen betreten — dies wünschte ich ihr in der tiefen Ueberzeugung, daß sie selbst schon ähnliche Wünsche gehegt haben mochte.

Uebrigens waren diese hochfliegenden Pläne nicht in unserer ganzen Familie verbreitet: einige von uns hielten es schon für eine Ehre, unter der Aussteuer einer Banquierstochter zu prunken — an Käufer aus den Reihen des alten Adels war nämlich, wie wir wohl wußten, bei der Höhe des Preises ohnedies nicht zu denken — während andere der Möglichkeit gedachten, daß uns vor dem Antritte unseres eigentlichen Lebensberufes vielleicht noch das Glück einer gemeinschaftlichen Reise vorbehalten seyn dürfte. Da wir seither in so enger Verbindung zusammen gelebt hatten und uns im Ganzen doch wie Brüder und Schwestern aufs zärtlichste liebten, so vereinigten sich alle in dem Wunsche, nicht getrennt zu werden, son-



bern in ein und dieselbe Garderobe, — mochte diese nun im In- oder Auslande, bei Fürsten oder Bürgern gefunden werden — eintreten zu dürfen. Zwar ließen einige von uns noch ein Wort von der Herzogin von Berry, als unserer künftigen Gebieterin, fallen; allein dies wurde sogleich als eine keineswegs wünschenswerthe Parthie verworfen, da die Ansicht vorherrschte, daß wir auf diese Art sehr frühe in die Hände einer Kammerfrau übergehen würden. Zuletzt faßten wir den weisen und philosophischen Entschluß, den Ausgang in Geduld abzuwarten, denn wir wußten nur zu gut, daß unser Schicksal gänzlich von den Launen des Zufalls und der Mode abhing.

Endlich schlug die ersehnte Stunde, da wir das Magazin unseres Fabrikherrn verlassen sollten und — mochte nun geschehen, was da wollte — wir begrüßten sie mit frohem Entzücken. Wußten wir ja doch, daß bei dem gegenwärtigen Zustande nur an ein zielloses „Vegetiren“ ohne die Wonne unserer früheren Lage zu denken war, wo wir mit festen Wurzeln an der Erde gehangen, wo lebende Sonnenstrahlen ihre Wärme in unsere Busen gegossen und balsamische Lüfte unsere Wangen gesächelt hatten. Ueberdies liebten wir die Abwechslung so gut wie andere Leute und hatten von Vegetation im eigentlichen wie im figürlichen Sinne nun wahrlich genug gesehen, um vollkommen genug daran zu haben.

Wir verließen die Picardie im Juni 1830 und erreichten Paris am ersten Tage des folgenden Monats. Noch an demselben Tage überstanden wir die Visitationsförmlichkeiten an den Barrieren und der nächste Morgen fand uns bereits in einem berühmten Laden, wo Artikel unseres Faches feilgeboten wurden. Man hatte uns die Ehre erwiesen, eine vertraute Gehilfin mit einem Koffer zu schicken, in welchem wir den Weg von der Douane in das Magazin, welchen andere Waaren auf dem Rollwagen zu machen pflegten, ganz behaglich auf dem Schooße unserer Begleiterin zurücklegten — so viel hatte der Ruf gewirkt, welcher bereits vor uns hergegangen war!



Unser Stolz war nicht gering, als wir zum ersten Male durch die Straßen der Hauptstadt Europa's — dieses Mittelpunktes der Mode und Eleganz — hinfuhren. Unsere Natur hatte sich nach und nach in die Umstände zu fügen gelernt und weit entfernt, uns um die entschwundene Wonne unseres Pflanzenlebens als weiland *linum usitatissimum* zu grämen, konnten wir den Eintritt in unsere neue Existenz mit all' ihren Genüssen kaum erwarten.

Daß wir in derselben keine andere Rolle zu übernehmen haben würden, als bloße Schaustellung — dessen konnten wir ohnehin versichert seyn, denn wer dachte je daran, ein Taschentuch unsers Ranges zu Dienstleistungen des gemeinen Berufs herabzuwürdigen! Einer Dame die zarte Wange streicheln, ein Lächeln oder Erröthen verbergen, — derlei ungeschick mochte uns als Amt zufallen: das *usitatissimum* dagegen hatten wir auf den Feldern der Normandie zurückgelassen.

Der bewußte Fiaker hielt unterwegs vor der Thüre einer berühmten Parfümeriehändlerin, mit welcher unsere Geleitsdame ein kleines Geschäft abzumachen hatte; diese, zu vorsichtig, um einen so werthvollen Ballen allein im Wagen zu lassen, nahm uns mit in den Laden, wo wir unsere erste Bekanntschaft mit dem lieblichen Geschlechte jener süßen Wohlgerüche machten, deren feinste, gewählteste Düfte fortan in enger Verbindung mit uns leben sollten. Wir wußten recht gut, daß das Geseß des feinen Tons von Gerüchen nur das Ausgesuchteste und selbst hievon nur einen leisen Anflug zuläßt, während ein minder zurückhaltender Gebrauch von schlechtem Geschmacke zeugt. Daher war es jederzeit erlaubt, einen Tropfen Lavendel oder feinsten kölnischen Wassers auf ein Taschentuch zu sprengen.\* So fanden wir denn diese beiden Spezien nicht im mindesten anstößig und da Madame Savon dafür bekannt war,

\* Unsere Leserinnen werden sich wie billig über die Barbarei des Verfassers entsetzen, denn wann ist es einer Dame von Welt jemals eingefallen, eine der genannten höchst ordinären Parfüms in Anwendung zu bringen?



daß sie keinerlei untergeordnete Dualität in ihrem Laden dulde, so durften wir keinen Anstand nehmen, das köstliche Aroma einzusaugen, das uns an diesem Orte entgegenduftete.

Mademoiselle Désirée, unsere Begleiterin, konnte es natürlich nicht über's Herz bringen, sich von ihrer Freundin, Madame Savon, zu verabschieden, ohne diese einen Blick auf den Schatz, den sie bei sich trug, werfen zu lassen. Unter unzähligen Dieux! — ciels! und dames! wurden also die Taschentücher entfaltet, und man ermangelte nicht, ihre Feine und Schönheit auf eine Weise, die für unser Selbstgefühl nicht wohl schmeichelhafter seyn konnte, bis in die Wolken zu erheben. Madame Savon war der Ansicht, daß sogar ihre Wohlgerüche in solcher Gesellschaft noch würziger duften müßten und bestand darauf, einen Tropfen — „nur einen einzigen Tropfen“ — ihres eau de Cologne auf das zarte Gewebe fallen zu lassen. Ich war das glückliche Tuch, das auf solche Weise begünstigt wurde und lange nachher schwelgte ich noch in dem köstlichen Dufte, der eben stark genug war, um die Luft mehr mit der Ahnung als der wirklichen Nähe Alles dessen zu erfüllen, was die Damentoilette so süß und wahrhaft weiblich macht.

---

### Drittes Kapitel.

Obgleich die Günst des Zufalls mir nunmehr zu einem der zartesten Erkennungszeichen der feinen Welt verholfen hatte, so fühlte ich mich doch inmitten der allgemeinen Fröhlichkeit, welche jetzt in unserm Kreise herrschte, nicht vollkommen glücklich. Die Wahrheit zu gestehen, ich hatte mein Herz in der Picardie gelassen. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß ich „verliebt“ war, denn abgesehen von der sehr zweifelhaften Frage, ob für das Vorkommen dieses Zustandes unter uns Taschentüchern auch nur ein Beispiel angeführt werden kann — so waren auch meine Gefühle von den



Schilderungen sehr wesentlich verschieden, welche ich seitdem von der Liebe öfters habe entwerfen hören. Vor Allem soll übrigens der Leser erfahren, wie ich in diesen Zustand gerathen war.

Die Fabrik, woraus unsere Familie abstammte, früher unter dem Namen des Schlosses „Rocheaimard“ bekannt, hatte vor der Revolution dem Vicomte gleiches Namens angehört. Nachdem der Thron seines Königs gefallen war, begab sich der Vicomte mit seiner Gemahlin in das Lager der Emigrirten nach Coblenz, von wo er mit seinem einzigen Sohne Adrian, dem Chevalier von Rocheaimard, wie er gewöhnlich genannt wurde, an dem unglücklichen Einfälle der Allirten in die Champagne als Feldmarschall Theil nahm. Der Vater fiel auf dem Schlachtfelde, der Sohn aber entging diesem Loos, um seine Jugend in der Verbannung zu vertrauern und vermählte sich einige Jahre später mit einer Cousine, deren Vermögen zu demselben Zustande von Ebbe wie sein eigenes herabgesunken war.

Eine Tochter, im Jahre 1810 geboren und nach dem Vater Adrienne genannt, war die einzige Frucht dieser Verbindung. Beide Aeltern starben noch vor der Restauration und hinterließen das kleine Mädchen der Pflege der frommen Vicomtesse, ihrer hochbetagten Großmutter, welche allein ihre Familie überlebt hatte, um mit so vielen ihrer Standesgenossen den erloschenen Glanz ihres Hauses zu beklagen und sich mit Seufzen nach der „guten alten Zeit“ zurückzusehnen. Als endlich die Restauration herbeikam, begegneten die armen Rocheaimards in Darlegung ihrer Rechte auf einen Antheil an der Entschädigungssumme den mannigfaltigsten Hindernissen, deren Entstehung mir zwar niemals erklärt wurde, die wahrscheinlich aber dem Umstande zugeschrieben werden mußten, daß außer einer fünfundsechzigjährigen Frau und einem vierjährigen Kinde nicht ein Mensch vorhanden war, der sich für die Sache der Armen interessirt hätte. Wie häufig können wir in dieser gerechten Welt die Erfahrung machen, daß Appellanten solcher Art, die weder durch Reichthum, noch durch Macht oder Ansehen



unterstützt sind, fast niemals zur Wiederherstellung ihrer Rechte gelangen — eine Erfahrung, welche auch die Vicomtesse und ihre Enkelin traf, die ohne die Gutherzigkeit der Dauphine geradezu an den Bettelstab gebracht worden wären. Diese aber, die ächte Tochter des vorigen Königs, hörte nicht sobald von der hilflosen Lage, in welcher sich die Abkömmlinge eines Geschlechtes befanden, dessen Ahnen bis zu den Kreuzfahrern hinaufreichten, als sie es auch sogleich dahin brachte, daß ihnen „vorerst“ eine jährliche Pension von zweitausend Franken bewilligt wurde.

Bierhundert Thaler des Jahrs dürfen selbst nach dem modernen Maßstabe, wie er unter den sogenannten nouveaux riches von Amerika gebräuchlich ist, keineswegs als eine bedeutende Summe galten, waren aber gleichwohl hinreichend, Adriennen und ihrer Großmutter eine behagliche, ja selbst anständige Existenz in der Provinz zu sichern. Im Schlosse konnten sie freilich nicht wohnen, da dieses zur Fabrik eingerichtet und mit Maschinen und Webestühlen angefüllt war; dagegen hatte man in dessen unmittelbarer Nähe eine Wohnung für sie ausfindig gemacht. Hier konnte denn Frau von Rocheaimard den Abend eines wechselvollen, viebewegten Lebens, wenn auch nicht in völligem Frieden, so doch wenigstens nicht im eigentlichen Glende beschließen, während ihre Enkelin, ein Muster von Herzengüte und frommer Ergebenheit gegen ihre einzige noch lebende Verwandte, zur lieblichen Jungfrau heranwuchs.

Die Innigkeit des Familienverbandes in Frankreich ist schon häufig von Reisenden hervorgehoben und mit dem lockeren Zustande amerikanischer Häuslichkeit in Vergleich gezogen worden. Wenn auch nicht gerade alle derartigen Behauptungen streng wahrheitsgemäß sind, so bin ich gleichwohl sehr geneigt, ihnen im Wesentlichen beizutreten: da zudem meine jetzige Schilderung das französische Leben berührt und für Amerikaner bestimmt ist, so sehe ich keinen besondern Grund, warum ich diese Thatsache verbergen sollte. Unterwürfigkeit gegen die Eltern, Achtung vor der Autorität von Verwandten



und Ehrfurcht vor grauen Haaren sind Dinge, welche in Frankreich das Familiengesetz eben sowohl wie die Sitte sanktionirt hat. Namentlich trägt der „Familienrath,“ diese schöne und weise Schöpfung des Nationalcodex, wesentlich zur Befestigung jener patriotischen Hausverfassung bei, welche dem ganzen socialen Gebäude als Grundlage dient.

Für unsere treffliche Adrienne war dieser Familienrath leider nur gar zu leicht zu versammeln und erfreute sich jederzeit der vollkommensten Stimmeneinheit: Krieg, Verbannung und Guillotine hatten ihn auf zwei Mitglieder reducirt, wovon das eine wenigstens in der Theorie ein sehr despotisches Hausregiment führte, das sich zu Zeiten wohl auch in der Praxis ein Bißchen fühlbar machte. Doch genoß Adrienne im Ganzen einer ziemlich glücklichen Kinderzeit; sie lernte fast Alles, was einem Mädchen ihres Standes zu wissen nöthig war, indem der gute Ortsgeistliche, ein Mann, der ihren Großvater noch gekannt hatte, Sorge trug, Verstand und Herz zu bilden und zu nähren, ohne jedoch seine Schülerin mit überflüssigen Kenntnissen vollzupropfen. Ihr Benehmen war einfach, edel, voll ruhiger, natürlicher Würde, ein Erbtheil jenes vollendet guten Tons, wie er vor der Revolution in den höheren Kreisen zu Paris einheimisch gewesen war. Freilich lachte sie sehr selten, wogegen aber auch, wenn sie einmal lächelte, ein ganzer Himmel von Liebreiz und Wohlwollen in ihren Zügen lag.

Der Bleichgrund unserer Fabrik lag in dem ehemaligen Park des Schlosses. Diesen pflegte Frau von Rocheaimard an jedem schönen Junimorgen zu besuchen, um die herrlichen Rosen und den lieblichen persischen Flieder zu betrachten, der sich aus den Zeiten des früheren üppigeren Floris noch erhalten hatte. Bei einem dieser Besuche bekam ich Adrienne zum ersten Male zu sehen — unser kleiner Familienkreis hatte durch die Feinheit seines Ansehens die Aufmerksamkeit des Fräuleins angezogen. Ueberdies war einer der Bleichknechte ein alter Diener der gräflichen Familie, der sich ein beson-



deres Vergnügen daraus machte, den Damen Alles zu zeigen, was seiner Meinung zufolge für sie von Interesse seyn konnte. Es war derselbe, der immer so fleißig den *Moniteur* las und Allem, was dieser sagte, einen geheiligten Glauben schenkte. Er hielt dafür, seine Hand sey so würdig, Gewebe von solch vollendeter Feinheit zu berühren, als die von *Mademoiselle Adrienne*, und seiner Beharrlichkeit habe ich die Ehre zu danken, daß ich zuerst den sanften Druck ihrer schönen zarten Finger fühlen durfte.

Dies begab sich etwa vier Wochen vor unserem Abgange nach Paris; *Adrienne* zählte damals gerade zwanzig Jahre. Ihre Schönheit war von einer Art, wie man sie nur selten in Frankreich findet, die aber auch, wenn sie vorhanden ist, jede andere hinter sich zurückläßt. Sie war schlank und zart gebaut, hatte schöne Haare, eine tadellose Gesichtsfarbe, vor Allem aber ein Paar sanfte Taubenaugen von so wunderbarem Blau, wie ich sie noch nie in einem weiblichen Antlitze getroffen habe: dabei ließ ihr feines, gewinnendes Lächeln die ganze Innigkeit weiblicher Gefühle ahnen, welche noch unentwickelt in ihrer Seele schlummerten.

Mit all diesen seltenen Eigenschaften hatte *Adrienne* gleichwohl wenig Aussicht, sich jemals zu vermählen, denn ihre Geburt machte jeden Gedanken an eine bloße Geldparthie unmöglich und ihre Armut stellte eine fast unübersteigliche Schranke zwischen sie und die Mehrzahl der verarmten adeligen Jünglinge, welche sie gelegentlich zu sehen bekam. Selbst der Einfluß der *Dauphine* war nicht hinreichend, für *Adrienne de la Rocheaimard* einen passenden Gemahl aufzufinden. Uebrigens waren dies lauter Gedanken, welche dem reizenden Kinde niemals in den Sinn kamen; sie lebte mehr für ihre Großmutter, als für sich selbst, und so lange diese ehrwürdige Verwandte, die einzige, welche sie auf Erden besaß, von Sorgen und Schmerzen frei blieb, war auch ihr eigenes Leben vergleichungsweise glücklich zu nennen.

„Ach die gute, alte Zeit!“ sagte die *Vicomtesse* zu *Georges*,



welcher mit dem Hut in der Hand hinter ihr stand und auf ihre Weisheit horchte, während die Dame mich mit ihrer Brille musterte; „die gute alte Zeit, mein Freund, die ließ es den Damen vom Schlosse niemals an solchen Dingen fehlen. Unter meinen Brautgeschenken hatte ich sechs Duzend Taschentücher, fast eben so fein wie diese, und unter der Aussteuer fand ich, glaub' ich, die doppelte Anzahl oder nicht viel weniger.“

„Ich erinnere mich sehr wohl, daß Madame“ — Georges gab nämlich seiner ehemaligen Gebieterin noch immer diesen Ehrentitel — „bis zu der traurigen Periode der Revolution viele von den schönen Aussteuergewändern unberührt ließen.“

„Es war ein Glück für uns, Georges, denn sie haben diesem theuren Kinde als eine Mine des Reichthums gedient. Ihr werdet Euch wohl noch entsinnen, jene Aussteuer lag in dem alten Armoire rechts von der kleinen Thüre meines Ankleidezimmers?“

„Madame la Vicomtesse mögen mir gütigst verzeihen — aber es war linker Hand vom Zimmer — Monsieur's Münzsammlung wurde in dem gegenüberstehenden Armoire verwahrt.“

„Unser guter Georges hat Recht, Adrienne! — er hat doch noch ein treffliches Gedächtniß! Dein Großvater ließ sich's nicht nehmen, seine Münzen, wie Georges sagt, in meinem Ankleidezimmer aufzubewahren. Doch links oder rechts, Monsieur Georges, das gilt jetzt Alles gleich viel — dort blieb jedenfalls der Rest meiner Aussteuer, als wir aus Frankreich flüchten mußten, und an derselben Stelle fand ich ihn wieder bei meiner Rückkehr. Die Umwandlung zur Fabrik hatte das Schloß vor Zerstörung bewahrt und die Besitzer haben meine Garderobe unberührt gelassen. Der Verkauf des Vorraths, nebst Manchem, was ich davon zurückbehielt, hat seit unserer Rückkehr viel dazu beigetragen, mein liebes Kind hier standesgemäß zu kleiden und es in eine anständige Lebenslage zu versetzen.“

Ich glaubte zu bemerken, wie Adrienne's zartgeformte Wange, welche gewöhnlich nur leicht gefärbt war, bei dieser Bemerkung mit



tieferem Nothe übergossen wurde, und es war nicht Einbildung, wenn ich in der Hand, welche mich gefaßt hatte, ein leises Zittern verspürte. Schaam konnte es doch nicht seyn, da das süße Kind selbst zu öfteren Malen mit solcher Unbefangenheit auf ihre Armuth anspielte, daß man wohl sehen konnte, wie jede falsche Schaam ihr gänzlich ferne war. Und warum hätte sie sich auch zu schämen gehabt? Wer sich innerer Vorzüge bewußt ist, welche allen Reichthum weit aufwiegen, den wird die Armuth in der Regel nicht mit solchen Empfindungen heimsuchen, und ein edelgeborenes, guterzogenes, tugendhaftes Mädchen sollte darüber erröthen müssen, daß ihre Eltern durch eine politische Katastrophe, welche einen der ältesten, mächtigsten Throne umgestürzt hatte, ihres Erbes beraubt worden waren?

#### Viertes Kapitel.

Von nun an wurden Abrienne's Besuche auf dem Bleichgrunde häufiger; gegen ihre Großmutter, welche sie stets begleitete, gebrauchte das reizende Kind den Vorwand, mit Georges zu plaudern, in der That aber kam sie blos, um das Wachsthum der Verfeinerung in unserem Neusseren zu beobachten. Noch nie war ihr ein Gebilde von solcher Schönheit wie das unsere vorgekommen, und sie hatte bereits, wie ich später erfuhr, einige Franken zurückgelegt, um das ganze Stück anzukaufen und, zu feingestickten Taschentüchern verarbeitet, ihrer Wohlthäterin, der Dauphine, als Geschenk zu überreichen. Madame de la Rocheaimard war mit diesem Plane, der einer Dame ihres Hauses vollkommen würdig war, höchlich zufrieden, und Beide begannen bald darauf bei ihren Besuchen ganz offen davon zu sprechen. Mit fünfzehn bis zwanzig Napoleons hoffte man die Sache in's Werk zu setzen, und der Ueberrest der Aussteuer konnte immer noch eine solche Summe abwerfen.

Wahrscheinlich würde das Ganze auch zur Ausführung gediehen



seyn, wenn das theure Kind nicht von einer schweren Krankheit befallen worden wäre, so daß man sogar an ihrem Aufkommen zweifelte. Ich hatte übrigens das Glück, noch ehe wir unsere Reise antraten, von ihrer allmählichen Genesung zu hören, dagegen war von dem beabsichtigten Ankaufe nicht mehr die Rede.

Vielleicht war dies recht gut, denn bei der damaligen Stimmung unserer „äußersten Linken“ schien es mehr als zweifelhaft, ob meine Kameraden auf jenem Flügel sich unter der Garderobe der Dauphine mit dem Takte und der Besonnenheit benommen hätten, wie dies in der Umgebung einer Prinzessin von so hohem Range und so ausgezeichnetem Charakter erwartet werden konnte. Zwar läßt sich nicht läugnen, daß keines von uns den Fall, um den sichs handelte, so recht eigentlich begriff; allein dies machte die Sache nur um so schlimmer, denn es ist ja eine alte Erfahrung, daß man am heftigsten streitet über Dinge, die man nicht versteht und sie eben darum mit der größten Zuversicht beurtheilt.

So kam es denn, daß ich an nichts, als an Abrienne denken konnte, als Mademoiselle Desirée uns der Herrin der neuen Firma in der Straße — — präsentirte. Wir wurden einer strengen Prüfung unterworfen und dann als „musterhaft“ anerkannt; doch geschah dies nicht in dem süßen Tone und mit dem noch süßeren Lächeln jenes edlen, feingebildeten Mädchens, das wir in der Pikardie zurückgelassen hatten. In ihrem Lobe lag etwas, was das Herz rührte, ein Gefühl, dem selbst die Fanatiker unter unsern Republikanern nicht zu widerstehen vermochten, denn sie schien bei Abwägung unserer Verdienste nicht bloß das Gewebe und den Preis im Auge zu haben. Sie sah in unserer Schönheit das Ebenbild der Gabe, welche sie für die Fürstin gewählt, in unserer Weichheit das Symbol der Wohlthätigkeit der Dauphine, ihre eigene Dankbarkeit harmonirte mit dem ausnehmend Feinen in unserer Erscheinung und unsere Zartheit ließ alle die edle Großmuth der Fürstin ahnen, für die



wir bestimmt waren — mit einem Wort, sie verstand sich darauf, in die Gefühle eines Taschentuches einzugehen!

Wie ganz anders war dagegen die Anerkennung, welche uns von Desirée und deren Prinzipalen gezollt wurde. Für sie waren wir ein bloßes Rechenexempel mit Franken, und wir befanden uns noch keine fünf Minuten in dem Magazin, als sich schon ein lebhafter Streit darüber erhob, ob unser Preis um einen Napoleon höher oder niedriger gestellt werden sollte.

Man sprach sehr viel von einer gewissen „Frau Herzogin“ und ich konnte bald bemerken, daß man auf eine Dame dieses Ranges, die das seltene Glück gehabt hatte, mit dem Namen einer alten historischen Familie auch deren ganze Reichthümer auf die Gegenwart zu bringen, und welche in der Gesellschaft des Faubourg den Ton angab — als auf die „rechte Käuferin für uns“ wartete. Für alle Fälle wurde beschloffen, uns vor jedem sterblichen Auge zu verbergen, bis die Herzogin, welche sich eben damals mit „Madame“ zu Rosny aufhielt und jene Prinzessin von da nach Dieppe begleiten sollte, in ihr Hotel in der Straße Bourbon zurückgekehrt seyn würde, was gegen den letzten Oktober geschehen sollte.

So sahen wir uns denn mit einem Male verdammt, mitten in der fröhlichsten Hauptstadt Europa's drei Monate unseres Lebens in völliger Abgeschiedenheit zuzubringen: aller Kummer war umsonst, und so kamen wir denn zu dem Entschlusse, uns mit Geduld zu wappnen und soviel möglich gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Demgemäß wurden wir säuberlich in eine besondere Schublade gebracht, wo wir bereits einige andere Lieblingsartikel vorfanden, welche gleich uns, für gewisse vornehme, in diesem Augenblicke ebenfalls abwesende, Kunden zurückgelegt worden waren.

Solche „Specialitäten“\* im Handel trifft man in Paris gar nicht selten; sie knüpfen zwischen Käufer und Verkäufer ein

\* Wenn man es übersetzen wollte: „Feinheiten — Kunstgriffe.“



angenehmes Band, welches diesem Verkehr ein eigenthümliches Gepräge und mancher Waare wohl auch einen ungewöhnlichen Werth verleiht. Etwas zu sehen, was noch kein Anderer vor uns gesehen hat, etwas zu besitzen, was kein Anderer besitzen kann, ist außerordentlich verführerisch und ungemein exclusiv. Auch ist es eine bekannte Sache, daß alle diejenigen, welche die gewöhnlichen Hülfquellen der Ausschließlichkeit nicht besitzen, sich gar gerne durch untergeordnete, künstlichere Mittel eine solche zu schaffen bemüht sind.

Im Ganzen glaube ich, daß wir von unserer neuen Lage eher Genuß als Langeweile gehabt haben. Zwar wurde unsere Lade nie geöffnet, dagegen war die benachbarte unaufhörlich in Bewegung und gewisse Spalten unter dem Ladentische setzten uns in den Stand, Manches von dem, was im Magazin vorging, zu sehen und mehr noch zu hören. Der Theil des Ladens, in welchem wir uns befanden, wurde meistens von Damen besucht und so bekamen wir einige tête-à-tête zu hören, welche in der That sehr unterhaltend waren.

In der Regel handelte es sich dabei um Klatschereien, denn obwohl Paris der Ort nicht ist, wo diese zur wahren Blüthe gedeihen, und sie viel mehr in der Provinz und in den Handelsstädten unzweifelhaft ihren eigentlichen Grund und Boden haben, so ist doch diese Weltstadt so sehr Vereinigungspunkt der verschiedenartigsten Persönlichkeiten, daß es ihr auch an Klatschereien nicht ganz fehlen kann. Der ganze Unterschied besteht darin, daß in dem socialen Treiben der sogenannten Cités, die Klatscherei sich in erster Linie breit macht und daher in besonders grellem Lichte erscheint, während sie in Paris durch das kosmopolitische Element in den Hintergrund gedrängt und in Schatten gestellt wird. Geklatscht wird aber, wie gesagt, auch in Paris und Klatschereien waren es, was wir in der oben beschriebenen Weise mit anzuhören bekamen. Hätten freilich gewisse hübsche Damen wissen können, daß Taschentücher



Ohren haben, so würden sie sich ohne Zweifel dieser eigenthümlichen Liebhaberei mit größerer Vorsicht überlassen haben.

Wir hatten wohl einen Monat in der Schublade gelegen, als ich eines Tages dicht bei uns eine weibliche Stimme vernahm, welche mir von der letzten Zeit her ziemlich bekannt war, und deren Besitzerin in vertraulichem aber entschiedenem Tone sprach. Aus einigen Anspielungen konnte ich entnehmen, daß sie zum Hof gehörte, und wenn ihre Stellung, wie ich vermuthete, auch nicht zu den höchsten zählte, so war sie doch jedenfalls der Art, daß die Inhaberin ihrer eigenen Ansicht nach recht gut über Politik sprechen konnte. „Les ordonnances“ waren beständig in ihrem Munde und man konnte leicht erkennen, daß sie diesen Ordonnanzen, was auch immer ihre Bedeutung seyn mochte — eine große Wichtigkeit beilegte und ein politisches tausendjähriges Reich nahe glaubte. Der Laden war an diesem Tage weniger besucht als sonst; am folgenden wurde es noch schlimmer und die Commis begannen nun ebenfalls laut von „Ordonnanzen“ zu sprechen. Den Morgen darauf wurden weder Fenster noch Thüren geöffnet und wir verlebten einige düstere Stunden in ungewissen Vermuthungen. Von der Straße her ließen sich ominöse Töne vernehmen und einige unter uns glaubten sogar fernen Kanonendonner zu hören. Nach einiger Zeit erschienen Madame und Monsieur selbst im Laden und fingen an, Geld und Papiere in Sicherheit zu bringen; unsere Dame war eben im Begriff, sich in eines der inneren Gemächer zurückzuziehen, als sie plötzlich zu dem Ladentisch zurückkehrte, unsere Schublade öffnete und uns ohne viele Umstände zusammenraffte; ehe wir noch recht wußten, wie uns geschah, waren wir alle zwölf in eine Truhe oben im zweiten Stock geworfen und in ägyptischer Finsterniß begraben. Von Stund an war jede Spur von dem, was auf den Straßen der Hauptstadt vorging, für uns verloren: gleichwohl fanden wir, daß es, beim Licht besehen, gar nicht so übel ist, in einer Revolution nichts als ein simples Taschentuch zu seyn. Unsere Ein-



ferferung dauerte bis zum folgenden Dezember und da unsere Gefühle durch die großen Fragen des Tags nicht minder, als die anderer unvernünftiger Wesen um uns her, in Aufregung gekommen waren, so würden wir wohl eine sehr schlimme Zeit in unserer Truhe gehabt haben, wäre uns nicht ein Umstand zu Hilfe gekommen. Bei der großen Hast nämlich, mit der unsere Herrin uns eingeschlossen hatte, waren wir dermaßen durcheinander gerathen, daß man nicht mehr sagen konnte, was „Rechte“ und was „Linke“ war. Da somit für den Augenblick jeder Gegensatz der Parthei aufgehört hatte, so machten wir uns daran, philosophische Materien allgemeiner Natur zu discutiren, eine Beschäftigung, die wunderbar zu einer Lage paßt, welche wahrlich eine nicht geringe Uebung in der löblichen Tugend der Verschwiegenheit erforderte.

Eines Tags, als wir uns dessen am wenigsten versahen, erschien mit einem Male unsere Dame in eigener Person, durchstöberte Kisten, Kasten und Truhen, und entdeckte uns endlich an demselben Orte, wo sie uns etwa vor vier Monaten mit höchst eigenen Händen hingelegt hatte. Die gute Frau schien in der That in ihrer Hast und Bestürzung völlig vergessen zu haben, in welchem Winkel wir versteckt worden waren. Wir wurden sofort mit aller Sorgfalt geplättet, auf's Neue in unsere frühere politische Ordnung versetzt, um dann in's Magazin zurückgebracht und in alle Ehre und Würden d. h. in das Schiebsfach der Auserwählten wieder aufgenommen zu werden — eine Veränderung, welche so ziemlich eben so viel bedeutet, wie wenn Jemand in die fashionablen Viertel, in die beaux quartiers einer Hauptstadt übersiedelt, und dem Umzuge aus East Broadway\* in die ächte unvergleichliche, meilenlange achtzig Fuß weite Breitenstraße sogar noch vorgezogen werden dürfte!

Jetzt fanden wir endlich Gelegenheit, so manches von den großen Ereignissen zu hören, welche unterdessen über Frankreich

\* Ost-Breitweg, Straße zu New-York.



hingegangen waren und noch immer die Ruhe von Europa gefährdeten. Die Bourbone waren abermals entthront, wie man es nannte, und ein anderer Bourbon hatte ihren Platz eingenommen. Man durfte sagen: „il y a Bourbon et Bourbon“ und der Erfolg hat auch hier das Sprichwort bestätigt: „was im Blute steckt, wird auch im Fleische ausbrechen.“ Handel und Wandel waren im Stocken: unser Herr brachte die Hälfte seiner Zeit unter'm Gewehre in den Reihen der Nationalgarde zu, um die Revolutionenmänner davon abzuhalten: „die Revolution auf's Neue zu revolutioniren“; die großen Familien hatten die Livreen, manche wohl auch ihre Equipagen und die meisten ihre Wappenschilde abgeschafft, Taschentücher unseres Schlages hätten wohl für entschieden aristokratisch gegolten und Aristokratie stand in jenem Augenblicke zu Paris in fast eben so schlimmem Geruch wie bei uns in Amerika, wo sie als achte Todsünde zählt, obgleich fast Niemand die wahre Bedeutung des Wortes zu kennen scheint. Soviel wenigstens ist gewiß, daß hier schon eine loyale Entwicklung der Demokratie fest darauf rechnen darf, mit dem Vorwurfe aristokratischer Tendenzen gebrandmarkt zu werden, und kein Statthalter würde es wagen, ein solches Attentat ungeahndet zu lassen.

Die Unzufriedenheit über das Darniederliegen des Handels würde immer lauter und ernstlicher unter den Klassen, welche von den friedlichen Künsten desselben lebten. Zum Glück war Weihnachten vor der Thüre und wenn das revolutionirte Paris nicht beim Herrannahen des Neujahres einkaufte, so mußte Paris nothwendig eine neue Dynastie haben. Die Polizei sah dies voraus und stellte ihre Thätigkeit ein, um die Republikaner in Mißkredit zu bringen: der Mensch muß auch gelebt haben und der Handel durfte wieder ein Bißchen aufathmen. Ach wie wenig wissen oft die, welche ihre Stimme zu geben haben, warum sie so und nicht anders stimmen — oder diejenigen, welche ihre Hände mit dem Blute von Brüdern färben, warum sie also gehandelt haben!



Die Herzogin war weder nach Paris zurückgekehrt noch ausgewandert, sondern hatte vorgezogen, gleich der Mehrzahl des hohen Adels, der mit vollem Rechte in der Aufrechthaltung des Erstgeburtsrechts die Hauptstütze seiner Existenz erkannte — ihre Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge, wonach der jüngste Prinz einer zahlreichen Familie auf den Thron des Ältesten gesetzt worden war, dadurch an den Tag zu legen, daß sie sich auf ihr Schloß zurückzog. Alle Hoffnung, uns an sie zu verkaufen, war aufgegeben worden und nach dem großen Grundsatz der „Freiheit und Gleichheit“ wurden wir wie alle andern Artikel auf den großen Markt geworfen, wie sich dies in einem republikanischen Reiche ziemte.

Unsere Aussichten änderten sich mit jedem Tage: die Dauphine, Madame, die Rochefoucaulds, de la Tremouilles, die Grammonts, Rohans, Crillons u. s. w. u. s. w. — sie alle waren außer Frage. Die königliche Familie befand sich bis auf die orleanische Linie in England und der Adel saß fast ohne Ausnahme auf seinen „Hochtauen“, um zu schmollen. Das Regiment der Banquiers hatte noch nicht so recht begonnen, denn vor dem Juli 1830 konnte diese ehrbare Klasse von Bürgern nicht wagen, sich ihrer angeborenen Vorliebe zum Uebertreiben und Vornehmthun zu überlassen, weil ein uralter, wenn auch verarmter Adel sie durch die Ueberlegenheit, welche Rang und Erziehung ihm sicherten, noch einigermaßen in Schranken hielt. Dazu kam, daß ihr Vermögen damals noch sehr unsicher war, da die Fonds fortwährend schwankten und sogar der würdige Jacques Lafitte, dessen edler Charakter jedem Stande Ehre verleihen würde, zu wanken begann. Wären wir ein Jahr später auf den Markt gekommen, so ist gar kein Zweifel, daß uns die Frau oder Tochter eines Börsen-Spekulanten in weniger als acht Tagen sammt und sonders aufgekauft hätte.

Natürlich hatten wir bei diesem Stand der Dinge Muße genug zu Beobachtungen und Betrachtungen. Wohl zehn und hundert



Mal wurden wir Käufern vorgewiesen, welche, wie wir glaubten, unserer Schönheit nicht widerstehen sollten; aber, ach! keiner wollte anbeißen. An dem Tage, da die Lilien von den Stempeln der Münze verschwanden und der König sein Wappen ablegte, dachte ich, müßte unsere Dame schon allein unsertwegen Krämpfe gehabt haben. Man schien Alles, was nach Aristokratie roch, sogar in der Wäsche und den Taschentüchern meiden zu wollen. Wie schlecht verstand sich die gute Frau auf die menschliche Natur! Wußte sie denn nicht, daß, wenn eine alte deplacirte Aristokratie verdrängt wird, sich eine neue so unfehlbar an ihre Stelle setzt, als an einem Nase hungrige und gesättigte Fliegen sich ablösen, und daß sich gerade diese neu Emporkommenen weit ungestümer in das alte Beet von Ausschweifung und Thorheit drängen, als die früheren, welche immer an Reichthum gewöhnt waren und ihn nicht an den Tag zu legen brauchten, nur um sich ein Ansehen zu geben! Gleichwohl war für mich der Tag der Erlösung nahe, und er erschien mir ebenso glänzend, wie die Hochzeit einem Mädchen sich darstellt, welches vor Sehnsucht brennt, sich in den Strudel der Welt zu stürzen.

---

### Fünftes Kapitel.

Die Festtage waren vorübergegangen, ohne dem Verkehre einen erheblichen Aufschwung zu geben, als mir mit einem Male die Stunde der Befreiung schlug. Es war im Februar und unsere Dame hatte, glaub' ich, bereits alle Hoffnung, uns in dieser Saison noch los zu werden, aufgegeben, als eines Tages vom Ladentisch her die lieblichen Töne einer wohlbekanntenen Stimme an mein Ohr schlugen. Eine weibliche Stimme war es natürlich, welche nach einem Stück Battisttücher fragte, die aus einer Fabrik in der Picardie hierher geliefert worden seyen. Zu meinem Erstaunen war an unserer Dame nichts von ihrer gewöhnlichen, geschäftigen Dienstfertigkeit zu bemerken



und sie brachte sogar anfänglich einige Stücke von weit geringerer Sorte zum Vorschein. Als wir endlich zu Tage kamen, erkannte ich augenblicklich die schöne, zierliche Gestalt und die feinen Züge Adriennes von Rocheaimard.

Das arme Kind war bleicher und magerer geworden, seitdem ich sie nicht mehr gesehen hatte; „ohne Zweifel,“ sagte ich zu mir selbst, „die Folgen ihrer letzten Krankheit.“ Allein noch unangenehmer fiel mir eine andere Verschiedenheit auf: ihr Anzug war jetzt um Vieles einfacher geworden. Ich sage „um Vieles einfacher,“ denn einfach war ihre Kleidung von jeher gewesen. Doch bezeichnet der Ausdruck nicht ganz genau, was ich sagen will und auch das Wort „gering“ ließ sich eben so wenig auf ihren gegenwärtigen Anzug anwenden. So wie ich sie jetzt vor mir sah, schien ihre Toilette, obgleich ein Muster von Geschmack und Nettigkeit, doch mit einer, ich möchte sagen ängstlichen Sorgfalt geordnet, welche offenbar Dürftigkeit, wenn nicht gar eigentliche Noth verschleiern sollte. Dieß war es auch, was unsere Dame abgehalten hatte, ihr gleich Anfangs so feine Sorten wie uns vor Augen zu legen.

Als das arme Kind uns auf den ersten Blick wieder erkannte, glaubte ich zu bemerken, daß sich ihre blassen Wangen ein wenig rötheten und ein schwaches Lächeln über ihre Züge hinsog. Was mich betrifft, so gab ich mich mit Entzücken der Berührung ihrer zarten Finger hin, welche, wie schon einmal, prüfend über meine feine Oberfläche hinglitten, und mir war zu Muth, als ob wir beide ausdrücklich für einander bestimmt wären. Plötzlich hielt Adrienne ein; sie schien sprechen zu wollen, aber Scheu und Beschämung schlossen ihr die Lippen; ihre Farbe wechselte jeden Augenblick, bis sich beide Wangen mit rosig-tiefer Röthe überzogen und ihre Zunge endlich Worte fand.

„Würden Sie sich vielleicht dazu verstehen, Madame,“ fragte sie mit einer Stimme, der man die Angst vor einer abschlägigen Antwort anhörte, „ein einzelnes Stück von diesem Ganzen abzulassen?“

Das gestickte Taschentuch.



„Sie entschuldigen, mein Fräulein! Tücher von dieser Qualität werden nicht leicht einzeln verkauft.“

„Ich dachte es wohl — und doch könnte ich nur eines brauchen einer Stückerlei zu Liebe — wenn aber...“

Diese Worte wurden langsam und mit Mühe hervorgepreßt und mit dem letzten versagte dem süßen Kind die Stimme ganz. Es war wohl nur der Krämerinstinkt und nicht etwa eine Anwandlung von Gefühl, was unsere Dame geneigt machte, eine Ausnahme von ihrer Regel zu gestatten.

„Der Preis eines jeden dieser Taschentücher ist fünf und zwanzig Franken, Mademoiselle,“ — den Tag zuvor hatte sie uns der Frau eines der reichsten Wechsel-Agenten in Paris zu einem Napoleon angeboten! — „fünf und zwanzig Franken im Duzend; da es übrigens scheint, daß Sie nur ein Stück zu haben wünschen, so möchte ich nicht gerne ungeschicklich seyn und will es Ihnen zu acht und zwanzig überlassen.“

Die Züge Abriennens zeigten bei diesen Worten eine seltsame Mischung von Bekümmerniß und Freude; doch zauderte sie keinen Augenblick, den Vorschlag anzunehmen und bezeichnete auch sogleich, von dem Dufte jenes Tropfens Eau de Cologne angezogen, meine Wenigkeit als das Tuch, welches sie ausgesucht hatte. Madame setzte nun zwischen mir und meinem Nachbarn von der „Linken“ die Scheere an, schien aber plötzlich ihre eigene Uebereilung zu bereuen, denn ohne den entscheidenden Schnitt zu thun, ließ sie noch zuvor einige neu entstandene Zweifel laut werden.

„Sie dürfen wahrhaftig noch einen Frank zulegen, Mademoiselle, wenn ich Ihnen ein Tuch gerade aus der Mitte des Stücks abschneiden soll.“

Abrienne's Verlegenheit war zu deutlich geworden, um sich länger verbergen zu lassen. Daß sie das Tuch sehnlichst zu haben wünschte, war klar und doch schien sich noch ein offenes Hinderniß der Erfüllung ihrer Wünsche entgegenzustellen. „Ich fürchte nur,



nicht so viel Geld bei mir zu haben," stammelte sie, blaß wie der Tod, denn die Angst, so nahe am Ziel noch zu scheitern, überwand sogar ihre Schaam und obwohl ihre zitternde Hand beinahe den Dienst versagte, so gewann sie es doch über sich, ihre Börse hervorzuholen. — Ein Napoleon, der zuerst zum Vorschein kam, schien keine üble Ausbeute zu versprechen, aber ach! er hatte keinen Kameraden! Sieben Einfrank-Stücke, endlich noch ein Nachtrag von zwei Zehnsous-Stücken — das war Alles, das Uebrige war eitel Kupfer. Der ganze Inhalt der Börse, nachdem sie geleert und in allen Falten durchsucht war, betrug nicht mehr als gerade acht und zwanzig Franken und sieben Sous.

„Dies ist Alles, was ich habe, Madame!“ lispelte Adrienne mit ersterbender Stimme.

Die Verkäuferin, in der Schule des Mißtrauens aufgewachsen, warf erst einen forschenden Blick auf ihren Kunden und strich dann das Geld ein, zufrieden, von diesem armen Mädchen mehr erpreßt zu haben, als sie von der Frau des Wechsel-Agenten zu fordern gewagt haben würde. Adrienne aber nahm mich zu sich und glitt so flüchtig aus dem Laden, als hätte sie gefürchtet, ihren theuer erkauften Schatz wieder zu verlieren.

Ich selbst war über mein eigenes Glück zu sehr entzückt, um damals schon das Empörende der Scene gehörig würdigen zu können. Ich war wieder in Freiheit, athmete wieder frische Luft und befand mich auf dem Wege, meine Bestimmung zu erfüllen — das war mir genug. Wie war mir unser seitheriges Vegetiren so unbeschreiblich zuwider gewesen, wo ich weder wachsen konnte, noch mit Thränen getränkt wurde, noch endlich meine Lieblinge, die Sterne, sehen durfte, aus denen ich so tiefe Weisheit gelernt hatte. Zudem hatten die Politiker alle Behaglichkeit aus unserem Kreise gescheucht; die „Rechte“ fing an, die Augenbraunen in die Höhe zu ziehen, denn logisches Denken war ohnehin nie ihre Sache gewesen, während die „Linke“ eben anfing zu entdecken, daß sie eine Nevo-



lution für andere Leute gemacht hatte. Und dann war es ja allein schon Seligkeit, bei Adriennen zu seyn! Als ich fühlte, wie das süße Kind mich an ihr Herz drückte, da faßte ich einen Entschluß, wie man ihn gewiß einem Taschentuch wenig zutrauen wird: ich warf eine Falte meines sommerfadengleichen Gewebes in die Höhe, als ob sie ein Luftzug gefaßt hätte, und schwang mich so zu ihrem lieblichen Antlitz empor, um die erste Freudenähre aufzusaugen, die sie seit Monden vergossen hatte.

Der Leser wird gern glauben, daß meine Einbildungskraft in voller Thätigkeit war, um die Umstände, welche Adriennen von Rocheaimard nach Paris gebracht, sowie den Grund zu erfahren, warum sie gerade mich mit so viel Eifer aufgesucht hatte. War es möglich, daß das dankbare Mädchen mich noch immer der „Herzogin von Angouleme“ als ein Zeichen ihrer Ergebenheit darbringen wollte? Nicht doch; die Herzogin war ja in der Verbannung, während ihre Schwester für die Rechte ihres Sohnes ohnmächtige Komplotte schmiedete, welche ein doppelter Verrath zunichte machen sollte.

Wie ich schon früher angedeutet, giebt und empfängt unser Geschlecht seine Ideen nicht durch Organe, wie sie unter Menschen gebräuchlich sind, sondern es besitzt eine Gabe des Hellsehens, welche sich unter günstigen Umständen stets wirksam erweist. Da man kann sagen, daß diese magnetische Erregung beständig vorhanden ist, so lange wir mit Verrichtung der uns eigenthümlichen Funktionen beschäftigt sind. Sind wir freilich in Ballen zusammengepackt, oder in Schublade begraben, um den gemeinen Zwecken des Handels zu dienen, so schlummert dieser Instinkt, denn die gütige Natur verschmäh't es, ihre Wunderkräfte für andere als legitime Gegenstände in Bewegung zu setzen. Unter „legitim“ verstehe ich hier nichts, was die Throne und ihre Vererbung angehe, überhaupt nichts Politisches, sondern lediglich das eigentliche Verhältniß einer Erscheinung zu ihrer wirkenden Kraft.



So hatte mich denn Adrienne noch nicht lange in ihrer zarten Hand gehalten oder gegen ihr pochendes Herz gedrückt, als ich auch schon vermöge dieser Eigenschaft mich zum Herrn aller ihrer Gedanken gemacht und Alles was ihr zu fürchten und zu hoffen blieb, ergründet hatte. Diese Offenbarung kam aber nicht mit Einemmale über mich, wie es bei gewissen Somnambülen der Fall sein soll, denn wer wird in meinem Falle an Rosenkreuzerei und dergleichen denken? — sondern wie jedes Ding von der Ursache zur Wirkung fortschreitet, so brauchte auch ich einige Zeit stufenweisen Fortgangs, bis mir das Ganze klar ward. Das Einfachste bot sich zuerst meiner Wahrnehmung dar; das Weitere folgte dann zufolge einer gewissen magnetischen Entwicklung, mit deren Beschreibung ich mich jetzt nicht aufhalten kann. Ich habe mir übrigens vorgenommen, wenn ich erst mit dieser Erzählung zu Ende seyn werde, eine Vorlesung über diesen Gegenstand zu halten, wozu alle Redakteure des Landes ihre gewohnten Freikarten erhalten sollen, so daß die Welt unfehlbar wenigstens eben so viel erfahren wird, als diese verdienstlichen Diener des Publikums herausbringen werden.

Das Erste, was ich auf diese Art erfuhr, war die wichtige Thatsache, daß die Vicomtesse durch die jüngst ausgebrochene Revolution und die damit zusammenhängende Verbannung der Dauphine um alle ihre bisherigen Subsistenzmittel gekommen war. Dieser an sich schon so schwere Schlag war noch dazu im allernüchternsten Zeitpunkte gefallen. In dem Augenblicke, da die Katastrophe eintrat, stand nämlich einer der halbjährigen Renten-Termine vor der Thüre und dieser Zahlungstag kam und ging, ohne daß die beiden armen Geschöpfe auch nur über die Summe von zwanzig Franken zu gebieten gehabt hätten. Wären nicht wieder die Reliquien der großmütterlichen Aussteuer in die Lücke getreten, so hätten sie beide entweder betteln oder Hungers sterben müssen.

Der Drang der Umstände forderte jedoch eine Entscheidung für die Zukunft und zum Glück war der alten Dame, die schon so



manchen Schicksalswechsel überstanden hatte, noch genug Thatkraft geblieben, um ihre Parthie nehmen zu können. Paris war der beste Ort zur Verwerthung ihrer Schätze; dahin also machten sich beide, sie und Adrienne, auf den Weg, ohne einen Augenblick länger zu verlieren.

Sie fingen damit an, ihr Glück in den Läden zu versuchen; aber ach! im Herbst 1830 war dies ein schlechter Markt für Verkäufer! Da wurden täglich die kostbarsten Gegenstände für den zwanzigsten Theil ihres Ankaufspreises losgeschlagen. So sah die Vicomtesse ihren kleinen Schatz mit jedem Tage sich vermindern, denn auch das Leihhaus mußte sich in seinen Geschäften nach dem laufenden Verkaufswerthe der Pfandobjecte richten. Endlich geschah, was unter diesen Umständen nicht wohl ausbleiben konnte: Alter, Sorgen und vor Allem der jüngste empfindlichste Schlag thaten ihre Wirkung; die alte Dame erlag solchem Uebermaß von Mißgeschick, wurde bettlägerig, hinfällig und grämlich.

So fiel nun die ganze Last auf die schüchterne, zarte, unerfahrene Adrienne. Der Gedanke an das allgemeine Auskunftsmitel aller Mädchen in ihrer Lage — wenigstens in Ländern wie Frankreich, wo die Kultur so weit vorgeschritten ist — nämlich durch Mittheilung dessen, was sie selbst gelernt haben, an andere weibliche Individuen der dringendsten Noth zu entgehen, war auch Adrienne nicht fremd geblieben. Im Gegentheil war der Fall, daß sie noch einmal Erzieherin oder Gesellschafterin werden mußte, von jeher als ein nicht ferne liegender betrachtet worden. In diesem Augenblicke war aber bei Frau von Rocheaimard Befinden an etwas der Art gar nicht zu denken, wenn auch der Zustand des Landes ihr eine solche Aussicht gestattet hätte. Die arme Adrienne mußte also allen ihren Muth zusammennehmen, und der verzweifeltsten Lage, in der sie sich befand, fest ins Auge blicken, um ihre Maßregeln mit Bedacht nehmen zu können.

Armuth hatte Frau von Rocheaimard gezwungen, bei ihrer



Ankunft in Paris das wohlfeilste, was von anständigen Wohnungen zu haben war, auszusuchen, und da sie in der Voraussicht eines längeren Aufenthalts, so wie mit Berücksichtigung der bei längerer Miethen in der Regel eintretenden Preisermäßigung, für ein ganzes Halbjahr bezahlt hatte, so war Adrienne noch eine geraume Zeit wenigstens vor dem Neuesten sicher, sich obdachlos zu sehen. Die Wohnung befand sich in einem Zwischengeschoss des Place Royale, einem zwar abgelegenen, aber vollkommen anständigen Stadttheile, der in mancher Beziehung noch ganz besondere Vorzüge gewährte. Die Frau des Portiers war durch den Miethvertrag verbunden, die gröbren Dienste der Haushaltung zu verrichten; aber ach! der armen Adrienne blieben immer noch Sorgen genug übrig. Während die Pflege der Großmutter, welche selten das Zimmer verließ, sie beinahe allein in Anspruch nahm, mußte sie zugleich die Küche bestellen und hatte die noch weit schwerere Aufgabe, die nöthigen Subsistenzmittel herbeizuschaffen.

Einen Monat lang hatten die verschiedenen Aussteuerüberreste die Bedürfnisse der Großmutter gedeckt; aber diese Fundgrube war nunmehr nahezu erschöpft, und das arme verlassene Mädchen hatte mit Mühe eine Modistin gefunden, welche sich herbei ließ, ihre Nadel für einen Spottpreis auf acht bis zehn Stunden täglich zu miethen. Ohne einen Augenblick zu verlieren, hatte Adrienne, schon lange ehe ihr Bißchen Geld auf die Neige ging, dieses wenig einträgliche Geschäft begonnen, denn sie sah wohl, daß die Tage ihrer Großmutter gezählt waren und all ihr Sinnen und Trachten ging nur dahin, für die kurze Spanne Zeit, welche ihrer einzigen Verwandten noch übrig war, jeden Mangel von ihr fern zu halten und ihr ein ehrbares, christliches Begräbniß zu sichern. An sich selbst und ihre eigene Zukunft dachte das arme Geschöpf so wenig als möglich, obwohl bange Schauer unwillkürlich ihre geängstigte Seele durchbeben. Im Anfange der Krankheit hatte sie einen Arzt beigezogen; allein diese Ausgabe stand in zu großem Mißverhältniß mit



ihren Mitteln, und war auch durch das Befinden ihrer Großmutter nicht durchaus geboten. Der menschenfreundliche Mann versprach zwar, noch ein und das andere Mal unentgeltlich nach der Patientin zu sehen, und hatte sein Wort auch eine Zeit lang gehalten, war aber bald einer Dienstleistung müde geworden, welche in der That keinen wirklichen Zweck hatte, und gegen das Ende des Monats bekam ihn Adrienne nicht mehr zu sehen.

So lange ihre tägliche Arbeit für ihre eigenen kleinen Bedürfnisse auszureichen schien, blieb Adrienne verhältnißmäßig ruhig und machte sich unter Wachen, Thränen und Gebet auf den gefürchteten Augenblick gefaßt, der das letzte Band lösen sollte, welches sie an ein menschliches Wesen geknüpft hielt. Zwar lebten ihr noch einige entfernte Verwandte in Amerika, die im Beginne der Revolution von 1789 dahin ausgewandert waren; allein von ihnen war längst jede Spur verschwunden. In der That waren die männlichen Glieder gestorben und die Frauen waren Großmütterchen mit englischen Namen geworden, welche von einer Familie Namens Rocheaimard wohl kaum noch einige Kunde besaßen. Von daher hatte also Adrienne so wenig als von dem Manne im Mond zu erwarten. Aber die Schätze der Aussteuer waren so gut als erschöpft und der Vorrath an baarem Geld hatte sich auf einen Napoleon nebst etwas kleiner Münze reducirt — eine neue Erwerbsquelle mußte daher nothwendig, und zwar ohne Zeitverlust, ausfindig gemacht werden.

Unter den Kostbarkeiten der großmütterlichen Mitgift befand sich ein Stück ausgezeichnet feiner Spitzen, welche noch nie getragen worden waren; die Vicomtesse liebte es, sich durch deren Anblick an ihren früheren Glanz und Reichthum erinnern zu lassen und würde wohl niemals in eine Trennung von ihnen gewilligt haben. Gleichwohl hatte Adrienne dieselben, mit dem Wunsche sie zu verkaufen, der Modistin, für welche sie arbeitete, vorgewiesen, allein der Preis, der ihr darauf geboten ward, erschien ihr so sehr unter dem



wahren Werthe, daß sie sich nicht zu dem Handel entschließen konnte. Inzwischen war ihre eigene Garderobe beinahe völlig aufgezehrt worden — von der großmütterlichen nichts mehr vorhanden, was sich zu Gelde machen ließ, und so mußten denn jene Spitzen in irgend einer Weise ausgebeutet werden.

Während Abrienne über diese bittere Nothwendigkeit nachsann, kam ihr auf einmal unsere Familie in den Sinn. Sie wußte, nach welchem Laden wir spedirt worden waren und entwarf alsbald den Plan, eines von uns zu kaufen, das Auserwählte mit irgend einer kunstreichen Stickerei von ihrer eigenen Hand zu zieren und mit den Spitzen der Vicomtesse zu besetzen. Der Verkauf dieses Prachtstücks sollte ihr eine Summe einbringen, mit der sie alle leiblichen Bedürfnisse der Großmutter zu decken hoffte.

Edele Herzen sind in der Regel sanguinisch — Wunsch und Hoffnung halten bei ihnen gleichen Schritt mit einander. So hatte Abrienne gehört, daß mancher Wohlhabende ein so reich verziertes Tuch mit zwanzig Napoleon bezahlt habe und so sah sich das gute Kind im Geiste schon im Besitze eines kleinen Schatzes.

„Wenn ich meine Zeit recht zu Rath halte und meine früheren Spaziergänge einstelle,“ so sprach sie zu sich selbst, „so kann ich in zwei Monaten fertig werden, ich esse weniger und arbeite um so mehr, dann können wir auch mit dem, was wir noch in Kasse haben, zur Noth durchkommen.“

Das war das Geheimniß jenes Kaufs, der meine Wenigkeit um den Preis des letzten Sous, den das liebe Mädchen besaß, in ihre Hände geführt hatte. Das arme Kind! die Ausgabe hatte ihre Berechnung um ein Gutes überschritten, und sie konnte nicht nach Hause zurückkehren, ohne die entstandene Lücke durch den Verkauf einiger Artikel, welche ihr Ridicule noch nebenher verwahrte, einigermaßen auszufüllen, denn für die Modistin konnte sie unter zwei bis drei Tagen keine Arbeit fertig bringen und doch mußte



augenblicklicher Rath für die mangelnden Bedürfnisse der Großmutter geschafft werden.

Glücklich über ihre Erwerbung wandelte Adrienne die Quais entlang, als plötzlich diese unaufschiebliche Pflicht sich ihr aufdrang. Das Leihhaus war ganz außer ihrem Wege, sie sah sich daher nach einem Laden um, wo sie hoffen durfte, etwas an den Mann zu bringen, um dem Bedarf des Augenblicks abzuhelpen. Zum Glück besaß sie einen goldenen Fingerhut, ein Angebinde ihrer Großmutter zu ihrem letzten Geburtstage. Die Trennung von ihm ging ihr freilich schwer zu Herzen, allein es geschah ja nur, um die geliebte Geberin nicht darben zu lassen, und dieß machte das Opfer um vieles weniger schmerzlich. Er hatte einen Napoleon gekostet und ein Napoleon war damals eine ganze Schatzkammer in ihren Augen. Zudem hatte sie noch einen silbernen Fingerhut zu Hause „und selbst ein kupferner“ — dachte das aufopfernde Geschöpf — „wäre gegenwärtig gut genug für mich.“

Durch die Gänge, zu welchen sie ihre traurige Lage trieb, war Adrienne in einigen Juwelierläden bekannt geworden und nach einem von diesen richtete sie jetzt ihre Schritte. Nachdem ein Blick durch's Fenster sie vergewissert, daß nur eine Person ihres eigenen Geschlechts, die Frau des Juweliers, zugegen war, trat sie mit größerer Zuversicht und guten Muthes ein. „Madame,“ hub sie mit schüchternem Tone an, denn noch hatte die Noth sie nicht dreist oder gar frech zu machen vermocht, „Madame! ich habe hier einen Fingerhut, der mir entbehrlich ist; wären Sie vielleicht geneigt ihn zu kaufen?“

Die Frau nahm den Fingerhut, wog ihn prüfend und untersuchte seinen Gehalt mit dem Probierstein. Er war gar niedlich und klein, sonst hätte er nicht an Adrienne's Finger gepaßt: dies machte die Ladendame anfänglich stutzig und sie warf einen argwöhnischen Blick auf die Hand des Mädchens, deren Zartheit und Weiße sie aber überzeugte, daß der Fingerhut nicht gestohlen war.



„Wie viel rechnen Sie denn für das Ding zu bekommen, mein Fräulein?“ fragte die Frau sehr ruhig.

„Er hat einen Napoleon gekostet, Madame, und wurde eigens für mich gemacht.“

„Sie hoffen vielleicht, ihn um denselben Preis wieder zu verkaufen“ — so lautete die trockene Antwort.

„Dies nicht, Madame; denn natürlich werden Sie den nöthigen Profit in Anschlag bringen; haben Sie die Güte, zu bestimmen, wie viel Sie dafür zu geben gedenken.“

Adrienne konnte es, wie dieß bei zartfühlenden Naturen stets der Fall ist, nicht über sich gewinnen, für Anderer Zeit oder Arbeit einen Preis zu bestimmen; sie erschrak vor dem Gedanken, daß sie, ohne es zu wissen, der Frau in dem ihr gebührenden Gewinn zu nahe treten könnte. An der Aengstlichkeit und Unentschlossenheit der Verkäuferin merkte die Frau des Ladens augenblicklich, daß sie es mit einem sehr unerfahrenen Wesen zu thun hatte, und war feck genug, darnach zu handeln. Zuerst warf sie einen abermaligen Blick auf die kleine, zierliche Hand der Andern, ob auch keine Gefahr vorhanden sey, daß der Fingerhut nachher reklamirt werden könnte und als das Ergebnis dieser Prüfung beruhigend ausfiel, ließ sie ihr gemessenes Gebot in folgenden Worten vernehmen.

„Als die Zeiten noch besser waren, Mademoiselle, — ich meine ehe die Lumpen von Republikanern alle Fremden aus Paris verscheuchten, ja damals hätte ich Ihnen wohl sieben und einen halben Frank für diesen Fingerhut bieten können; wie aber das Geschäft jetzt geht, kann ich Ihnen keinen Sous über fünf Franken dafür geben.“

„Er ist von sehr gutem Golde, Madame,“ bemerkte Adrienne mit halberstickter Stimme, „man sagte meiner Großmutter, das Metall allein sey dreizehn Franken werth!“

„Vielleicht daß Sie in der Münze so viel dafür erhalten, wo sie Geld daraus schlagen, sonst aber giebt kein Mensch mehr als fünf Franken.“



Hätte Adrienne schon länger in dieser kalten, herzlosen Welt gelebt, sie wäre wohl schwerlich das Opfer einer so plumpen Erpressung geworden. So aber, unerfahren wie sie war und erschreckt durch die berechnete Ruhe der Wucherin, erbat sie sich die paar Franken so demüthig, als ob ihr eine Gnade damit widerführe, und entfernte sich eilig.

Erst als sie wieder allein auf der Straße war, fing sie an der Sache reiflicher nachzudenken. Mit fünf Franken konnte ihre Großmutter kaum eine Woche leben, sogar wenn sie den kleinen Vorrath an Holz und Wein mit einrechnete, den sie noch besaß, und nun hatte sie keine goldene Fingerhüte mehr wegzugeben. Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrem Busen und Thränen traten ihr in die Augen; allein man bedurfte ihrer zu Hause und so hatte sie keine Zeit, über die ganze Größe ihres Versehens nachzudenken.

### Sechstes Kapitel.

Beschäftigung ist ein süßer Trost im Unglück. Von all' den sinnreichen Martern, welche je im Lauf der Zeiten erfunden worden sind, ist wohl keine nur halb so grausam, als einsames Gefängniß — da zehrt der Geist, gefräßig wie der Geier des Prometheus, am eigenen Leben, besonders wenn ein böses Gewissen seinen Hunger vermehrt und seine Gier noch höher ansacht.

Adrienne hatte zu ihrem Glücke der augenblicklichen martervollen Sorgen so viele, daß ihr selten eine müßige Minute blieb, um hinter sich in die Vergangenheit zu sehen oder den bangen Blick in die Zukunft zu richten. Noch mehr — sie besaß ein reines Gewissen, denn nie hatte ein reineres Herz, ein edlerer Sinn in eines Weibes Brust gelebt. Und doch konnte das gute Kind sich Pflichtvergessenheit vorwerfen und es vergingen Stunden und Tage, bis ihre Gewissenskrupel wegen jener unbedachten Weggabe des



Fingerhuts, den sie als eine der Hülfquellen ihrer geliebten Großmutter betrachtete — dem Drucke größerer und schwererer Uebel wichen.

Sollte ich auch Methusalems Alter erreichen, ja sollte ich einmal der Ehre jenes Taschentuches gewürdigt werden, welches der Groß-Sultan der Obaliske seiner Wahl zuwirft, nie werde ich vergessen, mit welcher Theilnahme ich Adriennen zu der Thüre ihres kleinen Gemaches im Zwischengeschosß begleitete. Sie hatte mit des Portiers Tochterlein, Natalie, das Abkommen getroffen, daß das Kind gegen eine kleine Belohnung so lange bei der Großmutter blieb, als ihre kurzen Ausgänge dauerten, welche sich nicht vermeiden ließen. Wir fanden also die Kleine an der Thüre, mit Ungeduld ihrer Erlösung harrend.

„Hat Großmutter nach mir gefragt, Natalie?“ fragte Adrienne besorgt im Augenblicke des Eintretens.

„Nein, Mademoiselle! Madame hat die ganze Zeit geschlafen und das hat mich so gelangweilt.“

Die kleine Schildwache wurde mit ihrem Sou entlassen und Adrienne war nun in dem Borgemache allein. Die Ausstattung dieses Zimmerchens war höchst anständig, denn Frau von Rochesaimard bezahlte eine ziemlich beträchtliche Miethe und diese war in einem Zeitpunkte unmittelbar nach der Juli-Revolution festgesetzt worden, wo die Preise wohl um die Hälfte gefallen waren; so kam es, daß diese Räume in ihrem Aeußern keineswegs die Noth verriethen, welche sie gleichwohl einschlossen.

Adrienne ging durch das Vorzimmer, das zugleich zum „Speisesaal“ diente, und erreichte einen kleinen Salon, der in das Schlafgemach der Großmutter führte. Ein schneller Ueberblick belehrte sie, daß Alles in Ordnung war und ihre Aufregung verschwand nunmehr. Sie reichte der Großmutter einige Erfrischungen, erkundigte sich zärtlich nach ihren Wünschen, besorgte schnell einige kleine häusliche Geschäfte und setzte sich dann zur Arbeit, um ihr



eigenes tägliches Brod zu verdienen: denn die Minuten waren kostbar in ihrer Lage!

Ich dachte nicht anders, als nun werde die Reihe an mich kommen, besichtigt, auch wohl bewundert und geliebkost zu werden; aber nichts dergleichen ward mir zu Theil. Adrienne hatte Alles nach einem festen Plane geordnet und für mich waren lediglich die Morgenstunden bestimmt, welche sonst ein Gang zur Erholung in der frischen Luft ausgefüllt hatte. Für jetzt wurde ich bei Seite gelegt, doch war der Ort, wo ich ruhte, so beschaffen, daß nichts von dem, was um mich vorging, meinen Blicken entgehen konnte.

Der Tag verstrich dem gedulbigen Mädchen in unablässiger Arbeit, welche nur dann unterbrochen ward, wenn die Großmutter etwas bedurfte; diese Liebesdienste waren die einzige Erholung meiner armen Freundin. Eine leichte Suppe nebst einigen Weintrauben und etwas Brod bildete ihr ganzes Mittagmahl und ich bemerkte sogar, daß sie von den Weintrauben beinahe die Hälfte für den kommenden Tag zurücklegte. Offenbar war sie nicht mehr sicher, ob ihr Borrath für die Großmutter bis zur Vollendung ihrer Arbeit ausreichen würde und dieser peinliche Zweifel, der sich nicht bannen ließ, war für jetzt die größte Qual des armen Geschöpfes. Ueber diesen ersehnten Zeitpunkt hinaus hatte sie keine Sorgen mehr, denn die Hoffnung, daß ihre so glücklich ausgedachte Spekulation verhältnismäßig reiche Früchte tragen werde, stand unerschütterlich in ihrer Brust. Armes Kind! ihr Kummer war das Ueberströmen eines zärtlichen Herzens, und ihre Hoffnungen kleideten sich in die sanguinischen Farben der unerfahrenen Jugend.

Den nächsten Morgen kam ich an die Reihe. Es war nach und nach Frühling geworden, eine Zeit, welche über Paris ihren ganzen Reichthum an Naturschönheiten ausschüttet. Wir waren im April und schon begannen die Blumen die Luft mit Wohlgerüchen zu erfüllen und die öffentlichen Gärten mit ihrer Farbenpracht zu schmücken.



Madame de la Rocheaimard pflegte Morgens am tiefsten zu schlummern und Abrienne hatte seither keinen Anstand genommen, ihre Großmutter auf ein Stündchen zu verlassen, um auf dem kürzesten Wege die nächste Promenade zu gewinnen und in Gottes freier, frischer Luft Muth und Kraft für den Tag zu sammeln. Diesen schönen Genuß sollte sie sich von nun an versagen — ein Opfer, dessen Größe diejenigen, welche unverdorben und tugendhaft genug sind, um für solch ein unschuldiges Vergnügen Sinn zu behalten, namentlich wenn sie in die unnatürlichen Schranken einer Stadt gebannt sind — gebührend zu schätzen wissen werden. Abrienne brachte es ohne Murren, wenn sie auch nicht jeden Seufzer deshalb unterdrücken konnte.

Als mich das liebe Mädchen in den Rahmen spannte, um mich mit eigener niedlicher Hand zu zieren, warf sie einen Blick des Entzückens, ja selbst der Zärtlichkeit auf mich, dessen ich in meinem ganzen Leben nie wieder vergessen werde. Noch hatte sie von den üblen Folgen, welche ihre Selbstverläugnung für sie haben sollte, nichts zu verspüren gehabt: wenn auch ihre Wangen nicht gerade rosig blühten, so hatten sie doch die natürliche Farbe noch nicht ganz verloren, und das Auge, obgleich gedankenvoll, selbst traurig, war noch nicht eingefallen, noch kein Spiegel des Kammers und der Herzensangst geworden. Sie freute sich ihres Einkaufs und lebte und webte in den glänzenden Hoffnungen, welche ihre sanguinische Phantasie daran knüpfte.

In der Führung der Nadel besaß Abrienne ein ungewöhnliches Geschick, und ihr Geschmack war so fein gebildet, daß sie sich auch in der Kunst des Musterzeichnens eine große Meisterschaft erworben hatte. Schon früher, als man sich noch mit dem Plane trug, unsere ganze Sippschaft der Dauphine zu weihen, hatte man den Gedanken gefaßt, uns Taschentücher mit Stickereien zu versehen und zu diesem Zweck einige Zeichnungen von vollendeter Schönheit und Zierlichkeit vorbereitet — nichts von jenen plumpen, bedeutungslosen



Zierrathen, welche das Auge des Ungebildeten durch überladenen Prunk blenden, sondern wohlersonnene Umrisse, mit Sinn und Geschmack ausgeführt, an denen sich die Phantasie verfeinern, der Sinn fürs Schöne bilden konnte, und welche eben dadurch einem sonst sinnlos erscheinenden Luxus gewissermaßen als Entschuldigung dienen mochten. Von diesen hatte Adrienne eines der einfachsten, schönsten Muster ausgewählt, um es mittelst ihrer kunstreichen Nadel auf einem Gewebe zu verkörpern.

Der erste Stich an dieser Arbeit geschah mit dem Glockenschlag fünf in der Frühe des 14. April 1821, der letzte zwei Monate später am selben Tage um zwölf Uhr Mittags. Vier Stunden täglich saß Adrienne über den Rahmen gebückt, ganz verloren in ihre Stickerci und in die Luftschlöffer, welche sie darauf baute.

Manch schöner Blick in die lautere Seele des Kindes war mir in dieser kurzen Zeit verstattet. Ihr inneres Auge schweifte von Furcht zu Hoffnung über und verweilte mitunter auch bei ihren andern Arbeiten und dem geringen Preise, den sie sich mit diesem mühevollen, sklavischen Dienste erwarb. Die Modistin bezahlte sie nämlich ganz auf dem Fuße eines gewöhnlichen Nähmädchens, obwohl ihre feine, niedliche und geschmackvolle Arbeit recht wohl das Doppelte dieses Lohnes werth gewesen wäre. Er betrug für die untergeordneten Arbeiterinnen einen Frank täglich und dabei mußten die armen Geschöpfe noch selbst für Nahrung und Obdach sorgen. Die Klage über herabgedrückte Preise war damals allgemein und die arme Revolution hat in dieser Beziehung eine Masse häuslichen Elendes zu verantworten.

Wer von den Thorheiten oder, was dasselbe ist, von dem Luxus der Menschen lebt, ist mit seiner Plünderung auf zwei Klassen von Opfern angewiesen — die Konsumenten und die Producenten, sowohl die eigentlichen als die Arbeiter. Dies gilt nicht nur von der männlichen Klasse, sondern auch und in noch weit höherem Grade von dem schwächeren Geschlecht, welches häufig so hilflos ist, daß



es sich jedes Unrecht, jede Bedrückung gefallen läßt, nur um nicht ganz entblößt auf die Gasse gestoßen zu werden.

In dieser Kunst der Unterdrückung aber war die Modistin, welche Adriennen Arbeit gab, so ausgelernt, als dies ein alter Politiker nur immer seyn kann, der seit dem Jahre 1789 allen Schleichwegen gallischer Staatskunst gefolgt ist. Sie wußte recht wohl, welch einen Schatz sie an dem unerfahrenen Mädchen besaß, begriff aber eben so gut ihre Aufgabe, das anspruchlose Geschöpf seinen Werth nicht ahnen zu lassen. „Gebe ich ihr einen Frank,“ so kalkulirte die verschmitzte Prinzipalin, „so stehe ich nicht dafür, daß nicht vor der Zeit eine Ahnung von ihrer Wichtigkeit in ihrem Köpfchen aufsteigt; setze ich sie aber auf fünfzehn Sous, so wird sich ihr die Tugend der Demuth so gründlich einprägen, daß ich hoffen darf, sie noch einmal so lange zu behalten.“

Und dieses Raisonnement, welches an einer gewöhnlichen Näherin zu Schanden geworden wäre, bewährte sich bei Adrienne als vollkommen richtig. Sie nahm die fünfzehn Sous demüthig und dankbar hin, in steter Angst, auch diesen erbärmlichen Verdienst zu verlieren. Hätte man sie erst nach dem Stücke bezahlt, so konnte sie es recht gut auf das Doppelte täglich bringen; allein ihre Bestellerin hütete sich wohl, hierauf einzugehen, denn sie war bald inne geworden, daß sie es mit einer gewissenhaften Person zu thun hatte und von ihrer Arbeiterin dann am meisten Gewinn erpressen könnte, wenn sie deren Ehrgefühl volles Vertrauen schenke. So sollte diese also jeden Morgen um neun Uhr frühstücken, und Punkt Viertel auf zehn die Arbeit für ihre Prinzipalin beginnen; um ein Uhr hatte sie ein halbes Stündchen frei und um sechs war ihr Sklavendienst zu Ende.

„Ich habe mein Vertrauen einmal auf Sie gesetzt, Mademoiselle, und will Sie deßhalb ganz sich selbst überlassen. Wenn Sie mit ihrer Arbeit fertig sind, so bringen Sie mir das Stück nach Hause und Ihr Geld wird stets bereit seyn. Sollte es ein oder das andere  
Das gestickte Taschentuch.



Mal vorkommen, daß Ihre Großmutter mehr von Ihrer Zeit in Anspruch nimmt als gewöhnlich: nun so läßt sich das ja leicht einbringen; Sie fangen dann ein andermal ein halb Stündchen früher an oder machen länger fort oder arbeiten dazwischen einmal einen Tag über Rechnung. Sie kommen so weit besser zu, als wenn ich Sie Stückarbeit liefern ließe und ich will edelmüthig mit Ihnen verfahren. Sollte es einmal gerade besonders dringende Arbeit geben, nun dann, denke ich, kommt es Ihnen auch auf ein Stündchen oder zwei über die Zeit nicht an; für Licht werde ich natürlich sorgen. Aber wie gesagt, liebes Kind, seyen Sie nicht allzu gewissenhaft und nehmen Sie sich Zeit zur gehörigen Pflege Ihrer Großmutter. Du lieber Gott! die Verpflegung von Aeltern und Anverwandten ist ja eine unserer heiligsten Pflichten! Adieu, Mademoiselle, wir sehen uns bald wieder.“

Als die arme Adrienne wieder, mit mir beschäftigt, an ihrem Rahmen saß, wiederholte sie sich diese gleißnerische Rede Wort für Wort, gänzlich unfähig, die herzlose Falschheit auch nur zu ahnen, welche so deutlich daraus hervorlauerete. Mit fünfzehn Sous dachte sie auszukommen, ohne den kleinen Grundstock anzugreifen, welcher für die Großmutter bestimmt war, und damit war sie zufrieden. Das arme Kind! Sie hatte bei ihrer Rechnung weder an Miethzins, noch an Feuerung und Kleider, noch endlich an das gedacht, was sie an ihrer Gesundheit einbüßte — für Krankheit und andere Nothfälle blieb vollends nicht ein Pfennig übrig! Und doch glaubte sie sich noch glücklich schätzen zu müssen, daß man sie in einer so verhängnißvollen Zeit, wie sie damals über Frankreich schwebte, ein Sümchen verdienen ließ, das kaum einer an die härteste Entbehrung lange gewöhnten Grisette für die dringendsten Bedürfnisse zureichen würde.

Von den nächsten vierzehn Tagen habe ich wenig zu sagen. Frau von Rocheaimard wurde allmählig schwächer, konnte aber noch Monate lang leben und Adrienne hoffte sogar, sie würde gar nicht



sterben. Zum Glück waren ihre Bedürfnisse gering, obschon ihr Appetit launisch war und ihre Stimmung mehr und mehr grämlich wurde. Doch zeigte sich in Allem, was sie sagte oder that, die zärtlichste Liebe für ihre Enkelin, und das wohlthuende Bewußtseyn, von dem einzigen Wesen, das ihr so theuer war, geliebt zu werden, hob Adrienne leicht über all die kleinen Launen weg, welche fast immer die Begleiter von Alter und Gebrechlichkeit sind.

Ihr Geld hielt sie mit der äußersten Genauigkeit zu Rathe und wußte sich sogar von ihrem Bischöflichen Arbeitslohn einige Sous täglich abzusparen, um den Schatz der Großmutter zu mehren. Inzwischen hätte sie dies nicht vermocht, wenn nicht so Manches von den alten Schätzen noch vorhanden gewesen wäre, womit sich ein und das andere Mal eine augenblickliche Lücke ausfüllen ließ. Gleichwohl sah sich Adrienne nach Ablauf von vierzehn Tagen mit Einrechnung aller ihrer Ersparnisse auf ihren letzten Frank reduziert und nun mußte etwas geschehen, um Frau von Rocheaimard vor dem Neuesten zu sichern — die Sache litt keinen Aufschub.

Außer den bewußten Spitzen hatte Adrienne beinahe nichts mehr zu veräußern. Diese, ein wahres Kunstwerk, hatten ursprünglich fünf Louisd'or gekostet und zwei Napoleons waren Adriennen auch schon von ihrer Bestellerin, der sie das Prachtstück einmal gezeigt hatte, großmüthigerweise darauf geboten worden. Allein diese Spitzen waren ja bestimmt, die Pracht meiner Ausstattung zu krönen und sollten, wie sie hoffte, zum wenigsten den vollen Betrag ihres ursprünglichen Preises einbringen, wenn sie erst einem Gewebe von meiner Feinheit als schmückende Einfassung dienten. Sonst war nur noch der silberne Fingerhut vorhanden, der fünf Franken gekostet hatte; Adrienne rief also die Portierstochter herein und und machte sich alsbald selbst auf den Weg, um diesen einzigen Luxusartikel, der ihr noch geblieben war, mit guter Manier loszuschlagen.

„Un dé, ma bonne demoiselle!“ rief die Frau, der sie den



Fingerhut zum Kaufe anbot; „dies ist ein so ordinärer Artikel, daß ich gar nicht darauf bieten sollte, doch will ich dreißig Sous daran wagen.“

Adrienne glaubte, diesmal ihre Berechnung mit etwas mehr Menschenkenntniß angestellt zu haben. Bittere Erfahrungen hatten ihr bereits mehr denn eine eindringliche Lehre gegeben und sie fühlte die Nothwendigkeit, im Verkehr mit den Menschen mehr als bisher auf ihrer Hut zu seyn. Sie hatte auf drei Franken gerechnet, denn der Fingerhut war so gut wie neu, dazu nett gearbeitet, so daß er im Laden zu fünfzehn noch für wohlfeil gelten konnte. Sie nahm sich also ein Herz und sprach dies gegen die Handelsfrau aus.

„Drei Franken, Mademoiselle!“ schrie diese, „nimmermehr, seitdem jene drei Unglückstage allen Handel und Wandel gelähmt haben; kein Mensch ist mehr im Stande, einen solchen Preis zu bezahlen; ich will froh seyn, wenn ich selbst wieder so viel daraus löse. Indessen, da das Dingelchen ein artig Ansehen hat und das Silber ächt scheint, so wollen wir fünfunddreißig sagen, aber dann auch kein Wort mehr!“

Adrienne seufzte, nahm das Geld und eilte nach Hause. Zwei Stunden später erschien im Laden ein müßiger Käufer, der mehr Geld als Verstand hatte und mußte für denselben Fingerhut, als die „allerneueste Mode der Julirevolution“ sechs Franken bezahlen! So ließen sich gar manche Beispiele anführen, wie jenes glorreiche Ereigniß noch ganz andere Folgen herbeiführte, welche eben so schwer auf das gewöhnliche Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung zurückzuleiten wären.

Unterwegs rechnete Adrienne aus, daß sie mit Benützung des noch übrigen Vorraths von Wein, Zucker und Pfeilwurz das Budget ihrer Großmutter mit zehn Sous bestreiten konnte; von ihrem eigenen Lohn hatte sie bis jetzt täglich drei Sous zurückgelegt, was mit dem Erlöse des Fingerhuts und dem einen noch in Kasse befindlichen Frank gerade hinreichte, den Unterhalt für Frau von



Rocheaimard eine weitere Woche lang zu decken, wobei das arme Kind freilich an ihrer eigenen Person noch mehr als bisher sparen mußte.

Sobald sie zu ihrem Sticdrahmen zurückgekehrt war — denn diesem hatte sie in ihrer Gewissenhaftigkeit die paar Minuten zu dem Gange abgezogen — ging sie diese Berechnung noch einmal bei sich durch, und warf dann, als sie damit zu Ende war, einen Blick auf ihre Arbeit, als ob sie nach dem schon Vollendeten die Zeit bemessen wollte, die sie noch dazu brauchen konnte. Ihr Auge sagte ihr sogleich, daß nicht mehr als der vierte Theil fertig war; konnte sie übrigens nur über die nächsten sechs Wochen hinauskommen, so war sie vergleichungsweise reich zu nennen: die Miethe, welche in zwei Monaten zu Ende ging, wollte sie dann aufgeben, um eine wohlfeilere Wohnung auf dem Lande zu suchen; dorthin sollte die Großmutter gebracht und alsbald ein zweites Taschentuch — wozumöglich aus unserer Familie — angekauft werden, um während der Zeit, da sie von den Früchten der gegenwärtigen Arbeit lebten, für eine fernere Zukunft die Mittel vorzubereiten. Zwar reichten ihre Spitzen nicht zur Verzierung des zweiten Taschentuches, doch „mit dem reichen Erlöse des ersten ließ sich ja diesem Mangel abhelfen“, und so sah sie in ihrem einfachen Sinne keinen Grund vor sich, warum diese Quelle versiegen sollte, so lange ihre Kraft und Gesundheit ausdauerete, oder so lange wenigstens ihre Großmutter am Leben bliebe.

Wie die Arbeit die eine Krücke des Elenden ist, so bildet die Hoffnung gewiß die andere. Sie ist es, welche dem Müden und Beladenen, den die Gegenwart zu Boden drückt, liebliche Bilder kommender Tage vorführt, da ihm bessere Sterne leuchten werden; sie ist es, welche dem Menschen fortwährend den heilsamen und gewichtigen Trost vor Augen hält, daß unser Aller — wenn wir uns nur bei Zeiten darauf vorsehen — eine Zukunft wartet, welche jedes Unrecht vergüten, auf jede Wunde Balsam träufeln wird!



Abrienne bewegte sich wieder in dem gewohnten Geleise ihrer täglichen Beschäftigung: vier Stunden des Morgens für mich, dann das frugale Frühstück, zuletzt die Näharbeit für die Modistin, welche den übrigen Theil des Tags in Anspruch nahm und wofür sie nach wie vor ihre fünfzehn Sous erhielt. Das arme Mädchen! wenn sie endlich um eilf Uhr — denn so lange hielten sie in der Regel die Klagen und Kritteleien ihrer Großmutter am Krankenbette fest — ihr Lager suchen durfte, so fühlte sie eine Uebermüdung, welche allen Schlaf zu verschrecken anfing. Und trotzdessen fühlte sie sich noch glücklich, denn meine wachsende Schönheit übertraf bei Weitem alle ihre Erwartung, und ihr Eifer wurde dadurch so sehr gesteigert, daß sie, ohne Uebertreibung, die Arbeit von zwei Wochen in einer einzigen vollendet hatte.

Doch die wenigen Franken, welche Abrienne besaß, verminderten sich mit reißender Geschwindigkeit. Noch Einmal überzählte sie ihre Hilfsquellen und Mittel und diesmal wurde sie nicht so schnell fertig. Ihre eigene Garderobe hielt durchaus keine Verringerung mehr aus; schon im Beginn der Krankheit ihrer Großmutter hatte sie alles nur irgend Entbehrliche verkauft — denn bei der Selbstverläugnung, die ihr inwohnte, hatte sie jedesmal, so oft die Noth ein Opfer heischte, zuerst an ihren kleinen Kleidervorrath gedacht. Von Geschmeide hatte sie nie etwas Entbehrliches besessen, und wenn auch die Vicomtesse einige Reliquien ihres alten Glanzes für sie aufbewahrt hatte, so waren es nur noch Sachen von unbedeutendem Werth, da die Tage ihres Exils gar zu viele Ansprüche an ihre derartigen Hilfsquellen gemacht hatten.

Eines Abends, als Abrienne von der Modehändlerin ihren Lohn in Empfang nahm, wollte der Zufall, daß sie ein Gespräch mit anhörte, welches ihr die Gewißheit gab, daß sie nicht so wie die übrigen Mädchen bezahlt wurde. Daß ihre Arbeit die niedrigste im ganzen Laden sey, dies sagte ihr der oberflächlichste Blick und eben so wenig konnte ihr entgehen, daß sie an Fleiß die Uebrigen



bei Weitem übertraf. Da sie sich ihrer Meisterschaft in der Nadel bewußt war, so sah sie hierin auch gar nichts Ueberraschendes, desto seltsamer dünkte es ihr aber, daß die ergiebigste und beste Arbeit am schlechtesten bezahlt wurde. Sie verstand zu wenig von den Ränken selbstsüchtiger Spekulation, um zu wissen, daß es zu den gewöhnlichsten Kunstgriffen derselben gehört, geschickte Arbeiter in Unwissenheit über ihre Vorzüge zu erhalten, damit es ihnen nicht einfallt, für ihrer Hände Werk eine angemessene Belohnung anzusprechen.

Die Modistin erschrak, als ihr Adrienne mit der Würde einer feingebildeten Dame Vorstellungen machte; sie sah sich in Gefahr, ihre Beute zu verlieren. Zwei Hülfsmittel boten sich ihr dar — Erhöhung des Lohnes oder der Versuch, die Dienste, welche sie so ungerne verlor, in ihrem Werthe herunterzusetzen. Rücksichtslose Selbstsucht, sowie die Zuversicht auf ihre oft erprobte Schlaueit, bestimmten sie mit dem Letzteren den Anfang zu machen.

„Sie machen mich staunen, Mademoiselle!“ hub sie an, als Adrienne, zitternd ob dem was sie gewagt, ihre Rede geendet hatte. „Ich war lange mit mir im Zweifel, ob ich Ihnen nur fünfzehn Sous geben könnte, da so manche in dieser Beschäftigung aufgewachsene Mädchen sich mit geringerem Lohne begnügen. Ich fürchte, wir müssen uns trennen, es wäre denn, daß Sie von nun an mit zwölf Sous vorlieb nähmen.“

Adrienne stand wie erstarrt. Sie selbst, der Spiegel der Wahrheit und Lauterkeit, konnte nie auf den Gedanken kommen, daß ein Mensch — und gar noch eine Frau — falsch und grausam genug seyn könnte, um ein solches Spiel mit ihr zu treiben: und jetzt gerade, da sie die Möglichkeit vor sich zu sehen glaubte, ihr und ihrer Großmutter Leben noch bis zur Vollendung des Taschentuchs zu fristen, jetzt mußte ihr ein Wechsel drohen, der ihr Alles, Alles entziehen sollte! Und selbst in dieser furchtbaren Krisis blieb ihr Gewissen noch so zart, daß sie Bedenken trug, ob sie ihren früheren



Lohn, wenn er wirklich nicht ganz verdient sey, noch ferner annehmen dürfe.

„Ich hatte gehofft, Madame!“ stammelte sie, indem sich ihre schon lange farblosen Wangen abwechselnd rötheten und mit Todtenblässe überzogen, „ich hatte gehofft, daß Sie mit mir Ihre Rechnung sänden, Madame! Gewiß, gewiß, ich bringe Ihnen jeden Abend eben so viel Arbeit, als irgend eines der Mädchen, welche Sie beschäftigen.“

„Darin stehen Sie allerdings wenigen nach, Mademoiselle, das will ich nicht bestreiten, allein Sie können sich denken, daß die Arbeit von Leuten, welche dazu geboren und erzogen sind, den Kunden besser gefällt, als Ihrer Hände Werk, die Sie zur großen Dame gebildet wurden. Indessen will ich meine Hand nicht ganz von Ihnen abziehen, weil ich weiß, daß Ihre gute, arme Großmutter — —“

„Si — si, Madame!“ fiel Adrienne hastig, vor Angst an allen Gliedern zitternd, ein.

„Ich weiß das Alles, Mamsellchen! und die gute alte Dame soll nicht darunter leiden; Sie sollen zusammen wieder mit Ihren fünfzehn Sous beglückt werden. Ja, und um Ihr Herz zu erleichtern, Mamsell, will ich dies sogar auf ein ganzes Jahr kontraktlich fest machen lassen.“

„Nein — nein — nein,“ murmelte Adrienne, die sich um Alles in der Welt in ihren Plänen für die Zukunft nicht binden lassen wollte, so froh und dankbar sie auch für den Augenblick war — „Dank, tausend Dank, Madame! morgen sollen Sie sehen, was ich leisten kann.“

Und Adrienne nähte den folgenden Tag, bis ihr nicht nur Brust und Finger schmerzten, sondern ihr Herz beklommen wurde. Das arme Kind ahnte nicht, daß sie damit ihrer Drängerin nur einen Grund zu noch gesteigerteren und verderblicheren Anforderungen in die Hände gab. Die Furcht, zuletzt auch diesen Verdienst und mit ihm alle Hoffnung auf mich zu verlieren, schwebte ihr beständig vor Augen, ihre Hand beflügelnd und ihre Kräfte zur äußersten Anstrengung spannend.



Diese ganze Zeit über war Frau von Rocheaimard in langsamem, aber beständigem Abnehmen begriffen. Alter, Gram und Noth hatten das Werk der Zerstörung mit ihrem gewöhnlichen Erfolge betrieben, und schon nahte der Tod, um der düsteren Scene ein Ende zu machen. Diese Aenderung geschah jedoch so sachte, daß Adrienne nichts davon gewahr wurde, wie sie denn überhaupt glaubte, die Trennung von einem Wesen, an dessen Gegenwart, Umgang und Liebe sie ganz allein gewöhnt war, könne für sie kaum in den Grenzen der Möglichkeit liegen.

Alles hienieden predigt dem Menschen die ernste Lehre einer geheimnißvollen Zukunft, sowie die Nothwendigkeit, so zu leben, daß man jederzeit zu sterben gefaßt ist!

Die, denen wir das Leben danken, sinken in's Grab — Alles was wir lieben, wird von unserem Herzen gerissen; all' unser Thun und Sinnen ist der allgemeinen Vergänglichkeit verfallen! Die Vereinigung zweier Wesen mag noch so innig seyn, mag noch so viele Jahre gedauert haben und durch so mannigfaltige Bande befestigt seyn, daß sie uns unauflöslich scheint — Alles ist doch nur Schein! Früher oder später wird die Stunde kommen, welche sie mit ihrer ganzen Vergangenheit dem Nichts übergiebt und nur das Eine davon übrig läßt, daß der Zukunft die Wege bereitet worden sind.

Durch übernatürliche Anstrengung und lange Nacharbeit war Adrienne endlich ihrem ersehnten Ziele nahe gekommen — noch ein Tag Arbeit und meine Ausschmückung war vollendet! Auch war es ihr bis hieher noch gelungen, indem sie sich selbst beinahe jede Nahrung versagte und alles nur irgend Entbehrliche zu Geld machte, sich und ihre Großmutter durchzubringen.

In Augenblicken wie dieser kann das Gefühl der Eitelkeit gar nicht in Frage kommen. Ich war unstreitig von seltener Schönheit; in ganz Paris war kein solches Tuch mehr, so nett, so geschmackvoll geflickt, so fein, mit so reichen Spitzen besetzt. So hoch sie auch ihre Erwartungen über meine Vollendung gesteigert hatte, das



Resultat sollte sie doch alle weit übertreffen — und als nun diese Entscheidung herannahete, da sollte auch sie erfahren, wie selten ein Erfolg hienieden unseren Hoffnungen und Ansprüchen zu entsprechen pflegt. Jetzt im Angesichte der Vollendung der mühevollen, erschöpfenden Arbeit, jetzt fühlte sie nicht das Entzücken, in dessen Vorgefühl sie früher geschwelgt hatte. — Ach! nicht an mir lag die Schuld, sie selbst hatte diese Täuschung hervorgerufen. Die Kraft des armen Mädchens hatte sich in stetem Hoffen aufgezehrt und als ob auch sie über die Eitelkeit menschlicher Wünsche belehrt werden sollte, so sah sie jetzt dem Gegenstande, der sie so verführerisch aus der Ferne angelächelt hatte, da sie ihn nun mit den Händen fassen konnte, die glänzende Maske entfallen, so daß nichts als die nüchterne Wirklichkeit zurückblieb. Und dies war durchaus nichts Besonderes; es war nur die Folge eines ganz gemeinen Naturgesetzes.

### Siebentes Kapitel.

Der Morgen des 14. Juni war angebrochen. Paris pflegt um diese Zeit sein reizendstes Gewand anzulegen: seine Gärten besonders sind der Hauptstadt Europa's würdig und stehen jedem anständig Bekleideten zur Benutzung offen.

Adrienne saß am offenen Fenster ihres Stübchens, um, so viel sie konnte, von den balsamischen Düften einzuziehen, welche aus einem Gärtchen unter demselben emporstiegen. Der Zutritt in dieses kleine Eden war ihr versagt, denn der Garten war das Eigenthum oder stand wenigstens in ausschließlicher Benutzung eines das Parterre des Hauses bewohnenden Miethmannes; aber Niemand konnte ihr wehren, ihren Blick an demselben zu weiden, so oft sie das Auge von ihrer Stickerei aufschlagen konnte.

Das arme Mädchen war nicht mehr was es vor zwei Monaten gewesen war. Noch einige wenige Stunden und das Werk war



vollendet; aber die bleiche Wange, das hohle Auge und der ängstliche Blick sagten deutlich genug, wie viel sie an Leben und Gesundheit zugelegt, bis es sein jetziges Stadium erreicht hatte. In dem Maße, als ich an Schönheit zunahm, war die Hand, die mich schmückte, abgezehrt und wenn ich ausblickte, um ein wohlgefälliges Lächeln zu erhaschen, so fand ich Gram und Schwermuth in den einst so lieblichen Zügen. Und doch war der Gesang der Vögel — Paris ist voll von diesen Sängern — um nichts weniger süß, der Duft der Rosen nicht minder würzig, das Grün eben so frisch als sonst. Die Natur läßt sich in ihrem ewigen Gange nicht aufhalten, um in den Schmerz eines einzelnen Opfers der menschlichen Gesellschaft einzustimmen, und gerade dann, wenn das Elend am tiefsten ist, liegt etwas furchtbar Ergreifendes in diesem unzerstörbaren, lächelnden Gleichmuth der uns umgebenden Natur, welche uns das Nichts der Kreatur so eindringlich vor Augen hält.

Abrienne war diesen Morgen noch früher als gewöhnlich aufgestanden, fest entschlossen, bis gegen Mittag ihr Tuch fertig zu sehen, an welchem in der That nur noch die Spitzen anzusetzen waren, denn ihre Ungeduld machte es ihr geradezu unmöglich, wenigstens für heute, die Arbeit der Modehändlerin vorzunehmen. Sie hatte den ganzen letzten Monat buchstäblich von bloßem Brode gelebt; anfangs war es ihr noch möglich gewesen, ihr karges Mahl mit einigen Weinbeeren zu würzen, später aber hatte sie es ganz auf Wasser und Brod verringert. Doch war es im Ganzen weniger diese unzureichende Nahrung, was ihre Gesundheit untergrub, als die Entbehrung der frischen Luft, der Mangel an Bewegung, das ununterbrochene Sitzen bei anstrengender Arbeit, die schlaflosen Nächte und das Fieber monatelang sich hinschleppender Hoffnungen. Dann fehlte dem armen Kinde auch der belebende Umgang mit einem verwandten Wesen: sie war buchstäblich ganz allein und ihr Verkehr mit Menschen beschränkte sich in der Regel auf die kurzen Besuche bei der Modistin. Ihre Großmutter lag meistens im Schlummer, und



wenn sie einmal sprach, so geschah es mit dem grämlichen Wesen einer alten, franken Frau und nicht in den zärtlichen Tönen der Liebe. Dies war das Schmerzlichsie von Allem; doch trug es Adrienne mit musterhafter Standhaftigkeit und schmeichelte sich mit der Hoffnung, wenn sie die Großmutter auf's Land bringen könnte, werde diese neues Leben gewinnen und damit auch ihre alte Zärtlichkeit für sie wiederfinden. So arbeitete sie mit erneuter Emsigkeit, wenn sie auch manchmal ihre Thränen nicht ganz zurückdrängen konnte. Von all' dem Mißgeschick, welches sie umlagerte, ging dem armen Mädchen nichts mehr zu Herzen, als daß sie nicht einmal Zeit zum Beten hatte. Sie hatte für jetzt keinen Lohn von der Modistin zu gewärtigen und konnte also die Stickerei nicht eine Sekunde ruhen lassen; nur während ihrer emsigen Arbeit selbst durfte sich ihre Seele in heißem, inbrünstigen Gebet ergießen.

Zum Glücke war das Befinden der Frau von Rocheaimard den ganzen Morgen über ungewöhnlich gut und Adrienne, obgleich durch Anstrengung und schmale Kost — sie hatte eben ihren letzten Bissen, ein halbes Bröddchen, zum Frühstück verzehrt — beinahe erschöpft, konnte ungestört bei ihrer Arbeit bleiben; die Nähe des Zieles trieb sie immer heftiger zur Eile und ihre Nadel flog ordentlich über die Leinwand. Aber mit einem Male ließ sie mich auf ihren Schoß fallen und brach in eine Fluth von Thränen aus, die bald in hysterisches Schluchzen übergingen. Ich dachte nicht anders, als sie würde jetzt in Ohnmacht fallen; doch ein Glas Wasser beruhigte sie wieder und der Anfall, in welchem sich ihre erschöpfte und überreizte Natur Luft gemacht hatte, ging vorüber.

Das Werk war vollbracht und auf ihren Knien lag wenn nicht das reichste, doch gewiß das niedlichste, eleganteste Taschentuch von Paris. In diesem entscheidenden Augenblicke öffnete sich die Thüre und Demoiselle Désirée, die Comptoir dame, trat in's Zimmer.

Dieses ränkevolle Weib hatte Adrienne in demselben Augenblick, da diese das Tuch einkaufte, zu ihrer Beute ausersehen und sie



von Stund an nicht mehr aus den Augen verloren. Mit Hülfe kleiner Geschenke wußte sie die kleine Natalie zu bestechen und erfuhr so das allmähliche Fortrücken der Arbeit, sowie daß diese höchst wahrscheinlich noch an diesem Morgen zum Verkaufe fertig werden würde. Unter dem Vorwand, die zum Vermiethen ausgedienten Zimmer einsehen zu wollen, war sie nun bis zu mir vorgebrungen, hatte mit einer kurzen Entschuldigung ihre Wünsche erklärt, worauf sie von Adrienne mit größter Zuverlässigkeit in der kleinen Wohnung herumgeführt wurde.

„Wann geht Ihre Zeit zu Ende, Mademoiselle?“ fragte Désirée in gleichgültigem Tone.

„In der nächsten Woche, Madame; zu Anfang derselben gedenke ich mit meiner Großmutter auf's Land zu ziehen.“

„Daran thun Sie in der That sehr wohl; Niemand, der die Mittel dazu hat, sollte nach Ablauf des Juni in Paris bleiben. — Gott! welch' wunderschönes Taschentuch! Gewiß — nein, gewiß nicht Ihre eigene Arbeit, Mademoiselle?“

Als Adrienne einfach bejahte, verdoppelte sich die Bewunderung der Kommissionärin. Während sie mit den Augen das Zimmer musterte, um die Aussichten für ihren Einkauf zu prüfen, erkundigte sie sich, ob das Tuch bestellt sey. Adrienne erröthete zwar, erwiderte aber gleichwohl, diese Anwandlung von Schaam überwindend, es sey zum Verkauf bestimmt.

„Ah so! nun ich wüßte eine Liebhaberin dazu, eine meiner Freundinnen, welche ein Lager von Putzwaaren hält und dergleichen Artikel besser als irgend Jemand bezahlt, denn Sie müssen wissen, daß gewisse russische Fürstinnen ihr alle kleinen Geschäfte dieser Art anvertrauen. Haben Sie denn schon daran gedacht, Ihren Preis zu machen, Mademoiselle?“

Der Hoffnungsstrahl, welcher Adriennen aus diesen Worten entgegenleuchtete, zauberte abermals Rosen auf ihre Wangen, denn die Frage, wie der Verkauf gelingen werde, hatte immer wie ein



Gespensst vor ihrer Seele gestanden. Sie bekannte die Wahrheit und sagte, daß sie mit den Preisen solcher Artikel unbekannt sey und nur zuweilen schon gehört habe, wieviel reiche Damen dafür zu bezahlen pflegten.

„Ja, das ist ganz was Anderes! Solche Leute, meine Liebe, geben immer zweimal so viel, als ein Ding werth ist. Nun lassen Sie einmal sehen — das Tuch kostet Sie zehn Franken?“

„Acht und zwanzig,“ verbesserte Adrienne mit zitternder Stimme.

„Acht und zwanzig! du mein Gott! Da sind Sie schändlich geprellt worden! Zehn wären schon ein hoher Preis in einer Zeit, da alle Fremden fort sind. — Bleiben wir also bei zehen. Die Spitzen hier — die mögen wohl einen Napoleon werth seyn: ja, ja, wir können sie zu einem Napoleon rechnen.“

Der armen Adrienne sank der Muth: sie hatte sie wenigstens fünfmal so hoch angeschlagen.

„Das macht also dreißig im Ganzen für Ihre Auslagen,“ fuhr ihre Quälerin mit unerbittlicher Ruhe fort, „und nun die Arbeit. Sie mögen wohl vierzehn Tage zu dem niedlichen Dingelchen gebraucht haben?“

„Zwei Monate,“ erwiderte Adrienne kleinlaut.

„Was Sie sagen — zwei Monate! Ach ja, Sie sind wohl an dergleichen Beschäftigungen nicht gewöhnt; da geht freilich die Arbeit nicht so recht von der Hand.“

„Ich konnte nur des Morgens und spät in der Nacht daran arbeiten; aber dennoch sollte ich meinen, daß ich gar manche volle Stunde darauf verwendet habe.“

„Und Sie nickten wohl auch zuweilen darüber ein? — Nun gut, wir wollen einen Monat sagen. Dreißig Tage zu zehn Sous thut fünfzehn Franken, dazu die dreißig, die wir für Ihre Auslagen hatten, macht im Ganzen fünf und vierzig Franken — parole d'honneur, eine hübsche Summe für ein Taschentuch! Ja, ja, so



viel müssen wir fordern, meine Liebe, dann können wir immerhin fünf Franken herunterhandeln lassen, da wir doch noch zwei Napoleons bekommen.“

Adrienne fühlte, wie ihr Herz so großem Weh erlag. Mangel an Nahrung hatte ihre Geisteskraft gelähmt und hier kam vollends ein Schlag, der all' ihre goldenen Träume vernichtete. — Es war zu viel! Wußte sie denn nicht, daß Taschentücher wie das ihrige in den Läden häufig zu zwanzig Napoleons verkauft wurden? Ja, aber das war ihr freilich unbekannt, welche enormen Procente der Buchergeist und die Habsucht der Kaufleute von der Einfalt und Eitelkeit der Käufer zu erheben pflegt.

Das unglückliche Mädchen! es würde wohl unter der Wucht dieses Schlags das Bewußtseyn verloren haben, hätte sich nicht vom Krankenbette her die schwache Stimme der Großmutter vernehmen lassen — eine Aufforderung, welche Adrienne niemals überhörte und die jetzt das arme Kind für den Augenblick die Ursache ihres Kummers vergessen ließ.

„Meine arme Adrienne,“ flüsterte Frau von Rocheaimard mit einer Särtlichkeit des Tons, wie sie ihre Enkelin schon seit mehreren Wochen nicht mehr vernommen hatte, — „meine arme Adrienne, die Stunde der Trennung ist nahe — —“

„Großmutter! — theuerste Großmutter!“

„Nicht doch, geliebtes Kind! Gott will es so. Ich bin alt und die Schatten des Todes sind über mir. Es ist ein Glück, daß er mir so mild und freundlich nahe tritt in einem Augenblicke, da ich so gut darauf vorbereitet bin. Das Grab, geliebte Adrienne, bietet uns Ausichten, wie kein anderer Schauplatz sie gewähren kann. Edles Blut und altadeliger Name sind nichts vor der Gnade und Barmherzigkeit Gottes! Vergieb mir, wenn ich jemals Dein unschuldiges Herz auf Eitelkeiten gelenkt habe — es war eine von den Schwächen des Alters. Alles, Alles ist eitel unter der Sonne — erst jetzt, da es zu spät ist, vermag ich dies einzusehen. Hüte



Dich, Kind meiner Liebe, daß nicht mein Fehler auch der Deinige werde. Küsse mich, Adrienne, und bete für meine Seele, wenn Alles vorüber ist.“

„Ja theuerste, geliebteste Großmutter! Du weißt, ich will.“

„Du mußt den Rest meiner Aussteuer zu Geld machen, um Dir nach meinem Tode ein gemächliches Auskommen zu sichern.“

„Ich will Alles thun, was Du willst, theuerste Großmutter.“

„Vielleicht wirst es noch so viel ab, daß Du Dir vier- bis fünfhundert Franken Renten kaufen kannst, und damit hast Du genug, um einfach zu leben.“

„Ja, ja, Großmutter, das ist wohl möglich.“

„Den Fingerhut mußt Du aber nicht verkaufen — nicht wahr? Den behältst Du zum Andenken an Deine Großmutter?“

Adrienne beugte das Haupt und stöhnte laut. Ihre Großmutter verlangte jetzt nach einem Priester und die Gedanken des Mädchens nahmen eine andere Richtung. Dies war ein Glück für die Arme, denn ihr Geist wäre dieser Qual wohl endlich unterlegen.

Frau von Rocheaimard endete noch in derselben Nacht in den Armen Adrienne's, welcher der bon curé und die Portiersfrau Beistand leisteten. Ihr letztes Wort war ein Segen über das schöne und edle Wesen, welches seine franke Großmutter so treu und liebevoll bis an ihr Ende gepflegt hatte.

Nachdem Alles vorüber und die Leiche ausgelegt war, verlangte Adrienne mit ihr allein gelassen zu werden. Weder im Leben noch im Tode konnte ihre Großmutter je ein Gegenstand des Schreckens für sie seyn und überdies wäre außer ihr wohl schwerlich Jemand zur Todtenwache bereit gewesen. Sie konnte im Verlauf der Nacht sogar ein wenig einschlummern — ein Tribut, welchen die Natur gebieterisch von ihren erschöpften Kräften einforderte.

Der folgende Tag stürzte die Arme in neue Angst und Nöthen. Der Leichenbeschauer kam, wie dies in Frankreich üblich ist, um seinen Bericht zu erstatten: die Anstalten zur Beerdigung mußten



getroffen werden. Unter diesen Umständen mußte Adrienne das Erscheinen Désirée's, welche ihr im Laufe des Morgens einen Besuch machte, wozu sie die Scene von gestern, der sie größtentheils beige-wohnt hatte, zu berechtigen schien — als ein wahres Glück betrachten.

Sie bot Adrienne ihre Dienste als Kommissionärin an und diese, wohl oder übel, mußte sie annehmen, da sie in solchen Dingen nicht für sich selbst zu handeln gewöhnt war. Kaum hatte sie die nöthige Anweisung oder vielmehr die Antwort auf ihren eigenen Wink erhalten, so eilte sie sogleich von dannen, um die erforderlichen Weisungen zu geben und Adrienne blieb nun wieder allein bei der Leiche ihrer geliebten Großmutter.

Sobald ihre Aufregung nachließ, trat eine tiefe Abspannung an deren Stelle und ihre eigenen körperlichen Bedürfnisse fingen an sich fühlbar zu machen. Seit mehr als dreißig Stunden war keine Nahrung mehr über ihre Lippen gekommen und ein ärmliches, trockenes Brod war ihr letztes Frühstück gewesen. Vor Hunger einer Ohnmacht nahe, fühlte sie nach ihrer Börse, um Natalien zu einem benachbarten Bäcker zu schicken — und jetzt trat ihr das ganze Elend ihrer Lage in nackter Wirklichkeit vor Augen. Sie hatte nicht einen Heller; der letzte Sous war für das gestrige Frühstück daraufgegangen.

Schon fühlte sie eine todtähnliche Schwäche über sich kommen, als ihr angstvoll umherspähendes Auge auf das Tischchen fiel, worin sie gewöhnlich die für ihre Großmutter bestimmte Nahrung aufbewahrt hatte. Da stand noch etwas Gerstenschleim und eine dünne Brodsuppe, und obgleich dies Alles war, was das arme Kind vom Hungertode zu trennen schien, so zauderte sie doch, sich dieser Speisen zu bedienen: kam dies doch ihren Augen gleichsam wie eine Verletzung des Heiligsten vor. Sie besann sich einen Augenblick — da gewann aber die richtigere Betrachtung die Oberhand, daß ihre Pflicht für die theure Verwandte von ihr fordere, ihre körperlichen Kräfte zu erneuen, um auch der Todten noch ihre Schuld zu entrichten.

Das gestohlene Taschentuch.



So nahm sie denn in einer Art heiliger Ehrfurcht das kleine Mahl zu sich und fühlte sich bald so weit gestärkt, um ihre Seele im Gebet erheben zu können.

„Mademoiselle wird so gut seyn, mir zehn Franken zu geben,“ sprach Désirée bei ihrer Rückkehr; „ich habe alles Nöthige bestellt, brauche jetzt aber auch Geld, um einige Kleinigkeiten zu bezahlen, welche man in Kurzem herbringen wird.“

„Ich habe kein Geld, Désirée, — nicht einen Sous.“

„Kein Geld, Mademoiselle? Aber ums Himmels willen, wie sollen wir denn Ihre Großmutter beerdigen?“

„Das Taschentuch —“

Désirée schüttelte den Kopf und sah nun, daß sie ihre meisten Bestellungen zurücknehmen mußte. Doch war sie ein Weib und fühlte menschlich, konnte also ein so hülfloses Wesen in einem Augenblicke der höchsten Bedrängniß unmöglich ganz im Stiche lassen.

„Dies Taschentuch läßt sich für fünf und vierzig Franken verkaufen, Mademoiselle,“ begann sie nach augenblicklichem Nachdenken; „so viel will ich selbst dafür geben, ohne für meine heutigen Dienste einen Heller anzurechnen. Ihre gute Großmutter muß ein christliches Begräbniß haben, das ist gewiß — es wird ohnehin für zwei Napoleons ärmlich genug ausfallen. Was sagen Sie dazu, Mademoiselle, — wollen Sie die fünf und vierzig Franken von mir annehmen oder ziehen Sie vor sich an die Buchhändlerin zu wenden?“

„Ich kann jetzt zu Niemand gehen, Désirée. Geben Sie mir das Geld und machen Sie, daß meiner geliebten Großmutter die letzte Ehre, wie sich's gebührt, erwiesen wird.“

Adrienne sprach dies mit der Ruhe der Verzweiflung. Ohne Ausdruck in den hohlen Augen, ohne einen Tropfen Bluts in den bleichen Wangen saß sie da, die Hände regungslos in dem Schoße ruhend — ein Bild der völligsten Hülflosigkeit.

Désirée legte zwei Napoleons auf den Tisch, indem sie fünf Franken für einige augenblickliche Ausgaben zurückbehielt, und nahm



mich dann in die Hand, um sich zu überzeugen, ob sie nicht zu viel gethan habe. Die Untersuchung schien befriedigend ausgefallen zu seyn, denn ich wurde mit großer Sorgfalt in ein Körbchen gepackt, worauf die Kommissionärin ihre Gänge wieder antrat. Obgleich sie es diesmal mit ihren Diensten gut und ehrlich meinte, hielt sie doch gleichwohl nicht für nöthig, aus Adrienne's Armuth ein Geheimniß zu machen — eine Entdeckung, welche kaum noch der Portiers Frau anvertraut war, als sie auch schon dem Hauseigenthümer mitgetheilt wurde.

Adrienne hatte jetzt Mittel in Händen, sich Nahrung zu verschaffen; allein da sie nicht wissen konnte, wie viel das bevorstehende Leichenbegängniß in Anspruch nehmen würde, so war es ihr Gewissenssache, sich wie bisher auf trocknes Brod zu beschränken. Am Abend erschien Désirée mit der Meldung, daß das Leichengeleite auf den andern Morgen angesagt sei; sie habe Alles so wohlfeil als möglich eingerichtet, habe aber doch fünf und dreißig Franken gebraucht, denn billiger lasse sich die Sache unmöglich abmachen.

Adrienne bezahlte die Summe und fand sich nun noch im Besitze von netto vier und einem halben Franken. Désirée aber verabschiedete sich für die Nacht und nahm mich als wohlverworfenes Eigenthum in ihrem Körbchen mit nach Hause. In meiner neuen Behausung angekommen, wurde ich auf einen Tisch gelegt, von wo ich durchs offene Fenster zu dem sternbesäten Nachthimmel emporschauen konnte. Der Anblick jener wandelnden Welten, welche nach der Behauptung der Astronomen die Sonnen neuer Systeme bilden, versenkte mich in Betrachtungen über die vor unserem inneren Auge liegende Ewigkeit und meine Gefühle lösten sich in sanfte Wehmuth auf, wenn ich wieder an die Spanne Zeit zurückdachte, welche wir alle hienieden unter dem Joche des Unrechts und der Bedrückung zu durchleben haben. Solche Betrachtungen sind gar oft nothwendig, um uns Ergebung in die geheimnißvollen Wege der Vorsehung einzulösen, deren Rathschlüsse uns



oft so ungerecht scheinen und deren Plane so unerforschlich sind. Wenn man nur erwägen will, wie die Zeit der Ewigkeit gegenüber nur ein Staubkorn ist, wenn man sich nur das Tröstende des: „wen der Herr lieb hat, den züchtiget er“, ins Gedächtniß prägt, dann wird man die Leiden dieses Lebens leicht, ja mit Freudigkeit tragen.

Die Art und Weise, wie Désirée über mich verfügte, wird der Leser im folgenden Kapitel erfahren.

---

### Achtes Kapitel.

Der Leser darf aus dem Vorhergegangnen nicht auf eine ungewöhnlich niedrige Denkweise der würdigen Demoiselle Désirée schließen. Künstlich war sie allerdings in einem gewissen Grade — wo ist die Unterhändlerin, die es nicht wäre? — allein sie zeigte auch ihre Anwandlungen von Herzensgüte, so gut wie irgend jemand und hatte immerhin einiges von ihrer Zeit und also auch etwas Geld geopfert, um Adrienne in ihrer Noth zu dienen. Was den Handel mit mir anbetraf, so schlug dieß in ihr „Geschäft“ ein, und man wird selten finden, daß die Menschenliebe jene zur andern Natur gewordene Politik der Gewerbsleute überwältigt.

Désirée war keineswegs ganz ohne Mittel und brauchte sich daher in ihrer nunmehrigen Aufgabe, die nöthigen Procente aus dem geschlossenen Kaufe zu ziehen, nicht zu übereilen. So mochten nach meiner Berechnung wohl zwei bis drei Jahre hingegangen seyn, ehe sie mich wieder aus der Schublade hervorzog, in welcher ich so lange als eine Art „Reservekorps“ gelegen hatte. — Am Schluß dieser Periode kehrten ihre Gedanken zu ihrem Schatze zurück und bald zeigte sich eine Gelegenheit, mich vortheilhaft zu verwerthen, da sie mich, um für jeden annehmbaren Handel, der sich etwa darbieten möchte, in Bereitschaft zu sein, in ihren Ridicule gesteckt hatte und auf allen ihren Gängen mitnahm.



An einem schönen Tage waren wir, Désirée und ich, zusammen auf den italienischen Boulevards, als die stets wachsame Unterhändlerin eines Mannes ansichtig ward, welchem sie alsbald in großer Eile quer über die Straße entgegeneilte. Ich weiß kaum, wie ich diese Person beschreiben soll: sie hatte für meine unerfahrenen Augen das Ansehen eines Gardeobersten Karls X., oder doch zum wenigsten eines Attachés bei einer der nordischen Gesandtschaften. Der Mann trug sich nach der vornehmsten, neuesten Mode, hatte die Manieren der feinen Welt, wies einen fürchterlichen Schnurrbart und war auf wunderbare Art mit Ringen, Augengläsern, Cachets und Ketten behangen.

„Bon jour, Monsieur,“ rief ihm Désirée hastig entgegen, „parole d'honneur, ich hätte Sie beinahe nicht erkannt! Ich habe mit der lebhaftesten Ungebuld Ihrer Rückkehr von Lyon entgegengesehen, denn um Ihnen die Wahrheit zu sagen, habe ich für Ihre amerikanischen Damen den kostbarsten Edelstein, der je aus einer Bleiche hervorging, nämlich un mouchoir de poche bereit gehalten.“

„Doucement — doucement, ma bonne“, wehrte der Angeordnete ab, als er bemerkte, wie meine Herrin Anstalt machte, mich auf offener Straße auszukramen — eine Ausstellung, nach der er keineswegs zu verlangen schien — „Sie können den Bijou in meine Wohnung bringen.“

„Rue de Cléry, nro cent vingt —?“

„Pas du tout, meine gute Désirée. — Sie müssen wissen, daß ich alle meine gewöhnlichen Geschäfte abgemacht, meine Einkäufe besorgt habe und mit dem nächsten Packetboot nach New-York abgehe.“

„Mais le malle, Monsieur?“

„Je nun, der Koffer wird, wie Sie zu sagen pflegen, für ein besonders ausgesuchtes Stück schon noch ein Winkeln übrig haben. Ich werde heute Abend zu einem großen Ball nach Hofe gehen; Madame la Marquise de Dolomien und der Flügeladjutant vom



Dienst haben mir so eben notificirt, daß ich dazu eingeladen bin. Ich will offen gegen Sie seyn, Désirée, und Ihnen sagen, daß ich in der Rue de la paix wohne; ich bin gegenwärtig ein simpler Fremder, und wenn Sie mich besuchen, so dürfen Sie nur nach Colonel Silky fragen.“

„Le colonel Silky!“ wiederholte Désirée mit einem bewundernd fein sollenden Blick, der nicht ganz frei von Verachtung war.

„De la garde nationale Américaine“, ergänzte der Andere lächelnd, gab dann der Kommissionärin seine neue Adresse und bestimmte ihr eine Stunde für ihren Besuch.

Désirée erschien pünktlich auf die Minute. Portier, garçons, bourgeois — Alle kannten den Colonel Silky, der jetzt ein großer Mann war, einen Schnurrbart trug und zu Hofe ging, einem Hofe freilich, der auch darnach war. Nach einer Minute stand Désirée in des Obristen Vorzimmer.

Dieser ausgezeichnete Offizier hatte „Methode in seiner Narrheit;“ er war nicht gewohnt, einen Diener zu halten und als Mann, der entschlossen ist, koste es, was es wolle, sein Glück zu machen, wußte er es sogar jetzt, in den Stunden des Stolzes und der Genußsucht so einzurichten, daß er ohne einen solchen auskam. Es stand daher nicht lange an, bis er selbst erschien und sie in seinen Salon führte, ein Zimmer von zehn Fuß Länge und vierzehn Fuß Breite, dessen Mitte ein acht Fuß langer und sechs Fuß breiter Teppich bedeckte.

Sobald die beiden Parthieen in dieser Spelunke, welche kaum groß genug schien, um den Schnurrbart eines so großen Mannes zu beherbergen, einander allein gegenüber standen, ging die weitere Verständigung ohne alle unnöthigen Phrasen vor sich und ich wurde sofort ans Licht gezogen.

Obrist Silky war offenbar von meiner Schönheit betroffen. Ein Offizier von seiner Gewandtheit und Erfahrung erkannte auf den ersten Blick, daß ich ganz dazu geschaffen war, keinen kleinen



Theil der Hindernisse bei seinem gegenwärtigen Feldzuge aus dem Wege zu räumen, und in dem Maasse, als seine Bewunderung stieg, wurde seine Miene kalt und gleichgültig. Mich konnte diese Finte nicht täuschen, da mein innerer Blick solchen Kunstgriffen Troß bot; desto mehr that sie ihre Wirkung auf Désirée, welche zufällig für den Augenblick zu einer besonderen Spekulation Geld bedurfte und auf der Stelle den Preis, den sie anfangs zu fordern beabsichtigt, um fünfzig Franken herabzustimmen beschloß. Dieser Abschlag betrug gerade fünf Franken mehr, als die arme Adrienne für ihre schönen Spitzen, für ihre Arbeit, ihre schlaflosen Nächte und ihre Thränen erhalten hatte — ein Beispiel, das für die Geschäftspraxis der Kommissonärin einen Maafstab gab.

Der Handel, der nun allen Ernstes eröffnet wurde, bot ein höchst belehrendes Bild dar: auf der einen Seite eine Frau mit Protestationen, Versicherungen, Einwürfen und ächt französischer Zungenfertigkeit — auf der andern die kalte, scheinbar phlegmatische, gleichwohl aber verschmitzte Berechnung eines Dankee. Désirée hatte nach Abzug der ersten fünfzig Franken ihren Preis auf hundert und fünfzig gestellt; und wenn man zusammen rechnet, was allein der Stoff an mir und was Arbeit und Spitzen werth waren, so hatte sie wahrlich nicht zu sehr überboten. Aber der edle Obrist war von Anfang an entschlossen, nur hundert zu geben; denn er sah, daß die Verkäuferin Geld brauchte und wußte, daß er bei seiner Art zu reisen mit dritthalb Napoleon von Paris nach Havre kommen konnte. Zwar hatte er erst heute Morgen dieselbe Summe für ein Augenglas ausgegeben, das er niemals gebrauchte, und wenn ers auch that, sich blos die Augen damit verfinsterte; allein jene Ausgabe war doch nichts weniger als zwecklos, denn sie sollte die Welt überzeugen helfen, daß er wirklicher Obrist sey und an dem modischen Gebrechen eines schwachen Gesichtes leide. — Solche Extreme von Verschwendung und Filzigkeit waren bei ihm durch-



aus nicht selten und standen in der That in einem natürlichen Zusammenhange mit einander.

„Sie lassen den Zoll außer Acht, meine Beste,“ bemerkte der feilschende Kriegsmann; „dieses Vertragsgesetz ist tausendmal schlimmer als alle andern Gesetze, die wir jemals in Amerika gehabt haben.“

„Den Zoll, Monsieur,“ erwiderte ihm die Unterhändlerin mit ungläubigem Lächeln; „als ob Sie noch Kind genug wären, um von einem Taschentuche Zoll zu bezahlen? Ma foi, ich will Ihnen deren zwanzigtausende sogar von England selbst herüberbringen und kein Douanier soll seine Nase darein stecken.“

„Mag seyn, aber wir in Amerika geben uns nicht mit Schmuggeln ab,“ erwiderte der Obrist mit einem Aplomb, der einem Vidocq Ehre gemacht haben würde, „in unserem republikanischen Lande sind die Gesetze Alles in Allem.“

„Ei warum stoffiren sich dann so manche von Ihren guten Republikanern so aus, daß man sie in Rue de Cléry nicht mehr erkennt, und gehen nachher zu Hofe?“ fragte die Kommissionärin mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Bah! hier liegen die fünf Napoleons — nehmen Sie sie, wenn Sie wollen, oder nehmen Sie sie nicht, mir gilt es gleich, meine Faktur ist ohnehin schon geschlossen.“

In ihrem Leben hatte Désirée kein Geld mit solchem Widerstreben eingestrichen. Die hundert und fünf und fünfzig Franken, die sie schon im Geiste an der Arbeit, der Selbstverleugnung und den Entbehrungen der armen Abrienne herausgeschlagen hatte, schwanden ihr unter den Händen um fünf und fünfzig, oder mit anderen Worten zu einem lumpigen Profit von etwas mehr als hundert Procenten zusammen. Allein der Obrist blieb fest und zum ersten Mal in ihrer Praxis mußte ihre Geldgier zurückstehen.

Das Geld wurde sofort ausbezahlt und ich war nun der Vasall des Obristen Silky, welcher seinem Titel nach Soldat, in Wahrheit



aber ein reisender Handelsmann war, und weder auf seinen Feldzügen noch auf Reisen oder Vergnügungsparthien die geringste Gelegenheit, aus der sich etwas machen ließ, aus dem Auge verlor.

Die Wahrheit zu sagen, war Obrist Silky höchlich zufrieden mit seiner Erwerbung. Kein Mädchen konnte ein besseres Urtheil in diesen Artikeln haben als er, und all sein aufgeklärter Geschmack lief auf die Bewunderung von Kaufmannsgütern hinaus. Ich wurde sofort der strengsten Untersuchung unterworfen, auf dieselbe im Stillen für vollkommen tadellos erklärt und meinen Vorzügen unbedingter Beifall gezollt, kurz ich fühlte mich geschmeichelt, denn — so ist einmal unser Herz geartet — selbst das Lob eines Narren hat für uns etwas Bestechendes.

Weit entfernt mich in einem Koffer oder Schranke zu begraben, steckte mich der würdige Obrist, sorgfältig in einem Umschlag gehüllt, geradezu in seine Tasche, und ein paar Augenblicke zitterte jede Fiber meines zarten Gewebes vor dem Gedanken, er könnte sich in einer Anwendung von Zerstreung begeben lassen, mich zu gebrauchen. Allein dies war keineswegs die Absicht meines neuen Gebieters. Zwar spuckte die abenteuerliche Idee in seinem Kopfe, mich diesen Abend in das Schloß des Königs der Franzosen zu führen, allein er war doch klug genug, sich über einen so feixlichen Punkt vorerst mit einer Art von Hofkommissionärin zu berathen, deren Bekanntschaft er auf ziemlich wohlfeile Art gemacht hatte. Glücklicherweise hatte diese Oberhofmeisterin, wenn auch sonst nicht vom reinsten Wasser, doch hinlänglichen Tact, um ihren élève keinen so plumpen Verstoß begehen zu lassen und so entging ich dem Mißgeschick, mein erstes Debüt bei Hofe unter den Auspicien eines solchen Patrones zu machen.

Nebenbei trug sich der würdige Oberst auch einige Minuten mit dem Plane, mich der Marquise von Dolomien zu Füßen zu legen, um sich ihrer Patronage im königlichen Cirkel zu versichern; als er aber bei sich zusammenrechnete, was er durch diese Spekulation



verlieren würde, fiel ihm das Opfer doch allzu schmerzlich und der Gedanke wurde wieder aufgegeben.

Derlei passirte überhaupt unserem Ehrenmanne gar häufig. Er wälzte eine projectirte Liberalität immer so lange in seinem Kopfe hin und her, bis er glaubte, er habe schon mit diesem inneren Kampfe genug gethan, und solchergestalt kam es bei ihm nie über das hinaus, was die Wundärzte „den ersten Ansatz“ nennen. Das Ende vom Liede war daher auch in diesem Falle, daß ich, als die Stunde des Hofballes herankam, mit aller Sorgfalt in einen Carton gelegt und dem Koffer des Obersten anvertraut wurde, den ich auch bis zu unserer Ankunft in Amerika nicht mehr verließ.

Von der Reise weiß ich somit wenig zu sagen, da ich von der See nicht das Mindeste zu Gesicht bekam. So recht seekrank war ich eigentlich nicht, allein eben so wenig kann ich mich während der ganzen Ueberfahrt eines vollkommenen Wohlseyns rühmen. Die eingeschlossene Luft in der Kajüte und eine gewisse Schwere im Kopf machten mich gänzlich unfähig, an dem, was um mich her vorging, irgend Antheil zu nehmen, und ich war herzlich froh, als unser Koffer zur Visitation aufs Deck gebracht wurde.

Die Douaniers von New-York waren nicht die Leute dazu, ein Taschentuch im Gepäck eines Gentleman — was sage ich, eines Obersten — aufzuspüren und ich passirte unentdeckt mit so manchen andern Spekulationsartikeln meines Dienstherrn.

Ich nenne den Obersten meinen Dienstherrn, obgleich dies, streng genommen, nicht richtig ist; denn — dem Himmel sey Dank — er nahm meine Dienste nie in Anspruch; allein seit meiner Ankunft in Amerika habe ich einen so unüberwindlichen Widerwillen gegen das Wort „Master“ gefaßt, daß es mir immer in der Kehle und jetzt auch in der Feder stecken bleibt. Zwar hat man, wie das folgende Gespräch zeigen wird, ein höchst geistreiches Surrogat dafür erfunden; allein meine frühere Erziehung unter den Händen des Astronomen und der zartfühlenden Adrienne hat mich so empfindlich



für Alles Triviale gemacht, daß mir die Periphrase eben so widerlich als das Original vorkommt.

Die Unterhaltung, auf welche ich eben verwiesen habe, wurde zwischen meiner Wenigkeit und einem sehr ehrbar aussehenden Hemde geführt, in dessen Nähe ich wenige Tage nach meiner Ankunft zum Trocknen zufällig war aufgehängt worden; denn der Obrist hatte es für zweckdienlich erachtet, mich, ehe ich „zu Markte käme“, vorher gehörig waschen und plätten zu lassen. „Wer ist dein Baas\*, Taschentuch?“ fragte das Hemd, welches mir — abgesehen von einer flüchtigen Berührung in der Waschlüche — wildfremd war, „wer ist dein Baas, sage ich; du hast ein so vornehmes Aussehen, daß ich begierig wäre, etwas von deiner Geschichte zu hören.“

Nach Allem was ich gehört und gelesen hatte, durfte ich vollkommen überzeugt seyn, daß mein Nachbar ein ächtes Dankee-Hemd war; seine Neugierde sowohl als die abrupte Manier, Fragen zu stellen, ließen hierüber keinen Zweifel übrig. Zudem konnte ich mir durchaus nicht vorstellen, was das Wort Baas bedeuten sollte, bei dem mich mein Hellssehen gänzlich im Stiche ließ, und das keiner Sprache angehört, die von Gelehrten und Akademikern gesprochen wird.

„Ich weiß nicht, Sir,“ erwiderte ich, „ob ich Ihre Frage gehörig verstanden habe. Was verstehen Sie unter Baas?“

„O, dies ist nur so eine republikanische Redensart für ‚Herr‘. Der meinige z. B. ist der Richter Latitat, im Ganzen ein recht gutes Stück von einem Herrn, bis auf die schlimme Gewohnheit, auf seinen höllischen Rundreisen beim Scheine elender Talglichter so spät in die Nacht hinein zu sitzen. Freilich darin sind die Richter

\* *hoss*, ein ursprünglich deutsches (niedersächsisches) dem amerikanisch-englischen Idiom durch holländische Vermittlung zugekommenes Wort — durch Corruption etwas entstellt. Der deutsche Stamm ist *Baas*, wie noch heute z. B. in Westphalen der Dienstherr genannt wird. Zu ihm gehören das noch vorkommende, obwohl schon veraltete Adverb *baß*, der noch in vollem Gebrauch stehende Comparativ davon *besser*, (*bäffer*, *better*) und wohl auch das bekannte weibliche *Baase*. D. U.



einer wie der andere; keiner macht sich ein Gewissen daraus, ein armes Hemd oft bis nach Mitternacht hinzuhalten, um diese verdamnten, dämischen Anwälte und die spitzfindigen, krittelsüchtigen Zeugen anzuhören.“

„Ich bitte zu bedenken, Sir, daß ich ein weibliches Taschentuch bin und daß Personen Ihres Geschlechts in Gegenwart von Damen eine gemäßigte und verständige Sprache ziemt.“

„In der That, ich sehe an Deinem Schmucke, daß Du ein Weiberrock bist; allein das hindert Dich doch nicht, einem ehrlichen Jungen zu sagen, wer Dein Baas ist.“

„Ich gehöre gegenwärtig dem Obristen Silky an, wenn es dieß ist, was Sie wissen wollen — hoffe aber, daß mir bald irgend eine schöne Dame die Ehre erzeigen wird, mich in ihre Garderobe aufzunehmen. Ohne Zweifel wird meine Zukünftige — ist das vielleicht das rechte Wort? — eine der schönsten und ausgezeichnetsten Damen in New-York sein.“

„Das ist gar keine Frage, da hier zu Lande das Geld sowohl Schönheit als Rang verleiht und Du nicht wohl um Einen Dollar feil geboten werden wirst. Oberst Silky? der Name ist mir nicht bekannt; welcher von unsern Redacteurs ist es denn?“

„Um! ich glaube nicht, daß er überhaupt zu diesem Stande gehört, wenigstens habe ich noch nie vernommen, daß er je etwas mit einer Publikation zu schaffen gehabt, und, die Wahrheit zu sagen, scheint er mir auch gar nicht der Mann dazu, weder vermöge natürlicher Fähigkeit, noch mittelst der künstlichen Nachhülfe einer geordneten Erziehung.“

„Dieß thut nichts zur Sache, denn Dein Signalement paßt wenigstens auf die Hälfte der ganzen Sippschaft. Wenn wir hier zu Lande auf Obersten oder Herausgeber warten sollten, bis wir welche bekämen, die zu ihrem Amte tauglich wären — da kriegten wir wohl verdammt wenig Neues zu hören, müßten uns ganz und gar ohne Politik behelfen und die Miliz vollends — die würde ja bald in den schrecklichsten Zustand gerathen.“



„Dieß ist ja höchst seltsam! Ihr wartet also nicht, sondern nehmt die Leutchen, wie sie kommen? Und in welcher Verfassung befindet sich denn eure Miliz in diesem Augenblicke?“

„In einer schauerlichen! es ist so ungefähr, was mein Baas, der Richter, zuweilen einen ‚statu quo‘ nennt.“

„Und die Zeitungen — die Tagsgeschichten — die Politik?“

„Je nun, diese sind nicht einmal ‚in statu quo‘, sondern in einem ‚semper eadem‘ — bitte um Entschuldigung, verstehst Du wohl lateinisch?“

„Nein, Sir! es ist eine Seltenheit, daß Damen sich mit todtten Sprachen befassen.“

„O wenn sie's thäten, würden die todtten bald lebendig werden. Nein, ‚semper eadem‘ heißt ganz einfach: ‚schlimmer und schlimmer.‘ Die Miliz treibt sich in einem ‚statu quo‘ herum und die Presse erleuchtet die Menschheit mit einem ‚semper eadem‘.“

Nachdem ich meinem Nachbar für diese schätzbaren Aufschlüsse gebührend gedankt, versiel unser Gespräch mehr auf allgemeinere Thematata, da das Wetter in Amerika in der Regel zu schön ist, als daß man es zur Conversation gebrauchen könnte.

„Erlauben Sie, Sir,“ begann ich, denn der Gedanke, daß mein Baas wirklich ein Obrist von der schriftstellerischen Kohorte seyn könnte, machte mich ängstlich — „sagen Sie mir doch, Sir, erwartet man hier zu Lande von einer Garderobe, daß sie die politische Farbe ihres Baas annimmt?“

„Daß ich nicht wüßte — es wäre denn während eines heftigen Partheifiebers oder auch bei Autoren und dergleichen leidenschaftlichen Patrioten. Ich habe einige Verwandte unter dem „Korps“ und alle stimmen darin überein, daß ihre Baase, so oft sie auch den Rock wechseln, mit dem Wechseln des Hemds es nicht allzu genau zu nehmen pflegen. Doch Sie sind wohl eine Ausländerin, Ma'am, wie ich nach Kleidung und Aussehen schließen sollte?“



„Ja, Sir, ich komme eben aus Frankreich, obwohl ich durch meinen Herrn, der ein Amerikaner ist, auf das Bürgerrecht dieses Landes Anspruch zu haben glaube. Sie, mein Herr, sind Sie ebenfalls Europäer?“

„Nein, Ma'am; ich bin ein Irländer und auf der Scholle geboren, wie der moderne Shakespeare sagt. — Wird sich Louis Philippe wohl auf dem französischen Throne halten können?“

„So viel ich weiß, ist das nicht so sicher, Sir, als es wahrscheinlich ist, daß der Thron Louis Philippe halten wird. Doch ohne Umschweife, Sir — ich bin gleich allen andern Mode-Artikeln — Karlist und kümmere mich wenig um Louis Philipps Regiment.“

Diese Bemerkung, welche mich wieder an Adrienne erinnerte, stimmte mich ganz melancholisch und machte unserem Gespräch ein Ende.

Ein paar Stunden später ward ich vom Trockenseil herabgenommen, sorgfältig gebügelt und kehrte zu meinem Baas zurück, der mich noch am selben Tage in einem Laden auf Broadway brachte, dessen Firma der Obrist, wie ich nun erfuhr, als „schlafender Theilhaber“ angehörte. Als bald wurde ein passender Eintrag in ein geheimes Memorandumbuch gefertigt, den ich hier mittheilen will, wie er mir einstmals wirklich zu Gesichte kam.

Superfeines Taschentuch von französischem Battist, garnirt und gestickt, auf gemeinschaftliche Rechnung mit Bobbinet und Gull.

So II:

Ankauf — — — —	Frk. 100 zu 5. 25. D. 19. 04.
Zinsen aus dieser Summe — — — —	— — — — 00.
Antheil an dem Frachtlohn — — — —	— — — — 04.
Trägerlohn — — — —	— — — — 1/4.
Für Waschen, Plätten &c. — — — —	— — — — 25.

(NB. Zu sehen, ob nicht ein Abzug an diesem Posten zu machen ist.)

Stat:

In Kassa, von Miß Thimble für Kopirung des Musters — unter der Bedingung, keine Arbeit danach zu machen, so lange unser Artikel nicht verkauft ist — — — —	D. 1 00
In Kassa als Kaufpreis — — — —	— — — —



So stand die Rechnung an dem Tage, da ich der Bewunderung der New-Yorker Schönen zum Erstenmale ausgestellt wurde. Diese Ausstellung wurde übrigens keineswegs übereilt, denn Mr. Bobbinet hatte noch allerhand geringere Artikel, mit denen er vorher aufzuräumen wünschte.

Ganz anders war der Fall bei mir, denn ich sehnte mich nach diesem Auftreten in der Welt nicht minder lebhaft als eine junge Dame; dazu kam, daß meine Gesellschaft in der Schublade nicht von der angenehmsten Art war. Wir waren sämtlich Taschentücher von französischer Abkunft; allein von allen meinen Kameraden war ich das Einzige, das von einer wahrhaft edlen Dame gestickt war und meine Erziehung mußte demnach auch der meiner Genossen weit überlegen seyn. Sie verdienten kaum das Prädikat „comme il faut“, obwohl ich zu meiner eigenen Beschämung gestehen muß, daß allen gestickten Taschentüchern ein „tant soit peu“ von Trivialität anklebt. Ich erinnere mich noch recht gut, wie Frau von Rocheaimard eines Tags mit Adrienne das Für und Wider ihres Planes besprach, unser ganzes Stück anzukaufen und ihrer Wohlthäterin als Geschenk anzubieten, und wie Erstere mit ihrem feinen Takte in solchen Sachen ihr Bedenken äußerte, ob die Dauphine mit dieser Gabe auch erfreut werden würde.

„Ihre königliche Hoheit ist gleich allen feingebildeten Frauen bei den Gegenständen ihrer Toilette besonders auch auf die Zweckmäßigkeit eines Stückes bedacht. Nun aber bitte ich Dich, ma chère, wie kannst du es zweckmäßig finden, wenn man einen Gegenstand des wirklichen Gebrauchs, den man vor der Gesellschaft nicht zur Schau stellen sollte, zu einem Artikel des sinnlosesten Luxus macht? Ich weiß es, die Ansichten sind in diesem wichtigen Punkte getheilt.“

Die unserer würdigen alten Bekannten soll der Leser hier nicht in ihrem ganzen Umfange zu hören bekommen, denn ich beabsichtige bei Gelegenheit meines nächsten Verkaufes gründlich auf die Philosophie dieser Streitfrage einzugehen. Hier genüge es, darauf hin-



zuweisen, daß die Vicomtesse, wie gesagt, eine Dame vom sichersten Takte in allen solchen Dingen, ernstliche Zweifel darüber hegte, ob es überhaupt guter Ton sey, gestickte Taschentücher zu führen.

Was ich an der Gesellschaft in der Schublade am meisten auszusetzen hatte, war das unaufhörliche, unvernünftige Heimweh, welches sie nach Frankreich, und die Ungerechtigkeit, mit der sie sich gegen ihr neues Vaterland äußerten. Auch ich konnte sogar durch die Spalten der Schublade von Amerika so Manches gewahr werden, was mir nicht gefiel, und wäre ich Amerikanerin gewesen, wer weiß ob ich mich nicht auch der lieblosen Kritik der Uebrigen angeschlossen hätte; denn ich gehöre nicht zu denen, welche das Mäkeln über die Einrichtungen eines Landes als ausschließliches Vorrecht der Fremden ansehen. Im Gegentheil scheint es mir Sache des Inländers zu seyn, solchen Gebrechen abzuheben, während der Fremde von Rechtswegen das Gute eben so gut wie das Schlimme ins Auge fassen muß.

Dagegen ließen nun meine Kameraden auch nicht ein gutes Haar an Amerika — Klima, Einwohner, Nahrung, Sitten und Gesetze, ja selbst Kleidung, Manieren und Geschmack — Alles war, ohne allen Vergleich, schlechter als in ihrer Heimath. Selbst der Menschenschlag und seine physischen Verhältnisse wurde ohne Erbarmen abgeurtheilt. Ich muß gestehen, daß es mich sonderbar berührte, die Größe der Amerikaner von einer Gesellschaft von Taschentüchern so ohne Weiteres bespötteln zu hören und es fiel mir dabei ein, was ich irgendwo von den Nasen der New-Yorker gelesen hatte — daß sie nämlich mit ungewöhnlicher Länge gesegnet seyen. So verwickelt sich dunkelhaftes und oberflächliches Bekritteln stets in Widersprüche und Absurditäten, während der gewissenhafte und gewiegte Richter in der Empfindlichkeit des Betroffenen stets eine Anerkennung seines Urtheils finden wird.

---



## Neuntes Kapitel.

Ich mochte etwa vierzehn Tage in dem Laden gelegen haben, als ich eine Stimme, so fein und vornehm wie die Adriennes, nach Taschentüchern fragen hörte. Mein Herz schlug hörbar vor Freude; denn das alberne Geschwätz meiner Kameraden hatte ich über und über satt. Diese Leute hatten alle so etwas von einer couturière an sich, nicht Eines unter ihnen allen hatte je eine ordentliche Stellung in der bessern Gesellschaft bekleidet; ihre Albernheiten wollten kein Ende nehmen und die gemeine Vertraulichkeit, mit der sie sich über ihre zukünftigen Käufer ausließen, erinnerte lebhaft an die Bälle in den Champs-Élysées, wo die Tänzer eben so befruchtet zu werden pflegen.

Bei dem Worte „Taschentuch“, von einer so süßen Stimme ausgesprochen, öffnete sich unsere Schublade gleichsam instinkartig: zwei bis drei Duzende, alle von ausgesuchter Feinheit, wurden augenblicklich auf dem Ladentische ausgebreitet, während ich selbst und ein paar andere Tücher von der Elite mit der Taktik eines geschickten Feldherrn, der den Kern seiner Truppen in Reserve hält, vorerst noch in den Hintergrund verwiesen wurden.

Die beiden Kunden waren Schwestern, das sah man auf den ersten Blick. Beide waren hübsch, beinahe schön zu nennen, und der einfache Anzug, sowie das sichere würdevolle Benehmen kündigte sogleich die wahren Damen an. Selbst der Klang ihrer Stimme — eine in New-York nicht gerade alltägliche Erscheinung — ließ auf einen ungewöhnlichen Grad von Bildung schließen. Im Laufe des Gespräches machte ich die Entdeckung, daß einer der bedeutendsten Grundbesitzer der Gegend ihr Vater war und daß sie recht eigentlich zur Crème des Landes gehörten. Schon die Art des Empfanges, der ihnen von Seiten der Commis zu Theil ward, ließ etwas Aehnliches vermuthen, denn wenn auch ihre übrigen Vorzüge ihnen schwerlich eine so eilige Aufmerksamkeit erworben

Das gestickte Taschentuch.



hätten, so mußte doch ihr wohlbekannter Reichthum diese Wirkung um so sicherer hervorrufen.

Mr. Bobbinet bediente diese Kunden in eigener Person. Wohlbewandert in dem kaufmännischen Theile der Menschenkunde, ließ er die reizenden jungen Damen wohl unter zwei bis drei Duzenden sehr schöner, allein nicht gestickter Taschentücher wählen, ja ließ sie sogar dafür bezahlen, ehe er seines Reservekorps mit einer Sylbe Erwähnung that. Als er endlich glaubte, der rechte Augenblick sey gekommen, wurde eines der am wenigsten verzierten Tücher den Damen unter die Augen gebracht. Die beiden Schwestern hießen Anna und Maria und ich sah sogleich in dem Entzücken, das in dem sanften, blauen Auge der ersteren emporleuchtete, wie sehr sie von der Schönheit dieser unerwarteten Erscheinung bezaubert war.

Ich glaube, es ist ein Zug der „menschlichen Natur im Weibe“, Alles was schön und anmuthig ist, zu bewundern, besonders wenn es sich in der Gestalt einer Nadelarbeit präsentirt. So priesen denn die reizenden Kinder ein Tuch ums andere; als sie aber zuletzt an mich kamen, da brachen sie in einen lauten Ruf des Entzückens aus — doch geschah dies Alles mit so viel Ruhe und vornehmer Anstand, daß die Aufmerksamkeit der übrigen Käufer durch diesen natürlichen Ausbruch des Wohlgefallens nicht auf sie gelenkt wurde.

Ich bemerkte übrigens, daß keine von Beiden nach dem Preise fragte, der in ihren Augen offenbar auf den wahren Werth eines Dinges keinen Einfluß hatte; mir sank das Herz bei dieser Entdeckung, denn sie bewies unwiderleglich, daß sie nicht die Absicht hatten, mich zu kaufen, und doch wäre ich so gerne das Eigenthum der sanften, helterblickenden Anna geworden. Nachdem sie sich bei Mr. Bobbinet für die gehabte Mühe bedankt hatten, gaben sie die Weisung, ihnen das Gekaufte nach Haus zu senden, und schickten sich an, den Laden zu verlassen.

„Werden Sie sich nicht bewegen lassen, dieses Stück zu nehmen?“ fragte Bobbinet, während sie sich eben zum Gehen wandten.



„Es hat seines Gleichen nicht in Amerika, denn ich kann Sie versichern, ein Herr unseres Hauses, unser Oberst Silky, der so eben erst aus Paris zurückgekehrt ist, behauptet, es sey ausdrücklich für die Dauphine gearbeitet worden und bloß die letzte Revolution war daran Schuld, daß es nicht in ihre Hände gelangte.“

„Es ist Jammer schade,“ erwiderte Anna fast unwillkürlich, „daß so viel Spitzen und solch vollendete Stickeret an ein Taschentuch verschwendet worden sind. Sähe ich Beides an eine andere Arbeit gewendet — ich fürchte, dann würde ich sie ganz gewiß kaufen.“

Ein Lächeln, ein leichtes Erröthen, ein Knix und die beiden Damen verließen hastig den Laden.

Mr. Bobbinet wie sein edler Freund, der Oberst Silky, welcher der Scene „en amateur“ angewohnt hatte, sahen sich Beide getäuscht; doch ließ sich die Sache nun einmal nicht ändern, denn hier hatten sie zwei Kunden vor sich, die selbst zu denken und zu handeln gewöhnt waren und an denen aller Honigseim der Ladenberedsamkeit verloren schien.

„Mir ist's unfaßlich, Obrist,“ bemerkte Mr. Bobbinet, sobald seine Kunden außer Hörweite waren, „wie sich diese Dämchen einen solchen Artikel aus der Hand schlüpfen lassen können. Ihr Vater ist einer unsrer reichsten Männer und sie haben nicht einmal nach dem Preise gefragt.“

„Ich vermuthe, es war nicht sowohl der Preis, als vielmehr ganz etwas Anderes, was sie zurückhielt,“ erwiderte der Obrist in seiner eleganten Weise. „Es gibt eine Sorte von Kunden, welche nicht so ohne Unterschied einkaufen, sondern Alles nach Grundsätzen betreiben. Solche Leute glauben dann auch nicht, daß eine Nachtmüße zur Bettdecke bestimmt sey.“

Bobbinet und Comp. verstand zwar nicht ganz genau, was ihr witziger Compagnon damit sagen wollte, aber ehe er Zeit hatte, um eine Erklärung zu bitten, verschleuchte die Erscheinung



eines neuen Kunden die Falten auf seiner Stirne und gab seinen Gedanken eine andere Richtung.

Die Person, welche jetzt eintrat — eine überaus glänzende Erscheinung — war ein Mädchen von zwanzig Jahren, in einer äußerst modischen und höchst geschmackvollen Toilette, an der ein strenger Kritiker nur das Eine auszusetzen haben mochte, daß sie zum Gang über die Straße vielleicht etwas zu reich erschien: indeß war ihre Besitzerin aus einem Wagen gestiegen. Sie hatte entschieden hübsche Gesichtszüge und ihre Gestalt zeichnete sich durch das schönste Ebenmaß aus — mit einem Wort, ich hatte noch selten ein jungfräuliches Wesen gesehen, das gegründete Ansprüche an den Ruhm des ihrem Geschlechte eigenen Liebreizes gehabt hätte. Die beiden jungen Damen, die uns eben verlassen hatten, waren zwar anmuthig und einnehmend und hatten in Wahrheit eine Miene anspruchloser Feinheit an sich, die an diesem neuen Besuche nicht so sehr auffiel: allein die glänzende Außenseite der Letzteren machte mich anfänglich für ihre Fehler blind, so daß ich nichts als ihre Vollkommenheit gewahrte.

Der Eifer des Prinzipals — bitte um Verzeihung, des Bosses, wollt' ich sagen — und die Aufregung unter den Commis bewiesen hinlänglich, daß man sich nicht wenig von dem Besuche der jungen Dame versprach, welche mit einer gewissen Ladenvertraulichkeit „Miss Galfacre“ titulirt wurde — zum Beweis, daß ihre Bekanntschaft mit dem Hause nicht von gestern war und daß sie für einen guten Kunden galt.

Zum Glück für die Aussichten des Hauses Bobbinet und Comp. lagen wir noch alle auf dem Ladentische ausgebreitet: dies gilt nämlich für eine sehr glückliche Constellation in diesen Handelszweigen, weil sie es dem Verkäufer möglich macht, Waaren, nach denen nicht gefragt worden, auf die natürlichste, unverfänglichste Weise zu produziren. Ein weiteres Glück war, daß ich in unserem Häuslein gerade zu unterst lag, denn wenn es gilt, mit einem recht über-



mäßigen Preise hervorzutreten, ist ein guter Klimax eben so nothwendig, als um ein Gedicht, ein Drama, eine Romanze mit dem gehörigen Effekte zu schließen.

„Guten Morgen, Miß Halsacre,“ flötete Mr. Bobbinet, indem er sich mit süßem Lächeln verbeugte — wäre sein Gesicht nur halb so aufrichtig gewesen, als er es scheinen lassen wollte, so würde es hier gegrinst haben. „Wie glücklich trifft es sich, daß Sie uns gerade in diesem Augenblicke die Ehre schenken. Wir sind eben im Begriff, einige der seltensten Exemplare in Taschentüchern auszuliegen, welche jemals auf unsern Markt kamen. Beide Fräulein Burton haben sie eben gesehen und sie für das Vollkommenste in dieser Art erklärt, was ihnen je zu Gesicht gekommen — denken Sie nur, Damen, welche, glaub' ich, die halbe Welt durchreist sind.“

„Und haben sie eines genommen, Mr. Bobbinet? Sie sollen Geschmack haben, diese Fräulein Burton.“

„Gekauft haben sie eigentlich noch nicht; aber ich glaube, daß jede ihr Tuch ins Auge gefaßt hat. Hier, Ma'am, ist eines, wie Sie es gewiß noch nicht in New-York gesehen haben; es kostet sechzig Dollars.“

Das „sechzig“ wurde mit einer gewissen Feierlichkeit gesprochen, welche die Wichtigkeit, die man mit dem Preise verband, bezeichnen sollte; denn der würdige Handelsherr wußte recht wohl, daß bei diesem Kunden der Preis ein unfehlbarer Maßstab der Qualität war. — Mir preßte der Gedanke einen Seufzer aus, da die arme Abrienne nicht mehr als ungefähr zehn Dollar für mich erhalten hatte, da ich doch im Werthe so viel höher stand als das Tuch, das eben produziert wurde.

„Es ist wirklich recht hübsch, Mr. Bobbinet, recht niedlich; aber Miß Monson kaufte eines bei Pace's, das nicht einmal ganz so schön war und bezahlte, wenn ich nicht irre, fünfundsechzig.“

„O, wir haben ihrer noch zu weit höherern Preisen. Ich zeigte es Ihnen bloß, um zu beweisen, daß unsere Sechziger



so schön sind, als Mr. Lacey's fünfundsechziger. Was sagen Sie z. B. zu diesem?

„Ah, das ist ein wahres Kleinod! Was ist der Preis, Mr. Bobbinet?“

„Nun, Sie sollen es für siebenzig haben, obwohl ich eigentlich fünfundsiebenzig fordern dürfte.“

„Wie, Sie werden doch bei Taschentüchern nicht heruntergehen; man will doch so etwas nicht allzu niedrig haben!“

„Ah, ich sehe, Miß Galsacre, daß ich Jemanden vor mir habe, mit dem man gleich auf die Hauptsache losgehen muß. Hier, Ma'am, betrachten Sie das Tuch, welches den Stolz meines Ladens ausmacht; nie kam seines Gleichen auf diesen Markt, nie wird etwas Aehnliches wieder gesehen werden.“

Es ist mir unmöglich, auch nur die Hälfte der Ausrufungen wiederzugeben, in denen sich das Entzücken der schönen Gudostia Luft machte, als ich zum ersten Male vor ihr bezaubertes Auge trat. Sie wendete mich um und um, untersuchte mich mit hochklopfender Brust und einmal dachte ich schon, sie wolle mich küssen; endlich fragte sie mit bebender Stimme nach dem Preise.

„Einhundert Dollars, Ma'am,“ gab Bobbinet freundlich zur Antwort; „keinen Cent mehr, auf meine Ehre.“

„Nein, nein, Sie scherzen!“ rief Gudostia, eher freudig als beunruhigt. „Einhundert — bewahre!“

„Einhundert, Miß Gudostia, keinen Cent weniger. Der Verdienst, den wir daran machen, ist ohnedies nicht der Rede werth.“

„Gi, Mr. Bobbinet, dies ist das theuerste Tuch, das noch jemals in New-York verkauft wurde.“ Dies sagte das schöne Geschöpf in einer Art von Verzückung, denn sie erkannte den ganzen Vortheil, eine so herrliche Gelegenheit zu finden, um etwas recht Theures an sich zu kaufen.

„In Amerika, Ma'am! es ist wenigstens um zwanzig Dollars theurer als jedes Taschentuch, das bisher über's Meer herüber



kam. Das berühmte Tuch der Miß Jewel in Boston kostet nur neunundsiebenzig.“

„Blos! — Oh, Mr. Bobbinet, ich muß es haben; es ist ja ein wahrer Schatz.“

„Soll ich es Ihnen zusenden, Miß Gudostia; oder getrauen Sie sich gar nicht mehr, es aus den Augen zu lassen?“

„Doch nicht, Sir. Die Wahrheit zu sagen — ich habe nicht so viel Geld bei mir. Ich kam nur um einige Kleinigkeiten, hatte mich also nur mit fünfzig Dollars vorgesehn und Sie wissen, Pappachen leidet keine Rechnungen. Ach! nie habe ich noch einen so grillenhaften Mann getroffen, als meinen Papa; aber ich will auf der Stelle nach Hause und ihm die Wichtigkeit dieses Kaufes auseinandersetzen. Sie werden das Tuch für eine Stunde nicht auslegen, nicht wahr? Nur auf eine Stunde, und dann sollen Sie von mir hören.“

Bobbinet gab seine Zustimmung; die junge Dame trippelte nach ihrem Wagen und war im Nu verschwunden.

Dreiundvierzig Minuten später trat, fast athemlos, ein Dienstmädchen in den Laden und legte eine Note auf das Comptoir, welche eine Anweisung Herrn Galfacre's auf hundert Dollars und die Bitte der schönen Gudostia enthielt, mich der Ueberbringerin auszuhändigen. Alles geschah, wie sie es gewünscht hatte, und nach fünf Minuten segelte ich Broadway hinauf, so schnell mich Honor D'Flaherty's (so hieß die Abgesandte) kleine Stumpfsüße zu tragen vermochten.

### Zehntes Kapitel.

Mr. Henry Galfacre war ein Speculant mit Bauplänen, einem damals in New-York sehr beliebten Geschäfte. Gegen Landgüter und alle gemeineren Arten von Grundbesitz hegte er eine gründliche Verachtung; gab ihr ihm aber ein Stück Land, nach Fuß und Zollen zu vermessen, dann war er euer Mann. Mr. Galfacre besaß von Haus aus nichts, war aber, was man einen



thätigen, unternehmenden Mann nennt — mit andern Worten, er hatte seine Freude am Schuldenmachen und scheute sich nie, das Eigenthum seiner Gläubiger aufs Spiel zu setzen. An demselben Morgen, da sein ältestes Kind, Gudostia, in meiner Person eine so werthvolle Erwerbung machte, war Mr. Henry Halsacre Eigenthümer von mehreren hundert Loosen auf dem Eiland Manhattan, von hundertunddreiundzwanzig in der Stadt Brooklyn und von ungefähr eben so vielen in Williamsburg; ungerechnet eine große noch gar nicht ausgeschiedene Dividende an den Gebieten von Milwaukee, Chicago, Rockriver, Moonville und andern Plätzen, sowie einem bedeutenden Antheil an dem sogenannten Coney-Eiland — kurz, sein Länderbesitz „inventarisirte“ sich — wie er sich auszudrücken pflegte — netto auf zwei Millionen sechsmalshundert und zwölfstausend Dollars, in der That eine hübsche Summe für einen Mann, der beim Beginn seiner einträglichen, energischen Laufbahn in diesem Fache gerade dreiundzwanzigtausend vierhundert und siebenzehn Dollar weniger als Null werth war!

Diese Herrlichkeit hatte nun allerdings auch ihre Rehrseite, wie denn Mr. Halsacre's Noten, Pfandscheine, Hypothecarschulden und sonstige Verbindlichkeiten eine Totalsumme von sechsmalshunderttausend und ungeraden Dollarn ergaben; allein auf dem Papier hatte der würdige Speculant doch immer noch eine hübsche Bilanz von zwei Millionen übrig.

Unerachtet des Betrags seiner „zahlbaren Verschreibungen“ hielt sich Mr. Halsacre für einen sehr klugen Mann; einmal weil er strenge darauf hielt, keine Buchschulden zu haben; zweitens weil er anderer Leute Papiere stets zu weit höherem Betrage annahm, als er selbst für ein oder mehrere einzelne Loose gegeben hatte; drittens und letztens, weil er sorgfältig darauf bedacht war, sich auf fremdes Risiko „auszudehnen“.

Hätte er freilich seine Loose so anbringen können, wie er sie zu Buch getragen hatte, wären alle seine Schulden bezahlt gewesen, und hätte er nicht sein Geld ein wenig schneller ausgegeben, als er



es bona fide erworben — so ist gar keine Frage, Mr. Galsacre Esquire wäre ein sehr reicher Mann gewesen. Inzwischen hatte er es durch das einfache Manoeuvre, daß er Papiere, die er empfing, theilweise auf seinen eigenen Namen discountiren ließ, dahin gebracht, daß er eine hübsche Summe im Bankbuch zusammenbrachte, und, da er auch jede laufende Forderung stets zu befriedigen wußte, nach und nach unter der Benennung des „reichen Galsacre“ bekannt wurde.

Von seinen Kindern war erst Gines, die schöne Gudostia, erwachsen, und da sie der besseren Gesellschaft der Stadt noch zu ferne stand, um für aristokratisch gelten zu können, so wurde wohlweislich beschlossen, eine goldene Brücke über die trennende Kluft zu schlagen. Ein Hundertdollars-Tuch sollte den Grundstein legen, und schon sah man sich im Geist auf die Höhen des Lebens emporgehoben. „Ein Mann,“ meinten sie, „werde sich dann für ein hübsches Kind wie Gudostia, deren Vater mit vierzifferigen Loosen handelte, nicht allzuschwer finden lassen.“

Die gute Honor D'Flaherty war eben so kurzathmig als kurzbeinig. Sie fühlte die ganze Wichtigkeit ihrer Sendung, und da sie sich unter den übrigen Milestern der Stadt und ihrer Klasse einer ausgebreiteten Bekanntschaft erfreute, so machte sie nicht weniger denn elf Marschpausen, um den erstaunlichen Kauf, den „Miß Dostie“ gethan, aller Orten auszuposauen. Zwei besonders begünstigten Freundinnen zeigte sie mich wirklich unter dem feierlichsten Versprechen der Verschwiegenheit, und vier andere sollten mich später einmal zu sehen bekommen, wenn ihre „Boß“ mich erst eine Zeit lang getragen hätte.

Solchergestalt wurde das Gerücht meiner Anfunft in gewissen „Kotterien“ sehr frühzeitig bekannt, und manch niedlicher Mund, manch feines Stimmchen, welche „das Meerwunder von Taschentuch“ in Bewegung setzte, ahnten nicht, daß sie diese Neuigkeit Niemand anderem, als dem würdigen Kleeblatt Honor D'Flaherty, Biddy Noon und Kathleen Brady verdankten.



Herr Galsacre hatte eine sehr elegante Wohnung auf Broadway, wo er und die Seinen im Vollgenuß all des Staubes, des Lärmens und Treibens dieser Universalrennbahn thronten. Er hatte das Haus gekauft und verpfändet — denn dies ging bei diesem großen Spekulanten meistens Hand in Hand — sobald er im „Inventiren“ bis zu einer halben Million gekommen war.

Auf Broadway zu wohnen, galt nämlich zu New-York gewissermaßen als Adelsdiplom, und die Erwerbung eines solchen Hauses mochte ungefähr eben so viel als in Italien der Ankauf eines Marquisats bedeuten. Da nunmehr Gudosta glücklich in den Besitz eines Hundertdollar-Taschentuches gekommen war, konnte das große Siegel dem Pergamente angehängt erachtet werden, welches den Namen Galsacre für alle Zukunft adeln sollte.

Nun hatte aber die schöne Gudosta — denn schön, und lieblich sogar war das Mädchen mit seiner glänzenden Gestalt trotz der ungebildeten Modulation ihrer Stimme, trotz ihrer unrichtigen Art sich in manchen Dingen auszudrücken und bei aller Unbekanntschaft mit den Feinheiten des höhern Lebens — also die schöne Gudosta hatte eine Freundin, welche Klara Caverly hieß und ihr an Charakter, Erziehung, Gewohnheiten, Manieren und Ansehen so unähnlich wie möglich, gleichwohl aber ihre vertrauteste Herzensfreundin war. Die Neigung schrieb sich aus den Kinderjahren her und war durch Zufall entstanden: die Kinder wuchsen als Nachbarn und Schulgenossen auf, fanden nach und nach Gefallen an einander und endigten damit, nach Art junger Mädchen einen Freundschaftsbund zu schließen, welchen die Zeit mit ihrem Gewicht und die Welt mit ihren Reibungen bald auflockern sollte.

Mr. Caverly war ein sehr geschätzter Anwalt aus achtbarer Familie und mit recht hübscher Praxis. Seine Frau war schon von der Wiege her eine vornehme „Dame“ — ein Vorzug, der seine natürlichen Folgen auch auf die Tochter geäußert hatte. Bei all dem war Mr. Caverly, was man anno 1832 in New-York „einen armen



Mann“ nannte; das heißt, er besaß, so viel man wußte, kein Bankguthaben, hatte keine Ländereiloose, war nicht Bankdirektor noch Vorstand einer Affecuranzcompagnie und wohnte in einem bescheidenen, zweistöckigen Hause auf Whitestreet. Seine Praxis ernährte zwar seine Familie, ja sie warf so viel ab, daß er jährlich zwei bis dreitausend in Obligationen und Hypotheken anlegen konnte; dazu zinsten ihm etliche fünfzehn bis achtzehn Pachtgüter in der Grasschaft Dranien, die auf drei Generationen im Erbpacht standen und schon seit dem siebenzehnten Jahrhundert Eigenthum seiner Familie waren. Aber in einer Zeit des Ueberflusses, wie die Jahrgänge 1832, 33, 34, 35 und 36 galt der Dollar ererbten Guts nur zwölf und einen halben Cent gegenüber dem „inventirten“. Da übrigens ein historischer Name auch nicht zu verachten ist und die Caverly's in der Gesellschaft sehr angesehen waren, so durfte Gudostia ihre Besuche in der Whitestreet fortsetzen, selbst nachdem die Ihrigen schon festen Fuß auf Broadway gefaßt hatten und Henry Halsacre, Esquire schon unter den Manhattan-Nabobs paradierte.

Klara Caverly war eben bei ihrer Freundin auf Broadway zu Besuch, als Honor O'Flaherty völlig athemlos hereinkam — Letzteres kam von der Kürze ihrer Beine und der Nothwendigkeit, die verlorene Zeit durch Eile wieder einzuholen.

„Hier, Miß Dostie,“ schrie das triumphirende Hausmädchen — denn dies war Honors Rang im Hause, obwohl sie auch hie und da zu so ehrenvollen und vertraulichen Sendungen verwendet wurde. — „Da, Miß Dostie, da ist's und ein wahres Juwel ist es, das können Sie glauben.“

„Was hat Dir Honor hier gebracht?“ fragte Klara in ihrer ruhigen Weise; denn sie sah an den strahlenden Augen und den glühenden Wangen der Freundin, daß es etwas seyn mußte, worüber die Andere sich sehr gerne auslassen würde. „Du kaufst so viel, beste Gudostia, daß mir dünkt, Du müßttest es zuletzt müde werden.“

„Wie — schöner Puffsachen müde werden! — Nie, Klara, nie!“



dies mag in Whitestreet der Fall seyn, aber hier in Broadway wird man solcher Sachen nicht müde. Sieh' mal her" — und sie legte mich der Länge nach auf ihren Schooß — „dies ist ein Taschentuch; ich wünschte Dein Urtheil darüber zu hören.“

Klara betrachtete mich mit großer Aufmerksamkeit, und trotz eines leichten Stirnrunzeln und eines Ausdrucks der Mißbilligung, der über ihre schönen Züge — denn Klara war wirklich schön — hinglitt, bemerkte ich dennoch, wie auch zugleich die natürliche Sympathie ihres Geschlechtes sich regte, als ihr Auge über die kostbaren Spitzen, die vollendete Stickerei und den wunderbar feinen Stoff hinschweifte. Aber Erziehung und Gewohnheit behielten die Oberhand, und sie mochte kein Lob aussprechen, wo sie in Wahrheit nur einen Mißbrauch der Kunst und eine geschmack= weil sinnlose Verschwendung sehen konnte.

„Dieses Tuch, Klara, kostet Einhundert Dollars,“ sprach Eudostia, indem sie, so viel möglich, die langsam feierliche Betonung des Hauses Bobbinet und Compagnie nachahmte.

„Ist es möglich, Eudostia! welch' ungeheure Summe für ein so nutzloses Ding.“

„Nutzlos! nennst du ein Taschentuch nutzlos?“

„Gewiß, meine Liebe, wenn es der Art ist, daß man nicht daran denken kann, es dazu zu gebrauchen, wozu es eigentlich bestimmt ist. Ebenso gut könnte es mir einfallen, Kautschuck=Ueberschuhe mit Atlas zu besetzen, als ein Taschentuch in diesem Style zu garniren.“

„Styl, sagst du? Ja, ja, ich sollte denken, es ist etwas von Styl daran, ein Taschentuch zu besitzen, das einhundert Dollars kostet. Bedenke nur, Klara Caverly, daß neun und siebenzig Dollars bisher das Höchste war, was in New-York für einen solchen Artikel bezahlt wurde. Mein Tuch ist um neun und zwanzig Dollar theurer als jedes andere!“

Klara Caverly seufzte; nicht aus Eifersucht, Mißgunst oder



sonst einem unlauteren Gefühle — nein, es war ein aufrichtiger, herzlicher Seufzer, den ihr die Betrachtung auspreßte, wie viel Gutes mit diesen hundert Dollars bei verständigem Gebrauche hätte gewirkt werden können. Von diesem Gedanken getrieben, sagte sie denn — etwas zur Unzeit muß man gestehen, aber ohne das mindeste Arg —

„Gut, Eudostia, jedenfalls freut es mich, daß Du im Stande bist, solchen Aufwand zu machen; — jetzt ist wohl die beste Zeit, dich an Deinen Beitrag zum Wittwen- und Waisenverein zu erinnern. Mrs. Thoughtful\* hat mich gewiß schon ein halbdutzend Mal darum gebeten und gewiß denkst Du nicht daran, daß Du schon mit einem ganzen Jahre im Rückstande bist.“

„In der That eine höchst passende Zeit, um mir drei Dollars abzunehmen! Weil ich so eben hundert Dollars für ein Tuch ausgegeben habe, nicht wahr? Wo hast du nur Deinen *bons sens* gelassen, meine Liebe? Man müßte ja wahrhaftig selbst aus Geld bestehen, um so viel auf Einmal zu bezahlen!“

„Wann soll ich also Mrs. Thoughtful sagen, daß Du ihr das Geld schicken werdest?“

„Das ist mehr als ich sagen kann. Pa\* wird keine Gile haben, mir wieder Geld zu geben und ich brauche in diesem Augenblicke nahe zu ein zweites Hundert Dollars zu verschiedenen Pußsachen, die mir noch zu einer anständigen Toilette fehlen. Auch sehe ich gar nicht ein, warum der Verein solch eine Noth mit diesen Beiträgen hat; es muß ja Geld genug da seyn.“

„Schwerlich, meine Liebe, wenn Niemand bezahlen will. Soll ich Dir das Geld borgen? Mama gab mir diesen Morgen zehn Dollars zu einigen Einkäufen, mit denen es schon noch Zeit hat, bis Du mich wieder bezahlen kannst.“

\* „Frau Sinnreich“ auf Deutsch.

D. U.

\*\* Eine affectirte Abkürzung für „Papa,“ welche in Nordamerika unter der „Noblesse“ gebräuchlich ist.

D. U.



„Ja, bestes Klärchen; Du bist doch immer noch eines der besten Geschöpfe auf der ganzen Welt. Wie viel macht es aus? drei Dollars, nicht?“

„Sechse, wenn du Laufendes und Rückstände berichtigen willst. Ich werde es, ehe ich nach Hause gehe, bei Mrs. Thoughtful in's Meine bringen. Aber, theuerste Gudostia, ich wollte, Du hättest das närrische Tuch nicht gekauft.“

„Närrisch nennst Du ein Taschentuch mit solchem Spitzenbesatz, mit dieser prachtvollen Stickarbeit — ein Taschentuch, das hundert Dollars kostete — närrisch?! Ist es etwa eine Narrheit, Geld zu haben oder für reich zu gelten?“

„Das Erstere gewiß nicht, doch mag es immer besser seyn, nicht für reich zu gelten. Gewiß, ich wünsche Dich immer in passendem Anzuge zu sehen, denn jede Toilette gewinnt an Deiner Person; aber dieses Taschentuch, beste Gudostia — ist nicht an seinem Platz.“

„Nicht an seinem Platz? Nun höre einmal, Klärchen, ganz im Vertrauen — wie hoch schäzest du meinen Vater?“

„Beim Himmel, dieß sind Dinge, an die ich noch nie gedacht habe. Ich weiß nicht einmal, was mein eigener Vater „werth“ ist. Mama sagt mir, wie viel ich brauchen darf und um das Weitere bekümmere ich mich nicht.“

„Gut, nun höre aber: Mr. Murray speiste in der vorigen Woche bei uns und die Herren blieben bis nahe an zehn Uhr bei der Flasche sitzen. Ich hörte sie plaudern und schlich mich hier in das Zimmer, in der Hoffnung, irgend etwas Neues zu erlauschen. Im Anfang sprachen sie nichts als — Loose — Loose — obere Stadt — untere Stadt — fünf und zwanzig Fuß Front — Dollar — Dollar — Dollar — Aber dieß sind böhmische Dörfer für Dich, nicht wahr, gutes Klärchen?“

„S nun, man kann sich schon daran gewöhnen,“ erwiderte Klara trocken.



„Ja wohl, man hört ja so viel von dergleichen reden. Ich will froh seyn, wenn die Herren auch einmal von etwas anderem sprechen lernen. Aber Geduld, das Beste kommt noch. Zuletzt fragte Pa den Mr. Murray, ob er kürzlich „inventirt“ habe.“

„Wirklich?“

„Ja ja, Du weißt doch, was dieß bedeutet?“

„Bedeutet es nicht „auffüllen,“ wie sie es nennen?“

„So dachte ich Anfang's auch; allein es ist nichts dergleichen. Inventiren heißt vielmehr „ausrechnen und notiren,“ wie viel Einer werth ist. Mr. Murray sagte, er thue dieß alle Monate, und folglich mußte er sehr genau wissen, was er selbst werth war. Ich weiß nicht mehr recht, wie viel es betrug, denn es interessirte mich nicht sonderlich; Du weißt, Georg Murray ist nicht einmal so alt wie ich, und so gab ich nur auf das Acht, was Pa inventirt hatte. Nun rathe einmal, wie hoch sich's beläuft.“

„In der That, meine Liebe,“ antwortete Klara, ein Gähnen unterdrückend — „ich habe nicht die leiseste Idee davon — ein tausend Dollars vielleicht!“

„Tausend Dollars! Wo denkst du hin?! Ein Mann, der Wagen und Pferde hält, auf Broadway wohnt, und seiner Tochter, solche Kleider, wie ich sie habe, und Hundert-Dollars-Taschentücher giebt! Zweihundert Millionen, meine Theure, zweihundert Millionen!“

Das „Hundert“ hatte Gudofa ohne alles Arg eingeschmuggelt; denn wie dies gewöhnlich Leuten geht, denen das Geld etwas Neues ist, so war ihr die Phantasie mit der Arithmetik davongelaufen. „Ja, ja“ — fuhr sie fort — „zweihundert Millionen, und einige sechzig darüber sind gar nicht gerechnet.“

„Das scheint ja eine gewaltige Summe zu seyn,“ bemerkte Klara ganz ruhig; denn außerdem, daß sie sich um diese Millionen nicht im Geringsten kümmerte, hatte sie auch nicht das beste Vertrauen in die Zuverlässigkeit ihrer Freundin in solchen Dingen.

„Gewiß ist es eine große Summe; man sagt, daß nicht zehn



reichere Leute im Staate sind. Und nun — ändert dieß nicht die Sache mit dem Taschentuche? Es wäre ja gering von mir, wollte ich ein Hundert-Dollars-Tuch von der Hand weisen, wenn ich eines aufreiben kann.“

„Was den übermäßigen Aufwand betrifft, so mag es die Sache ändern; nicht aber im Punkte der Schicklichkeit und des Tacts. Was soll Dir ein Taschentuch, wie dieses, nützen? Ein Taschentuch ist zur Benutzung bestimmt, meine Liebe, nicht zur Schau.“

„Und willst du denn, Klara, daß eine junge Dame ihr Tuch durchaus gebrauche, wie ein tabaktriefendes Mütterchen?“

„O nein, ich meine, eine junge Dame soll es gebrauchen, wie es sich für eine junge Dame schickt, und nicht anders. Aber immer verlegt es mein Gefühl als ein Zeichen von Tactlosigkeit und geringer Bildung, wenn man die Rollen, welche den Dingen zukommen, gewaltsam durcheinanderwirft. Ein Schnupstuch bleibt im günstigsten Falle zum gewöhnlichen Hausgebrauche bestimmt; es ist offenbar schlechter Geschmack, es zum Gegenstande der Gefallsucht machen zu wollen. Fein mag es schon seyn, um eine Idee von der Zartheit der Besizerin zu geben; aber mit sinnlosen Zierrathen ausstaffirt — nie. Siehe nur einmal zu, wie sich ein gestickter Pantoffel an einem Frauensuße so gemein und marktschreierisch ausnimmt.“

„Ich gebe dieß zu; aber, mein Schatz, nicht jedermann kann Hundert-Dollars-Taschentücher führen, der gestickte Schlappen tragen kann. Und nun sage, was du willst, ich werde meine neue Erwerbung diesen Abend auf Miß Trotters Balle tragen.“

Klara machte hiegegen keine Einwendung, obgleich ihre Blicke fortwährendes Mißfallen mit dem Kaufe ihrer Freundin ausdrückten.

Nun hatte aber die liebliche Gudosta durchaus kein schlimmes Herz, sondern war nur durch eine schlechte Erziehung verdorben. Ihre Eltern hatten ihr nämlich von all' den üblichen Kenntnissen einer jungen Dame nur einen oberflächlichen Anstrich geben lassen;



von wirklicher höherer Bildung war nicht die Rede gewesen. Selbst in dem gleichen Punkte vernachlässigt und daher ohne zureichendes Urtheil, hatten sie ihre Tochter den Händen von Miethlingen anvertrauen müssen, welche ihrer Pflicht genügt zu haben glaubten, wenn sie ihren Zögling wie einen Papagei nachplappern gelehrt hatten. Daher war Alles, was Eudostia lernte, nur auf den Effekt und nicht für das Leben berechnet, und in dieser Beziehung konnte man sagen, daß Schule und Taschentuch bei ihr wie aus einem Stücke waren.

### Fünftes Kapitel.

Ich muß mir hier eine kleine Abschweifung erlauben, um eine kurze Bemerkung über ein Thema einzuflechten, über welches man in Amerika vermöge gewisser nationeller Gewohnheiten und Vorurtheile gar leicht zu einer einseitigen Ansicht gelangt.

Man ist dort nämlich sehr geneigt, gewisse Vorzüge der feineren Bildung den sogenannten häuslichen Tugenden gegenüber zu belächeln. Nun besteht aber der Vorzug eines Kochs darin, daß er gute Schüsseln liefert, der einer Nähterin, daß sie gut näht, und der einer Dame, daß sie einen geläuterten Geschmack, einen gebildeten Geist und verständige Manieren hat. Die wirklichen Vorzüge aller Genannten sind dieselben, nur daß sie je nach ihrer Stellung besonderen Gesetzen unterliegen, und nur bei den mehr äußerlichen Vollkommenheiten stellt sich die Sache anders.

Alle feineren Blüthen menschlicher Kunstfertigkeit belächeln zu wollen, ist wahrlich kein Beweis von Kenntniß der Bedingungen menschlicher Glückseligkeit und des verwickelten Getriebes socialer Größe und gesteigerter Civilisation. In einer wohl eingerichteten Gesellschaft muß es Abstufungen der Talente geben, und wenn auch nur Fleiß, Geschick und Erfindsamkeit einen tüchtigen Grund legen können, so wird dagegen das Gebäude ohne die Ver-

Das gestickte Taschentuch.



feinerungen des Lebens, welche eine höhere Kultur verleiht, nie eine anmuthige und gefällige Form gewinnen.

Von dieser Wahrheit hatte Gudosta zuweilen eine dunkle Ahnung, obgleich sie in ihren Reflexionen selbst über weniger schwierige Materien nur selten zu einem richtigen und klaren Resultate gelangte. Im gegenwärtigen Falle sah sie die Wahrheit nur von der Einen Seite und zwar von der alltäglichsten, wie man sogleich an der Bemerkung erkennen wird, die sie darüber machte.

„Und dann, Klara, was den Preis meines Tuches betrifft, so mußt Du auch die Grundsätze der Nationalökonomien nicht unberücksichtigt lassen, die bei solchen Sachen ein Wort mitzureden haben. Dein Vater läßt Dich doch Nationalökonomie studiren, meine Liebe?“

„Bewahre, das thut er nicht; ich weiß kaum, was das Wort bedeutet.“

„Um, das ist sonderbar; Papa sagt doch immer, in der Zeit, in welcher wir leben, sey sie der einzige Weg, um reich zu werden, und Papa verdankt selbst sein wunderbares Glück einzig und allein der Nationalökonomie und dem Spekuliren mit Loosen; denn im Vertrauen, liebes Klärchen, mein Vater war nicht immer so reich.“

„Nicht?“ wiederholte Klara, der dies sehr wohl bekannt war, mit halbverbissenem Lächeln.

„Im Gegentheil, es fehlte viel daran; aber Du weißt, man spricht nicht gern davon, weil es einmal in unserm New-York eine Schande ist, nicht zum mindesten eine halbe Million werth zu sein. Dein Vater, Klara, ist ja gewiß auch so viel werth?“

„Ich weiß davon so wenig, daß ich Dir nicht sagen kann, ob er nur den vierten Theil werth ist, Gudosta. In meinen Augen ist eine halbe Million Dollars ein großer Haufen Geld und ich weiß, daß mein Vater selbst sich für arm hält, wenigstens für die Stellung, die er inne hat. Aber Du wolltest ja etwas von Nationalökonomie sagen, — ich bin nicht wenig begierig zu hören, was diese mit Deinem Taschentuch zu schaffen hat.“



„Das will ich Dir sagen, meine Liebe. Du weißt doch, daß die Vertheilung der Arbeit die Quelle aller Civilisation — daß andererseits der Handel nur ein Austausch von Aequivalenten ist — daß die Zollhäuser diese Aequivalente in Fesseln schlagen und daß, was in Fesseln liegt, nicht frei ist —“

„Aber meine gute Gudostia, wo läuft nur Deine Zunge wieder hin?“

„Nun, Du wirst doch zugeben, Klara, daß, was in Fesseln liegt, nicht frei ist, daß Freiheit die größte Segnung dieses glücklichen Landes bildet, und daß der Handel eben so gut wie jedes andere Ding frei seyn sollte.“

Klärchen schwindelte der Kopf vor diesem Wortschwall, obwohl sie die Phrasen, mit denen ihre Freundin um sich warf, vollkommen eben so gut verstand, als diese selbst. Bekanntlich ist Nationalökonomie wenig mehr als eine Terminologie, und ganz besonders gilt dies von demjenigen Theile derselben, welchen man „die Freiheit des Handels“ zu nennen beliebt. Aber Klara war es herzlich müde, noch mehr von dem unverständlichen Gallimathias zu hören, der sich in unseren Tagen eben so allgemein der Köpfe und Federn bemächtigt hat, als es vor einem halben Jahrhundert unter ziemlich ähnlichen Umständen mit Pitt's berühmtem Vorschlag eines „Tilgungsfonds“ für die englische Staatsschuld der Fall war; sie bat daher ihre Freundin, ohne weiteres Ausholen auf den Punkt mit dem Taschentuch zu kommen.

„Nun denn,“ resumirte Gudostia, „dies hängt so zusammen: der Luxus der Reichen gibt dem Armen Arbeit und setzt Geld in Umlauf. So hat denn auch ohne Zweifel mein Taschentuch irgend einem armen Geschöpfe in Frankreich vier oder fünf Monate lang Beschäftigung und damit Kleidung und Brod verschafft. Gewiß hat es fünfzig von den hundert Dollarn erhalten, die ich bezahlen mußte. Und dann der Zoll — ach Klara, ohne diesen schmutzigen Zoll hätte ich mein Tuch um fünf und zwanzig Dollar wohlfeiler bekommen.“



„Und um eben so viel Procent weniger preiswürdig gefunden,“ ergänzte diese mit spöttischem Lächeln.

„Da hast Du Recht, in der That; beim rechten Lichte betrachtet, ist die Handelsfreiheit nicht auf Taschentücher anwendbar.“

„Und doch,“ fiel Klara ein, „wenn man den Büchern glauben darf, so soll sie auf Miethkutschen, Fahren, auf Doktoren und Anwälte, ja selbst auf die Geistlichkeit anwendbar seyn. Mein Vater sagt, sie sey —“

„Nun? — ich möchte wohl wissen, als was sie ein Mann von so klarer Ausdrucksweise, wie Mr. Caverly definiert.“

„Nun, er drückt sich in der That so deutlich aus, daß er sie einen — Firlifanz nennt!“ versetzte seine Tochter, indem sie sich bemühte, das Wort mit recht theatralischem Pathos auszusprechen. Aber das Tuch? — wie Othello sagt — das Tuch?“

„Nun ja, fünfzig Dollars kommen auf die arme Stickerin, welche die Arbeit geliefert, fünfundzwanzig auf die fatale Douane, etliche fünfzehn für Mieth, Feuerung und Licht und zehn etwa als Profit in die Kasse des Mr. Bobbinet. Und mußt Du nicht zugeben, daß all dieß sehr gut und sehr gemeinnützig ist?“

Arme Adrienne! Du bekamst nicht so viel Franken für mich, als diese schöne Berechnung Dir Dollars zutheilte! Wie viel besser, reicher und ach, um wie Vieles glücklicher wärest Du gewesen, wenn Du das Geld für mich in der Tasche behalten, die Spitzen, selbst mit Schaden, verkauft, und Dir so manche lange Stunde harter und qualvoller Arbeit erspart hättest!

Allein so geht es mit menschlichen Berechnungen. Wie vortrefflich stellt sich oft ein Plan dar, wie trefflich scheint Alles zu seinem Gelingen angelegt! Aber dahinter lauert die rauhe Wirklichkeit, die so oft alle diese Weisheit zu Schanden macht und den Stolz des menschlichen Verstandes demüthigt. Vielleicht wünscht der Leser zu wissen, in wie weit Eudosta's Berechnung des Gewinns und Verlustes der Wahrheit nahe kam und ich will daher



die Rechnung aus den geheimen Büchern der Firma, welche einst die Ehre hatte, mich ihr Eigenthum zu nennen, hier nochmals weiter ausführen.

Superfeines Taschentuch, in Rechnung mit Bobbinet und Comp.

Soll

Ankauf . . . . .	Fr. 100 zu 5, 25 —	D. 49 04
Zinsen dieser Summe für 90 Tage à 7 0/0 . . . . .		00 33
Antheil an der Fracht . . . . .		00 04
Trägerlohn . . . . .		00 00 1/2
Für Waschen, Plätten etc. . . . .		00 25
		<u>D. 49 66 1/2</u>

Hat

In Kassa, von Miss Thimble . . . . .		D. 4 00
In Kassa als Verkaufspreis des Artikels . . . . .		100 00
Abzug an der Forderung der Waschfrau . . . . .		00 05
		<u>104 05</u>
		19 66 1/2
Netto-Produkt . . . . .		D. 84 39 3/4

Alara Caverly nahm jetzt Abschied, da sie noch zu Mrs. Thoughtful gehen wollte, um Gudosta's Rückstände zu berichtigen. So war ich nun zum erstenmal mit meiner neuen Herrschaft allein und hatte Gelegenheit, ihren Charakter ohne die Vermittlung Dritter einigermaßen kennen zu lernen. Denn wie tief auch ein Vertrauter oder eine Vertraute in eures Herzens Geheimnisse eingeweiht sey — einige wenige werdet ihr doch immer ausschließlich für euch selbst behalten.

Wenn die Bewunderung, welche Gudosta mir zollte, meine Gunst gewinnen konnte, so hatte ich alle Ursache, mit den Händen zufrieden zu seyn, in welche das Schicksal mich gegeben hatte. An meiner neuen Gebieterin selbst war immerhin manches zu bewundern, denn eine mangelhafte Erziehung war eigentlich das größte Uebel, gegen das sie anzukämpfen hatte. Vermöge dieser „Erziehung“, wenn man ihr ja diesen Namen zugestehen wollte, besaß sie oberflächliche Fertigkeiten, oberflächlich erworben — Grundsätze, die kaum über die hergebrachte Zucht und Ehrbarkeit ihres Geschlechtes hinausreichten — einen an sehr zweideutigen Mustern gebildeten Geschmack und Erwartungen,



welche aus einer falschen Ueberschätzung der durch und durch falschen Lage hervorgingen, in welche der Zufall sie plötzlich geworfen hatte.

Aber bei all dem hatte Gudostia ein Herz, und wo wäre das Weib, welches sich dem Einflusse dieses wesentlichen Theiles der weiblichen Organisation verschließen könnte? Mittelft der osterwähnten Zauberkrast, womit wir Taschentücher ausgestattet sind, hatte ich bald herausgebracht, daß sich zu New-York ein gewisser Morgan Morley befand, vor welchem Gudostia gar zu gerne meine und damit auch — was die Hauptsache war — ihre eigene Vollkommenheit entfaltet hätte.

Ich weiß nicht, soll ich es als ein Glück oder als ein Unglück betrachten, daß wir gleich am ersten Abend aus waren, den ich als Gudostia Halsacre's Eigenthum zubrachte. Das reizende Mädchen war gegen acht Uhr fix und fertig für Mistres Trotter's Ball, und ihre bewundernde Mutter hielt für rein unmöglich, daß Morgan Morley, ein wohlbekannter, sechszißriger Kapitalist es noch länger würde aushalten können. Zufälliger Weise war Mr. Halsacre, der heute auswärts gespeist hatte, noch nicht zum Vorschein gekommen, so daß die beiden Damen die ganze Freude des Vorgenusses für sich allein hatten.

„Was nur aus Deinem Vater geworden ist!“ begann Mrs. Halsacre, nachdem sie schon zum zehnten Male nach ihrem Manne gefragt hatte. — „Es sieht ihm ganz ähnlich, die Einladung zu einem Balle zu vergessen, denn er denkt an nichts als an seine Loose. Es ist in der That eine rechte Last, so reich zu seyn, Doste, und es gibt Augenblicke, wo ich wünschte, wir wären nicht über eine Million werth, denn im Ganzen möchte ich beinahe vermuthen, daß man nur bei so einem bescheidenen Vermögen wahrhaft glücklich ist. — Beim Himmel, es schlägt zehen, und wir müssen fort, wenn wir überhaupt noch gehen wollen; denn Mrs. Caverly äußerte einst in meiner Gegenwart, sie finde, zu spät kommen, ebenso ordinär, als wenn man zu früh erscheine.“



Man ließ also den Wagen vorfahren und wir stiegen alle Drei ein, indem wir für Mr. Galsacre die Aufforderung hinterließen, daß er nachkommen möchte. Da das Gerücht, ein dreiziffriges Taschentuch werde auf dem Ball erscheinen, unserer Ankunft vorausgeeilt war, so verkündigte ein allgemeines Flüßern unsern Eintritt in die Speisefalons.

Es ist nicht meine Absicht, eine förmliche Schilderung einer eleganten Gesellschaft in dem „großen Emporium“ der „westlichen Welt“ zu entwerfen. Jedermann weiß, daß Alles hier auf dem bestmöglichen Fuße hergeht; Grazie und behagliche Eleganz, feiner Ton und gesunder Menschenverstand finden sich in einem Maaße vereinigt, daß es ausnehmend schwer ist, sie einer Analyse zu unterwerfen und zu sagen, dieses ist dieses und jenes stellt jenes vor. Gerade dieses geistige Ineinanderfließen ist es, was dem Ganzen seine Vollendung gibt, gleichwie die schöne Harmonie der Farben die Gemälde Claude's — und in diesem Punkte könnte man sagen, auch die Cole's, mit einem Schimmer von Glorie umgibt.

Da jedoch neidische und böswillige Zungen die Eleganz und vornehmlich die „retenue“ eines „Manhattan-Routs“ zu verdächtigen gewagt haben, so fühle ich mich — wenn auch nicht gerade durch das erhabene Motiv des Patriotismus, doch jedenfalls aus Dankbarkeit für das hohe Ansehen, in welchem Taschentücher daselbst stehen — gedrungen, dies Alles rund heraus für eitel Lästerei zu erklären. Wenn ich je an der New-Yorker Gesellschaft etwas auszufehen hätte, so wäre es ihre steife Ruhe, jene beinahe nase-weise Stille, welche die weibliche Stimme fast niemals vernehmen läßt, und wenn auch nicht im Herzen, so doch im Ohre ein peinliches Gefühl von Leere zurückläßt. Wenn sich nur ein paar junge Damen bewegen ließen, das Schürzenband der Frau Mama fahren zu lassen und etwas mehr in den Vordergrund zu treten — wie bald würde dieß Bewegung unter die Gruppen bringen und jene langen



Reihen dunkler Männer und reichgeputzter Frauen belebten, die Einen jetzt regungslos wie gemalte „Schausstücke“ anstarren.

Ohne diese beiden unbedeutenden Fehler dürfte sich aber die New-Yorker Welt kühn mit der Pariser, besonders jener der Chaussée d'Antin messen. Mehr als dies möchte ich nicht sagen und weniger konnte ich wohl nicht mit Ehren niederschreiben, denn ich habe zu New-York einige der wärmsten, treuherzigsten Freunde getroffen, die nur jemals das Geschick einem Taschentuche zu Theil werden lassen konnte.

Meine Ankunft hatte also, wie gesagt, ein allgemeines Murmeln veranlaßt. In weniger als einer Minute hatte Eudostia ihre Begrüßungen abgemacht und wurde nun in einer Ecke von einem Häufchen junger Freundinnen umringt, welche alle trotz ihres Schweigens fast vor Begierde starben, mich endlich zu sehen.

Es wäre offenbare Heuchelei, wenn ich versichern wollte, daß ich mich durch die Huldigung, die mir zu Theil wurde, nicht geschmeichelt fühlte: die neugierigen Blicke streiften vom Rande bis zur Mitte — von den Spitzen zum Saume — und vom Saume zu der feinsten Faser meines köstlichen Gewebes. — Mit einem Wort, ich war das erste Hundert-Dollars-Taschentuch, das je in diesen Kreisen aufgetreten war, ja wäre ich ein polnischer Graf mit dem schönsten Schnurrbarte von der Welt gewesen, ich hätte nicht schmeichelhafter empfangen — nicht besser „unterhalten“ werden können.

Mein Ruhm verbreitete sich schnell in den Gemächern, wie man zwei kleine Piecen mit einer Zwischenthüre, welche jedes zum Alfove des andern stempelte — zu nennen beliebte, und sogar die Männer, besonders die jüngeren, sängen an sich für mich zu interessieren. Zwar gingen Letztere nicht auf die einzelnen Schönheiten der Stickerei oder die Feinheit des Stoffes ein — ihnen imponirten die drei Ziffern.

Ein ältlicher Herr ließ „für einen Augenblick“ um mich bitten und so sonderbar es Manchem dünken mag, ein Taschentuch zu entlehnen, so geschah es doch in jener Nacht mit mir von mehr



als zwanzig Personen. Während jenes Besuchs durfte ich zwischen zwei jungen Fashionables, die sich des scharfen Gehörs unseres Geschlechts wohl nicht versehen mochten, folgendes Geplauder mitanhören:

„Muß doch ein reicher, alter Kauz seyn, der Halsacre, wenn er seiner Tochter ein Hundertdollarstaschentuch geben kann. Was meinst Du, Tom, es wäre doch nicht so übel, sich vorstellen zu lassen.“

„Wenn ich Dir rathen soll, Ned, so bleibst Du, wo Du bist,“ lautete die Antwort. „Du bist ja neulich auf der Vicariatskanzlei gewesen, um des alten Simonds Testament einzusehen und weißt, daß er seiner Tochter achtundsiebzigtausend Thaler hinterlassen hat. — Zudem kann dieses Taschentuch eine reine List seyn. Ich meines Theils traue den Leuten nie recht, welche solche Köder auswerfen.“

„O, verlaß Dich drauf, da ist von keinem falschen Spiel die Rede. Charley Pray sprach mir noch letzte Woche von dem Mädchen, als noch Niemand von ihrem Taschentuche gehört hatte.“

„Warum nimmt sie dann Charley nicht selber? Beim Himmel, wenn ich in seinen Verhältnissen wäre, — er könnte ja unter allen Erbinnen zweiten Ranges in der Stadt nach Belieben wählen.“

„Ja, da sitzt eben der Knoten, Tom; bei unserem Geschäft muß man sich mit der zweiten Klasse begnügen. Warum können wir nicht höher hinauf, um zum Beispiel Mädchen wie die Burton's davonzutragen?“

„Die Burton's? — Die haben oder hatten wenigstens eine Mutter, nicht wahr?“

„Nun, haben denn nicht alle Mädchen eine Mutter? Wer hörte jemals von Mann oder Weib ohne Mutter?“

„Ja, im physischen Sinne freilich — ich meine es aber in moralischer Bedeutung. Nun hat aber diese Gudofia Halsacre in letzterem Sinne ebenso wenig eine Mutter, als Du selbst eine Säugamme hast — nichts als ein altes Weib hat sie, das vollends eine Närrin aus ihr machen hilft, aber keine Mutter; ein Paar gute Kautschukschuhe würden ihr bessere Dienste thun. Ein Geschöpf, das



sonst zu Nichts taugt, als einem Mädchen zu sagen, wie es sich aus- und ankleiden soll, es vor nassen Füßen zu warnen und ihm des Vaters Geld hinauswerfen zu helfen — ist ebenso wenig eine Mutter, als der alte Simonds ein Salomo war, als er jenes Testament verfaßte, das jeder von uns so gut wie die Constitution auswendig weiß.“

Ein Geflüster im Zimmer entfernte die beiden jungen Herrn eine Minute lang von meiner Seite, so daß ich nur undeutliche Phrasen, wie „Entfernung der Depositen“ — „panischer Schrecken“ — „General Jackson“ und „Revolution“ verstehen konnte. Im nächsten Augenblicke traten jedoch die beiden Elegants in ihren früheren Winkel zurück, um das Gespräch folgendermaßen fortzusetzen.

„Da haben wir's!“ rief Ned lauter, als die Klugheit es erlauben mochte — „das nenne ich mit knapper Noth der Gefahr entrinnen! Das verdammte Taschentuch hätte mich um ein Haar gefapert. Das nenne ich aber doch einen Betrug, solche falsche Vorspiegelungen zu machen.“

„Ja, ja, Freund; einem, der nicht auf seiner Hut war, dem mochte es wohl in die Quere kommen; für Leute vom rechten Schlag ist aber nur wenig Gefahr dabei.“

Hier forderten die beiden Elegants ein paar Erbinnen zum Tanz auf und ich bekam von ihnen und ihren Fährlichkeiten nichts mehr zu hören. Um übrigens den Leser nicht zu irrigen Meinungen zu veranlassen, muß ich noch beifügen, daß diese beiden Ehrenmänner ja nicht als Typus der New-Yorker Moralität betrachtet werden dürfen, denn nirgends auf der Welt sind Glücksjäger seltener, nirgends ist in diesem kizlichen Punkte die öffentliche Moral strenger als eben zu New-York.

Ueberhaupt, da ich nun einmal für Amerikaner schreibe, möchte ich gleich hier bemerken, daß Alles, was sie von den Eastern aller Länder jenseits des atlantischen Oceans hören — die lautere Wahrheit; Alles dagegen, was geradezu oder verblümt von den Eastern dieses



glücklichen Landes gesagt wird — eitel Verläumdung ist. Die vielen trefflichen Freunde, die ich mir seit meiner Ankunft in Amerika erworben, haben mein Herz für alle Ewigkeit an dieses Land gefesselt und so will ich denn in meinen tiefen, philosophischen Betrachtungen über das, was ich gesehen habe, mit dem festen Vertrauen fortfahren, daß man meiner Wahrhaftigkeit wie der Selbstständigkeit meiner Ansichten vollen Glauben schenken werde — Eigenschaften, die mir viel zu theuer sind, als daß ich sie in Zweifel ziehen lassen möchte.

Zurück also zu meiner Geschichte. — Ich wurde endlich Eudostien von einer Dame, in deren Hände ich übergegangen war, mit einem kalten, gemessenen Blicke zurückgegeben, der mich der Besitzerin eines solchen Artikels gegenüber nicht wenig befremdete. Es dauerte übrigens nicht lange, bis ich entdeckte, daß — um mich eines heimischen Ausdrucks zu bedienen — „etwas vorgefallen seyn mußte“ und ich war nicht ganz ohne Neugierde, dieses „Etwas“ zu erfahren.

Offenbar war Eudostia die Zielscheibe aller Blicke und der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs; doch konnte ich, so lange sie mich in der Hand hielt, bei aller Schärfe meines Gehörs von dem was gesprochen wurde, nichts verstehen. Das arme Mädchen meinte, ihr Taschentuch liefere das allgemeine Thema und darin war sie nicht weit von der Wahrheit entfernt, nur freilich in einer Weise von der sie keine Ahnung hatte.

Endlich näherte sich uns Klara Caverly, die viel zu wohlherzogen war, um in einer großen Gesellschaft ein Toilettestück von irgend Jemand zum Gegenstand des Gesprächs werden zu lassen — unter dem Vorwand, mich ihrer Mutter im Nebenzimmer zu zeigen, eigentlich aber bloß um mich den Andern aus dem Gesicht zu bringen. Als könne sie es kaum erwarten, meiner los zu werden, warf sie mich auf ein Sofa, wo ich auf einem Häufchen meiner Mitschwesteren landete, welche



während des Abends, indeß unsere schönen Herrinnen tanzten, zusammengebracht worden waren, um ihre Schönheit gegenseitig zu vergleichen.

Da lagen wir denn — ein förmlicher Taschentuchcongreß — eine volle Stunde lang und plauderten auf unsere eigene Weise, indem wir die ganze Gesellschaft auf die Hechel nahmen. Warum wir auf diese Art vernachlässigt wurden, konnte ich erst am folgenden Tage herausbringen, denn es war in der That etwas vorgefallen, was die Drei-, ja sogar die Zweizifferntücher in augenblicklichen Mißcredit brachte. Welcher Art dieser Vorfall war, soll seiner Zeit aus einander gesetzt werden.

Was unsere Sophaconversation anbelangt, so drehte sie sich hauptsächlich um unsere respectiven Marktpreise. Ich konnte bald entdecken, daß sich wegen meiner „drei Ziffern“ eine ziemliche Portion Wind gegen mich angesammelt hatte, obgleich ich, offen gestanden, recht gut fühlte, daß ich eine armselige Figur spielte, vernachlässigt, wie ich hier, am ersten Abend meines Auftretens in der vornehmen Welt, in einem Winkel dalag. Von den verschiedenen Ansichten, welche bei dieser Gelegenheit — versteht sich im Wege magnetischer Wechselwirkung — ausgetauscht wurden, möge folgendes Gespräch ein Proöchen geben:

„Nun wahrhaftig!“ rief ein Fünfundzwanzigthalerstück, „dies ist der erste Ball, an dem ich nicht gut genug für einen Platz in der Quadrille war. Habt ihr nicht gesehen, wie die „Canaille“ sämmtlich in den Händen ihrer Besitzerinnen ist, während wir, die „Elite“ der Taschentücher, gleich Mänteln in einer Ecke liegen bleiben?“

„Das muß freilich einen ganz besonderen Grund haben,“ gab ein Fünfundvierziger zur Antwort, „wiewohl Du diese beiden Winter hindurch auf eine Art fetirt worden bist, welche Deine Ansprüche wohl befriedigen sollte!“

Eine spitzige Erwiederung des Fünfundzwanzigers hätte ohne Zweifel die ganze Sippchaft in Aufruhr gebracht, wäre nicht ein Sechsendachtziger, der nach mir die höchsten Ansprüche auf Auto-



rität besaß, mit einer Bemerkung dazwischen getreten, welche dem Ströme unserer Gedanken eine andere Richtung gab:

„Es ist kein Geheimniß mehr,“ so lautete seine Rede, „daß wir für einen oder zwei Abende in Ungnade gefallen sind — ein Unglück, das wir einem Dreizifferntuche verdanken, das erst heute von einer Dame eingehandelt wurde, deren Vater drei Stunden, nachdem er die Note für den Modchändler gezeichnet, seine Zahlungen eingestellt hat. Ich hörte erst vor einer halben Stunde die ganze Geschichte und wie ihr seht, scheut sich Jedermann, in diesem Augenblicke mit einem aristokratischen Taschentuche aufzutreten. Aber seid nur getrost, meine Lieben! in ein paar Tagen ist Alles vergessen, und wir werden mehr als je wieder zu Ehren kommen — ihr wißt ja, in einer Woche ist in New-York Alles vergessen!“

Und so war es in der That. Ein General Jackson hatte, wie ich später erfuhr, die Depositen removirt, — eine Maaßregel, deren Bedeutung ich nie so recht zu begreifen vermochte, welche aber jedenfalls das baare Geld rar machte, besonders bei Denen, welche keines besaßen, so daß Alle, welche sich „ausgedehnt“ halten, auf ihren Füßen zu wanken anfangen. Mr. Galsacre befand sich zufällig auch in dieser mißlichen Lage und seine Versuche, sich flott zu erhalten, brachten ihn vollends zum Falle. Seine Energie hatte sich selbst überstürzt, dem Jongleur ähnlich, der, über seinen siebzehnhundert Burzelbäumen endlich den Hals bricht.

### Zwölftes Kapitel.

Ein unerfreuliches Gerücht mitanzuhören, ist jeder Andere geneigter als der, welchen es unmittelbar berührt. So waren denn auch Gudostia und ihre Mutter die einzigen Personen auf Mrs. Trotters Ball, welche über das Vorgefallene in völliger Unwissenheit blieben, denn wenn man auch die Neuigkeit allenthalben



flüftern hörte, so durfte sich doch Niemand herausnehmen, die zunächst Belheiligten davon in Kenntniß zu setzen. In einer Handelsstadt wie New-York konnte das Falliment eines vermeinten Millionärs nicht lange ein Geheimniß bleiben und Alles starrte auf Gattin, Tochter und auf mich, als hätten sie erstens niemals zuvor die Familie eines Bankruttirers gesehen und dann noch gar nie bemerkt, wie die vor ihnen Stehenden die Beweise ihrer Verschwendung zur Schau trugen.

Doch die Krisis war nun einmal da und die Wahrheit ließ sich nicht lange verbergen. Gudostia mußte diesmal den Mantel umnehmen, mußte in den Wagen steigen, ohne von einem Einzigen der jungen Herrn unterstützt zu werden — seit dem Augenblicke, da ihr Vater durch seine Spekulationen emporgekommen war, ein für sie unerhörter Umstand, der auch mehr als Alles andere ihre Aufmerksamkeit erregte.

„Was kann nur die Ursache seyn, Ma? —“ so begann Gudostia alsbald ihren Gefühlen Luft zu machen, sobald der Wagen abgefahren war — „daß Jedermann bei Mrs. Trotter mich heute Abend so anstarrte? Meine Toilette war doch gewiß ebenso gut und anständig, als die jeder andern Dame im Saal und was volends die Taschentücher betrifft, so konnte ich in mehr denn fünfzig Augen den Neid erkennen, als der Preis des meinigen bekannt wurde.“

„Das ist es eben, mein Schatz — Neid, nichts als purer Neid! Kein Wunder, daß sie Dich anstarrten, denn eben aus Neid wirft Du die Leute immer am ärgsten gaffen sehen. Dacht' ich mir's doch, das Taschentuch würde einen Aufruhr veranlassen: o, auch ich pflegte die Leute anzustarren, wenn ich auf Jemand neidisch war.“

„Aber sonderbar war es doch, daß Morgan Morley mich nicht zum Tanz aufforderte, da er doch weiß, wie gern ich tanze und er mir schon um eines so schönen Taschentuches willen heute Abend mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit hätte beweisen sollen?“

Mrs. Galsacre gähnte und erklärte sich für müd und schläfrig, so



daß die Unterhaltung in's Stocken gerieth, bis der Wagen die Thüre erreicht hatte.

Mutter und Tochter waren nicht wenig überrascht, Mr. Halsacre noch auf zu finden. Er ging mit großen Schritten und augenscheinlich in großer Verstörung beim Scheine eines einzigen Talglichts im Salon auf und ab.

„Mein Gott!“ rief seine Frau — „Du noch auf zu dieser Stunde! Was kann denn vorgefallen seyn? welches Unglück hat an unsere Thüre geklopfelt?“

„Es ist nichts, als daß wir Bettler sind,“ erwiderte der Mann mit einem bitteren Lächeln, welches bewies, wie er selbst in diesem furchtbaren Augenblicke eine unmenschliche Freude darüber empfand, daß er die Andern eben so elend wie sich selbst machen konnte. „Ja, Mrs. Henry Halsacre — ja, Miß Gudostia Halsacre, Sie stehen Beide am Bettelstab — ich hoffe, Sie werden diese Auskunft genügend finden.“

„Das heißt also, Du hast fallirt, Henry?“ — Dieses Wort war in New-York zu wohl bekannt, um nicht sogar von Damen verstanden zu werden. „Laß mich das Schlimmste auf einmal hören — ist es wahr, hast Du fallirt?“

„Ja, es ist wahr — ich habe fallirt. Meine Noten sind heute bis zu fünf und neunzig tausend Dollars protestirt worden, während ich nicht fünf und neunzig in der Bank habe. Morgen verfallen weitere drei und zwanzig tausend und mit Ablauf dieses Monats werden noch hundert und dreißig tausend Dollars mehr dazu kommen. Die verdammte Depostengeschichte und dieser Tiger von Jackson sind an Allem Schuld.“

Die Wahrheit zu sagen, die beiden Damen waren nicht wenig bestürzt. Sie weinten und einige Minuten lang herrschte tiefes Schweigen; aber die Neugierde trieb sie bald zu weiteren Fragen.

„Dies ist ja entsetzlich, und mit einer so starken Familie!“ hob



die Mutter an. „Wenn aber der General an Allem Schuld ist, warum ließt Du ihn so viele Noten auf Deinen Namen ziehen?“

„Nicht doch — so ist es nicht — ich habe selbst die Wechsel ausgestellt; aber er nahm die Depositen weg, sage ich Dir.“

„Sieht ihm ganz ähnlich, dem alten Schurken! Dir Deine Fonds wegzunehmen, da Du ihrer eben am Dringendsten bedurftest! Aber wie konnten die Beamten der Bank so etwas geschehen lassen? Sie hätten ja doch wissen sollen, daß Du all' dieß Geld zu bezahlen hattest und ohne Geld kann man doch seine Schulden nicht berichtigen.“

„Sehr richtig, meine Liebe; ich kenne das nur zu gut aus Erfahrung. Das ist ja eben der Grund, warum ich fallire — ich habe eine Masse Schulden und kein Geld, sie zu tilgen.“

„Du hast ja aber Hunderte von Loosen — gib ihnen Loose, Henry, das wird Dich aus aller Verlegenheit reißen. Erinnere Dich nur, wie alle unsere Freunde uns um diese Loose beneideten.“

„Sie werden sie schon nehmen, die Loose — verlaß dich darauf,“ fuhr der Spekulant fort, „wenn ich nicht selbst Sorge trage, einen Niegel vorzuschieben. Gott sey Dank, ich bin noch kein erklärter Bankruttirer und kann noch immer meinen eigenen Kurator machen.“

„Das mein' ich auch — nicht ein Wörtchen würde ich davon sagen. Gib keine Deklaration, sondern laß sie Dein Falliment nur selbst, so gut sie können, ausfindig machen. — Warum auch den Leuten unser Mißgeschick veröffentlichen und uns von ihnen bemitleiden lassen? Nichts ist mir mehr verhaßt, als das Mitleid Anderer — besonders das meiner Freunde.“

„Nein, das wäre schrecklich,“ rief Gudosta dazwischen. „Um's Himmelswillen, Pa, laß uns nur nicht zum Gegenstande des Erbarmens werden.“

„Wird wohl keine Noth damit haben,“ murmelte der Vater. „Wer gleich einer Rakete in zwei bis drei Jahren emporschießt, wird wohl selten im Falle seines Unglücks viel Mitleid für sich gewinnen.“



„Jedenfalls, Dossie, ist es doch gar zu schlecht von dem alten General. Ich behaupte, es ist verfassungswidrig von einem Präsidenten, Deinem Vater seine Depositen wegzunehmen. Wäre ich an einer Stelle, Halsacre, ich würde eben ihnen zum Troß nicht falliren. Du hast ja immer gesagt, ein Mann von Energie vermöge Alles in diesem Lande und ich selbst habe Mr. Munny sagen hören, er kenne keinen Mann von größerer Energie, als Dich.“

„Gerade diese Männer von Energie sind die rechten Leute zum Bankerottmachen,“ erwiderte der ruinirte Spekulant, indem er sich mit fast sardonischem Lächeln zu seiner Frau umwandte. „Aber wenn sie mir ungewöhnliche Energie im Schuldenmachen beigemessen haben, so sollen sie auch finden, daß ich deren ebenso viel besitze, um mich wieder herauszuarbeiten. Wir müssen noch in dieser Woche unsere Wohnung verlassen, Mrs. Halsacre und all' dieses schöne Meublement muß versteigert werden. Meinen Charakter wenigstens werde ich aufrecht zu erhalten wissen.“

Diese Worte wurden mit erhobener Stimme und scharfer Betonung gesprochen.

„Wie, mein Schatz! Dazu ist aber doch gewiß kein Umzug nothwendig? Andere Leute falliren ja auch und behalten ihre Häuser, Meublen, Equipagen und dergleichen. Warum willst Du uns also unangenehmen Bemerkungen des Publikums aussetzen?“

„Dies ist so wenig meine Absicht als die Deine. Wir müssen aber dieses Haus verlassen und die ganze Einrichtung unter den Hammer bringen, oder alle die Loose weggeben, auf welche Du so vielen Werth legst.“

„O, wenn dies Haus und seine Einrichtung Deine Noten decken kann, so bin ich's ja zufrieden, besonders wenn Du dann die Loose behalten darfst. Ich will darauf wetten, auch Dossie wird ihr Tuch hergeben, wenn es zu etwas helfen kann.“

„Bei St. Georg! ein kapitaler Einfall — ja, ja, morgen früh wird das Taschentuch zurückgeschickt: das wird ein Geschwätz  
Das gestickte Taschentuch. 8



absehen! Ich kaufte es ohnedies nur, weil Munny eben bei mir war, von dem ich gern ein fünfzigtausend Dollars geliehen hätte, um dieser Krifts zu begegnen. Es ging nicht, aber das Taschentuch wird dafür Alles wieder in's Reine bringen. Dieses Tuch, Dofte, kann dazu dienen, wenigstens hundert Loose zu decken!"

Auf welche Weise ich gleich dem Zelte in Tausend und Einer Nacht solche Wunder bewirken sollte, blieb damals sowohl mir als den Frauen ein Räthsel. Gleichwohl übergab mich die reizende Eudostia mit einer freudigen Bereitwilligkeit, welche hinlänglich zeigte, daß sie keineswegs ohne gute Eigenschaften war — den Händen ihres Vaters. Ueberhaupt habe ich mich später überzeugt, daß beide Frauen eigentlich alle Vorzüge einer hingebenden Gattin, einer liebenden Tochter besaßen und daß ihre Thorheiten mehr Folgen einer schlechten oder — richtiger gesagt — gar keiner Erziehung, als Ausflüsse eines entarteten Herzens waren. Als es bei Mr. Galsacre zur sogenannten Liquidation kam und ein Vergleich mit seinen Gläubigern geschlossen wurde, wodurch er sich mittelst klug berechneter Zahlungen an vertrautere Kreditoren ein hübsches Kapitälchen von etlichen achtzig bis hunderttausend Thalern rettete, mußten sich Mutter und Tochter die liebsten Gegenstände ihres Eigenthums entreißen lassen, und zeigten dabei ein so edles Benehmen, daß die ganze Stadt von der Größe ihrer Opfer und der schönen Ergebung, mit der sie sich ihnen unterzogen — erfüllt war. Durch diesen sinnreichen Kunstgriff gelang es dem Bankruttirer, nicht nur sein Ansehn zu erhalten — was selbst in New-York unter solchen Verhältnissen keineswegs ungewöhnlich ist — sondern auch fast die Hälfte seines ‚redlich erworbenen‘ Vermögens zu retten, während seine Gläubiger wie gewöhnlich die Zahlungen für ihn leisteten.

Der Leser möge mir erlassen, noch länger bei diesem Gespräche zu verweilen, da meine eigenen Abenteuer mich ohnehin so bald in eine andere Sphäre einführen sollten. — Am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück, nahm Mr. Galsacre meine Wenigkeit



in die Tasche und ging mit der Miene eines schwer gebeugten und bekümmerten, aber grundehrlichen Mannes die Straße hinab. An der Ladenthüre von Bobbinet und Comp. angekommen, trat er festen Schrittes ein und legte sich mit einer so sanften Bewegung auf den Ladentisch, daß selbst die Commis — im Allgemeinen sonst lauter Eisenherzen — davon zu reden wußten.

„Unangenehme Vorfälle, über welche ich wohl nicht nöthig habe mich weiter auszulassen, bestimmen mich, Ihnen, meine Herrn, dieses Tuch zum Rückkauf anzubieten,“ so sprach er und hielt auf höchst ergreifende Weise die Hand vor die Augen. „Kauf ist zwar Kauf und nur mit dem größten Widerstreben entschliefte ich mich, seine geheiligten Verbindlichkeiten zu stören; aber so lange ein einziger Mensch mit Recht behaupten kann, ich schulde ihm auch nur einen Dollar, kann ich unmöglich zugeben, daß eines meiner Kinder einen solchen Luxusartikel zurückbehalte.“

„Welch' edle Gesinnungen!“ rief Silky, welcher in einer Ecke des Ladens lungerte — „wundervolle Gesinnungen, ganz wie sie einem Manne von Ehre geziemen.“

Die Umgebung des Obristen schenkte dieser Ansicht ihren Beifall und Mr. Galsacre erhob sein Haupt wie ein Mann, der das Antlitz seiner Gläubiger nicht zu scheuen hat.

„Ich kann Ihre Beweggründe nicht anders als billigen, Mr. Galsacre,“ entgegnete Bobbinet; „allein Sie kennen ja den Stand des Verkehrs und die hohen Miethpreise. Der fragliche Artikel ist ohne allen Zweifel schon in den Händen der seitherigen Besitzerin gesehen worden und kann nicht mehr für neu gelten; ohne einen bedeutenden Rabatt werden wir daher nicht im Stande seyn, auf Ihren Wunsch einzugehen.“

„Nennen Sie Ihre Bedingungen, Sir; so sie mir einen einzigen Dollar für meine Gläubiger lassen, werde ich mich immer noch glücklich schätzen.“



„Sublime Gesinnungen,“ wiederholte der Obrist — „wir müssen diesen Ehrenmann in den Congreß wählen.“

Nach einer kurzen Unterhandlung kam man dahin überein, daß Bobbinet und Comp. mich gegen fünfzig Dollars, die Mr. Sal-facre erhielt, wieder in ihre Schubladen aufnahmen. Am andern Morgen aber war in einem der beliebtesten und durch Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe und Talente ausgezeichnetsten Tageblätter Folgendes zu lesen:

„Zur Nachahmung zu empfehlen. Ein angesehenener Gentleman aus dieser Stadt, S — S —, Esq., mußte kürzlich in Folge des Raubes, welchen der kaltblütige Schurke, dessen Grauskopf den Präsidentenpalast verunehrt, an der Bank der Vereinigten Staaten begangen hat, seine Zahlungen einstellen. Dieser Ehrenmann hielt alsbald sich für verbunden, einen Puzartikel, den seine lebenswürdige Tochter erst gestern gekauft hatte und welchem sie in jeder Beziehung Ehre machte, dem Verkäufer zurückzustellen, um mit dem Erlöse die Mittel zur Befriedigung seiner Gläubiger zu mehren, welche er eifrigst zusammenzubringen bemüht ist. Wir sind es der hochachtbaren Firma Bobbinet und Comp. schuldig, noch beizufügen, daß der Kaufpreis auf die erste Anregung mit der größten Liberalität wieder zurückgegeben ward, und können überhaupt nicht umhin, das erwähnte Haus unsern Lesern als eines der honettesten unserer Stadt (in welcher der Schreiber dieses Artikels beiläufig weder einen Fußbreit Boden, noch sonst etwas sein nennen konnte) zu empfehlen und sie auf sein wohlaffortirtes und umfassendes Lager in den elegantesten Artikeln aufmerksam zu machen.“

Im Manuscript stand noch nachträglich: „wir ergreifen diese Gelegenheit, um den H. Bobbinet und Comp. für eine Probe von ausgezeichneten Handschuhen, welche sie uns zuzusenden die Güte hatten, unsern Dank zu sagen“ — allein zum Glück hatte der Herausgeber Erfahrung und Takt genug, um diese Stelle zu durch-



streichen, da es doch unvorsichtig gewesen wäre, gerade in diesem Augenblick eine solche Thatsache bekannt werden zu lassen.

Das Urtheil des Verfassers über jenes würdige Haus wird aber der Amerikaner gehörig zu würdigen wissen, wenn er erfährt, daß es von einem jener Universalgenies herrührte, welche den inspirirten Moralisten, den gründlichen Constitutionellen und den tiefen Kenner der Nationalökonomie in ihrer Person vereinigen und ihre Mitmenschen täglich belehren, wie man praktische Illustrationen zu den Geboten der Bibel liefern, wie man in jenen schwierigen Collisionsfällen, welche aus dem Gesellschafts-Vertrag entstehen, sich zu entscheiden, vor Allem aber, wie man sein Privatleben einzurichten habe, um nicht auch in die Untiefen zu gerathen, in welchen sie selbst stecken geblieben sind.

Da manche meiner Leser wohl einigen Antheil an dem Schicksale der armen Gudosta nehmen werden, so soll, bevor ich die Erzählung meiner eigenen Erlebnisse fortsetze, in aller Kürze berichtet werden, daß es ihr nicht halb so schlimm erging, als man Anfangs hätte vermuthen können. Mr. Galsacre begann seine Vergleiche unter den günstigsten Auspicien, wobei ihm der gute Ruf, der jener Taschentuch-Farce folgte, die besten Dienste leistete, da die Gläubiger um so eher in ihren Forderungen nachließen, wenn sie der Grausamkeit gedachten, mit welcher ein hübsches Mädchen eines so kostbaren Gegenstandes beraubt werden mußte.

Lange bevor die Zurückweisung der Depositen aus dem Tagesgespräche verschwunden war, hatte Mr. Galsacre Alles zu seiner Zufriedenheit abgemacht. Die Loose waren ihm dabei von ganz besonderem Nutzen gewesen, indem nicht selten ein Einziges eine Schuld deckte, mit deren Betrag er ein halbes Duzend angekauft hatte. Mitunter fand sich wohl auch ein Querkopf, der auf seinem Gelde bestand und von Verfolgung vor dem Kanzlei-Gericht sprach. Solche Leute erhielten ihre volle Bezahlung, denn vor Prozessen hatte der Speculant eine entschiedene Abneigung.



Was die für mich erhaltenen fünfzig Dollars betrifft, so mußten sie für Ankauf der täglichen Bedürfnisse auf den Markt wandern, bis anderweitige Mittel aufgetrieben werden konnten. Uebrigens war diese Abweichung von der vorgegebenen Bestimmung dieser Summe mehr scheinbar als wirklich, denn der edle, aber unglückliche Mann mußte ja doch vor allen Dingen essen und trinken, um für seine Gläubiger thätig sein zu können. Kurz, Alles wurde auf's Befriedigendste beigelegt; Mr. Galsacre bezahlte hundert Cents\* vom Dollar und zwar in Loosen, so daß seine Bücher bald wieder im geordnetsten, erfreulichsten Zustande waren.

„Nun, dem Himmel sey Dank! jetzt schulde ich Niemandem einen Heller mehr,“ sprach der würdige Geschäftsmann zu seiner Gehülfe an dem Tag, da Alles abgeschlossen war, „und bei der ganzen, verwickelten Rechnung mit so großen Summen hat sich bloß ein einziges, kleines Versehen eingeschlichen.“

„Mein Gott, ich dachte, Alles wäre im Reinen,“ rief die gute Frau voll Unruhe. „Gewiß ist es dieser unvernünftige John Downright\*\*, der Dir noch zu schaffen macht.“

„Pah! der ist völlig bezahlt. Erst bot ich ihm fünfundzwanzig Cents vom Thaler, davon wollte er nichts hören; ich sprach dann von einem kleinen Irrthum und berichtigte mein Gebot auf vierzig. Aber der Schuft nahm keine Vernunft an und ich mußte ihm endlich seine hundert geben. Nein, diesem Patron kann ich mit dem reinsten Gewissen ins Angesicht sehen.“

„Aber wer soll es denn sonst seyn?“

„Niemand anders als Dein eigener Bruder Myers, mein Schatz; wir hatten uns irgendwo in unseren Rechnungen um eine Kleinigkeit von 100,000 Dollars zu seinen Gunsten gestossen. Ich bezahlte ihn in Ländereien; bei der nächsten Durchsicht fand sich aber, daß sich eine Ziffer zu viel eingeschlichen hatte und als der Ehren-

\* d. h. den vollen Betrag seiner Schulden, da der Dollar 100 Cents hat. D. U.

\*\* „Rechtschaffen“, „Geradaus“ — zu deutsch.



mann, der er immer war, glich Myers die Differenz auf der Stelle aus.“

„Und wer hat nun diese Summe anzusprechen?“

„Wer sie anzusprechen hat? — Nun — wer anders als der rechtmäßige Eigenthümer.“

### Dreizehntes Kapitel.

Als ich meinen alten Platz bei Bobbinet und Comp. wieder eingenommen hatte, beschlich mich eine Ahnung, daß mir diesmal eine längere Gefangenschaft in den Schubladen dieser würdigen Firma bevorstehen werde, weil doch durch das Debüt auf Frau Trotters Ball meine Jungfräulichkeit als Putzartikel etwas gelitten hatte. Allein ich hatte mich geirrt; schon der nächste Tag sollte mich abermals befreien und der mir gebührenden Stellung in der Gesellschaft zurückgeben.

Gleich am ersten Morgen, da ich mich wieder im Schiebsache befand, ließ sich eine Frauenstimme vernehmen, welche nach „gestickten französischen Taschentüchern“ fragte. Dies war mein Stichwort — ach, meine arme Adrienne! — und in einer halben Minute lag ich mit einigen und fünfzig Kameraden oder Kamerädinnen auf dem Ladentisch. Der Stimme hatte ich im ersten Augenblick angehört, daß sie keiner „Mama“, sondern einem „lieben Kind“ angehörte, das mir beim ersten Blick als ein recht hübsches Mädchen auffiel.

Julie Monson war keine blendende Schönheit, wie meine letzte Herrin; allein in ihrem Wesen sprach sich viel mehr Feinheit und Gefühl aus. Doch hatte ihr Blick einen unruhigen, weltlichen Ausdruck, welcher hinlänglich kund gab, wie sehr sie, im ungünstigsten Sinne des Wortes, „außer sich selber“ lebte — ein Gesichtsausdruck, den ich übrigens an den meisten Personen wahrgenommen habe, welche



ein kostbares Taschentuch für einen wesentlichen Bestandtheil ihres Lebensglückes halten.

Eine solche Außenseite ist in der That ein natürlicher Beweis, daß die Seele mehr an dem Schein, als an dem Wesen der Dinge hängt, und daß man sich in seinen Ansprüchen auf die Achtung Anderer nicht ausschließlich auf die höheren sittlichen Gefühle und Eigenschaften beschränken mag. Kurz — ein derartiges Spielzeug gibt immer ein Seitenstück zu dem schönen Gefieder des Pfaus ab, da es aus demselben Grunde zur Schau getragen wird, welcher diesen Vogel zur Entfaltung seines Federschmuckes veranlaßt.

Miß Monson war in Gesellschaft einer andern jungen Dame gekommen, welche ungefähr in demselben Alter stand und in ihrer äußern Erscheinung, was Stand und Kleidung betrifft, jener überhaupt sehr ähnlich war, obgleich eine wesentliche Verschiedenheit in dem Charakter der Beiden auf den ersten Blick ins Auge fallen mußte. Diese Begleiterin, welche Mary genannt wurde und mit ihrem Familiennamen Warren hieß, hatte nichts von dem unruhigen Wesen ihrer Freundin und kümmerte sich offenbar weit weniger um das Urtheil der Leute über ihr Thun und Lassen. Als die Taschentücher auf den Ladentisch ausgelegt wurden, griff Julia Monson hastig nach einem derselben, während uns Mary Warren sammt und sonders mit einem Blicke kalter Gleichgültigkeit, wenn nicht geradezu von Mißfallen, betrachtete.

„Ach wie herrlich!“ rief die Erstere, sobald sich der Commis entfernte, um für einen andern Kunden Handschuhe zu holen — „welch köstliche Stickerei! Mary, Du solltest eines davon nehmen, ich habe dann mehr Muth, ein zweites zu kaufen; ich weiß, Deine Mutter gab dir heute Morgen das Geld dazu.“

„Nicht dazu, liebe Julia! Meine Mutter denkt nicht entfernt daran, daß ich mir so etwas beigehe lassen.“

„Und warum denn nicht? ein reiches Taschentuch ist ja guter Styl.“



„Es dürfte sehr die Frage seyn, liebe Julia, ob das, was Du Styl nennst, für ein junges Frauenzimmer passend ist; ein Taschentuch aber, das bloß für den Prunk ist und nicht zum Gebrauch dient, kommt mir, offen gestanden, gemein vor.“

„In Sir Walter Scotts Sinne einmal nicht, meine Liebe,“ erwiderte Julia lachend, „wenigstens ist es nichts so ganz Gewöhnliches, denn nicht Jedermann ist im Stande, sich ein gesticktes französisches Tuch zu halten.“

„Sir Walter Scotts Definition des „Gemeinen“ scheint mir noch sehr der Kritik zu unterliegen. Das Wort ist zwar ohne Zweifel von einem gewöhnlichen Sinn, einem gewöhnlichen Thun und Treiben hergenommen; allein heutzutage bezeichnet es mehr das Gemeine als Gegensatz von Feinheit und Bildung. Auch ist es ja baarer Unsinn, ein Ding deshalb, weil es gewöhnlich ist, für gut und anständig auszugeben. Nichts ist z. B. häufiger in der Welt, als eine Lüge und diese ist doch gewiß nichts Lobenswerthes.“

„Gut, gut, Mary, man kennt dich ja schon als Philosophin und ich hätte auf eine solche Antwort gefaßt seyn sollen. Aber ein Tuch will ich nun einmal haben und zwar das schönste, das ich nur finden kann.“

„Und das theuerste! Ja, ja, das wird eine sehr stattliche Garderobe werden mit Einem Taschentuch darin! Nimm mich nur Wunder, daß Du nicht auch einen einzelnen Schuh kaufst.“

„Weil ich zwei Füße habe,“ erwiderte Julia etwas spitzig, obgleich sie gutmüthig dazu lachte, „aber still — der Commis kommt und der braucht von unserem Streite nichts zu hören. — Bitte, Sir, zeigen Sie mir das schönste Tuch in Ihrem Laden.“

Der Jünger Merkurs zog mich unter dem Haufen hervor und legte mich mit feierlicher Miene vor Julia's schwarze, glänzende Augen. „Hier, Ma'am, ist das feinste und ausgesuchteste, nicht nur was wir haben, sondern von Allem, was in ganz Amerika zu finden ist. Unser Compagnon, ‚Mr. Silky‘, hat es von seiner letzten Reise



aus Paris mitgebracht und behauptet, selbst dort sey seines Gleichen nicht zu finden.“

„Es ist in der That ausgezeichnet, Sir, das läßt sich nicht läugnen. Und der Preis?“

„Wir müßten eigentlich aus Pflicht für uns selbst 120 Dollars für diesen Artikel fordern, Ma'am, inzwischen hat sich Mr. Bobbinet, glaub' ich, entschlossen, unseren stehenden Kunden nur hundert anzusetzen.“

Das klang doch gewiß großartig — da nur hundert zu fordern, wo man eigentlich vermöge einer Art moralischer Verpflichtung hundertundzwanzig fordern sollte! Und da Julia mit der Absicht gekommen war, eine Hundert-Dollars-Note wegzuworfen, die ihr die Mutter am Morgen gegeben hatte, so war der Handel halb im Reinen. Ich ward sorgfältig in einen Papier-Umschlag gelegt, in Miß Monson's Muff gesteckt, und schied aus dem Bereiche des Obersten Silky, um nicht länger eine solche falsche Stellung einzunehmen.

„Setzt bist Du hoffentlich glücklich, Julia,“ bemerkte Mary Warren mit ihrer gewöhnlichen Ruhe, als die beiden Freundinnen in Mrs. Monson's Wagen nebeneinander saßen. „Ich kann nur nicht begreifen, daß Du dieses non plus ultra von Eleganz im verwichenen Sommer nicht selbst in Paris gekauft hast.“

„Mein Vater wollte damals nicht so viel ausgeben; wir brauchten ohnehin genug, wie Du Dir denken kannst, für Ausflüge, Sehenswürdigkeiten und Kuriositäten, und als ich Mama mein Anliegen merken ließ, meinte sie, wir müßten damit bis zum Einlauf der nächsten Halbjahrsrente warten. Aber offenherzig, Mary, es ist doch Jemand zu Hause, vor dem ich mich schäme, meinen Einkauf sehen zu lassen.“

„Ist's möglich? in Deinem Hause? Hättest Du blos gesagt, in der Stadt, so könnte ich Dich eher begreifen. Aber zu Hause



— da Deine Aellern nichts dagegen haben, so sehe ich in der That nicht ein, vor wem Du Dich sonst zu fürchten haben kannst.“

Bei den Worten „in der Stadt“ war Julia erröthet, denn ihr verrätherisches Gefühl beschwor augenblicklich das Bild eines gewissen Betts Shoreham vor ihre Seele als diejenige Person, welche die Freundin im Auge gehabt hatte. Ich hatte gar keine Mühe hinter die ganze Sache zu kommen, da meine Station in dem Muffe nur etwa sechs Zoll von ihrem klopfenden Herzen entfernt war.

„D, 's ist nicht das, was Du meinst oder wen Du vermuthest, Mary,“ war die Antwort meiner Herrin, „ich meine Mademoiselle Hennequin — ehrlich gestanden, ich fürchte den tadelnden Blick ihrer Augen.“

„Nun, dies ist in der That seltsam genug — daß Du Dich bei der Erzieherin Deiner Schwestern vor Vorwürfen scheuest, während Du die Deiner Mutter keineswegs fürchtest! Und was in aller Welt hat Mademoiselle Hennequin mit Dir zu schaffen? Deine Erziehung war ja vollendet und Du warst schon selbstständig, ehe sie in euer Haus kam? Es ist doch seltsam, daß eine Person, kaum älter als Du, welche ganz kürzlich erst in Paris angenommen wurde, solchen Einfluß über Dich gewonnen haben sollte, die Du nie ihre Schülerin gewesen bist.“

„Ich fürchte mich auch in den meisten Fällen nicht vor ihr,“ versetzte Julia, „nur in Sachen des Geschmacks, besonders wenn sich um Luxusartikel handelt, kann ich eine gewisse Scheu vor ihr nicht unterdrücken.“

„Immerhin müßte ich mich in dieser Mademoiselle Hennequin gar sehr geirrt haben, wenn sie sich herausgenommen hätte, sich Dir gegenüber in so etwas zu mischen. Eine Gouvernante sollte ihre Aufsicht nie weiter ausdehnen, als ihr Amt es verlangt.“

„Aber dies thut ja auch Mademoiselle Hennequin gar nicht,“



versetzte Julia treuherzig. „Ich kann aber nicht anders, ich muß den Lehren zuhören, die sie meinen Schwestern ertheilt, — und — nun, kurz und gut, ich scheue mich mit diesem Kaufe ihrem Blicke zu begegnen, der mir sagen wird: was helfen alle meine guten Lehren über Takt und verständiges Betragen, wenn ihnen das Beispiel einer ältern Schwester entgegenwirkt? — Sieh, das ist's, was ich fürchte.“

Mary schwieg länger als eine Minute; dann lächelte sie neckisch, wie junge Mädchen thun, wenn ihnen gewisse Vorstellungen durch den Sinn gehen und nahm dann das Gespräch wieder auf:

„Und Betts Shoreham hätte mit all dieser Furcht nichts zu schaffen?“

„Was kann Betts Shoreham mir oder was kann ich für Betts Shoreham seyn? Ich will doch hoffen, daß das zufällige Zusammentreffen auf dem Paquetboote, welches uns von Europa zurückbrachte und die Besuche, die er uns von jener Reisebekanntschaft her macht, ihm kein Recht auf ein sogenanntes ‚Beto‘ in meinen Toilette-Angelegenheiten ertheilen sollen?“

„Für jetzt freilich noch nicht, meine Liebe. Aber sie könnten ihm etwa einen Grund geben, sein Beto in petto zu halten.“

Ich glaubte einen Schatten über Julia Monson's Züge hinfliegen zu sehen, während sie ihrer Freundin in einem Tone, dem man sogleich anhörte, daß sie nicht mehr scherzte, und mit einem Takte, welcher hinlänglich bewies, daß sie einen ganz gesunden Verstand in ihrem Köpfschen und ein lebendiges Gefühl wahrer Weiblichkeit im Busen hatte — folgendermaßen antwortete:

„Wenn ich auch durch meine europäische Reise keine andere Erfahrung gemacht hätte, so habe ich doch jedenfalls einsehen lernen, wie unüberlegt wir Mädchen in Amerika handeln, indem wir so offen von dergleichen Dingen reden. Die Jungfräulichkeit eines Weibes ist wie der zarte Schmelz einer Blume, und sie muß nothwendig darunter leiden, wenn man ihren Namen mit dem eines



Mannes zusammen nennt, es wäre denn der Name desjenigen, der ihr zum Gatten bestimmt ist.“

„Beste, theuerste Julia, ich will nie mehr von Mr. Shoreham sprechen, wie ich es auch nie gethan haben würde, wenn ich nicht gedacht hätte, daß seine Aufmerksamkeiten Dir ebenso angenehm als Deinen Eltern seyen. Auffallend genug sind sie einmal — so denke nicht ich allein, sondern auch andere Leute.“

„Ich weiß wohl, so scheint es der Welt,“ versetzte Julia mit gedämpfem, nachdenklichen Tone, „mir aber kommt es nicht so vor. Betts Shoreham ist ein angenehmer junger Mann, eine sehr passende Parthie für unser Ginz, und dieß ist der Grund, daß man ihm überall gleich ernstliche Absichten unterstellt.“

„Ernstliche Absichten! nun wenn Mr. Shoreham Jemanden die handgreiflichsten Aufmerksamkeiten erweist, ohne solche Absichten zu haben, so ist er ein ganz anderer Mann, als für den ich ihn seither gehalten.“

„Nicht doch,“ erwiderte Julia mit noch viel sanfterer Stimme, so daß man leicht errathen konnte, wie sehr ihr Herz bei dem Gespräche theilhaftig war, „die Gerechtigkeit verlangt für Betts Shoreham das Zeugniß, daß seine Aufmerksamkeiten nicht ausschließlich mir galten. Man wirft uns Mädchen Argusaugen im Entdecken solcher Dinge vor, und ich bin nicht blinder als die übrigen meines Geschlechts. Von guter Familie und nicht ohne Vermögen, wie sollte er nicht in den meisten Häusern der Stadt gerne gesehen seyn, zumal er ein Mann von gefälligem Neußern und durchaus liebenswürdigem Benehmen ist? Er traf uns auf der Reise, so ist es also natürlich, daß er eine Bekanntschaft unterhält, an welche sich angenehme Erinnerungen knüpfen. Du darfst nicht vergessen, Mary — ehe wir ihn beschuldigen, daß er sein Spiel mit mir treibe, muß er sich doch überhaupt mit mir beschäftigen. Mir scheint es, er sey weit aufmerksamer gegen meine Mutter, meinen Vater, ja selbst gegen meine beiden kleinen Schwestern, als gegen mich. Selbst Mademoiselle



Hennequin steht eben so wohl, wenn nicht in höherem Grade, in seiner Gunst, als ich mich dessen rühmen kann.“

Mary Warren fing an von etwas anderem zu reden, sobald sie sah, wie ernst ihre Freundin geworden war, und bald darauf wurden wir an Mr. Monson's Thüre abgesetzt, wo die beiden Freundinnen schieden, indem Mary Warren lieber zu Fuße nach Hause ging, während Julia und meine Wenigkeit zusammen eintraten.

„Nun Mutter,“ rief Julia, als sie Mrs. Monson's Zimmer erreichte — „ich habe das reizendste Ding gefunden, das Du nur jemals gesehen hast, und habe es auch sogleich gekauft. Hier ist es — nun, was sagst Du zu meiner Wahl?“

Mrs. Monson war eine gutherzige, heitere, nachsichtige Mutter; sie hatte ihrem ohnehin schon reichen Manne ein hübsches Vermögen zugebracht, war all' ihr Lebenlang an einen uneingeschränkten Gebrauch des Geldes, namentlich ihres eigenen, gewöhnt, (denn Amerika ist ein Land, wo gar Manche das Vermögen von Andern mit ungemeiner Freigebigkeit rechts und links hinaus werfen) und als daher ihre älteste Tochter den Wunsch aussprach, ein ausgesuchtes Stück unseres Geschlechtes zu besitzen, so gab sie ihre Einwilligung schon einzig und allein deshalb, weil sie ihrem Kinde eine unschuldige Freude nicht abschlagen mochte. Gleichwohl wußte sie recht wohl, daß Klugheit eine Tugend sey und daß Julia schon manchmal ihr Geld, das sie weit besser hätte verwenden können, recht unnütz hinausgeworfen hatte.

„Es ist in der That ein sehr schönes Tuch,“ bemerkte die Mutter mit einer Art Kennermiene, nachdem sie mich sorgfältig betrachtet — „ein wundervolles Tuch, und doch möchte ich beinahe wünschen, Du hättest es nicht gekauft, mein Kind. Hundert Dollars für ein Taschentuch klingt gar zu fürstlich für schlichte Leute wie wir, die in Ruß-Schaalen-Häuschen von fünf und zwanzig Fuß Front und sechs und fünfzig Tiefe wohnen. Das Schmuckkästchen einer



jungen Dame, die solche Taschentücher führt, müßte, um nur einigermaßen in einem Verhältnisse zu stehen, in die Tausende hinein kosten.“

„Aber ich habe ja nur ein einziges, liebe Mutter! und so können wir für meinen Schmuck bei den Hunderten stehen bleiben.“

„Ein Taschentuch klingt dafür auch gar armselig, mein Kind. Hat man ja doch kaum an Einem Hut genug.“

„Gerade so sprach Mary Warren. Aber Du brauchtest ja nur ein einzig Wort zu sagen, wenn Du diesen Einkauf nicht gerne sahst — gewiß wäre Dein Wunsch mir Gesetz gewesen.“

„Ich weiß es, Herz, und fürchte gerade, Dein musterhaftes Betragen ist es, was mich in diesem Falle fahrlässig machte. Du weißt es ja, Dein Glück, Deine Interessen sind immer mein höchstes Ziel, nur scheinen sie manchmal in Konflikt mit einander zu gerathen. Welcher junge Mann wird zum Beispiel seine Gattin unter Mädchen wählen wollen, welche solche Summen für ihre Taschentücher ausgeben?“

Mrs. Monson begleitete die letzten Worte mit einem Lächeln, in welchem sich, wie in dem Ton ihrer Stimme, ein so inniges mütterliches Gefühl ausdrückte, daß Julia sich unwillkürlich davon ergriffen fühlte.

„Ich fürchte fast, beste Mutter,“ entgegnete sie erröthend, wiewohl sie mächtig mit sich kämpfte, um unbefangen zu erscheinen, „Du denkst wieder an Betts Shoreham. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber Du und Mary Warren — ihr scheint bei jedem Anlaß sogleich an Mr. Shoreham zu denken.“

Die Mutter lächelte abermals, und die Antwort, welche sie ihrer Tochter gab, war keineswegs vollkommen aufrichtig:

„Der Name Shoreham kam nicht über meine Lippen; Du hattest also auch keinen Grund zu vermuthen, daß ich an ihn dachte. Uebrigens glaube ich schwerlich, daß Du oder irgend ein anderes Mädchen durch den Besitz eines so kostbaren Putzartikels in seinen Augen sonderlich gewinnen würde. Er ist zwar vermöglich, aber



auch sehr klug und gemäßigt in seinen Lebensansichten und Gewohnheiten.“

„Betts Shoreham wurde, wie sein Vater vor ihm, reich geboren,“ erwiderte Julia in festem Tone, „und solche Leute wissen zwischen den Trivialitäten des gemeinen Haushalts und den Bedürfnissen des feineren Lebens, wie sie Leute von höherer Bildung ansprechen, recht wohl zu unterscheiden.“

„Gewiß wird Niemand, sowohl in der Deconomie als in andern Verhältnissen jede Trivialität schneller erkennen — über wahren Geschmack, wie über ächte Moral seiner urtheilen, als der junge Shoreham; allein es gibt Dinge, mein Kind, welche man sich in keiner Stellung erlauben darf.“

„Aber, liebe Mutter, wir sind auf dem besten Wege, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen. Es ist ja nur ein Taschentuch!“

„Ganz recht, meine Liebe — und kostet nur hundert Dollars! Lassen wir also die Sache ruhen, liebe Julie, bien entendu, daß Du Dir nicht sechs Duzende zu demselben Preis anschaffen wirst.“

Damit war das Gespräch zu Ende und Julia zog sich mit mir auf ihr Zimmer zurück. Ich wurde auf's Bett geworfen und bald darauf öffnete meine Herrin die Thüre eines anstoßenden Gemaches, in welchem ihre jüngeren Schwestern mit Lernen beschäftigt waren, und rief diese herein.

Ich will mich nicht damit aufhalten, die Bewunderung und das kindliche Entzücken zu schildern, in welches diese beiden niedlichen Geschöpfe, denen ich hier gewissermaßen vorgeführt wurde, bei meinem Anblick ausbrachen. Es geschieht keineswegs aus Schwäche, wenn ich so von mir selber spreche, — denn Eitelkeit ist ein Fehler, von welchem wir Taschentücher frei sind — sondern lediglich, weil ich mich gedrungen fühle, nichts als die reine Wahrheit zu berichten.

Julia besaß zu viele Ueberlegung, um ihre Schwestern in das Geheimniß des Preises einzuweißen — denn das hieß sie ja nur allzu frühzeitig zu übertriebenen Ausgaben anleiten; nachdem die Kleinen



ihre Neugierde sattfam befriedigt hatten, nahm sie beiden das Versprechen ab, ihrer Erzieherin nichts von mir zu sagen.

„Aber warum denn nicht, liebe Julia?“ fragte die neugierige kleine Johanna. „Mademoiselle Hennequin ist ja so gut und so freundlich, daß sie gewiß die größte Freude an Deinem glücklichen Kaufe haben würde.“

Julia hatte wohl ein unbestimmtes Bewußtseyn von ihrem Beweggrund, konnte ihn aber nicht einmal sich selbst, geschweige denn Andern eingestehen. „Eifersucht“ wäre zu hart, vielleicht zu unzart dafür; aber sie allein hatte die Bewunderung bemerkt, welche der Erzieherin von Shoreham gezollt wurde und es war ihr peinlich, einer Person, welche zu ihrer eigenen Schwäche für den jungen Mann in solchem Verhältnisse stand — eine Thorheit bekannt werden zu lassen, zu der sie in ihrem Innern gleich Anfangs nur halb und halb gewilligt hatte und die sie bereits mehr als zur Hälfte bereute. Dieß waren die Gründe, aus welchen sie von Beginn an beschloß, daß Mademoiselle Hennequin mich niemals zu Gesicht bekommen sollte.

### Vierzehntes Kapitel.

Ich komme nunmehr zu einer Aeußerung meiner mesmerischen Kräfte — immer als Taschentuch gesprochen — worüber alle diejenigen höchlich erstaunen werden, welche sich nie mit der modernen Theorie der imponderablen Fluida bekannt gemacht haben. Sie sind es eben, welche mich in den Stand setzen, gar Vieles von dem, was unter Einem Dache mit mir vorfällt, wahrzunehmen, ohne es geradezu vor Augen gehabt zu haben. Manches entgeht mir freilich auch, denn selbst ein Taschentuch kann nicht Alles sehen oder hören, aber immerhin beobachte ich so viel, um ein ziemlich treues und deutliches Bild des Thuns und Treibens in meiner Nähe entwerfen zu können, namentlich, wenn ich mich zufällig zwischen steinernen Wän-

Das gestickte Taschentuch.



den befinde. In hölzernen Gebäuden fühle ich nämlich eine bedeutende Schwächung meiner Kräfte — ohne Zweifel weil die leitenden Fluida durch die Poren des Holzes entweichen. Eines Abends also zur gewohnten Stunde, während ich selbst wohlgeborgen unter verschiedenen anderen Wesen meiner Art — nur leider nicht von meiner Familie! — in einer duftenden bequemen Schublade lag, waren die Insassen des Hauses im vorderen Wohnzimmer um den Theetisch versammelt. Zugegen waren Herr und Madame Monson mit ihrem einzigen Sohne John Monson und ihren drei Töchtern, dann die Erzieherin und Betts Shoreham, welcher sich so eben mit der letzten Neuigkeit auf den Lippen bei den Damen präsentirt hatte.

„Ich wünsche von Herzen, daß unter diesen weitgreifenden, sogenannten Verbesserungen in Thorheiten und Flitterkram auch nur ein kleiner Fortschritt auf dem Wege wahrer Verfeinerung und ächter Eleganz zu entdecken wäre,“ rief Mr. Monson und schleuderte eines der Abendblätter mit einer Verdrießlichkeit von sich, welche sein Mißvergnügen sehr deutlich zu erkennen gab. „Wir streichen hier in Amerika beständig unser „Fortschreiten“ heraus und sind am Ende nicht einmal sicher, ob wir nicht ein gut Theil unseres Wegs zurückmessen müssen, um das, was wir aufgebaut haben, wieder abzutragen. Hier liefert z. B. das Haus Bobbinet ein Pröbchen, wie schön wir mit Tollhäuслereien im Zuge sind, indem es Taschentücher zu fünfundsiebenzig Dollars ankündigt.“

„Per Duzend oder per Groß?“ fragte rasch Betts Shoreham.

„Was Duzend! einzeln sage ich, jedes Tuch funfundsiebenzig Dollars!“

„J, das muß ein Irrthum sein, Sir! Wo wäre, selbst in diesem Lande kopfloser Verschwendung, ein Käufer zu einem solchen Preise zu finden? So etwas kann man etwa bei einer Prinzessin von einem Einkommen von Hunderttausenden, sonst aber wohl bei Niemand für möglich halten. Und dann — wozu läßt sich denn so ein Ding nur gebrauchen?“



„D,“ rief John Monson, „um die Schaamröthe der Ginzfältigen zu verdecken, welche ihr Geld auf eine solche Weise wegwerfen konnte. Es ist nicht länger als diesen Nachmittag her, daß ich eine saubere Geschichte von Einem, Namens Halbacker, hörte, welcher gestern fallirte und dessen Tochter an demselben Tage sogar noch ein theureres Tuch gekauft hatte.“

„Dann darf man sich freilich über seinen Bankerutt nicht wundern,“ warf Betts Shoreham ein. „Was meine Wenigkeit betrifft, so glaube ich, daß ich —“

„Nun, was glauben Sie, Mr. Shoreham?“ fragte Mrs. Monson lächelnd; sie sah nämlich, daß Julia zu tief beschämt war, um sprechen zu können und glaubte, von dem Tadel, der im Stillen die Verschwendungssucht ihrer eigenen Tochter verdammt, mehr als die Hälfte auf ihre eigenen Schultern nehmen zu müssen. „Mir dünkt, Sie wollten uns eben mit irgend einem großherzigen Entschlusse bekannt machen.“

„Ich war im Begriff, mit einer Ungezogenheit herauszuplätzen, Madame, als mir gerade noch zu rechter Zeit einfiel, daß die Bekehrungen junger Leute, was sie Alles zur Reformirung der Welt unternehmen würden, für Andere nicht halb so viel Interesse haben, als für sie selbst, und so will ich Sie mit dieser Pönitenz verschonen. — Was meinen Sie dazu, Mademoiselle Hennequin, wären nicht fünf und siebenzig Dollars selbst in Paris ein hoher Preis für eine solche Spielerei?“

Die Antwort wurde in gebrochenem Englisch gegeben, ein Umstand, welcher die weichen, vollen Töne der Sprechenden für das Ohr äußerst angenehm machte und ihren Worten zugleich den Reiz des Biquanten verlieh. — Ich konnte zwar von meiner Schublade aus das Antlitz des jedesmaligen Sprechers nicht unterscheiden, stellte mir aber Mr. Shoreham als einen hübschen Jungen, die Gouvernante als blaß und ein bißchen häßlich, aber dabei mit ganz einnehmenden Manieren, Tulchen dagegen mit einer Miene vor, in



welcher sich ihre peinliche Verlegenheit sowohl als der Entschluß abmalte, im Nothfalle gleichwohl ihren Kauf zu verfechten.

„Fünf und siebenzig Dollars, mein Herr,“ erwiderte Mademoiselle Hennequin, „klingen freilich wie ein sehr hoher Preis, aber unsere Pariserinnen sparen nicht mit ihrem Golde, wenn es eine Verschönerung ihrer Person gilt.“

„Nun ja,“ fiel John Monson ein, „aber bei ihnen ist auch Alles auf diesem Fuße eingerichtet. Nun will ich aber wetten, daß diese Mrs. Hundertacker oder Halbacker, oder wie sie sonst heißt, ihr Hauswesen selbst besorgte, daß sie keine Haushälterin hielt, sondern selbst um Mehl und Butter feilschte und ihr halbes Leben in Keller und Küche zubrachte. Und eine solche Frau giebt ihrer Tochter ein Hundert-Dollars-Taschentuch!“

Nun war aber Mrs. Monson nicht bloß die Großmagd in ihrem Hause, sondern hielt sich eine Haushälterin — und Zulchen fühlte sich bedeutend erleichtert in dem Bewußtseyn, daß wenigstens dieses Argument in der Philippika ihres Bruders auf ihren Fall keine Anwendung fand.

„Ei, John,“ rief hier sein Vater, „das ist ein seltsamer Grund, mit dem Du da gegen die Verschwendungssucht zu Felde ziehst — weil die gute Frau in den meisten Dingen sparsam ist, so soll sie in anderen nicht auch ein Bißchen drauf gehen lassen dürfen? Was sagen Sie zu dieser Logik, Mr. Shoreham?“

„Die Wahrheit zu sagen, Sir, ich bin mit Monson so ziemlich einer Meinung. Wer sich ein System häuslicher Verfeinerung zusammensetzen will, muß doch wohl eben so gut wie beim Aufbau eines Hauses mit dem Fundamente anfangen. Nun hat aber in Allem, was sich auf Geschmack bezieht, die Schicklichkeit jedenfalls auch ein Wörtchen mitzureden und da ein gesticktes und mit Spitzen besetztes Taschentuch doch nur für den Schein da ist, so muß auch der ganze sonstige Aufzug damit übereinstimmen. Mit Erlaubniß der Damen möchte ich aber behaupten, daß ich bis jetzt in Amerika noch keine so kostbare Toilette gesehen habe, welche ein Behängsel,



wie das von Monson erwähnte, rechtfertigte und ich meine, ein Taschentuch sollte jedenfalls nicht mehr kosten, als der ganze übrige Anzug zusammengenommen.“

„Es läßt sich nicht läugnen, Mr. Shoreham,“ fiel Julie in lebhaftem, wenn nicht gereiztem Tone ein, „daß sich unsere Frauen nicht so kleiden, wie die Damen von Stand in Europa; gleichwohl wüßte ich nicht, daß wir in der äußeren Erscheinung so weit hinter ihnen zurück wären.“

„Weit entfernt, meine theure Miß Monson — im Gegentheil bin ich gewiß der Letzte, der seinen schönen Landsmänninnen, welche im Aeußeren keinem Weibe der Welt nachstehen, Unrecht thun möchte, denn wenn sie sich nicht eben so reich wie Andere kleiden, so geschieht dies blos, weil sie's nicht nöthig haben. Mademoiselle Hennequin hat gewiß keinen Grund, Vergleichen abzulehnen — und — doch —“

„Allerdings —“ nahm die Gouvernante das Wort, als sie sah, daß der junge Mann stockte, „allerdings bin ich nicht so blind oder vorurtheilsvoll, um bestreiten zu wollen, daß die amerikanischen Damen sehr hübsch — ja manche sogar noch hübscher als meine Landsmänninnen sind. — Es wäre thöricht, dies läugnen zu wollen, wie denn auch England und Italien in dieser Hinsicht der Vortritt vor Frankreich gebührt.“

„Das nenne ich sehr liberal verfahren, Mademoiselle Hennequin, liberaler sogar, als man von Ihnen verlangen möchte,“ bemerkte Mrs. Monson im liebeichsten Tone und ohne Zweifel mit dem wohlwollendsten Lächeln, obwohl ich Letzteres nicht gewahren konnte. — „Einige der glänzendsten Schönheiten, die ich jemals gesehen habe, ja vielleicht die brillantesten von Allen, waren Französinen.“

„Auch das mag wahr seyn, Madame, nur ist es, glaub' ich, nicht die Regel. Im Allgemeinen kommen mir Engländerinnen und Amerikanerinnen — beide viel hübscher vor als die Frauen meiner Heimath.“



Man kann sich kaum etwas Rührenderes denken, als den sanften, edlen Ausdruck der Stimme, welche dieses große Zugeständniß machte, das im Munde einer Frau ohnedies schon gewichtig genug, in diesem Falle aber, meiner Ansicht nach, noch besonders großherzig erschien, weil die Erzieherin selbst nicht auffallend hübsch war. Ich hatte sie zwar noch nicht gesehen, glaubte aber vermöge meines magnetischen Instinkts auf etwas der Art schließen zu dürfen.

„Was werden die jungen Herrn wohl dazu sagen?“ fragte Mr. Monson lachend. „Dies ist eine Frage, die nicht bloß durch Damen, jung oder alt, abgemacht werden darf.“

„Betts Shoreham hat sein Glaubensbekenntniß im Wesentlichen schon abgelegt und nun verlange ich das Recht, auch meine Meinung zu äußern,“ rief John Monson. „Ich gedenke meine Landsmänninnen so wenig als Betts hintanzusetzen; doch protestire ich gegen die Lehre, als ob sie im Besitze aller Schönheit wären. Beim Jupiter! ich habe zu Rom in einem einzigen Opernhause mehr schöne Frauen gesehen, als ich ihrer je an irgend einem andern Orte der Welt beisammen fand.“

„Dies gehört übrigens nicht zur Sache,“ bemerkte Mrs. Monson, „Taschentücher und Haushälterinnen, nicht aber schöne Frauen sind unsere Thema's. — Mademoiselle Hennequin, als Französin nehmen Sie gewiß noch mehr Zucker zu ihrem Thee?“

Hier nahm die Unterhaltung eine andere Wendung und man ging nun zur Besprechung der Tagesneuigkeiten über. Ich konnte von dem, was gesprochen wurde, kaum die Hälfte verstehen, da meine Lage in einer geschlossenen Schublade auf einem andern Boden ohnehin nicht die günstigste war, und ich noch obendrein nur einen Fuß breit von sechs Duzend schnatternden französischen Handschuhen entfernt lag.

Indessen war doch deutlich genug zu bemerken, daß Mademoiselle Hennequin, obwohl nur Erzieherin, gleichwohl der Lieb-



ling in der Familie und — wie ich wohl beifügen darf — auch außerhalb derselben war, da doch Betts Shoreham in keiner Beziehung zu den Verwandten des Hauses Monson gehörte. Noch mehr — ich glaubte sogar in Betreff der jungen Leute Spuren von sich freuzenden Planen entdeckt zu haben; doch bin ich der Meinung, daß auch ein Taschentuch den allgemeinen Gesetzen in Betreff der Geheimnisse, wie sie unter allen Leuten von Bildung anerkannt werden, sich unterwerfen muß. Wollte ich trotzdem, daß ich nicht einmal Augenzeuge dabei war, gleichwohl fortfahren, Alles, was wirklich oder in meiner Einbildung wenigstens vorfiel, zu erzählen, so würde ich mich ja zu der Rolle jener Tagblätter herabwürdigen, welche in ihren Spalten einen Markt von Privatklatschereien halten und dabei, wie die meisten Kleinhändler in solchen Artikeln, ihre Waare nicht einmal unverfälscht geben.

Meine Herrin bekam ich eine ganze Woche lang nicht mehr zu Gesicht. Fast möchte ich glauben, daß sie beschlossen hatte, mich nie wieder bei sich zu führen: allein in Betreff der Toilette sind weibliche Entschlüsse nie so ganz unbeugsamer Natur. Da war zu New-York eine gewisse Mrs. Leamington, welche um diese Zeit einen großen Ball gab, und da sie zu derselben Klasse der Gesellschaft wie die Monson's gehörte, so wurde die Familie natürlich auch eingeladen. Mich bei einer solchen Veranlassung im Hintergrunde zu lassen, wäre übermenschliche Selbstverläugnung gewesen und nachdem sich Julia durch ein offenes Geständniß ihrer Thorheit gegen ihren höchst nachsichtigen Vater und ihren ebenso unbarmherzigen Bruder den Weg erst angebahnt hatte, faßte sie den heldenmüthigen Entschluß, mich wirklich in die Welt einzuführen, wie auch die Wirkung dieses Schrittes auf Betts Shoreham ausfallen mochte. Da Letzterer keine weibliche Bekannten besaß, an welche er sich bereits versagt hätte, so wurde er aufgefordert, sich an Monson's anzuschließen — ein Schritt, der durch ihr selbsteriges vertrauliches Verhältniß hinlänglich gerechtfertigt wurde.



Mie hatte Julia reizender ausgesehen, als an diesem Abend: die Borahnung des Vergnügens, dem sie entgegenging, übergieß ihre Züge mit bezauberndem Lächeln. Als sie mit ihrer Toilette fertig war, nahm sie mich aus dem Schiebsfach, ließ einen einzigen Tropfen Lavendel in meinen Busen fallen und trippelte die Treppe hinab in's Wohnzimmer, wo Betts Shoreham und Mademoiselle Hennequin beisammen und zwar, außerordentlicher Weise — allein beisammen waren.

Ich sage — außerordentlicher Weise, weil die Erzieherin gar selten dazu kam, Jemand unter vier Augen zu sehen und weil ihr als einer unverheiratheten Dame von guter Erziehung die französische Sitte eine tête-à-tête mit dem anderen Geschlecht verbot. Nun hatte meine Gebieterin wahre Luchsaugen für Alles, was Betts Shoreham und die Gouvernante betraf — ein einziger Blick sagte ihr, daß die Unterhaltung ungewöhnlich anziehend gewesen seyn mußte, denn auch ich konnte bemerken, wie das Gesicht der Gouvernante eine verrätherische Röthe zeigte, ja bei einer Andern als einer Erzieherin hätte man kocklich behaupten dürfen, es sey in Purpur getaucht.

Julien überschlich ein peinliches Unbehagen, denn sie fühlte, daß sie überflüssig war; kaum hatte sie sich daher mit einer unzusammenhängenden Entschuldigung im Sopha niedergelassen, als das arme Mädchen wieder aufstand, das Zimmer verließ und die Treppe hinaufrannte, indem sie mich, ohne es zu wissen, auf dem Sopha liegen ließ, den sie so plötzlich verlassen hatte.

Betts Shoreham schien über diesen Vorfall keineswegs bestürzt, aber Mademoiselle Hennequin änderte plötzlich den Platz, den sie — so zu sagen in approximativer Nähe — des jungen Mannes inne gehabt und kam durch dieses Manöver dicht neben mich zu sitzen.

Welcher Art nun auch der Gegenstand des Gesprächs zwischen den beiden jungen Leuten gewesen seyn mochte, denn, schön oder nicht schön, so war Mademoiselle Hennequin noch eben so jugendlich



wie meine Herrin — die Unterredung wurde jedenfalls in meiner Gegenwart nicht fortgesetzt: die junge Dame heftete im Gegentheil ihre Blicke auf mich, statt auf ihren Gesellschafter, nahm mich dann in die Hand und begann mich einer genauen Untersuchung zu unterwerfen.

„Das ist ein wunderschönes Taschentuch, Mademoiselle Hennequin,“ hob Betts Shoreham an, indem er diese Bemerkung als Vorwand benützte, um der jungen Dame auf das Sopha zu folgen — „hätten wir neulich von seinem Daseyn gewußt, wir wären wohl in unseren Aeußerungen über derlei Luxusartikel zurückhaltender gewesen.“

Keine Antwort. — Die Gouvernante sah starr auf mich nieder und Thränen begannen ihr über die Wange zu rollen, so sehr sie sich augenscheinlich anstrengte, sie zurückzuhalten. Ueber ihre Schwäche beschämt, versuchte sie diese Thränen wegzulächeln und sich zu einer heitern Miene zu zwingen.

„Was kann nur an diesem Tuche seyn, theure Mademoiselle Hennequin,“ fragte Betts Shoreham, welcher die höchst verfängliche Gewohnheit hatte, junge Damen, sobald er nur einigermaßen auf vertrautem Fuße mit ihnen stand, mit diesem zärtlichen Epitheton anzureden — eine Gewohnheit, welche nicht selten beträchtliche Irrthümer über den Grad seiner Theilnahme für diese oder jene seiner weiblichen Bekannten veranlaßte — „was in aller Welt kann an diesem Tuche seyn, daß eine Person von solchem Geist und Herzen dadurch zu Thränen gerührt wird?“

„Mein Herz und Geist sind vielleicht nicht so fehlerfrei, als Ihre Güte, Mr. Shoreham, sie erscheinen lassen möchte. Man sagt, bei Toilette-Angelegenheiten sey der Meid ein sehr natürliches Gefühl in der weiblichen Brust — und gewiß besitze ich kein so schönes Tuch wie dieses. — Verzeihen Sie, Mr. Shoreham, wenn ich so unhöflich bin, Sie allein zu lassen — ich kann mich nicht länger beherrschen — —“

Unfähig, ein Wort weiter hervorzubringen, verließ Mademoi-



felle Hennequin das Zimmer mit einem Ungestüm in ihrem ganzen Wesen, wie ich es bei jungen Frauenzimmern ihrer Nation öfter zu beobachten Gelegenheit hatte. Natürlich blieb ich auf diese Art mit Mr. Shoreham allein.

Ich will dem Leser nichts verhehlen, was er zum Verständnisse dieses Verhältnisses wissen muß. Unerachtet ihrer abhängigen Lage und trotz seiner eigenen, weit glänzenderen Umstände liebte Shoreham die Gouvernante und diese liebte den Jüngling. — Dies entdeckte ich zwar erst in der Folge, obwohl ich es von diesem Augenblicke an zu vermuthen begann. Keines wußte übrigens um die Gefühle des Anderen, sondern jedes hoffte, wie es das Wesen einer jugendlichen und schuldblosen Neigung mit sich bringt, und zitterte wieder bei dieser Hoffnung. Auch diesen Abend hatten sie sich nicht deutlich ausgesprochen; dagegen hatte man sich im Wege der Sympathie und des Gefühls viel, sehr viel gesagt und hätte sich ohne Julia's störende Dazwischenkunft ohne Zweifel Alles gesagt.

### Fünfzehntes Kapitel.

Es gibt im Leben des Mannes Augenblicke, wo er in Betreff der Vollkommenheiten der Dame seines Herzens empfindlicher ist als sonst, und am meisten ist er es gerade dann, wenn er ihre Macht am rückhaltlosesten empfindet. Mit argwöhnischen Blicken späht er nach jedem Schatten eines Fehlers und ist doch so gar nicht geneigt, noch fähig, einen Flecken zu gewahren.

Betts Shoreham fühlte ein unbehagliches Bangen — ja, so weit steigerte sich diese Empfindung — denn in wenig Augenblicken hätte er Mademoiselle Hennequin seine Hand angeboten und in solchem Moment einen Rückstoß mit Gleichmuth aufzunehmen, wird Keiner vermögen — also er fühlte ein unbehagliches Bangen bei dem Gedanken, daß seine Geliebte sich von einem, ihrer so ganz



unwürdigen Gefühle, wie dem des Neides, in solchem Grade beherrschen lassen könne.

Er hatte mehrere Jahre im Auslande zugebracht, war mit der gewöhnlichen Vorstellung von dem Egoismus der Franzosen und besonders ihrer Frauen vertraut geworden und seine Vorurtheile begannen aufs Neue zu erwachen. Doch war seine Liebe noch immer das stärkere Gefühl und sein Verdacht, so sehr er sich nach den vorliegenden Umständen in den Augen eines kühlen, unbefangenen Beobachters hätte rechtfertigen lassen — war bald besiegt. Während einer sechsmonatlichen Bekanntschaft hatte er so manchen Beweis der reinsten, liebenswürdigsten Selbstverläugnung gesehen, hatte so viel Seelengröße in Mademoiselle Hennequins Betragen entdeckt, daß sein auf ihre Vorzüge begründetes Vertrauen durch einen vorübergehenden Argwohn, wie er ihn eben jetzt beunruhigte, nicht zerstört werden konnte.

Ich weiß recht wohl, daß ich meinen Taschentuchcredit stark auf die Probe stelle, indem ich dem Leser zumuthe, an die Tugenden einer französischen Erzieherin — eines Paria-Wesens, über dessen unglückliche Klasse alle die Weisen unserer modernen, einbildungreichen Literatur ihr Anathem aussprechen — zu glauben. Eine englische oder gar amerikanische Gouvernante — wenn es überhaupt ein solches Geschöpf geben sollte, kann immerhin die Sittsamkeit, Verständigkeit, Weisheit und Vortrefflichkeit selbst seyn; aber eine französische Erzieherin hat gleichsam eo ipso eine moralische Makel an sich, welche sie unbarmherzig aus dem Gebiete des literarischen Erbarmens verflößt. Und doch haben zwei der vortrefflichsten Frauen, die ich jemals kennen lernte, eben diesem Stande und Volke angehört. Was aber die geheimnißvolle Person angeht, die uns gegenwärtig beschäftigt, so werde ich ihren wahren Charakter nicht eher enthüllen, als bis der rechte Moment zur Entwicklung gekommen seyn wird.

Dem gutem Shoreham blieb nicht viel Zeit übrig, um sich über weibliche Launen und Motive in philosophischen Betrachtungen



zu ergehen, denn John Monson erschien vor ihm in einem Ballanzuge, so elegant als er sich mit der sogenannten ‚republikanischen Einfachheit‘ vertragen wollte.

John war ein hübsch aussehender Junge von sechs Fuß und einem Zoll Höhe, mit starkem Backenbarte, einem üppigem Haarwuchs und ungewöhnlich weißen Zähnen. Sein Freund war zwei Zoll kleiner und seine ganze Erscheinung fiel weniger in die Augen; dagegen war er in richtigeren Verhältnissen gebaut und zeigte mehr Geist und Ausdruck in seinen Zügen, so daß die Meisten beim ersten Anblick John Monsons Gestalt und Antlitz lobten, bei näherem Bekanntwerden aber Betts Shoreham's Ueberlegenheit anerkennen mußten. Besonders war sein Lächeln gewinnend und liebenswürdig gleich dem eines Mädchens, und der Reiz dieses Lächelns, verbunden mit der lebendigen, rastlosen Theilnahme, welche Shoreham für die Lage der Gouvernante geäußert, war es eben, was einen so mächtigen Eindruck auf die Gefühle des jungen Mädchens geübt hatte.

„Es ist ganz vertheufelt kalt, Betts,“ sagte John, als er dem Feuer näher kam; „unser reizendes Klima hat zuweilen verdammt harte Winter. — Ob es wohl patriotisch wäre, von unsern Wintern zu sprechen, was meinst Du?“

„Es ist ja lauter Gemeingut, Monson; aber was ist aus Deiner Schwester und Mlle. Hennequin geworden? Sie waren Beide vor einer Minute hier und sind wieder verschwunden, wie —“

„Wie Geister meinst du?“ — wie, so wagtest Du gewiß nicht, sie zu nennen, denn ihre Geisterchen möchten es sehr übel vermerken. Sulchen ist kein Geist, obgleich sie zuweilen zart und ätherisch genug ist und Henny —“

„Wer?!“ rief Betts, kaum seinen Ohren trauend.

„Henny — Dorchens und Molly's Erzieherin. Wen sollte ich anders meinen? Ich nenne sie en famille immer so und seit unsern Reisen betrachte ich Dich halb und halb als eine der Unsrigen.“



„Wofür ich Dir nicht genug danken kann, mein theurer Junge — aber Du nennst sie doch nicht in's Gesicht so?“

„Nun — nein — vielleicht nicht geradezu unter die Zähne — und sie hat schöne Zähne — Betts! Zulchen darf die ihren nicht damit vergleichen.“

„Und doch hat Miß Monson recht schöne Zähne. Möglich, daß Mlle. Hennequin —“

„Nein, nein, Henny hat die schönsten Zähne, die ich je an einem Mädchen sah. Nichts von euren Perlen, die, wie Du weißt, nicht selten in's Gelbe spielen, nein, aber so ächte und gerechte Zähne, gerade wie sie jedes hübsche Mädchen haben sollte. Ich habe nichts gegen Perlen in einem Halsband, oder in der Tasche; aber was in den Mund gehört, das sind Zähne — und Henny hat deren zwei Reihen von der feinsten Sorte.“

Shoreham machte eine ungeduldige Bewegung bei dem Worte „Henny“ und konnte sich in diesem Augenblick der Schwäche nicht erwehren, die junge Gouvernante weit weg aus einer Lage zu wünschen, in welcher sie so kavalierrmäßig von sich sprechen lassen mußte. Er hatte aber noch nicht Zeit gehabt, diesen seinen Gefühlen Worte zu leihen, als John meiner ansichtig ward und mich sogleich unter dem sehr hellen Scheine einer Lampe der strengsten Untersuchung unterwarf. Ich muß gestehen, mein ganzes Gewebe erbebte bei der Freiheit, die er sich nahm, da mir die Abneigung des Mannes gegen unser ganzes Geschlecht wohl bekannt war.

„Was ist denn das,“ rief John Monson in vollem Staunen, „war etwa die Fee Tausendschön hier und hat ihre Karte zurückgelassen?“

„Ich glaube das Tuch gehört Deiner Schwester,“ entgegnete Shoreham trocken, „wenn Du nämlich dieses Taschentuch hier meinst.“

„Zulchens Tuch! Nun, beim Himmel, das sollte mir leid seyn; ich hoffte von meinen Schwestern würde keine solch unsinnige Verschwendung treiben — gehört es Dir, Julia?“ — diese trat eben



in's Zimmer — „Ist dieser Feszen da wirklich Dein oder gehört er nicht eher Henny an?“

„Feszen!“ rief die Schwester, indem sie mich geschickt dem Räuber aus den Händen riß — „Feszen und ‚Henny‘ dazu! Dies ist kein Feszen, Sir; sondern ein sehr schönes Taschentuch und daß etwas so Kostbares nicht wohl Mlle. Hennequin gehören kann, das, meine ich, müßte Dir recht wohl bekannt seyn.“

„Und darf man fragen, wie viel es gekostet hat? Nur das Eine sage mir wenigstens.“

„Ich werde mich hüten, Ihre Neugierde zu stillen, mein Herr! Die Garderobe einer Dame soll nicht auf diese Art zergliedert werden.“

„Darf ich wohl fragen, Sir,“ wandte sich nun der Frager an seinen eben eintretenden Vater, „ob Sie Zulchen dieses Taschentuch bezahlt haben? Ich lasse mich hängen, wenn ich in meinem Leben etwas Gemeineres gesehen habe?“

„Deine Ansicht wird mich schwerlich verleiten, ja zu sagen,“ gab der Vater halb lachend, halb ärgerlich über die Anspielungen seines Sohns, die ihm vor Betts gerade besonders unangenehm waren, zur Antwort — „laß Dich die Sache nicht anfechten, meine Liebe; das Taschentuch ist nicht halb so kostspielig, als seine Cigarren.“

„Nun jedenfalls soll es gründlich eingeräuchert werden,“ versetzte John einlenkend, um dem Angriffe seines Vaters zu entgehen, was gar nicht unnöthig war. „Ach, Julia, Julia, ich muß mich Deiner schämen.“

Dies war jedenfalls ein ominöser Anfang für einen Abend, von dem man sich so viel Freude erwartet hatte. Mrs. Monson kam auch endlich herunter, die Wagen fuhren vor, man rief Mademoiselle Hennequin und die ganze Gesellschaft verließ das Haus.

Daß die Gouvernante bei den Einladungen an die Familie Monson fast allezeit mit eingeschlossen wurde, war allerdings ziemlich ungewöhnlich: allein Mademoiselle Hennequin war eine Person von so



vollkommenem bon ton, hatte so ganz die Manieren einer Dame von Welt und galt allgemein für einen solchen Ausbund von Vollkommenheit, daß die meisten Freunde der Familie sie nicht ignoriren zu dürfen glaubten. Die Sache aber hatte noch einen anderen, für die junge Dame weniger schmeichelhaften Grund, welchen wir der Wahrheit zu Ehren nicht übergehen dürfen.

Es hatte sich nämlich von irgend einer Seite her das Gerücht verbreitet, Miß Monson's Gouvernante stamme aus einer adeligen Familie — ein Umstand, der, wie ich bald entdeckte, zu New-York bedeutenden Einfluß ausübte, zweifelsohne vermöge einer versöhnlichen Reaktion, welche der Strenge der, in allen geselligen Verhältnissen vorherrschenden, demokratischen Ideen entgegenwirkte. Und hier sey im Vorbeigehen noch eine weitere Bemerkung gestattet. Trozdem, daß man in Amerika durch nichts leichter in Mißkredit geräth, als durch den Ruf, „aristokratisch“ zu seyn — ein Ausdruck von sehr dehnbarer Bedeutung, da er auf Geschmack, Ansichten, Gewohnheiten, Vorzüge, ja nicht selten auf den Glauben der anstößigen Parthei Anwendung findet — so ist auf der andern Seite auch nichts so geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen, als vornehme Geburt. Wie manche arme Polen habe ich als Löwen des Tages herumschleppen sehen, bloß weil man sie für „adelig“ hielt, obgleich der Standesunterschied in ihrer Heimath so ziemlich derselbe ist, wie er in einem Theile unserer Republik stattfindet, wo die eine Hälfte der Bevölkerung aus Weißen, die andere aus Schwarzen besteht, denn die Edelleute korrespondiren dort mit der ersten, die Leibeigenen aber mit der zweiten Klasse.

„Was Miß Monson heute für ein ausnehmend aristokratisches Taschentuch hat,“ bemerkte Mrs. G. gegen Mr. W. bei unserem Eintritte in Mrs. Leamington's Zimmer; „ich erinnere mich nicht, jemals etwas so Aristokratisches in Gesellschaft gesehen zu haben.“

„Die Monson's sind in Allem höchst aristokratisch — speisen sogar um sechs, wenn ich recht weiß.“



„Ja,“ fiel Miß F. ein, „und lassen nach Tisch Fingerbowlen serviren.“

„Wie aristokratisch!“

„Ueber die Maßen. Man will sogar behaupten, daß sie es seit der Rückkehr von ihrer letzten europäischen Reise noch weit ärger treiben als zuvor. So lassen sich's die Damen nicht nehmen, beim Gebet niederzuknieen, statt sich wie andere Leute zu verneigen.“

„Hat man je etwas so Aristokratisches gehört?“

„Man sagt sogar, obgleich ich für die Wahrheit nicht einstehe will — daß die Kinder zu Herrn und Madame Monson nicht „Pa“ und „Ma“, sondern „Vater“ und „Mutter“ sagen müssen.“

„Nun, Mr. B., das ist geradezu monarchisch — nicht wahr?“

„Es ist in unsern Tagen eine schwierige Aufgabe, zu sagen, was monarchisch ist oder nicht; jedenfalls scheint es mir ziemlich sicher, das Verfahren antirepublikanisch zu nennen.“

„Lieber noch patriarchalisch,“ bemerkte ein Wigbold, der zu der Gruppe gehörte.

In diese „aristokratische“ Clique ward ich nun förmlich eingeführt und mancher verlangende, neugierige Blick war auf mich gerichtet, obwohl die Gesellschaft in diesem Hause im Allgemeinen zu viel Erziehung hatte, um ein Toilettestück sehr scharf zu bekritisiren.

In jedem Lande, mag es nun eine aristokratische, monarchische oder demokratische Verfassung haben, gibt es privilegierte Klassen, und so auch in allen Gesellschaften privilegierte Personen. Eine solche nahm sich die Freiheit, mich, während die Andern tanzten, von Julia zu erbitten und so kam ich eine Zeit lang in eine Versammlung von Taschentüchern, welche man zu dem Zwecke zusammengebracht hatte, ihre verschiedenen Vorzüge und Mängel gegen einander abzuwägen.

Die Untersuchung war zu Ende, ich hatte den vollkommensten Sieg davongetragen: da hörte ich mich plötzlich — der Leser wird meine



Ueberraschung ermessen — mit „Nro. 7“ — dem Namen, den ich einst in unserem Familiencirkel getragen, angerufen, wie sich denn Taschentücher unter einander nur nach dem Decimalsysteme tituliren. — Es war Nr. 12, unser Flügelmann, von der *côté gauche*, der sonderbar genug seinen Weg in dieses Zimmer gefunden hatte und nun auf der alten Mrs. Gyelet Schoofe, brüderlich, wie sonst, neben mir lag. Als Glieder eines Hauses waren wir höchlich erfreut, uns wiederzusehen und hundert Fragen hatten wir uns in einem Athem vorzulegen. Nr. 12 hatte als wüthender Republikaner begonnen und dieß lediglich darum, weil er nie etwas anderes als republikanische Zeitungen hatte vorlesen hören, gewiß ein höchst einfacher Grund, wie jeder zugeben wird, der eine Sache nach ihren beiden Seiten zu betrachten gewöhnt ist. Bald nachdem die gute, liebe Adrienne mich angekauft hatte, war ein junger Amerikaner in den Laden gekommen, und hatte, mit dem ganzen Leichtsinne seiner Landsleute im Einkauf, ein halbes Duzend von der Familie auf Einmal genommen. Der Zufall wollte, daß er gerade den liberalen Flügel erhielt, was mit seinem Wissen und Willen niemals geschehen wäre, da er als Attaché der Gesandtschaft seines Vaterlandes *ex officio* Aristokrat war. Dabei war es höchst ergötzlich, meinen Bruder seine Entrüstung schildern zu hören, als er sich nun im Herzen der amerikanischen Gesandtschaft in ein wahres Mistbeet von monarchischen Principien versetzt sah. Was diese Diplomaten nur um so aristokratischer machte, war gerade die Neuheit der Sache, da kaum Einer von ihnen von Haus aus an Gesellschaften gewöhnt war. Meines Bruders Vaas, der nur im Vorbeigehen den Diplomaten spielte, trieb sich ein paar Monate unter diesen Leuten herum und kam dann nach Hause, wo ihm alsbald der Nimbus seiner europäischen Laufbahn zu der glänzendsten Aufnahme in den New-Yorker Cirkeln verhalf. — Leider ist die Vorliebe, in Extremen zu handeln, in dem Wesen von uns Taschentüchern nur allzutief begründet. Der Geist des Widerspruchs, nach

Das gestickte Taschentuch.



der bekannten Formel: „sagst du ja, so sage ich nein“, wurde in der Seele des armen No. 12 mächtig und er hatte kaum einen Monat in der New-Yorker Gesellschaft verlebt, so war der Ultra-Royalist in ihm fertig.

Diese New-Yorker Gesellschaft! Sie hat mehr als einen jener plötzlichen politischen Farbenwechsel auf dem Gewissen! Das demokratische Princip ist hier so vollkommen entwickelt, daß wenig Gestreue stark genug im Glauben sind, dagegen auszuhalten. Jedermann weiß, wie sehr sich die Aussicht mit dem Standpunkte ändert; gesetzt z. B., es stehe Einer in einer gemischten Versammlung auf der Seite der Aristokratie, so wird ihm auf der andern Alles gemein und plebejisch vorkommen; hat er dagegen seinen Platz unter Kreti und Pleti genommen, so ist drüben Alles aristokratisch, kastenmäßig und anstößig.

Diese Wahrheit sollte sich an meinem unglücklichen Verwandten erproben. Alle seine Begriffe hatten sich verkehrt: statt die Vollkommenheit zu finden, die er so lange gepredigt und angepriesen hatte, fand er Nichts zu bewundern — nur zu tabeln und zu verdammen. Mit einem Wort — noch nie war ein Taschentuch beim Eintritt in's thätige Leben, und zwar aus so tiefen psychologischen Gründen, so elend gewesen. Hätte mein Bruder nach Frankreich zurückkehren können, er würde, glaub' ich, ein Buch über Amerika geschrieben haben, welches, ohne eine Menge von Fehlern und Schwächen gewahr zu werden, welche wirklich ohn' Erbarmen gezeißelt zu werden verdienen, an politischer Schwinderei selbst den Herrn von Tocqueville überboten hätte. Doch stille davon; ich vergesse, daß dieser Schriftsteller in den Augen aller jener Neophyten unwiderleglich ist, welche ihr eigenes System nie anders, denn als Engländer in's Auge gefaßt haben und vor Bewunderung außer sich gerathen, wenn sie Dinge von ganz anderer Natur darüber hinausgeschritten finden. Dies ist wenigstens die Denkweise eines in hohem Preise stehenden Taschentuches.



Betts Shoreham beschäftigte sich, wie ich wohl bemerkte, auf Mrs. Leamington's Ballen beinahe ausschließlich mit Mlle. Hennequin, obgleich er sich des unangenehmen Eindruckes noch keineswegs entschlagen konnte, den ihm ihr Benehmen bei jenem Zusammentreffen mit mir verursacht hatte. Die Beiden verstanden einander vollkommen, denn während des ganzen Abends vermied sie es sichtlich, ihren Blick auf mich zu wenden, als ob sie Gefühle oder Eindrücke niederzukämpfen suche, welche sie nicht verrathen mochte.

Diese Gefühle — wenn es wirklich Gefühle waren — oder Eindrücke (denn als solche ließen sie sich nicht ablängnen) konnten nur seyn: Neid, Mißgunst über die glänzenderen Umstände einer Andern — oder mochten sie auch durch lobenswerthe, philosophische Betrachtungen über die Thorheiten, welche die gedankenlose Jugend so oft zur Ausschweifung verführen, hervorgerufen seyn. Betts gab sich alle Mühe, das Letztere zu glauben, und doch hätte er seinem innersten Gefühle nach tausendmal lieber gesehen, wenn das Weib seiner Liebe über eine derartige Schwäche eines Mädchens von ihrem Alter gelächelt, als wenn sie eine altkluge Verständigkeit an den Tag gelegt hätte, welche jedenfalls auf Kosten der Leichtherzigkeit und der Sympathieen ihrer Jahre, wie ihres Geschlechts allzu theuer erkauft gewesen wäre. Ich hatte — nur in kleinerem Maaßstab — in seiner Brust ein ähnliches, unbehagliches Mißtrauen erweckt, wie Desdemona's Taschentuch in der des Mophren.

Auch Julia Monson gestel sich an diesem Abend nicht so, wie sie sich's vorgestellt hatte. Sie fühlte zwar keine Liebe für Shoreham, denn ihr Temperament, wie ihre Erziehung waren nicht von der Art, daß sie sich der Leidenschaft für einen Mann hätte hingeben können, so lange nicht eine ganz unzweideutige Erklärung von seiner Seite vorangegangen war: wohl aber mochte sie ihn sehr wohl leiden und nichts wäre leichter gewesen, als diesen Funken einer Bevorzugung zur Flamme anzublasen. Uebrigens war sie zu jung und — die Wahrheit zu sagen — auch zu natürlich und zu wenig



berechnend, um fortwährend daran zu denken, daß Betts der Herr eines guten altmodischen Landsitzes war, welchen man jährlich auf zwanzigtausend Pfund schätzte und der wirklich eilftausend netto ertrug, während das Herrenhaus allgemein den schönsten des Staates an die Seite gestellt wurde. Um all' dies kümmerte sich Zulchen wenig oder fast gar nicht. Es gab junge Männer genug, welche eben so schöne Güter und noch weit mehr, die gar keine besaßen, dafür aber die größte Lust von der Welt hatten: „den alten Monson zu tranchiren“ — aber wenige waren so wohlgestaltet, so angenehm von Sitten und Benehmen wie der junge Shoreham; wenige hatten so viel wie er von der Welt gesehen. Daß Betts in sie verliebt sei, hatte sich Julia natürlich nie einge- bildet, aber bis zu den Proben, die sie ganz kürzlich von seiner Neigung für die Erzieherin ihrer Schwestern erhalten, hatte sie es doch für sehr möglich gehalten, daß es dahin kommen könne und hätte es gar nicht ungern gesehen, wenn es dahin gekommen wäre.

Ich weiß wohl, daß dieß nicht die gewöhnliche, möglicherweise auch nicht die höflichste Weise ist, jene dämmernden Gefühle zu schildern, welche den Keim einer jungfräulichen Neigung in sich schließen; ein gewandter, talentvoller Dichter würde bei solcher Gelegenheit gewiß eine ganz andere Sprache führen! allein ich habe diese Geschichte in der Absicht begonnen, die Dinge so darzustellen, wie sie sind und so, wie ich sie erzählt, ist nun einmal die Art und Weise, wie sich der „Liebe jugendlicher Traum“ dem Auge eines Taschentuches darstellt.

Unter andern Widerwärtigkeiten erfuhr Julia die Kränkung, während der Pausen des Tanzes über Shorehams Aufmerksamkeit für die Gouvernante allerlei Glossen anhören zu müssen, von welchen auch einige mein Ohr erreichten:

„Wer ist doch die Dame, welcher Mr. Shoreham heute so unablässig den Hof macht?“ fragte Miß N. ihre Nachbarin Miß L.

„Es ist ein ganz neues Gesicht und — wenn man so frei sein darf es zu sagen — auch eine ganz neue Manier.“



„Es ist Mlle. Henny, die Erzieherin von Mrs. Monson's Kindern, meine Liebe. Man sagt, sie sei ein Ausbund aller Vollkommenheiten und ein wahres Wunder von Wohlstandigkeit. Auch will verlauten, sie sei eigentlich eine Person von sehr hohem Stande und durch eine jener gräulichen Revolutionen heruntergekommen, deren sie in Europa so viele haben.“

„Wie — gar von Adel vielleicht?“

„O, zum allerwenigsten; es gibt Leute, welche behaupten, sie sei halb und halb von königlichem Geblüt. Das Land ist voll von den Trümmern gestürzten Königsthums und Adels. Finden Sie, daß sie ein aristokratisches Air hat?“

„Nicht im Geringsten — ihre Ohren sind viel zu klein.“

„Si, meine Liebe! das ist ja das wahre Gepräge adeliger Herkunft. Meine Tante Harding wurde während ihres Aufenthalts in Neapel sehr vertraut mit dem Duca di Montecarbana, und sie sagt, er habe das kleinste Ohr gehabt, das sie je an einem menschlichen Wesen gesehen. Die Montecarbana's — müssen Sie wissen — sind so alt als die Ruinen von Pästum.“

„Sei dem wie ihm wolle, in meinen Augen paßt es schlecht zu adeligem Blut, kleine Mädchen französisch und italienisch plappern zu lehren und ihnen die Noten einzutrichtern. Ich habe Mr. Shoreham immer für einen Bewunderer Miß Monson's gehalten.“

Unglücklicherweise hörte meine Gebieterin diese letzten Worte und in der Aufregung ihrer Gefühle, in der sie sich ohnehin befand, beschloß sie alsbald, mit einem jungen Manne, Namens Thurston, zu kokettiren, um Betts Eifersucht — wenn er dafür empfänglich war — zu erwecken und ihrem eigenen Unmuth Luft zu verschaffen.

Dieser Tom Thurston war einer von jenen hochgewachsenen, gutaussehenden Jungen, welche auf Einmal in einer Stadt sind, Niemand weiß woher, in Gesellschaft kommen, man weiß nicht wie, und leben, man weiß nicht wovon. Es war eine bekannte Sache, daß der Ehrenmann nach einer reichen Frau angelte und Julia



Monson lief somit keine Gefahr, daß ihr Entgegenkommen von einer solchen Person übersehen werden könnte. — Die Wahrheit zu sagen, trieb meine Herrin ihr Spiel zu weit — so weit, daß sie Jedermanns Augen auf sich zog, ausgenommen diejenigen der am meisten betheiligten Personen, nämlich ihrer eigenen Mutter und Betts Shoreham's.

Obgleich die älteren Damen heutiges Tags in der amerikanischen Gesellschaft, und vielleicht auch anderwärts, nur selten Karten spielen, so fehlt es doch nie an Anlässen, um ihr hergebrachtes Matronenamt auf Bällen zur reinen Sinecure zu machen. Mrs. Monson war zudem eine nachsichtige Mutter und sah selten ein Unrecht an ihren Kindern; da es Julia auch in der Regel in ihrem Betragen nicht an Vorsicht und Zurückhaltung fehlen ließ, so war eine Taktlosigkeit von dieser Seite her in der That der letzte Gedanke, der dem liebevollen Mutterherzen auf Mrs. Leamington's Balle in die Quere kommen konnte. Nicht so ganz unerschütterlich in ihrer Zuversicht waren dagegen einige andere Gäste.

„Ihre Tochter ist heute Abend sehr munter,“ bemerkte eine unvermählte Dame von einem gewissen Alter, die in Mrs. Monsons Nähe saß — „so fröhlich, wie ich sie noch nie gesehen habe.“

„Gewiß, theuerstes Mädchen, sie ist glücklich, das gute Kind“ — die arme Julia war eben damals nichts weniger als glücklich — „und wenn je eine Zeit im Leben dazu gemacht ist, um glücklich zu seyn, so ist es die Jugend.“

„Ist es Miß Monson's Art, so ausnehmend guter Laune zu seyn?“ fuhr eine andere fort, entschlossen, die Mutter zu quälen, während sie sich schon darüber ärgerte, daß diese nicht genug in Alarm zu bringen war, um sich endlich einmal umzusehen.

„Immer, wenn sie in guter Gesellschaft ist. Ich halte es für ein rechtes Glück, Ma'am, eine heitere Laune zu besitzen.“

„Gewiß, gewiß — doch kann man nicht ewig ein junges Ding von fünfzehn bleiben, wie Lady Mary Wortley Montagu



sagt," murmelte die „alte Jungfer," den Angriff aufgebend, und wechselte ihren Sitz, um ihr Herz in das Ohr einer verwandten Seele zu entleeren.

Eine halbe Stunde später saßen wir Alle im Wagen, um nach Haus zurückzukehren, Alle bis auf Shoreham hätte ich sagen sollen; denn dieser hatte sich, nachdem er den Damen beim Anlegen der Mäntel seine Dienste geleistet, an Mrs. Leamingtons Thüre von ihnen verabschiedet, ungewisser als je, ob er ein Geschöpf, welches ihm in allen übrigen Beziehungen so rein und fleckenlos erschien, wirklich des Meibes beschuldigen sollte, oder nicht. Er fand zu Hause ein ruheloses Lager, denn ihn quälte die Unschlüssigkeit, ob er seinem ursprünglichen Plan, dem armen, verlassenen französischen Mädchen durch das Anerbieten seiner Hand die Unabhängigkeit zu geben, treu bleiben, oder ob er alle die lebenswürdigen, edlen Eigenschaften nur für Schein achten und ihr ganzes Wesen für eine Lüge halten solle.

Dieses arge Mißtrauen dankte Betts Shoreham einem National-Borurtheile und die Qualen, die es ihm verursachte, waren nur die gerechte Strafe dafür, daß er einen so unwürdigen Gast bei sich beherbergte. Wäre Mademoiselle Hennequin eine Amerikanerin gewesen, er hätte gar nicht zum zweitenmale an die Aufregung gedacht, welche sie bei dem Anblick meiner Schönheit verrathen hatte. Die Französinnen aber hatte man ihm jederzeit als intrigante, heuchlerische Geschöpfe geschildert, und Paris war eben nicht der Ort, um diese vorgefaßte Meinung zu berichtigen.

„Nun, beim Jupiter!" rief John, als der Wagen von Mrs. Leamingtons Thüre abfuhr, „dies ist der letzte Ball, den ich in New-York mitmache!" eine Betheuerung, welche bereits zum zwanzigsten Male in diesem Winter gegeben und eben so oft gebrochen worden war.

„Wie war dies, Jack?" fragte der Vater; „ich fand es ganz hübsch; wir alten Knaben haben uns zu sechs oder sieben einen recht fröhlichen Abend gemacht."



„Glaub's gerne, Sir! aber ihr müßtet auch nicht in einem Zimmer tanzen, das höchstens achtzehn Fuß breit und vier und zwanzig lang ist, und euch dabei von Hunderten auf die Behen treten oder mit den Ellenbogen stoßen lassen.“

„Seit dem Balle im großen Opern-Saale in Paris ist unserm Saal kein Zimmer mehr zum Tanzen recht,“ bemerkte die Mutter lächelnd. „Ich hoffe, Julia hat sich besser amüßrt.“

Meine Herrin fuhr zusammen und antwortete dann in einem Tone hysterischer Lustigkeit:

„Gewiß, Mama; ich fand den Abend entzückend und hätte noch zwei Stunden länger bleiben können.“

„Und Sie, Mademoiselle Hennequin? Ich hoffe, auch Ihnen hat es nicht an angenehmer Unterhaltung gefehlt.“

Die Stimme der Gouvernante zitterte etwas, als sie in ihrer milden Weise erwiderte: „Keineswegs, Madame; ich war recht vergnügt, obgleich mir das Tanzen immer als ein Vergnügen vorkommt, an welches ich eigentlich kein Recht habe.“

Es folgte eine Pause merklicher Verlegenheit auf diese Erklärung und ich sah Julia geneigt, einem edlen Antriebe zu folgen und sich fester an ihre Nebenbuhlerin anzuschmiegen, um ihr gleichsam ein Zeichen ihrer Theilnahme zu geben. — John's Protestationen brachten übrigens alle zum Schweigen und gleich darauf stieg die Gesellschaft aus und verfügte sich zur Ruhe.

Am andern Morgen ließ mich Julia in's Besuchzimmer holen, um mich einigen Freundinnen zu zeigen — so sehr hatte sich mein Ruf in Folge meines letzten Auftretens verbreitet. Da war denn wieder ein Lobpreisen, Herzen und Küßen, wie bei einem verzogenen Lieblingskinde. Gleichwohl ermangelte Miß W. nicht, die Nachricht weit und breit herumzutragen, daß Miß Monson's vielbesprochenes Taschentuch und jenes, mit welchem Miß Halsacre am Abend des Tages, da ihr Vater seine Zahlungen eingestellt, paradirt habe — ein



und dasselbe Ding seyen; ja man ging sogar so weit, mir den Spottnamen „das insolvente Taschentuch“ aufzuhessen.

Julia schien mir traurig, nachdem ihre „Freundinnen“ sie verlassen hatten; ich lag unbeachtet auf dem Sopha und ein nachdenklicher Ausdruck war auf ihrem hübschen Gesichte zu bemerken. Plötzlich wurde sie aus ihrem düsteren Sinnen — „Brüten“ ist das rechte Wort — durch die unerwartete Erscheinung des jungen Thurston aufgeschreckt.

In Miene und Blick des Abenteurers spiegelte sich, selbst während er sein Kompliment machte, ein inneres Frohlocken, das mir auffiel und in Worte übersetzt etwa so lautete: „Aha, habe ich Dich allein erwischt!“ Ich war auf wichtige Ereignisse gefaßt und hatte mich in meiner Erwartung auch nicht ganz getäuscht.

In einer Minute hatte er sich neben Julia und kaum zwei Fuß von ihr entfernt, auf das Sopha gesetzt; kaum waren zwei weitere verfloßen, als sämtliche Batterien seiner Schmeichelkünste schon in voller Thätigkeit waren. Meine Herrin hörte ihm mit ziemlicher Abspannung, doch nicht ganz ohne Theilnahme, zu. Sie war durch Betts Shoreham's Gleichgültigkeit gereizt, kannte ihren jetzigen Bewunderer seit mehreren Monaten — sofern man es eine Bekanntschaft nennen kann, wenn zwei Personen in derselben Gesellschaft tanzen — und man hatte ihr noch nie, wenigstens nicht auf so offene, unzweideutige Weise, den Hof gemacht. Der junge Mann hatte Scharfblick genug, um seinen Vortheil zu erkennen und da er fürchtete, es möchte Jemand sein jetziges tête-à-tête unterbrechen, so beschloß er großherzig, Alles auf einen Wurf zu setzen und die Sache mit einem Male zu Ende zu bringen.

„Ich denke, Miß Monson,“ fuhr er nach einem wahren Meisterstücke eines Courmacherfermons fort — eines Sermons, der in der Apologie eines, in einem Libellprozeß unterlegenen Schriftstellers eine schöne Rolle gespielt haben würde — „ich denke, Miß Monson kann die ganz besondere Aufmerksamkeit nicht entgangen seyn, welche



ich ihr stets zu bezeigen bemüht war, seitdem mir das Glück ihrer Bekanntschaft zu Theil geworden ist.“

„Mir! — Auf mein Wort, Mr. Thurston, ich war mirs nicht im Geringsten bewußt, der Gegenstand solcher Aufmerksamkeit gewesen zu seyn!“

„Nicht? — Doch dies ist immer der Fall bei einfachen, unschuldigen Naturen. Das ist eben, was uns aufrichtigen, schüchternen Männern in Herzensangelegenheiten einen so schlimmen Stand bereitet. Unsere Brust kann von zehntausend quälenden Sorgen zerrissen seyn — die Bescheidenheit eines wahrhaft tugendsamen weiblichen Herzens wird dermaßen in seine hehre Ruhe vertieft seyn, daß es für die Pein, welche es unwissend über uns verhängt, unempfindlich wird —“

„Mr. Thurston, Sie führen eine starke — und — ein wenig — ein wenig unverständliche Sprache.“

„Ach ich fürchte, Madam, ich werde nie wieder verständlich werden. Wenn das Herz ‚beklommen ist in namenlosem Bangen, verdammt die Leidenschaft in sich zu bergen, die Pein und Wonne seines Seyns zugleich‘ — wenn ‚bleich und kalt die Lippe starrt, die rothge Verkünderin der Freude, ein nutzlos, lästig Werkzeug jetzt für den Verstum —‘, ja, Miß Monson, ich will damit sagen, wenn all unser Dichten und Trachten auf einen geliebten Gegenstand gerichtet ist, so ist es kein Wunder, wenn unsre Rede räthselhaft und unzusammenhängend wird.“

Wenig hätte gefehlt, so hätte Tom Thurston auf dem Triebfande der romantischen Schule Schiffbruch gelitten. Er hatte mit Plagiaten aus einer Rede begonnen, welche der Statthalter Morris einst zu New-Orleans über das Recht der Depositen gehalten und die er auf der Schule auswendig gesprochen hatte, und wollte schon in eine Seitenparthie einlenken, welche nicht sonderlich zu seinem Gegenstande gepaßt hätte, als er noch bei Seiten inne hielt. Als nothwendigen Klimax legte der Liebende seine Hand auf mich und



drückte mich an seine Augen mit dem zerstreuten Wesen eines Menschen, der nicht mehr weiß, was er thut und sich eine Thräne abwischen will.

„Was für ein verdammt reicher, alter Kauz der Vater seyn muß,“ dachte Tom dabei, „daß er ihr solche Taschentücher geben kann.“

Mir war zu Muth wie einem Zaunkönig, welcher den Klauen des Falken entrinnt, als der Schuft mich wieder niederlegte.

Und Julia? — sie ließ sich wirklich durch diese Possen täuschen, die Arme! Ohne alle eigene Erfahrung war sie durch die Sitte der Gesellschaft, in der sie auferzogen worden, den Kunstgriffen jedes Glückjägers preisgegeben und besand sich bei ihrem Aerger über Betts Shoreham in der übelsten Stimmung, die man sich denken konnte, wenn es galt, solcher Liebe und Beredsamkeit zu widerstehen. Sie hatte Tom auf allen Bällen in den besten Häusern gesehen, sein Neußeres und seine Manieren — beide eines glänzenden Modehelden würdig — waren ihr nicht unangenehm und jetzt machte sie noch die weitere Entdeckung, daß er ein tieffühndes Herz besaß, über welches sie, ohne es bisher selbst zu wissen, die unbegrenzteste Herrschaft ausübte.

„Sie antworten mir nicht, Miß Monson,“ fuhr Tom fort, indem er unter mir hervorguckte, denn noch immer hatte er mich vor dem Gesicht — „Sie antworten mir nicht, grausames, unerbittliches Mädchen!“

„Was soll ich denn sagen, Mr. Thurston?“

„Sage ,ja‘, du theuerstes, lieblichstes, vollkommenstes aller menschlichen Wesen.“

„Ja denn also; wenn dies Ihr Herz erleichtern kann, so ist ja leicht geholfen.“

Nun war aber Tom Thurston in seinem Fache als Glücksjäger eben so gewandt, als Napoleon in der Heerführung. Er sah, welcher ungeheuren Vortheil er für die Zukunft errungen hatte und wollte daher die Sache für den Augenblick nicht weiter treiben. Das ,ja‘



war freilich mehr im Scherz, als in ernstlicher Bedeutung gegeben; aber wenn man vorerst damit zurückhielt, stufenweise darauf weiter baute und endlich im entscheidenden Moment damit hervortrat, — dann erst konnte es von vollem Werthe seyn.

„Laßt doch sehen,“ so berechnete Tom, als er pfeifend die breite Straße hinabging, „mit diesem ‚ja‘ läßt sich wenigstens ein rundes Sümichen von hunderttausend Thalern heraus schlagen. Der alte Monson hat seinen Sohn John, dieses Mädchen und noch zwei jüngere Töchter; er selbst ist seine siebenmalhunderttausend Thaler werth so gut wie einer, und gehört nicht zu den plötzlich dahergeschossenen Kometen, sondern besitzt ein altererbtes, wohlbekanntes Vermögen, das in festen Häusern und Ländereien besteht. Angenommen, die Alte überlebe ihn und ziehe ihr volles Drittel weg, so bleiben immer noch viermalhundertsechszehntausend sechshundert und sechzig Dollars übrig. Davon mag John vielleicht ein paarmal hunderttausend erben, so kommen auf jedes der Mädchen immer noch achtundachtzigtausend achthundert und achtundachtzig. Sollte eines der kleinen Dinger wegsterben — das Scharlachfieber grassirt ja ohnehin gegenwärtig — nun, so wären die hunderttausend mit einem Male voll. Die Alte wird sich wohl bei ihren Jahren nicht wieder vermählen — doch darf man darauf nicht allzu sicher rechnen, denn für die Hälfte eines solchen Drittels würd' ich sie selber nehmen.“

### Sechszehntes Kapitel.

Eine Woche lang ereignete sich nichts von Bedeutung. Diese ganze Zeit über lag ich in der Schublade und suchte mir von dem, was draußen vorging, so gut ich es vermochte, Kunde zu verschaffen. Betts Choreham war der tägliche Gast des Hauses und Tom Thurston wiederholte seine Besuche mit einer Pünktlichkeit, welche bereits anfang, die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft auf sich zu



ziehen. Tom behandelte übrigens Julien mit der größten Ehrerbietung, ja sogar mit Förmlichkeit und richtete seine Aufmerksamkeit zum größeren Theile auf Mrs. Monson. Zu dieser Strategie vermochte ihn die Betrachtung, daß er sich durch jenes ‚ja‘ einen hinlänglichen Anspruch auf die junge Dame gesichert hatte, während er wohl wußte, wie es für Leute, welche der gewöhnlichen Lockungsmittel für die Zusage der Eltern entbehren, von der größten Wichtigkeit ist, sich des guten Willens der ‚alten Dame‘ zu versichern.

Am Schluß der Woche öffnete Mrs. Monson ihr Haus, um die gefellige Welt darin zu empfangen und es verstand sich von selbst, daß auch ich bei dieser Gelegenheit zum Vorschein kommen durfte. Das Einverständnis zwischen Shoreham und Mlle. Hennequin war im Lauf dieser acht Tage ziemlich weit gediehen, obgleich die Letztere in dem Maasse, als sie mehr und mehr inne wurde, welches Interesse sie in dem Herzen des jungen Mannes erweckt hatte — in ihrem Betragen vorsichtiger und zurückhaltender wurde. Endlich ging Betts wirklich den letzten Schritt, den man in seiner Lage thun kann: in einem, in den zärtlichsten und zugleich ehrerbietigsten Ausdrücken abgefaßten Schreiben legte er der trefflichen jungen Französin sein ‚Herz‘, welches sie seit dem ersten Monat ihrer Bekanntschaft ‚ausschließend besessen‘, zu Füßen und beschwor sie um die Gunst einer Unterredung, indem er zugleich einige ausnehmend rührende Vorwürfe über ihr neuerdings so kaltes und zurückhaltendes Benehmen einfließen ließ.

Mademoiselle Hennequin mußte diesen Brief auf Julia's Zimmer lesen und die Stellung, in der sie es that, gab jede Linie meinem neugierigen Blicke Preis, da ich eben unter anderen für den Abend ausgelegten Puffsachen auf dem Bett lag. Auch Mrs. Monson war zugegen; sie war es eben, welche Mlle. Hennequin heraufgerufen hatte, um sie über einige, das Arrangement des Soupers betreffende Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Glücklicherweise waren Julia und ihre Mutter zu sehr beschäftigt,



um die Thränen zu gewahren, welche der armen Fremden über die Wangen rollten, indem sie dieses ehrenhafte Geständniß einer glühenden, männlichen Liebe las, und ebenso entging ihnen die heftige Bewegung, mit welcher Mlle. Hennequin das Papier, nachdem sie es noch einmal überflogen, an ihr Herz drückte.

In diesem Augenblick kam ein Diener, um Mr. Shoreham's Anwesenheit im Frühstückzimmer zu melden — einem ziemlich abgelegenen, zu dieser Stunde wenig besuchten Gemach, welches man Betts, wegen der in den Empfangszimmern des Hauses vor sich gehenden Zurüstungen geöffnet hatte.

„Julia, meine Liebe — Du wirst hinuntergehen müssen, obwohl es freilich ein sehr unpassender Moment ist.“

„Nicht doch, Mutter! Mr. Shoreham mag die Zeit seiner Besuche besser wählen — George, bestellen Sie, die Damen seyen beschäftigt!“

„Nein, nein!“ verbesserte die Mutter, etwas verlegen, „das geht nicht; wir stehen mit ihm auf zu vertrautem Fuße für eine solche Ausflucht. Wollten Sie, Mlle. Hennequin, vielleicht die Güte haben, Mr. Shoreham auf ein paar Minuten zu sehen — Sie müssen sich doch früher oder später mit unsern Sitten hier in Amerika bekannt machen, und dies wird eine gute Gelegenheit seyn, damit anzufangen.“

Mrs. Monson begleitete diese Bitte mit ihrem freundlichsten Lächeln, und ihre Güte, ihre zarte Rücksicht für die Gouvernante war zu rückhaltlos und auffallend, als daß sich diese hätte erlauben können, an ein Zaudern zu denken. Sie hatte während des Brieflesens ihr eigenes Tuch neben mich hingelegt, und da sie die Nothwendigkeit fühlte, ihre Thränen zu trocknen, so bekam sie durch einen Mißgriff mich selbst in die Hand, und verschwand mit einem Lächeln des Willfahrens gegen Mrs. Monson aus dem Zimmer.

Mlle. Hennequin konnte es nicht über sich gewinnen, hinunter zu gehen, ehe sie ihr eigenes Zimmer aufgesucht hatte, wo sie sich



ein paar Minuten ausweinte, und dann ihre Augen mit frischem Wasser wusch, um sie sofort mit ihrem Tuche zu trocknen. Diesem Umstande hatte ich zu danken, daß ich so glücklich war, der ganzen Unterredung mit ihrem Geliebten als Zeuge anzuwohnen.

Dieser sah nicht so bald, daß er es statt Julia Monsons mit der reizenden Französin zu thun haben sollte, als ein Strahl der Freude über sein Antlitz glitt. Diese Begegnung für ein gutes Omen aufnehmend, ergriff er sogleich ihre Hand und drückte sie mit einer Hast, als ob er unter die fleischfressenden Thiere gehörte, an seine Lippen; der Gouvernante gelang es jedoch, sie aus dieser Lage zu befreien, in welcher sie nicht wenig Gefahr lief, verschlungen zu werden.

„Tausend, tausend Dank, theuerste Mlle. Hennequin!“ stammelte Betts mit dem unzusammenhängenden Wesen eines halb Verückten: „Sie haben meinen Brief gelesen und ich darf diese Unterredung zu meinen Gunsten auslegen. Wäre Mrs. Monson gekommen, so hätte ich ihr Alles mitgetheilt und sie um ihre gütige Vermittlung gebeten, dies war wenigstens meine Absicht: aber so ist's viel, viel besser.“

„Sie werden wohl thun, Monsieur, mit Madame Monson über diese Sache überhaupt nicht zu sprechen,“ erwiderte Mlle. Hennequin und zeigte in ihren Zügen einen Ausdruck, den ich durchaus nicht begreifen konnte, da er weder Glückseligkeit, noch auch gerade das Gegentheil ankündigte — „dies muß unsere letzte Zusammenkunft seyn, und es wäre am besten, wenn Niemand von ihrem Inhalt etwas ahnte.“

„Also hat mich meine Eitelkeit — meine Hoffnung irre geführt und ich bin Ihrem Herzen gleichgültig?“

„Das will ich nicht sagen, Monsieur; o nein — nein, ich bin weit entfernt, dies sagen zu wollen.“ — Das arme Kind! ihre Miene sprach es hundertmal deutlicher aus als ihre Zunge, daß sie aufrichtig war. — „Ich will und kann nicht sagen, daß



mir der Mann gleichgültig ist, der meine Dürftigkeit, mein gänzlichcs Entbehren aller weltlichen Größe so großmüthig übersieht, daß er sein Vermögen und seine ehrenvolle Stellung mit mir theilen will.“

„Das ist's nicht, was ich wissen will — worauf meine Hoffnung gerichtet war — Dankbarkeit ist nicht Liebe.“

„Aber sie wird es nur zu leicht im Herzen eines Weibes,“ gab das liebliche Wesen mit einem Blick und einem Lächeln zurück, welche Betts, wenn er nicht mehr als blöde war, unmöglich mißverstehen konnte, „und ich habe die Pflicht, meine eigene Dankbarkeit vor einer solchen Schwäche zu hüten.“

„Um des Himmels willen, Mlle. Hennequin! seyen Sie offen und aufrichtig mit mir, wie Sie es von Natur sind, wie ich Sie immer gefannt habe. Lieben Sie mich — können Sie mich lieben?“

Auf eine so unumwundene und kategorische Frage mußte nothwendig entweder ein Erröthen oder ein Lächeln folgen. Das Erstere geschah auch in der That von Seiten der Erzieherin und zwar in einer höchst anmuthigen und einnehmenden Weise — obwohl mir schien, als ob sie noch zögerte, sich auch der Lust zum Zweiten hinzugeben.

„Wozu sollte ich ‚Ja‘ sagen, da es doch nun und nimmermehr zu etwas Gutem führen kann!“

„Dann sagen Sie ‚Nein‘ und schlagen auf Einmal jede Hoffnung nieder.“

„Dies hieße Ihnen — uns Beiden — unnöthige Qual bereiten und möchte sich auch, streng genommen, nicht ganz mit der Wahrheit vertragen. — Ich konnte lieben! Ach, Gott allein weiß es, wie dies Herz lieben konnte, wo Recht und Vernunft mit seinen Gefühlen im Bunde standen.“

Nach einer solchen Erklärung ist es wohl unnöthig zu sagen, daß Betts die Kategorie der Möglichkeiten bald in die der Gewißheit verwandelte. In der That setzte er der Gouvernante mit solchem Ungestüme zu, daß diese gestehen mußte: was sie so gut thun konnte, habe sie bereits im vollsten Maaße gethan.



Mich ergöhte die ganze Scene ungemein; auch sollte sie noch nicht in der nächsten Minute zu Ende gehen. Mlle. Hennequin nahm mich einige Male zur Hand, um Thränen abzuwischen, und der beste Beweis davon, wie beide Parteien an so ganz andere Dinge dachten, ist wohl, daß Keines von ihnen entdeckte, wer bei diesem interessanten tête-à-tête noch zugegen war.

Endlich kam die Entwicklung. Nachdem Mlle. Hennequin eingestanden, wie heiß sie Betts Liebe, wie es ihr höchstes Glück seyn würde, ihr ganzes Leben lang seine Sklavin zu seyn, wie der Gedanke sie elend mache, daß er gerade auf sie seine Neigung gerichtet, und wie sie noch viel elender seyn würde, wenn sie erfahren hätte, daß er es nicht gethan habe — schloß sie endlich diese entzückende Beichte mit der niederschlagenden Erklärung, daß sie unter keinen Umständen seine Gattin werden könne. Als Grund wurde die Ungleichheit der äußeren Verhältnisse angegeben; „sie dürfe,“ meinte sie, „den Vortheil, welchen seine Leidenschaft ihr einräume, unmöglich dazu benützen, ihn zu einer Verbindung zu treiben, welche er dereinst bereuen könnte.“

Bergebens bekämpfte Betts eine solche Entscheidung mit dem wärmsten, ernstesten Eifer. Wäre seine Geliebte keine Französin, sondern eine Amerikanerin gewesen, so würde sich ihr Gefühl in diesem Punkte wohl schwerlich so gar empfindlich gezeigt haben. Denn abgesehen von den Glücksjägern — einer überaus verächtlichen Klasse — wird eine Partie ohne Geld überall in unserer großen Republik für eben so natürlich, als eine Partie mit Geld angesehen. Aber die Gouvernante war unter ganz andern Ansichten aufgewachsen und fand es deshalb in ihrer Phantasie ganz der Ordnung gemäß, daß sie sich und ihren Geliebten unglücklich machen würde, weil dieser zweimalhunderttausend Dollars, sie selbst aber nicht so viel Hunderte besaß.

Dies Alles kontrastirte so mächtig mit Betts Vorurtheilen über die französische Selbstsucht, daß er nicht wußte, ob er seine Angebetete

Das gestickte Taschentuch.



für einen leibhaften Engel, oder ob er ihr sublimes Benehmen für eine bloße Finte halten sollte — so sehr ist die menschliche Natur aus Widersprüchen zusammengesetzt!

Endlich fielen Betts Blicke auf das Tuch, welches Mlle. Hennequin in der Hand hielt, um es von Zeit zu Zeit unbemerkt an die Augen zu drücken, und das — wie der Leser schon weiß — kein anderes war, als meine Wenigkeit. Es war augenscheinlich, daß ich unangenehme Erinnerungen in dem jungen Manne erweckte, wie schon aus dem unwillkürlichen Ausrufe hervorging, der seine Empfindungen genügend an den Tag legte.

„Dieses Taschentuch!“ rief die junge Gouvernante — „Ach, es ist Juliens Tuch; ich muß es aus Versehen mitgenommen haben. Aber wie in aller Welt kann dieses Tuch solchen Eindruck auf Sie machen, Monsieur? Ich hoffe doch, Sie sind kein Freiberber wie der Mohr von Benedig?“

Diese Worte wurden mit einem süßen und zugleich schalkhaften Ausdrücke gesprochen, denn das arme Mädchen war froh, dem Gespräche eine weniger ergreifende und peinliche Wendung geben zu können. Aber Betts war keineswegs in scherzhafter Stimmung und sprach seine Gefühle auf eine Weise aus, welche seiner Geliebten endlich einen Schlüssel zu seinem Gedankengange lief.

„Dieses verdamnte Taschentuch“ — es ist in der That ungeschicklich, wenn junge Leute sich einer solchen Sprache bedienen, aber in solchem Aufruhr der Gefühle achtet man nicht lange auf seine Worte —“

„Das verdamnte Taschentuch hat mir nicht weniger Leid verursacht, als es bei Ihnen verschuldet zu haben scheint. Ich möchte wohl wissen, in welcher Berührung es eigentlich mit Ihren Gefühlen steht; denn ich will nur gestehen, daß es, wie Desdemona's Tuch, Mißtrauen in meine Seele geworfen hat, nur freilich aus ganz andern Gründen.“

Mlle. Hennequins Wange entfärbte sich und ihre Stirn wurde



nachdenklich; doch zeigte sie noch immer ein freundliches Lächeln für Betts und wenn sie gleich keine Ahnung hatte über die Natur eines Argwohns, welchen sie wohl kaum verzeihen haben würde, so war es doch ihr sehnlicher Wunsch, keinen andern Schatten zwischen sich und Betts zurückzulassen, als den sie bereits aus Pflichtgefühl zwischen sich und ihn geworfen hatte. Daher war ihre Antwort offen und einfach, wiewohl sie im Verlauf ihrer Eröffnungen eine tiefe Nahrung nicht unterdrücken konnte.

„Dieses Tuch,“ erwiderte die junge Französin, „ist ein alter Bekannter, der mir einige der peinlichsten Scenen eines Lebens zurückerst, das des Sonnenscheines nie viel gehabt hat. Sie erinnern sich wohl, Mr. Shoreham, wie ich einigemale von einer Großmutter zu Ihnen sprach, welche sich meiner als einer verlassenen Waise annahm und später in meinen Armen starb. Dieses Tuch stiftete ich, um ihr in der letzten Krankheit Unterhalt zu verschaffen, und diese Spitzen — ja diese schönen Spitzen waren ein Theil der Brautgabe der geliebten Großmutter. Ich habe sie dahin gesetzt, wo Sie sie nunmehr sehen, um den Werth meiner Arbeit zu erhöhen.“

„Ich sehe Alles, Alles!“ rief Betts Shoreham voll bitterer Reue; „ich verstehe jetzt Ihre Gefühle, theuerste, angebetete Mlle. Hennequin! Ich hoffe, diese ausgezeichnete, vom feinsten Geschmack zeugende Arbeit gewährte Ihnen all den Lohn und Trost, den Sie mit vollem Rechte davon erwarten durften?“

Ein Schatten von Angst flog bei diesen Worten über Abrienne's Züge — denn sie und keine Andere war es, welche mich anstarrte und sich dabei die ganze Geschichte ihres Leidens und ihrer Bedrängnisse zurückrief. Erst jetzt erkannte auch ich sie wieder, denn die Zeit, mein schlechtes Gedächtniß und die vollere Entwicklung ihrer Gestalt hatten mich das Bild des lieblichen Wesens vergessen lassen, dem ich so ziemlich Alles verdanke, was ich bin; ein einziger Blick,



so wie jener Zug des tiefsten Leidens in ihrem Antlitze rief mir alle früheren Eindrücke wieder vor die Seele.

„Ich empfang vielleicht so viel, als ich verdiene,“ erwiderte das sanfte, anspruchlose Mädchen, — denn stolz war sie blos in dem Ginen, daß sie auf dem, was sie für Recht hielt, mit Standhaftigkeit beharrte — „und jedenfalls genug, um meiner verehrten Großmutter ein christliches Begräbniß zu verschaffen. Dann kamen schwere Tage über mich, Betts, Tage des Kummers und der Entbehrung, wo ich, das niedergetretene, schönö gemißbrauchte Werkzeug einer selbstsüchtigen Modehändlerin, gleich einer orientalischen Sklavin ums Brod arbeiten mußte. Der Zufall verschaffte mir endlich in einer Familie die Stelle einer Erzieherin. Diese Familie war mit Madame Monson bekannt und ein Anerbieten, welches in meinen Umständen für glänzend gelten konnte, brachte mich nach Amerika. Und nun werden Sie selbst erkennen, mein Herr, wie wenig ich zu Ihrem Weibe taugte. Könnten Sie es ohne Erröthen anhören, wenn es hieße, Sie hätten eine französische Putzmacherin geheirathet?“

„Aber Sie sind ja keine Putzmacherin im gewöhnlichen Sinne, theuerste Adrienne — Sie müssen sich schon gefallen lassen, daß ich Sie so nenne — Sie sind eine Dame von Stand, und nur durch Revolutionen und Unglücksfälle in diese bedrängte Lage gekommen. Den Namen Hennequin kenne ich als einen höchst achtbaren Namen, und was kümmere ich mich um Geld, da Sie einen so unschätzbaren Werth in die Waagschale zu legen haben? Geld müßte mich unter solchen Umständen zu Boden drücken.“

„Ihre Großmuth überwältigt beinahe meine Skrupel: aber es kann dennoch nicht seyn. Des Namens, zu dem ich wirklich berechtigt bin, darf ich mich allerdings nicht schämen, ja er hat noch einen weit bessern Klang als der Name Hennequin, so achtbar dieser auch seyn mag; aber was ist ein Name für Jemand in meiner Lage?“



„Wie, Ihr Name wäre nicht Hennequin?“ fragte Shoreham ängstlich.

„Er ist es nicht. Meine arme Großmutter nahm ihn an, als wir das letzte Mal nach Paris kamen, aus Besorgniß, daß die Guillotine der Revolution von 1830 nachfolgen möchte, wie sie der von 1789 gefolgt war. Diesen Namen befahl sie mir beizubehalten, und ich fand bis jetzt nicht gerathen, ihn wieder abzulegen. Ich stamme aus der Familie de la Rocheaimard.“

Ein Ruf der Ueberraschung und des Entzückens tönte von Shorehams Lippen. Adrienne mußte ihre Erläuterungen wiederholen und ihm sogar, so genau sie es vermochte, ihre ganze Verwandtschaft erklären. Der Leser wird sich erinnern, daß eine amerikanische Heirath in Adriennens Familie stattgefunden hatte und daß sich Alles, was das arme Mädchen noch an Verwandten besaß, von dieser Verbindung jenseits des Weltmeers herschrieb. — Einer dieser Verwandten, freilich nur Drittgeschwisterkind, war Betts Shoreham: seine Urgroßmutter war eine echte Rocheaimard gewesen und der junge Mann konnte der armen verlassenen Waise in einem Athem ein halbhundert Personen aufzählen, mit denen auch sie in demselben Grade verwandt war.

Es ist unnöthig zu sagen, daß diese unerwartete Wendung des Gespräches das Interesse beider Theile im vollsten Maße in Anspruch nahm und zwar dergestalt, daß Betts für den Augenblick sogar seiner Liebe vergaß und Adrienne am Ende ziemlich geneigt war, die allzu scrupulösen Einwürfe fahren zu lassen, mit welchen sie ihrem Geliebten die Belohnung seiner Leidenschaft versagt hatte. Zu Erläuterungen hierüber blieb jedoch wenig Zeit, denn die Stunde mahnte zum Scheiden.

„Und nun, geliebte Cousine,“ sagte Betts im Aufstehen und ergriff Adriennens nicht mehr widerstrebende Hand — „werden Sie ja wohl Ihren übertrieben zarten Einwürfen gegen die Schicklichkeit meiner Bewerbung entsagen, meine angebetete Adrienne. Als Ihr nächster männlicher Verwandter habe ich ein Recht auf Ihren Ge-



horsam — und es ist mein Wille, daß Sie die zweite des Hauses Rocheaimard sein sollen, die einem Shoreham die Hand reicht.“

„Sagen Sie, mon cher cousin,“ fragte Adrienne, durch Thränen lächelnd — „waren Ihre Ureltern, mein Großoheim und meine Großtante glücklich? War ihre Verbindung eine gesegnete?“

„Sie waren leidhafte Wunder häuslichen Glücks, ihrer Ehe Segen ist zur Ueberlieferung geworden in ihrem Geschlecht und lebt noch im Munde der Enkel. Selbst die Verschiedenheit in der Religion konnte keinen Schatten darauf werfen. Und dieses Beispiel, theuerste Adrienne, welches sie dem vergangenen Jahrhundert gegeben haben, wollen wir für das jetzige an uns aufzustellen suchen.“

Adrienne lächelte, warf dem Sprecher einen Kuß zu, und eilte aus dem Zimmer, so daß ich vergessen auf dem Sopha zurückblieb. Betts ergriff seinen Hut und verließ das Haus, ein glücklicher Mann; denn wenn er auch noch keine ausdrückliche Zusage hatte, so fühlte er sich doch seines Glückes so sicher, als er es unter diesen Umständen vernunftgemäß nur immer verlangen konnte.

### Siebenzehntes Kapitel.

Raum hatte Betts Shoreham das Haus verlassen, als Tom Thurston eintrat und Julia Monson zu seinem Empfange herabkam; — ihre Empfindlichkeit kam nämlich hier nicht in's Spiel und es war jedenfalls sehr nobel, am Morgen eines Tages, welcher durch die Zurüstungen für den Abend das ganze Haus in Athem erhielt, freie Zeit zum Empfangen zu haben.

„Das ist so gut von Ihnen, Miß Monson,“ begann Tom, indem er sich verbeugte — ich hörte jedes Wort vom Sopha herüber — „das ist so gut von Ihnen, da doch gewiß ihre Zeit sehr in Anspruch genommen war.“



„Nicht im Geringsten, Mr. Thurston — Mama und die Haushälterin haben schon Alles abgemacht und ich bin in Wahrheit erfreut, Sie zu sehen; Sie werden mir geschwind eine Schilderung des neuen Schauspiels geben —“

„Ach, Miß Monson, mein Herz — meine Fassungskraft — meine Gedanken —“ hier blieb der würdige Tom stecken und machte eine gewaltige Anstrengung, um wieder flott zu werden — „kurz, mein armes Gehirn ist so verwirrt und von dem einen Gegenstande eingenommen, daß ich nicht im Stande bin, an Schauspiele zu denken oder davon zu sprechen. Mit einem Wort — ich war nicht dort.“

„Ein sehr triftiger Grund, ohne Zweifel — und was hat denn Ihren Geist so in Unordnung gebracht, Mr. Thurston?“

„Was anderes als das Herannahen dieses fürchterlichen Abends. Sie werden von einer Schaar von Bewunderern umlagert seyn, welche Ihnen Worte der Liebe und Anbetung zuflüstern, und was werde ich Armerster dann haben, um mich aufrecht zu erhalten, wenn nicht jenes göttliche Ja, welches mich einst aus den Tiefen der Verzweiflung emporgehoben hat zu dem Gipfel der Seligkeit, so hoch wie die schwindelnden Spitzen der Höhlen von Kentucky aus einer Tiefe, gleich der des Chimborazo.“

Tom hatte dieses Bild eigentlich umgekehrt gemeint, allein man weiß ja, daß es Verliebte mit ihren Redefiguren so genau nicht nehmen und zudem war es jedenfalls zehnmal besser, sich ein wenig zu vergaloppiren, als stecken zu bleiben. Miß Monson war gleichwohl zu gut unterrichtet und besaß zu viel ächten Geschmack, um nicht an dem seltenen Bombast und Bilderreichthum dieser Rede einigen Anstoß zu nehmen.

„Ich weiß nicht, Mr. Thurston,“ sprach sie mit Erstaunen, „ob ich Sie recht verstanden habe, der Chimborazo ist doch keine Untiefe, so viel ich weiß, auch höre ich zum erstenmale, daß die Höhlen von Kentucky so bedeutende Erhabenheiten bieten.“



„Ach, ich weiß es ja, Du Lieblichste der menschlichen Weiber! — Alles, Alles mußt Du dem mächtigen, sinnverwirrenden Eindruck jenes herzdurchschauernenden, hoffnungsreichen Ja zuschreiben,“ so deklamirte Tom, indem er sich mit aller, den Stegen seiner Beinkleider schuldigen Vorsicht auf die Knie niederließ — „schreibe Alles auf Rechnung Deiner strahlenden Zweideutigkeit und der Hoffnungsqualen, die ich erleide. Wiederhole jenes „Ja“, Du liebliches, trostreiches, ätherisches Wesen und erhebe mich aus dem Glend der Niedergeschlagenheit zu den stürmischen Pulschlägen der höchsten Verzückung.“

„Ich lasse mich hängen,“ dachte Tom bei sich selbst, „wenn sie jetzt noch widersteht — ich muß im nächsten Augenblicke landen. Der Genius selbst kann ja nichts Schöneres ersinnen.“

Aber Julia widerstand dennoch. Sie bewunderte Tom wegen seines Aeußeren; aber kein Weib von nur einigermaßen richtigem Gefühl konnte sich dadurch so sehr einnehmen lassen, um einen so verzweifelt lächerlichen Gallimathias zu übersehen. Einer Dame von Bildung solchen Unsinn vorzuschwätzen — nein, das hieß die Grenzen der Schicklichkeit doch zu kühn überschreiten, und Tom, der seine Studien in einer Schule sehr niederen Ranges gemacht hatte, sollte bald die Entdeckung machen, daß er sich diesmal zu hoch verstiegen hatte.

„Ich bin wirklich nicht sicher, Sie ganz verstanden zu haben, Mr. Thurston,“ gab die junge Dame halb ärgerlich und halb belustigt zur Antwort; „Ihre Sprache ist so seltsam, Ihre Bilder so ungewöhnlich — —“

„Sage lieber, Dein eigenes Bild, Du reizendste Verkörperung sichtbarer Inkarnation,“ unterbrach sie Tom, entschlossen, die Sache zu forciren, indem er sich eben eines unvergleichlichen Musters von Pfenningmagazinberedsamkeit erinnerte — „sprich nicht von Bildern, hartherzige Maid, da Du ja selbst nichts als ein Bild bist.“

„Ich, Mr. Thurston! — und wessen Bild soll ich denn seyn, da es Ihnen denn doch beliebt, mich dieses Verbrechens anzuklagen?“



„O, unsägliches Weh! — Ja, unerbittliches Mädchen, Dein schwankendes „Ja“ hat mich zur Personification jenes alles überwältigenden Gefühles gemacht, von welchem Deine Schönheit und Vollendung die neckende Wirklichkeit geworden ist. Ach! Ach! daß härtige Männer“ — Toms Antlitz war nämlich mit Haaren bedeckt — „ach! ach! daß härtige Männer gar noch weinen sollen über die Unbeständigkeit weiblicher Laune!“

Hier ließ Tom sein Haupt auf die Brust sinken und nahm nach einigen grunzenden Seufzern sein Taschentuch mit einer sehr pathetischen Gebärde vor's Gesicht, indem er dachte: „Wahrlich, wenn sie jetzt nicht müde wird, so weiß Gott allein, was ich zunächst sagen soll.“

So sehr Julia anfangs erschrocken war, so höchlich ergözte sie sich nunmehr an dieser Scene. Es fehlte dem Mädchen durchaus nicht an Geist; auch hatte sie etwas von Mutter Eva's Schadenfreude in sich. Sie beschloß deshalb, wie's die Amerikaner im Krämerjargon nennen — „ihr Kapital bei der Sache herauszuschlagen.“

„Was ist denn dies für ein „Ja“, von dem Sie sprechen und worauf Sie solches Gewicht zu legen scheinen?“ fragte sie.

„Jenes „Ja“ war mein Gift und Gegengift,“ antwortete Tom, sich zu einem neuen und noch verzweifelteren Angriffe anschickend. „Als es zum erstenmale von Ihren Rubinlippen tönte, durchzuckte es meine verwirrten Sinne wie eine Feuerbacke.“

„Mr. Thurston — Mr. Thurston — was meinen Sie nur?“

„Ach, hol's der Teufel,“ dachte Tom, „feuchtes Licht“ hätte ich sagen sollen — wie zum Satan konnte ich dieses Wort vergessen? — es hätte meinen Satz so herrlich abgerundet.“

„Was ich meine, Engel des feuchten Lichts?“ gab Tom laut zur Antwort; „ich meine Alles was ich sage und noch ganze Loose von Gefühl dazu. Wenn das Herz beängstigt wird von unaussprechlicher Rührung, dann spricht es in Lauten, welche die Nerven tödten und die Ohren zerreißen.“ Tom kam nach und nach in's



Feuer und dann strömten ihm die Gedanken, wie ein Waldbach nach einem Gewitterschauer, und seine Wellen waren dann ebenso trübe wie die im Gleichniß.

„Was ich meine,“ dachte er. „Ich meine Dich und dazu noch achtzigtausend Dollars wenigstens zu besitzen, oder alle Wörterbücher, Webster's nicht ausgenommen, müßten umsonst gemacht seyn.“

„Das ist höchst seltsam, Mr. Thurston,“ versetzte Julia, deren weibliches Schicklichkeitsgefühl sich jetzt doch zu ängstigen anfing; „ich muß in der That auf einer Erklärung bestehen. Ihre Sprache scheint anzudeuten — kurz, mein Herr! ich wüßte nicht, was sie nicht anzudeuten schienen. Wollen Sie die Güte haben, mir zu erklären, was Sie mit jenem „Ja“ meinen?“

„Ganz einfach dies, Liebreizendste und Gütigste Ihres Geschlechts — daß Sie mich schon einmal für würdig erachtet haben, mir in Erwiderung auf meine Werbung um Ihre Hand mit jenem energischen und ermuthigenden Wörtchen zu antworten. Ja, theure kategorische Bejahung,“ deklamirte Tom, abermals in seinen Courmacher-Gallimathias verfallend, — er bildete sich nämlich ein, nicht Musik, sondern Deklamation sei die Nahrung der Liebe — „Ja, theure kategorische Bejahung, mit welchem Entzücken saugte mein trunkenes Ohr Deine melodischen Töne ein, mit welchem Uebermaaß der Wonne wiederholte sie mein klopfendes Herz auf Schwingen unsichtbarer Lüfte — was soll ich sagen — mit welcher ansehnlicher Zufriedenheit erfüllte dieses Ihr Jawort meine pulsirende Seele!“

„Jawort! — das ist ein gewichtiger Ausdruck, Mr. Thurston!“

„So ist's, anbetungswürdige Julia und ein gewichtiges Ding dazu. Ich kenne schreckliche Folgen, welche aus der Zurücknahme einer nicht halb so bestimmt ausgesprochenen Zusage entstanden, als es die Ihrige war.“

„Schreckliche Folgen? — Darf man fragen, mein Herr, auf was für Folgen Sie anspielen?“



„Diese Folgen, Miß Monson — ich meine die Folgen einer gebrochenen Zusage — lassen sich unter drei Rubriken bringen“ — hier erhob sich Tom von der Erde, wischte sich die Knie, eines nach dem andern, mit seinem Tuche ab, und begann, seine Rede an den Fingern abzuzählen, ungefähr wie ein Anwalt, welcher seine Beweisgründe resumirt — „ja, Miß Julia, unter drei Rubriken. Erstlich kommen die Qualen verschmähter Liebe und hierüber habe ich mich im gegenwärtigen Fall vornehmlich auszusprechen. Zunächst kommen dann die rechtlichen Folgen — wenn es nämlich die verletzte Parthei über sich gewinnen kann, mit gebrochenem Herzen einen Prozeß zu führen — Verdammt,“ sprach Tom bei sich selbst, „warum fiel mir dieser Ausdruck nicht ein, während ich auf den Knien lag, ich lasse mich hängen, wenn er nicht gleich einem Stilet getroffen hätte — „ja, Miß Julie, wenn es der Seele möglich wäre, sich bei gebrochenem Herzen mit solchen Präliminarien zu befassen. Die letzte Folge ist die Verzweiflung gestäuschter Hoffnung.“

„Dies Alles ist so außerordentlich, Mr. Thurston, daß ich darauf bestehen muß zu erfahren, was Sie zu einer solchen Sprache gegen mich veranlassen konnte — ja, mein Herr, ich will es wissen, welche Gründe Sie dazu haben.“

Tom war wie vom Blitz getroffen. Jetzt erst, da er wieder auf seinen Beinen stand und sich umschauen konnte, gewahrte er, daß seine Dame erzürnt war und daß er Pathos, Poesie und Sentimentalität wohl etwas zu stark aufgetragen hatte. Er beschloß daher mit einem plötzlichen Umschlage seiner Gefühle und seiner Taktik, sich mit einem Male in die Armesünderrolle zu werfen.

„Ach, Miß Monson,“ rief er in etwas natürlicherem Tone, „ich sehe, daß ich Sie beleidigt und erschreckt habe. Aber schreiben Sie Alles meiner Liebe zu. Meine Leidenschaft ist so heftig, daß ich in der Verzweiflung nach jedem Mittel griff, von welchem ich mir Erfolg versprechen durfte.“



„Dieß könnte eine Entschuldigung begründen, Sir, wäre nicht das Mittel von so ganz ungewöhnlicher Art. Gewiß haben Sie nie eine Vorliebe für die absonderlichen Bilder und Redefiguren, deren Sie sich heute gegen mich bedient haben, an mir wahrgenommen?“

„Dieses Taschentuch“ — versetzte Tom, indem er mich vom Sopha aufhob — „dieses Taschentuch hat Alles zu verantworten. Ohne dieses Tuch wäre es mir nicht eingefallen, mich so auf das Hoch-Druck-Prinzip zu legen. Aber Sie wissen ja, Miß Julia, daß Liebe ebenso gut ein Gegenstand der Berechnung ist, wie jedes andere große Ereigniß im Leben und daher mit Konsequenz behandelt sein will.“

„Ich bin doch gespannt, zu erfahren, Sir, wie dieses Taschentuch einen solchen Einfluß äußern konnte.“

„Ach, Miß Monson, Sie nöthigen mir eine tödtliche Offenherzigkeit auf! Würden wir nicht besser thun, uns der Einwirkung des poetischen Gestirnes nicht zu entziehen?“

„Wenn es Ihnen fürder um meine Achtung zu thun ist, Mr. Thurston, so werden Sie jetzt ohne allen Rückhalt mit mir sprechen. Nur die reine, lautere Wahrheit wird Gnade bei mir finden.“

„Zum Henker auch,“ lautete Thurston's obligates Selbstgespräch — „wer weiß, sie hat einmal die Grille und will in der That die lautere Wahrheit hören. Es ist sonnenklar, ihr Herz ist für Beredsamkeit und Poesie ebenso unempfänglich wie eine Lehmgrube; am Ende ist's am Gerathensten, ihr reinen Wein einzuschenken. Diese Achtzigtausendthaler mädchen tragen ohnehin Ideen in den Köpfchen, daß man glauben sollte, sie hätten gar keine Ähnlichkeit mehr mit dem übrigen Geschlechte. — „Miß Julia,“ fuhr er laut fort, „ich bin von Natur so offenherzig als man nur seyn kann und sehe zu meinem Entzücken, daß ich eine verwandte Seele in Ihnen gefunden habe. Ohne Zweifel ist Ihnen an meiner Sprache beim



Beginn dieses so ausnehmend interessanten Gesprächs etwas ganz Absonderliches aufgefallen?"

„Ich läugne nicht, Mr. Thurston, daß Ihre Sprache, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, sehr absonderlich war.“

„Klar, aber vieldeutig, pathetisch, aber launig, poetisch zugleich und vielumfassend, prosaisch und doch voll tiefen Gefühls — da haben Sie meine Natur, die Offenherzigkeit nicht zu vergessen, welche ich an Jedermann, besonders aber an denen, welche ich gerne heirathen möchte, anbetungswürdig finde.“

„Sie dehnen also diesen Wunsch auf eine Mehrzahl aus?“ fragte Julia mit böshafem Lächeln.

„Gewiß, wer tugendhafte Neigungen im Busen trägt, wird eine Vereinigung mit der Tugend wünschen, wo Letztere nur immer zu finden seyn mag. Tugend und mein tägliches Brod, das ist meine Lösung, Miß Julia.“

„Das beweist in der That, daß Sie ein Freund der Offenheit sind, Mr. Thurston — wie aber das Taschentuch?“

„Nun denn, Miß Julia, da ich sehe, daß Sie selbst so aufrichtiger Natur sind, so werde ich nicht minder offenherzig seyn. — Dieses Taschentuch gehört Ihnen, nicht wahr?“

„Allerdings, Sir. Ich werde wohl schwerlich ein Toilettestück tragen, das nicht mir gehörte.“

„Edler Stolz der Unabhängigkeit! Also, Miß Monson, mir war, als ob die Besitzerin eines solchen Taschentuchs an Poesie — d. h. am Fluge der Phantasie — das ist an Beredsamkeit und Pathos, gepropft auf Leidenschaft und Gefühl, wenn ich so sagen darf — Gefallen finden müsse.“

„Ah, jetzt glaube ich Sie zu verstehen, Sir. Sie wollen sagen, gesunder Menschenverstand habe Ihnen bei der Besitzerin eines solchen Taschentuchs übel angebracht geschienen?“

„Weit gefehlt, anbetungswürdige junge Dame; mir schien gerade hier Poesie, Beredsamkeit und Schwung der Phantasie am



wirkfamsten aufgeboten. Was ich im Sinne habe, läßt sich durch eine ganz einfache Rechnung verständlichen. Aber Sie wollen vielleicht nichts vom Rechnen hören? — Die Damen haben in der Regel einen Widerwillen gegen die Ziffern.“

„Ich mache hierin eine Ausnahme, Mr. Thurston, und bitte deshalb, mir die ganze Sache ohne Rückhalt auseinander zu setzen.“

„Sie verhält sich ganz einfach also, Ma'am. Dieses Taschentuch kostet seine vollen hundert Dollars —“

„Einhundert und fünf und zwanzig,“ verbesserte Julia rasch.

„Alle Wetter!“ dachte Tom, „was für ein reicher alter Narr muß doch ihr Vater seyn! Ich will sie nicht aufgeben und da Schöngelsterei und Sentimentalität bei ihr nicht sehr in Gnaden zu stehen scheinen, so laßt's uns einmal mit der Offenheit versuchen — giebt's ja doch Weiber, welche nur auf solche Bursche versessen sind, die gleich mit der Thür in's Haus fallen und diese muß wohl auch darunter gehören. — Einhundert und fünf und zwanzig Dollars sind ein schön Stück Geld,“ fuhr er wieder laut fort, „zu sieben Procent betragen die Interessen allein ein und drei viertel Thaler und, Ankaufspreis nebst Wäsche und so weiter dazu geschlagen, mag dieses Taschentuch jährlich auf zwei Thaler kommen. Allein bei dem Wechsel der Mode, der Abnützung und sofort wird das Ding keine fünf Jahre halten und so steigert sich die Jahresausgabe auf sieben und zwanzig Dollars. Nun wollen wir Ihr Vermögen zu fünfzigtausend Thalern annehmen, Miß Julia —“

Hier hielt Tom inne und warf einen neugierigen Blick nach der jungen Dame, in der Hoffnung, über diesen Punkt etwas Genaueres zu erfahren. Julia hatte Mühe, an sich zu halten, war aber gleichwohl entschlossen, dieser „Offenherzigkeit“ ganz auf den Grund zu kommen.

„Gut, Sir,“ gab sie zur Antwort, „nehmen wir's, wie Sie sagen, zu fünfzigtausend Dollars an.“

„So würden die Zinsen dreitausend fünfshundert Dollars be-



tragen. Sieben und zwanzig mit hundert und dreißig multiplicirt“ — hier zog Tom seinen Bleistift hervor und fing an zu rechnen — „gibt gerade dreitausend einhundert und fünfzig, also noch etwas mehr als der ganze Betrag der Interessen. Dreitausend fünfhundert Dollars gewähren aber, wenn man Steuern, Lasten, Einbußen und dergleichen in Abzug bringt, bei dem sichersten Grundstock nicht mehr als dreitausend netto. Setzen wir nun den Fall einer Heirath und werfen dem Manne nur tausend Thaler Taschengeld aus, so kommt das Ausgabenbudget auf zweitausend jährlich, d. h. auf weniger denn hundertmal so viel als das Halten eines einzigen derartigen Taschentuchs kostet, herunter, und wenn Sie vollends Miethzins, Feuerung, Victualien und andere Lebensbedürfnisse einrechnen, so sehen Sie selbst, meine theure Miß Monson, daß sehr viel Poesie darin liegt, für ein Taschentuch eine so bedeutende Summe auszugeben.“

„Ich glaube Sie zu verstehen, Sir, und werde mich bemühen, aus der Lehre Nutzen zu ziehen. Da man meiner bedarf, so werden Sie mich für jetzt entschuldigen, Mr. Thurston — ich höre meines Vaters Tritte in der Halle“ — so nannte Julia gleich andern Manhattanestinnen einen Gang oder Vorplatz von fünf Fuß Breite — „und will Sie also an ihn verweisen.“

Diese letzten Worte sollten bloß ihre Entfernung aus dem Zimmer entschuldigen; Tom aber nahm sie wörtlich und figürlich zugleich.

### Achtzehntes Kapitel.

Da Tom eine Heirath gewissermaßen als Beförderungsmittel zu betrachten gewöhnt war, so rechnete er allerdings nicht ganz ohne Sinn: das „ich will Sie an meinen Vater weisen“ bedeute von Seiten der jungen Dame so viel wie eine Einwilligung und beschloß daher, diese herrliche Konstellation auf der Stelle zu benutzen.



Zu allem Glück trat Mr. Monson nicht augenblicklich in's Zimmer und unser Ehrenmann hatte zuvor noch einige Muße, um seine Gedanken zu sammeln.

Wie gewöhnlich nahmen diese die Form eines stillen Selbstgesprächs folgenden Inhalts an.

„Die Sache macht sich famos,“ schmunzelte Tom. „Ich weiße Sie an meinen Vater — nun, das nenne ich einmal kurz und bündig gesprochen. Aber ich wollte doch, der Kamm wäre ihr ein wenig geschwollen, als ich bloß von fünfzigtausend Dollars sprach. Beim Licht besehen, ist es eigentlich eine verdammt geringe Summe, um sein Glück damit zu machen. Ja, wenn ich für mich selbst schon festen Fuß in der Gesellschaft gefaßt hätte, so möchte es noch angehen; allein für einen Burschen, der sich erst durch Diners, schöne Pferde &c. in die Höhe bringen muß, ist es ein wahrer Bettel. Ich werde freilich durch die Monson's Connerionen erlangen und diese sind, zwar nicht ganz, aber doch beinahe eben so gut als Geld, wenn sich's darum handelt, einem Burschen auf die Beine zu helfen; die schlimme Seite davon ist nur, daß die lieben Verwandten auch essen und trinken. Gewiß kostet mich diese Monson'sche Sippschaft meine guten fünfshundert Dollars des Jahres. Davon geht aber freilich auch wieder ab, was wir bei ihnen ersparen. — Hätte ich doch mit einer größeren Zahl auf den Busch geklopft; am Ende war es gar nur Bescheidenheit von ihr. Die Weiber sind mitunter bescheiden trotz dem Teufel. Doch da kömmt der Alte; nun gilt's das Eisen zu schmieden, so lange es warm ist.“

„Guten Morgen, Mr. Thurston,“ sagte Papa Monson, der sich nicht wenig zu wundern schien, um drei Uhr einen solchen Gast in seinem Hause zu sehen. „Wie! allein mit meiner Tochter zierlichem Taschentuche? Das muß eine langweilige Gesellschaft seyn.“

„Unter diesen Umständen keineswegs, Sir! Einem Liebenden ist jeder Gegenstand angenehm, welcher der Geliebten gehört.“

„Liebender — Geliebte! dies sind ja ernste Worte, Mr. Thurston



— ich hoffe, sie sind Ihnen nur in einem Anfluge von Galanterie ent schlüpft.“

„Keineswegs,“ schrie Tom und plumpete auf seine Kniee, ungefähr wie ein Schuljunge, der schlecht memorirt hat, in seiner Noth an den unrechten Vers kommt — „anbetungswürdiger Engel — ich bitte um Verzeihung, Mr. Monson“ — mit diesen Worten erhob er sich und bürstete sich abermals sorgfältig die Kniee — „ich bitte um Verzeihung; mein Inneres ist so verwirrt und aufgereggt, daß ich kaum weiß, was ich sage.“

„So scheint's in der That, sonst würden Sie mich nicht für ein zwanzigjähriges Mädchen ansehen. Werden Sie so gut seyn, mir diese Sache zu erklären?“

„Gewiß, mein Herr! — ich bin verwiesen.“

„Sie sind verwiesen? was wollen Sie damit sagen?“

„Gar nichts, mein Herr, als daß ich verwiesen bin — ich fordere keinen Dollar, auf Ehre, Sir. Ihr liebenswerthes Gemüth, ihre reizende Person ist Alles, was ich suche und ich bedaure nur, daß sie so reich ist. Ach, ich würde der glücklichste Junge von der Welt seyn, Mr. Monson, wenn die englische Julia keinen Cent im Vermögen hätte.“

„Die englische Julia wird Ihnen unendlich verbunden seyn, Mr. Thurston; jetzt aber lassen Sie uns ernstlich von der Sache reden. Was habe ich unter Ihrem „verwiesen seyn“ zu verstehen?“

„Ganz einfach, daß mich Miß Julia in ihrer Antwort auf meine Bewerbung an Sie, mein Herr, verwiesen hat.“

„Das soll also heißen, daß Ihre Bewerbung von ihrer Seite her angenommen wird?“

„Nichts anderes; sie gab vor wenigen Minuten ihre Zustimmung in einem so himmlischen ‚Ja,‘ wie es nur je von den Purpur lippen der Liebe kam.“

„Dies kommt mir aber in der That so ganz unerwartet, Sir, Das gestickte Taschentuch.



daß Sie mir erlauben müssen, meine Tochter einen Augenblick zu sprechen, ehe ich eine entscheidende Antwort gebe.“

Damit verließ Mr. Monson das Zimmer und Tom begann abermals zu denken.

„Ja,“ meinte er, „am Ende geht noch Alles vortrefflich. Dies ist das erste Mal, daß ich bis zum Vater gelangt bin, obgleich ich jetzt schon sechs und zwanzig Mädchen meine Hand angeboten habe. Mit solch einem Papa heißt es gleichsam einen Handel für's ganze Leben schließen. Ich weiß nicht, aber mit dem Dollar bin ich am Ende zu weit gegangen, wiewohl es zur Regel gehört, im Anfang uneigennützig zu scheinen, wenn man sich auch nachher wie der Satan um die Kapitalien wehrt. Laß doch sehen, was besser ist — soll ich ihm jetzt schon auf den Zahn fühlen oder die nächste Unterredung abwarten? Einige Winke zur rechten Zeit könnten jedenfalls nicht schaden. Es giebt solche alte Philister, welche bei Lebzeiten nichts aus den Klauen lassen wollen und gar noch behaupten, es müsse unser Ginem, der sich nicht einmal selbst erhalten kann, Wunder was für Vergnügen machen, ihre Töchter durch „Industrie,“ wie sie es nennen, zu ernähren. Ich bin so industriös als ein junger Mensch nur seyn kann und schulde jetzt gleichwohl den Betrag meines Kosttisches seit sechs Monaten. Nein — nein — ich will ihm lieber gleich zu Leibe gehn und eine Demonstration machen, wie Napoleon es nannte.“

Die Thüre ging auf und mit gerötheten Wangen und etwas strengem Blicke, doch immer noch ruhig in Ton und Haltung, trat Mr. Monson ein; Julia hatte ihm in zehn Worten Alles erklärt.

„Jetzt glaube ich in dieser Sache ganz im Reinen zu seyn, Mr. Thurston,“ begann der Vater im vollkommensten Geschäftstone; „Sie wünschen meine Tochter zu heirathen?“

„Errathen, Sir, und ste mich — d. h. so weit sich dieß mit der zarten Scheu weiblicher Gefühle verträgt.“



„Eine sehr passende Einschränkung. Und Sie wurden verwiesen?“

„Ja, Mr. Monson, diese trostreichen Worte haben meine Ohren erquickt — ich wurde verwiesen. (Bei Seite) Der alte Pinsel liebt ein Bißchen Aufschneiderei so gut wie ein Mädchen.“

„Und Sie wollen sie ohne einen Cent nehmen, wie Sie sagen?“

„Sagte ich wirklich so? — nicht doch, Dollar war das Wort, wenn ich nicht irre. Von Cents kann zwischen Ihnen und mir wohl kaum die Rede seyn.“

„So mag's also beim Dollar bleiben. Sie haben meine Einwilligung, Sir, aber unter einer Bedingung.“

„Sprechen Sie, Sir. Nennen Sie fünf oder sechs auf einmal, mein theurer Mr. Monson — Sie sollen sehen, wie ich sie erfüllen werde.“

„Es genügt an der einen. Wie viel Vermögen glauben Sie, daß ein Paar, wie Sie und meine Tochter, beim Eintritte in die Welt nöthig hat, um glücklich zu werden? Nennen Sie mir eine Summe, welche nach Ihrem eigenen Erachten hiefür genügt.“

„Wie viel, Sir? — Sie sind ein Muster von Großmuth, Mr. Monson! Sie wollen doch, daß wir ein anständiges Haus machen, wie es einem Gentleman und Ihrem Schwiegersohne geziemt.“

„Ich meine ein Vermögen, das euch Beiden eine freie, behagliche Existenz sicherte.“

„Natürlich Wagen und Pferde! Alles auf noblem, liberalem Fuße.“

„Auf einem Fuße, welcher geeignet ist, das Glück von Mann und Frau zu begründen.“

„Gegenseitige Achtung — eheliche Glückseligkeit — und so weiter. Ich setze voraus, die Dinners sind nicht vergessen, Sir, so wie überhaupt die Mittel, um nach ächter New-Yorker Sitte mit seinen Mitbürgern gleichen Schritt zu halten?“



„Mit einem Worte — Alles, was zu den Ausgaben eines Herrn und einer Dame von Stand gehört.“

„Unvergleichlich liberal — liberal wie der rothige Morgenschimmer! Nun denn, Sir, wenn ich auf Ihren Vorschlag ganz in dem Sinne eingehe, wie er von Ihnen gemacht wird, so möchte ich behaupten, daß Julia und ich mit hunderttausend Dollars recht behaglich leben könnten. Ja, ja, das könnten wir gewiß, vorausgesetzt, das Geld sei wohl angelegt und bestehe nicht bloß aus luftigen Kapitalien.“

„Nun, Sir, es freut mich, daß wir einander so gut verstehen. Ist meine Tochter wirklich geneigt, sich mit Ihnen zu verbinden, so bin ich bereit, die Hälfte dieser Summe zu geben, sobald Sie mir nachweisen können, daß Sie im Stande sind, den Rest voll zu machen.“

„Mein Herr! — Mr. Monson!“

„Ich meine, wir setzen Beide Dollar gegen Dollar.“

„Ha! ich verstehe, was Sie meinen, Sir. Aber, Mr. Monson, das hieße eine gesellschaftliche Verbindung zur Wette, zum Spiel herabwürdigen, einen schmutzigen Handel damit treiben. Nein, Sir — nichts wird mich je vermögen, dieses ehrwürdige Institut durch solch ärmliche Bedingungen zu erniedrigen.“

„Dollar um Dollar, Mr. Thurston!“

„O du heiliger Ehestand! — Es heißt die bessere Hälfte unserer Natur antasten!“

„Nehmen und geben!“

„Das Sakrament des Ehe auf gleiche Linie stellen mit dem schändlichen Feilschen um einen Hund oder ein Pferd!“

„Hälfte um Hälfte!“

„Mein ganzes Wesen empört sich gegen eine solche Entweihung, Sir! — Ich will mit einer Mitgift von fünfundsiebzigtausend Dollars zufrieden seyn, und damit sey die Sache abgemacht.“



„Gleichheit, Mr. Thurston, ist die Grundlage einer glücklichen Ehe.“

„Sagen Sie fünfzigtausend Dollars, Mr. Monson, und wir wollen nicht länger darum streiten. Lassen Sie nur wenigstens diesen Gesichtspunkt eines schönen Handels fahren, so will ich selbst vierzigtausend gelten lassen.“

„Nicht einen Heller, für den Sie nicht einen aus Ihrem Beutel darauf legen.“

„Dann, mein Herr, wasche ich meine Hände in Unschuld; wenn der armen jungen Dame das Herz brechen sollte, so ist mein Gewissen wenigstens rein von Verbrechen. Nie soll man von Thomas Thurston sagen: er habe sich so weit vergessen, daß er um ein Weib feilschte.“

„So müssen wir uns also trennen und die Verhandlung wird sich zerschlagen.“

Tom erhob sich mit Würde und schritt bis zur Thüre. Die Hand schon auf der Klinke, gab er noch sein Ultimatum: „Ehe ich zugebe, daß das Lebensglück eines so reinen und lieblichen Wesens geopfert werde, will ich lieber selbst jedes mit der Ehre irgend verträgliche Opfer bringen — ich nehme sogar dreißigtausend Dollars, Mr. Monson.“

„Nach Ihrem Gefallen, Sir, aber so, daß Sie dreißigtausend Dollars aus Ihrem Vermögen dagegen setzen.“

„Meine Natur empört sich gegen diesen Vorschlag, und somit guten Morgen, Sir.“

Tom räumte nun wirklich das Feld und Papa Monson brach in ein so herzliches Lachen aus, daß man wohl sah, wie sehr ihn das Gelingen seiner Kriegeslist erfreute.

„Da rede mir einer von Scylla und Charybdis!“ begann Tom wieder in seinem Selbstgespräch, als er mit seinen fehlgeschlagenen Plänen allein war, und den Schweiß dieser Krise von der Stirn wischte. — „Wo Teufel glaubt denn der alte Narr, daß ich fünfzigtausend Dollars hernehmen soll wenn er sie mir nicht erst giebt? Hat man je von einem so verrückten alten Pinsel ge-



hört? Da ist ein junger Bursche, der ihm seine Tochter um dreißigtausend Dollars — um das halbe Geld, kann man sagen — abnehmen will und der alte Narr schwagt noch davon, ich solle Cent um Cent aus meinem eigenen Beutel daneben legen. Ich wußte bis jetzt noch gar nicht, was dieses Cent um Cent zu bedeuten hat. Laß sehen — ich besitze gerade zweiunddreißig Dollars sechsundneunzig Cent, und hätten wir auch um Kupfermünzen gespielt, ich würde es doch nicht länger als eine halbe Stunde ausgehalten haben. Aber mit einer Moral habe ich dem alten Knicker aufgetrumpft, wie er sie sein Lebtag nicht gehört hat! Nun, da es hiemit vorbei ist, will ich mich wieder an meinen alten Schatz, des Gewürzkrämers Tochter machen, und lassen mich Kleider und Schnurrbart ganz im Stiche, so muß ich eben mein bißchen Latein und Griechisch hervorsuchen und New-York mit Boston vertauschen. Es heißt, einem Burschen, der die Klassiker ein bißchen los habe, seyen dort ein dreißig- bis vierzigtausend Dollars so sicher, wie die Semmel auf dem Laden. Hätten doch meine Alten einen Schulmeister aus mir gemacht; ich ginge mit dem ersten Boote davon. Zum Henker auch — als ich bis zu dreißigtausend Dollars herunterging, dachte ich, würde er trotz einem Hechte anbeißen. Er kann nun lange warten, bis er wieder Gelegenheit findet, sie so wohlfeil los zu werden.“

Damit hatte der Liebeshandel zwischen Thomas Thurston und Julia Monson sein Ende erreicht. Die Letztere hatte einen solchen Widerwillen gegen mich gefaßt, daß sie kaum einen schicklichen Anlaß erwarten konnte, um mich Mlle. Hennequin unter dem Vorwande anzubieten, daß sie bei dieser ein lebhaftes Verlangen nach meinem Besitze entdeckt habe. Adrienne sträubte sich anfangs etwas gegen das Geschenk wegen des Preises, der für mich bezahlt worden war; zuletzt aber nahm sie es in sichtbarer Bewegung an. Wie viel Thränen hat das gute Kind über mich vergossen, als wir zum ersten Mal allein beisammen waren! Ich dachte, das Herz müßte ihr brechen, und es möchte wohl wirklich etwas der



Art geschehen seyn, wenn nicht Julia zur guten Stunde mit einer launigen Schilderung der Scene zwischen ihrem Vater und dem Anbeter dazwischen gekommen wäre.

An demselben Abend fand der Ball Statt und ging mit großem Glanze vor sich, ohne daß übrigens meine Wenigkeit dabei erschienen wäre, da Adrienne mit vollem Rechte glaubte, ich würde für ein Mädchen in ihrer Lage kein schicklicher Begleiter seyn. Nach amerikanischen Begriffen war dies freilich nicht ganz richtig; denn in diesem Lande der Freiheit schießt sich jedes Ding für Jedermann, sobald er sich verschaffen kann; allein Adrienne war nicht in einem Lande der Freiheit aufgewachsen und ihr schien es nothwendig, ihren Anzug in einige Uebereinstimmung mit ihren Mitteln zu bringen. Daß ich eine Art von Adelsdiplom abgab und durch mein Auftreten selbst in der Brust einer Rathsherrntochter Gefühle des Neids zu erregen vermochte, — davon ließ sich das gute Kind nichts träumen.

Wer mein Nichterscheinen auf dem Balle am wenigsten bemerkte, war Betts Shoreham, dessen Aufmerksamkeiten für Adrienne an diesem Abend so unverhohlen waren, daß selbst in Mrs. Monson's Brust eine Ahnung der Wahrheit zu dämmern begann.

Der Tag nach dem Balle war ein Tag der Aufklärungen. Adrienne bekannte, wer sie war, erzählte meine Geschichte und machte Herrn Monson mit ihrem Verhältniß zu Shoreham und mit dessen Bewerbung bekannt. Ich war bei der Unterredung zugegen und bin es der Wahrheit schuldig, zu gestehen, daß Mrs. Monson sich in ihren Erwartungen allerdings ziemlich getäuscht zeigte. Doch war ihr Benehmen durchaus edel und einer Dame von Erziehung und von Grundsätzen würdig. Adrienne ward von allen Seiten zugesprochen, Betts Bewerbungen anzunehmen, und ihre Skrupel hinsichtlich der Vermögensungleichheit wichen allmählig vor Mrs. Monson's einbringlichen Gründen.

„Welch ein Kontrast zwischen jenem sauberen Mr. Thurston und unserer Adrienne!“ bemerkte Mrs. Monson kurz nach jener



Unterredung in einem tête-à-tête gegen ihren Gatten. „Dort der Mann, der, ohne selbst einen Heller zu besitzen, unsere Tochter haben will, — hier ein armes Mädchen, welches den Mann ihrer Wahl ausschlägt, weil sie ohne einen Heller Vermögen ist!“

„So viel thut die Erziehung, meine Liebe. Je nach den Grundsätzen, die wir in zarter Jugend eingepflanzt erhalten, werden wir eben sowohl schmutzige Egoisten, als jeder Selbstverläugnung fähig. Es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß in unserem Amerika die Glücksjägerei seit den letzten zehn Jahren Riesenschritte gemacht hat und um so ungeschelter mit ihren Anmaßungen hervortritt, als es uns mehr denn anderen Ländern [an socialen Schranken, sie abzuwehren, gebricht.“

„Aldrieune wird ohne Zweifel Mr. Shoreham heirathen; sie liebt ihn, und wenn man wirklich liebt, so pflegen Bedenklichkeiten, wie sie sie hegt, nicht gerade unüberwindlich zu seyn.“

„Oh — er ist der Mann, um Dollar gegen Dollar zu setzen. Ich wollte, sein Auge wäre auf Julien gefallen.“

„Es ist nun einmal anders gekommen und wir können es nur bedauern. Aldrieune hat schon halb und halb ‚ja‘ gesagt und ich werde ihr eine anständige Aussteuer geben, denn bei uns muß die Hochzeit sein, das versteht sich von selbst.“

Und so geschah es. Einen Monat nach jenem Tage waren Betts Shoreham und Aldrieune de la Rocheaimard Mann und Frau. Mrs. Monson veranstaltete ein hübsches Hochzeitsfest und ein paar Tage darauf nahmen die Neuvermählten von ihrem eigenen Heerde Besitz. Natürlich folgte ich der wiedergefundenen Herrin in die neue Heimath und hatte so Gelegenheit, mir die Süßigkeiten eines Honigmonats in der Nähe anzusehen.

Beinahe hätte ich vergessen, dem Leser zu sagen, daß Betts darauf bestand, Julien die hundert fünf und zwanzig Dollars, die ich gekostet hatte, zu ersetzen, wogegen Aldrieune ein anderes Hochzeitsangebinde von gleichem Werth, aber in anderer Gestalt, von



ihr empfing. — Dies geschah blos, damit Abrienne, wenn sie mich vorzeigte, sagen konnte, daß ich ihrer Hände Werk und die Spitzen, die mich zierten, ein Familienerbstück seyen. Gleichwie es verschiedene Mittel giebt, durch die einzelnen Artikel eines Ehe-Vertrags das Gewissen der Contrahenten zu beruhigen, so giebt's auch allerlei Wege, um die Stimme der verwundeten Eigenliebe zu beschwichtigen.

Taschentücher haben ihre Revolutionen so gut wie Staaten. Ich befand mich nun in meiner ersten Restaurationsperiode und obwohl ich mich vollkommen glücklich fühlte, so brachte es doch mein französisches Blut mit sich, daß mein Blick sich schon wieder auf neuen Wechsel richtete, wie denn ein Temperament, welches den Bourbonen schon zweimal ihren Thron gekostet hat, mich wohl schwerlich im ruhigen Besitze des meinigen lassen wird.

Abrienne liebt ihren Mann über Alles: aber auch ich besitze ein Plätzchen in ihrem Herzen. Selten vergeht eine Woche, ohne daß sie mich in Händen hat und oft, wenn das Gefühl ihres gegenwärtigen Glücks sie zu überwältigen droht, findet sie eine Art schmerzlicher Lust in der Erinnerung an die düsteren Stunden, in denen sie mich zu dem schuf, was ich jetzt bin. Dann fließen ihre Thränen ungehemmt und ich fühle wohl den sanften Druck ihrer kleinen, zarten Hand, wenn sie für die Seele ihrer Großmutter Gebete zum Himmel sendet oder sich für das Glück, dessen sie sich nunmehr freut, in brünstigem Danke ergießt.

Bälle und Gesellschaften sind fürder nicht mehr die Glanzpunkte meines Lebens; es beschränkt sich vielmehr ausschließlich auf die verschwiegenen Räume des Closets, wo die Liebenden die köstlichen Augenblicke zärtlicher Vertraulichkeit genießen. Weit entfernt, mein stilles Loos zu beklagen, muß ich vielmehr dankbar anerkennen, daß kaum je ein Individuum meines Geschlechtes höher begünstigt war als ich, dessen Tage wohl eigentlich im Schooße der Unschuld und Herzens-einfalt hinsfließen.

Einmal erst, seit dem ich bei meiner neuen ‚Herrin‘ bin — bei einer



de la Rocheaimard kann nämlich von dem plebejischen Baas und Baasin nicht die Rede sein — bekam ich in der Person von Klara Caverly eine alte Bekannte zu Gesicht. Sie ist eine entfernte Verwandte Shorehams und wurde bald mit ihrer neuen Cousine vertraut. Eines Tages sah sie mich auf einem Tische liegen und rief, nachdem sie mich genauer betrachtet hatte:

„Zwei Dinge setzen mich hier in Erstaunen, Mrs. Shoreham — daß Sie überhaupt eines dieser Dinge hier besitzen“ — ich muß gestehen, diese Bezeichnung wollte mir nicht recht gefallen — „und dann, daß ich gerade dieses Tuch bei Ihnen finde.“

„Wie so, chère Klara?“ — Wie klang doch dieser Name so reizend in dem Munde meiner Gebieterin gegen das schnarrende Klarry!

„Nun, einmal steht es Ihnen sonst nicht ähnlich, für ein so zweckloses, prunkendes Ding so viel Geld auszugeben — und dann gleicht dieses Dingelchen einem Tuche, welches einst einer meiner Bekannten gehörte — das arme Kind! ihr sind jetzt die Mittel zur Verschwendung benommen! Natürlich kann hier blos von einer Aehnlichkeit die Rede sein, da —“

„Nein, nein, Sie haben recht gesehen, Klara — es ist in der That dasselbe Tuch. Aber für mich ist es nicht ein Puzartikel, sondern ein Freund.“

Der Leser kann denken, wie ich mich hier in die Brust warf. Es galt eine Ehre für die Gattung, eine Ehre, welche meiner Stellung insbesondere einen Grad von Würde ertheilte, der meiner Eigenliebe höchlich schmeichelte. Klara's Miene aber drückte unverholenes Erstaunen aus.

„Ich werde Alles erklären,“ fuhr Mrs. Shoreham fort. „Dieses Taschentuch ist meine eigene Arbeit und mir wegen der Erinnerungen, die sich daran knüpfen, unendlich theuer.“ Adrienne erzählte dann die ganze Geschichte und auch Klara Caverly wurde nun meine Freundin, wie ich wohl sagen darf. Ja, diese Klara, welche mich früher nur mit Gleichgültigkeit oder gar mit Widerwillen angesehen hatte, küßte mich jetzt, während ihre Thränen auf



mich fielen, und seitdem habe ich auf diese Weise der Reihe nach alle Vertrauten meiner Gebieterin erobert.

Nicht so gut erging es mir aber bei der Welt. Dort erregte mein plötzliches Verschwinden nicht minderes Aufsehen, als mein Auftreten in ihr veranlaßt hatte. Tom Thurstons Bemühungen um Miß Monson hatten den Neid und folglich die Aufmerksamkeit aller andern Glücksjäger der Stadt rege gemacht; natürlich konnte also das plötzliche Abbrechen seiner Bewerbung nicht unbemerkt bleiben. Aber man weiß ja, wie geschickt diese Herren ihren Rückzug zu maskiren wissen. Tom erklärte, der alte Herr habe abgebrochen, als die Sache bis auf den Punkt der Mitgift gediehen sey; er habe das Mädchen gern gesehen und sie deshalb mit fünf und siebenzigtausend Thaler nehmen wollen, aber der Alte sei zu keinem höheren Gebot als dreißigtausend zu bringen gewesen. „Auf solch ein Gebot,“ meinte Tom, „konnte natürlich kein Mann von Ehre eingehen. Ein Mädchen mit solch einem Taschentuche mußte von Rechts wegen ihre vollen Hunderttausend mitbringen und ich bin nicht der Mann, den man mit halben Maasregeln abspeist. Der Alte ist ein ausgemachter Narr. Das Tuch ist nicht mehr zu sehen; sie haben den Schild eingezogen und werden nun hoffentlich gewißigt sein und ein andermal vernünftiger Saiten aufziehen.“

Einen Monat später war auch Tom verheirathet. Ich hörte John Monson die Einzelheiten dieser ergötzlichen Geschichte in Shoreham's Bibliothekzimmer — wo ich zu meinem großen Vergnügen gewöhnlich verweile, da ich in die Bücher ganz vernarrt bin — unter lautem Lachen preisgeben. — Tom hatte, wie es scheint, sein Auge auf die Tochter eines Spezereihändlers von bekanntem Wohlstande geworfen, traf aber hier mit einem Ritter seines eigenen Ordens zusammen, welcher, um den lästigen Nebenbuhler los zu werden, das Augenmerk des guten Tom auf eine andere Dulcinea, die Tochter eines Fleischers, zu lenken wußte, deren Vater eben

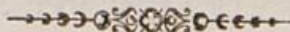


sein Geschäft aufgegeben hatte, um sich irgendwo im Mehrgerlande ein schönes Haus zu bauen.

„Das ist ein Mädchen für Dich,“ sprach der falsche Freund, „Du weißt, alle Fleischer sind reich und denken nicht eher an's Bauen, als bis ihre Säcke das Geld nicht mehr fassen können. Das macht, weil sie immer nur zusammenscharren und nichts ausgeben. Denke nur, wie hoch das Rindfleisch in den letzten Jahren stand und dann leben diese Leute vom Geruch der Döfenviertel. Ich sage Dir, Tom, das ist Dein Mädchen. Nur dem Alten ein Wischen den Bart gestrichen und eine halbe Million kann Dir, wenn Du Deine Zeit abwartest, nicht entgehen.“

Tom sprang mit gleichen Füßen in die Schlinge. Er schmeichelte dem Alten, erhielt Zutritt in der Familie, eroberte im Nu alle Herzen, erklärte sich nach kaum vierzehn Tagen, wurde angenommen und hielt Hochzeit, ehe ein Monat verging. Zehn Tage darauf blieben die Subsidien vom schwiegerväterlichen Hause aus — das Geld war geschmolzen, der Herr Papa hatte seine Zahlungen eingestellt. Es scheint, der würdige Schlächter hatte bei einem der Schwindelgeschäfte, in welche das halbe Land verwickelt war, gleichfalls die Hand im Spiele gehabt.

Meister Tom steckte in einer garstigen Klemme. Er hatte eine Fleischerstochter geehlicht und dieß war hinreichend, ihm jede Thüre auf Broadway und in der Bondstreet zu verschließen. Anstatt auf den Schultern seiner Frau in gute Gesellschaft emporzusteigen, sah er sich durch sie an den Schöffen darauszogezogen. Und für All dieß nicht einen rothen Heller Vermögen! Ihre leeren Taschen hielten seinen leeren Taschen das Gleichgewicht; die Zukunft bot eine trostlose Aussicht. Tom berieth sich mit einem Rechtsgelehrten über eine Scheidungsklage auf den Grund „betrügllicher Vorspiegelungen;“ ja, er war sogar dazu bereit, diesen Punkt zu beschwören. Aber es war nichts zu machen; die Heirath genügte allen gesetzlichen Erfordernissen und Tom — wanderte nach Texas.





# Samuel Warren.

---

In unserem Verlage sind nunmehr vollständig erschienen:

## Samuel Warrens gesammelte Werke.

---

Aus dem Englischen von Dr. Carl Kolb.

---

I—V. Band.

---

193 Bogen in Schillerformat.

---

Inhalt:

**I. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes,**  
vollständig in achtundzwanzig Erzählungen:

1. Der angehende Arzt. 2. Der Krebs. 3. Der Zahnarzt und der Komiker. 4. Das Sterbebette eines Gelehrten. 5. Die Vorbereitung auf eine Parlamentsrede. 6. Das Duell. 7. Liebeswahnwitz. 8. Das gebrochene Herz. 9. Das Opfer der Schwindsucht. 10. Der gespenstische Hund. 11. Der Fälscher. 12. Der Wüstling. 13. Der Tod am Puktsch. 14. Der umgedrehte Kopf. 15. Die Gattin. 16. Leichenraub. 17. Der Befessene. 18. Der Philosoph als Märtyrer. 19. Der Staatsmann. 20. Eine leichte Erkältung. 21. Reich und Arm. 22. Der ruinirte Kaufmann. 23. Die vom Blitz Getroffene und der Boxer. 24. Die Büßerin. 25. Die Frau des Baronets. 26. Mutter und Sohn. 27. Der Kaufmannsdiener. 28. Der Verderber. □

**II. Warrens im Jahr 1842 neu erschienenen Roman: Zehntausend Pfund Renten,** oder die Geschichte des Sir Littlebat Titmouse und der Familie Aubrey; beide Bücher in einer durchaus vollständigen, dem Originale treuen Uebertragung.

---



### Zu beziehen

- 1) heftweise, in 25 Heften mit zehn Stahlstichen, deren jedes 7 $\frac{1}{2}$  Sgr. — 27 fr. rh. — 24 fr. G.M. kostet.
- 2) handweise, in fünf Bänden, die folgende Preise haben:
- |         |         |        |        |       |     |        |        |      |
|---------|---------|--------|--------|-------|-----|--------|--------|------|
| Band I. | 1 Thlr. | 5 Sgr. | fl. 2. | 6 fr. | rh. | fl. 1. | 45 fr. | G.M. |
| „ II.   | 1 „     | 5 „    | „ 2.   | 6 „   | „   | 1.     | 45 „   | „    |
| „ III.  | 1 „     | 5 „    | „ 2.   | 6 „   | „   | 1.     | 45 „   | „    |
| „ IV.   | 1 „     | — „    | „ 1.   | 48 „  | „   | 1.     | 30 „   | „    |
| „ V.    | — „     | 25 „   | „ 1.   | 30 „  | „   | 1.     | 15 „   | „    |
- 3) mit einemale, vollständig, zu 5 $\frac{1}{3}$  Thlr. — fl. 9. 36 fr. rh. — fl. 8. — G.M. — Mit den 10 Stahlstichen 11 fl. 6 fr. — 6 $\frac{1}{6}$  Thlr. — fl. 9. 15. fr. G.M.

Wir erlauben uns, vorzugsweise die verehrlichen Abnehmer unserer Ausgabe von **Coopers Romanen** auf **Samuel Warrens Werke** aufmerksam zu machen, die wir der deutschen Lesewelt zum erstenmale vollständig und in einer den übrigen Classikern gleichförmigen Sammlung übergeben haben. Wer sich mit den berühmten Namen der neueren englischen Literatur, mit **Bulwer, Marryat, Boz, Cooper** u. A. befreundet hat, wird den Verfasser der „**Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes**“ nicht missen können und ihn an nachhaltigem Interesse jenen Vorgängern mindestens gleichstellen: namentlich versprechen wir aus der Erzählung: „**Behntausend Pfund Renten**“, die hier zum erstenmale deutsch erscheint, einen Genuß, der sich schon in der kurzen Zeit seit ihrer Vollendung vielfach erprobt hat.

Auf dem angehängten Blatte geben wir aus beiden Werken eine Druck- und Papierprobe.

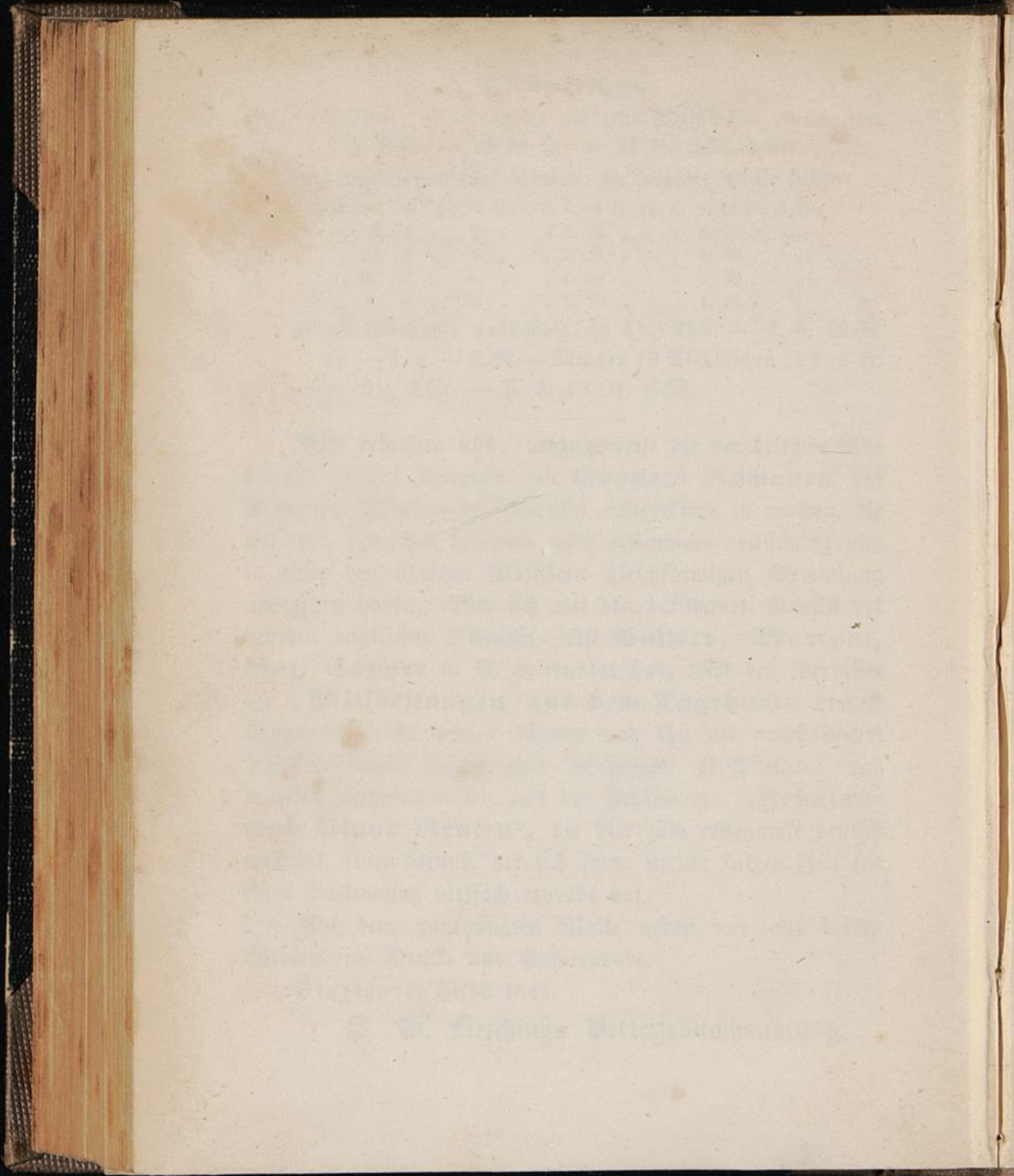
Stuttgart, Herbst 1844.

S. G. Lieschings Verlagsbuchhandlung.

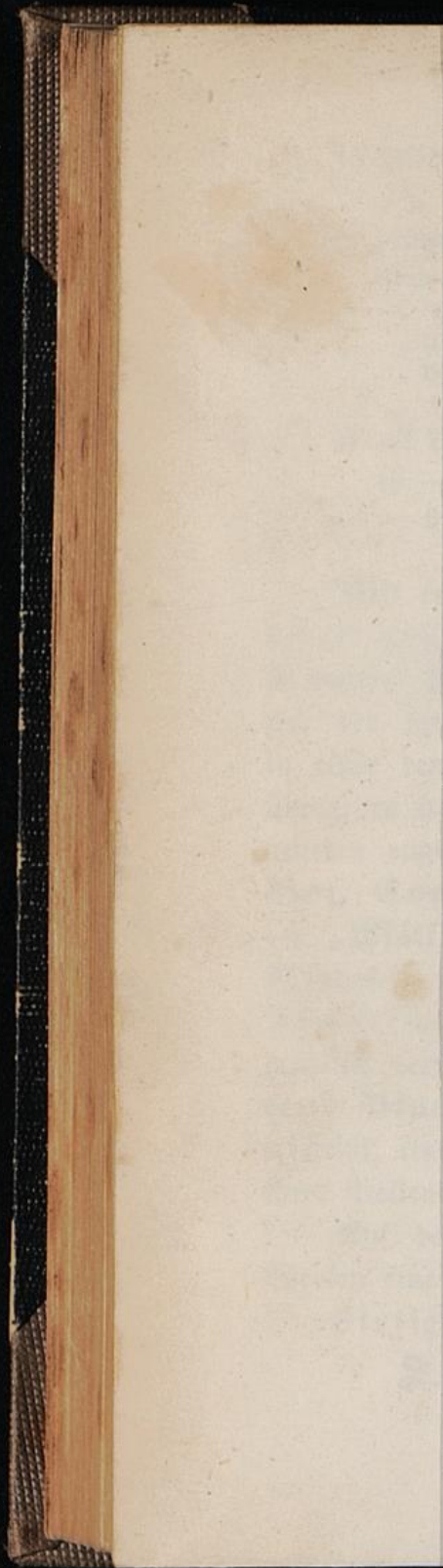












Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

**TIFFEN** Color Control Patches © The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
Light Blue	Light Cyan	Light Green	Light Yellow	Light Red	Light Magenta	White	Light Brown	Light Grey
Dark Blue	Dark Cyan	Dark Green	Dark Yellow	Dark Red	Dark Magenta	White	Dark Brown	Dark Grey







